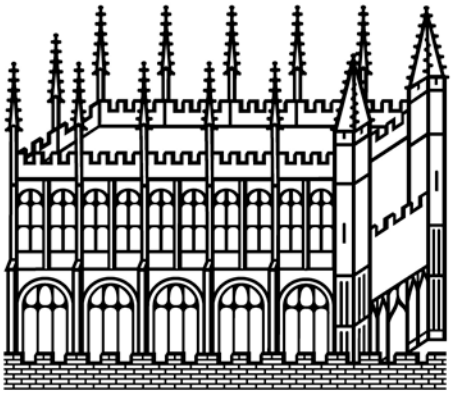


Bodleian Libraries

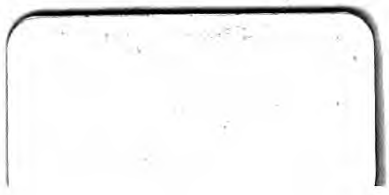
UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks

This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.



Geschichte

der

Englischen Litteratur

von

Bernhard ten Brink.

Erster Band.

Bis zu Wiclifs Auftreten.

BODL: LIBR
FOREIGN
PROGRESS

Berlin,
Verlag von Robert Oppenheim.
1877.

Verlag von **H. Hartung & Sohn** in Leipzig.

ITALIA. Herausgegeben von **Karl Hillebrand** in Florenz. Band I—III. gr. 8°. Preis für den Band: geh. 8 Mk., geb. 9 Mk.

Inhalt des Band I (1874):

Vorwort des Herausgebers. — I. Die italienische und die deutsche Kirchenpolitik. Ruggero Bonghi. — II. Die Franzosen in Sicilien. 1674—1678. O. Hartwig. — III. Das Meiersystem in Toscana. Sidney Sonnino. — IV. Notizen über Lionardo da Vinci. Herman Grimm. — V. Abseits der Schienenwege. Reiseeindrücke. A. Gallenga. — VI. Manzoni's „Verlobte" und der historische Roman in Italien. Angelo de Gubernatis. — VII. Ueber den Umlauf des Papiergeldes in Italien. Carlo Fontanelli. — VIII. Metrische Uebersetzungen. a. Aus dem Italienischen des Giusti. Paul Heyse. b. Aus dem Deutschen. A. Guerrieri Gonzaga. — IX. Die literarische Bewegung in Italien seit 1848. G. Barzellotti. — X. Uebersicht der politischen Lage Italiens im Jahre 1874. Karl Hillebrand.

Anhang: **Italiana vom deutschen Büchermarkt.**

Inhalt des Band II (1875):

I. Die philosophische Bewegung Italiens seit 1860. F. Fiorentino. — II. Das Collegio del Cambio zu Perugia. A. von Reumont. — III. Die nationalökonomischen Schulen Italiens und ihre Controversen. Luigi Luzzatti. — IV. Die Malernester in den Sabinerbergen. Woldemar Kaden. — V. Odoardo Beccari's wissenschaftliche Reisen, 1865—1874. Enrico Hillyer Giglioli. — VI. Die römische Campagna. Raffaele Pareto. — VII Neuere Machiavelli-Literatur. Wilhelm Lang. — VIII. Die Sila in Calabrien. Bonaventura Zumbini. — IX. Das italienische Theater seit 1848. Yorick. — X. Metrische Uebersetzungen. a. Aus dem Italienischen Zendrini's und Carducci's. Julius Schanz. b. Aus dem Deutschen. Goethe's Römische Elegien. A. Guerrieri Gonzaga. — XI. Der Säugling. Eine toskanische Geschichte. Heinrich Horner. — XII. Uebersicht der politischen Lage Italiens. K. Hillebrand.

Inhalt des Band III (1876):

I. Die Reform der italienischen Universitäten. Franz Boll und Corrado Tomma fo-Crudeli. — II. Rom als Hauptstadt des Königsreichs Italien 1871—1876. Carlo Levi. — III. Die Bergbaugesetzgebung in Italien. Carlo Fontanelli. — IV. Ueber die geistige Nahrung des italienischen Volkes. Paolo Lioy. — V. Die Streitfrage über die italienische Sprache. N. Caix. — VI. Ueber florentinische Kunst der Gegenwart. Adolph Bayersdorf. — VII. Die Eisenbahnen in Italien. Vilfredo Pareto. — VIII. Zur Erinnerung an Philipp Joseph von Rehfues als Vermittler zwischen dem geistigen Leben Deutschlands und Italiens. Alexander Kaufmann. — IX. Metrische Uebersetzungen. a. Aus dem Italienischen des Giacomo Leopardi. Paul Heyse. b. Aus dem Deutschen. Sieben Kapitel aus Heine's Atta Troll. G. Chiarini. — X. Uebersicht der politischen Lage Italiens. K. Hillebrand.

Anhang: **Vom italienischen Büchermarkt.**

Band IV. soll im September d. J. ausgegeben werden.

Die Bedeutung dieses Jahrbuches, das als hochwürdiges Quellenwerk jedem für italienische Cultur sich Interessirenden unentbehrlich ist, wird allseitig widerspruchslos anerkannt. Von nachstehenden Journalen liegen der Verlagshandlung, zum Theil wiederholte und sehr ausführliche, Besprechungen vor:

Allgemeine Zeitung (Augsb.) — Blätter für literarische Unterhaltung — Deutsche Blätter — Deutscher Reichs-Anreiger und K. Preuss. Staats-Anzeiger — Deutsche Rundschau — Deutsche Warte — II Diritto — L'Epoca — Die Gegenwart — Jenaer Literaturzeitung — Illustrirte Zeitung — Im neuen Reich — Kölnische Zeitung — Leipziger Zeitung — Literarisches Centralblatt — Magazin für die Literatur des Auslandes — Mecklenburgische Zeitung — The Nation — National-Zeitung — Neue Freie Presse — L'Opinione — L'Opinione Nazionale — Der Oesterreichische Oekonomist — La Perseveranza — Die Presse — La Revue critique — Die Romanzeitung — The Saturday Review — Schwäbischer Merkur — Spenersche Zeitung — Trübner's Record — Ueber Land und Meer — Weser-Zeitung.

Geſchichte der Engliſchen Litteratur.

Geſchichte

der

Engliſchen Litteratur

von

Bernhard ten Brink.

Erſter Band.

Bis zu Wiclifs Auftreten.

Berlin,

Verlag von Robert Oppenheim.

1877.

269. - 10.

Ueberſetzungsrecht vorbehalten.

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Frederick J. Furnivall,

dem Kenner und Verehrer

der

großen Dichter seiner Nation,

dem unermüdlichen, erfolgreichen Forscher

und

selbstlosen Förderer deutscher Mitforschung,

in treuer Freundschaft

zugeeignet.

Vorwort.

Die Schrift, deren ersten Band ich hiermit an die Oeffentlichkeit gebe, verfolgt einen doppelten Zweck. Einmal sucht sie das historische Verständniß der englischen Litteratur überhaupt zu fördern, zweitens dasselbe weiteren Kreisen, zunächst in Deutschland, zu erschließen.

Die Rücksicht auf diese „weiteren Kreise", deren Theilnahme ich für einen ihrer gewiß nicht unwürdigen Gegenstand zu gewinnen hoffe, hat von meinem Buch Manches ausgeschlossen, was der Jünger der Wissenschaft, und sogar Einiges, was auch der Meister ungern darin vermissen wird.

Der Anfänger bedarf eines Leitfadens zur Orientirung in dem Labyrinth der Litteratur über die Litteratur, und ein solcher wird ihm hier nicht geboten; der Kenner wird zu erfahren wünschen, auf welche Beweisgründe die hier vorgetragenen Ansichten sich stützen, und dieses Verlangen wenigstens nicht überall befriedigt finden.

Beiden Bedürfnissen hoffe ich in einem besondern Schriftchen zu genügen, welches unter dem Titel „Grundriß zur Geschichte der Englischen Litteratur" in demselben Verlag wie das gegenwärtige Werk erscheinen und, an die hier gegebene Darstellung auf's engste sich anschließend, gleichwohl ein selbständiges, an sich verständliches Ganze bilden wird.

Gründe mannigfacher Art haben mich bestimmt, das vierte Buch dieser „Geschichte", welches mit Chaucers Tod seinen Abschluß findet, nur zum Theil dem vorliegenden ersten Band einzuverleiben. Es ergibt sich hieraus ein Verhältniß der Kreuzung zwischen höheren und niederen Einheiten, etwa dem Fall vergleichbar, wo eine dramatische Scene aus einem Act in den folgenden sich fortsetzt, indem der sich hebende Vorhang uns die Personen auf der Bühne in derselben Lage zeigt, worin der fallende sie unserm Blick entzog.

Die zahlreichen Proben aus Dichtungen und Prosawerken — besonders aus ersteren — die ich in Uebersetzung mittheile, werden meinen Lesern hoffentlich willkommen sein. Mit Ausnahme der aus Greins „Dichtungen der Angelsachsen" entnommenen, sowie der vier Strophen auf S. 201 f., rühren die Uebersetzungen von mir her.

Weiteres hinzuzufügen scheint mir unnöthig. Was mein Buch etwa Gutes hat, mag für sich selbst reden; die Kritik im voraus auf die Mängel desselben aufmerksam zu machen, kann nicht in meiner Absicht liegen.

Straßburg i. E., im März 1877.

Der Verfasser.

Erſtes Buch.

Vor der Eroberung.

Longað þonne þý læs, þe him con leóða worn
oððe mid hondum con hearpan grêtan,
hafað him his gliwes giefe, þe him god sealde.

Gnomica Exon. III, 170.

I.

Erſt längere Zeit nach der Anſiedlung der engliſchen Stämme auf britiſchem Boden beginnt die engliſche Litteratur ſich zu entfalten. Gleichwohl fehlt es ihr nicht an Denkmälern, welche, ihrem weſentlichen Gehalt nach der vorlitterariſchen Zeit entſtammt, auf eine Epoche zurückweiſen, wo die deutſchen Eroberer Britanniens, ſei es ganz, ſei es theilweiſe, noch ihre frühere Heimath bewohnten. Spärlich und ſchillernd iſt das Licht, welches jene älteſten Erzeugniſſe der engliſchen Muſe über die urſprünglichen Wohnſitze, die anfänglichen Staats- und Stammesverhältniſſe der ſpäteren Engländer verbreiten. Um ſo deutlicher ſpricht aus dieſen Dichtungen Geiſt und Sitte eines Volkes, welches das Meer wie den Acker pflügte, Kampf und Beute liebte und ſich am Heldenruhm berauſchte, der in der Methhalle von den Lippen des Sängers floß.

Hiſtorie und Sage bezeichnen als die urſprüngliche Heimath der Engländer die kimbriſche Halbinſel und den ſüdlich anliegenden Theil des Feſtlandes öſtlich von der Elbe. Dort ſaßen ſie in verſchiedene kleinere Völkerſchaften getheilt: im Norden die Jüten, ihnen ſich anſchließend die Angeln, deren Namen die Landecke zwiſchen Flensburgfjörd und Schlei bewahrt, weiter ſüdwärts herrſchte der weithin verbreitete Name der Sachſen. Es war ein hochſtrebendes, unternehmendes Geſchlecht, geſtählt durch unausgeſetzten Kampf mit dem Meere, deſſen Nähe ihnen oft furchtbar wurde. Furchtbar zumal im Frühjahr und beim Eintritt des

Herbstes, wenn unter dem Drange wilder Stürme der Wasserschwall mit reißender, zerstörender Gewalt über die niedere Küstengegend sich ergoß. Langwierig und strenge war die Herrschaft des Winters, der die Fluthen in „Eisfesseln" schlug. Wie eine Erlösung wirkte daher der Einzug des Sommers, wenn milde Lüfte vom Meere her wehten, das im Strahl der Sonne freundlich erglänzte.

In solcher Gegend bildete sich der Mythus von Beowa, dem Heros, der den Meerriesen Grendel bezwingt und im Kampfe mit dem feuerspeienden Drachen — auch dieser eine Personification des Meeresungestüms — den Tod gibt und empfängt. Doch nicht ewig währt der Tod des Beowa. Ist er doch nur eine verjüngte Gestalt Freas, des lichten Gottes der Wärme und Fruchtbarkeit, dessen goldborstiger Eber den Helm englischer Krieger schmückte.

Nicht blos mit den Elementen wurde gekämpft. Häufig führte der Krieg Angeln, Sachsen und Jüten gegen einander oder gegen Nachbarstämme in's Feld. Im Frühjahr, wenn die Stürme sich gelegt hatten, lockte das Meer zu Kriegs- und Raubfahrten. Da war die See ein befreundetes Element trotz ihrer Schrecken, und muthvoll vertraute man sich dem Schiff an, dem „Sundfahrer", dem „Seeholz", das „einem Vogel gleich, schaumhalsig" auf dem Wege der Schwäne und der Walfische dahinglitt. Nahe waren die dänischen Inseln, die Küste Skandinaviens. Auch auf die Nordsee wagte man sich hinaus und suchte die deutsche Küste bis zur Rheinmündung heim. Dort begann das Römergebiet. Noch weiter ging oft die waghalsige Fahrt die Gestade entlang, wo belgische und gallische Völkerschaften unter römischer Herrschaft lebten. Da wurde zur rechten Hand Britannien sichtbar, das seine glänzenden Kreidefelsen bis nah an die gallische Küste vorschiebt. Für ein völker- und heerdenreiches Land galt es, durch uralte Stammesgemeinschaft und Cultusgeheimnisse mit Gallien verknüpft. Seltsame Sagen belebten die Wasserstraße zwischen Insel und Festland. Dumpfe Stimmen wurden allnächtlich an der armorika-

nischen Küste vernommen, wenn der Todtenschiffer seinen überfüllten Kahn nach dem jenseitigen Ufer lenkte.

Auch Britannien gehorchte seit Agricolas Tagen den Römern. Römische Heerstraßen durchkreuzten das Land, eine Anzahl Städte mit Tempeln, Bädern, Säulengängen waren entstanden, in denen die stolze Sprache des Eroberers erklang. Hier wie in Gallien war für die deutschen Seeräuber der Reiz zur Plünderung mächtiger als die Furcht vor dem römischen Namen. Im Laufe des vierten Jahrhunderts machten die Sachsen mehr als einen Angriff auf die britannische Küste. Schrecken ergriff die eingebornen Briten wie die römischen Eroberer. Die auch im Norden — hier von keltischen Barbaren — bedrohte Reichsgewalt raffte sich noch einmal auf, als in Theodosius ein kraftvoller Statthalter nach Britannien kam. Die Angriffe der Sachsen wurden abgewehrt, die Picten und Scoten bis zum Forth zurückgedrängt. Es war das letzte Aufflackern eines Lichtes vor dem Erlöschen. Im Anfang des fünften Jahrhunderts drang die germanische Welt mit Macht auf das römische Reich ein. Rom selbst wurde von den Westgothen mit Plünderung überzogen. Die in Britannien stationirten Legionen wurden zurückgerufen. Den von Picten und Scoten sowie von den deutschen Barbaren her drohenden Gefahren hatten die Briten jetzt nur noch ihre eigene Kraft entgegen zu setzen.

Die Bewegung, welche fast alle germanischen Völker ergriffen hatte, riß nun auch die englischen Stämme, nicht mehr blos einzelne Schaaren und Gefolgschaften, mit sich fort. Ein mächtiger Strom der Auswanderung begann — namentlich gegen die Mitte des Jahrhunderts — von der kimbrischen Halbinsel und der Elbmündung her über Britannien sich zu ergießen. An der Südostspitze der Insel anfangend, ergriff die Einwanderung im Laufe eines Jahrhunderts den größern Theil der Südküste und die Ostküste bis zum Forth.

Je weiter die Deutschen vordrangen, desto stärker wurde der Widerstand, auf den sie stießen. Zwar hatten die Römerheere

Britannien verlassen; allein die Briten hatten in Folge der Fremdherrschaft nur einen Theil ihrer ursprünglichen Kraft eingebüßt. Der Rest, der ihnen blieb, wurde durch Haß und Verzweiflung auf's äußerste angespannt. Das national-keltische Element, welches außerhalb der Städte wenig geschwächt sich erhalten hatte, raffte sich dem Germanenthum gegenüber zu neuer Energie auf; ja gelegentlich brach in der Berührung mit dem germanischen Heidenthum die heimische Religionsform aus der Hülle des Christenthums wieder hervor.

Blutig und hartnäckig war der Kampf, zumal da wo die Deutschen sich befestigten Städten gegenüber fanden, deren Einnahme ihrer unvollkommnen Kriegskunst lange nicht gelingen wollte. Von diesen wurden eine große Anzahl nach der Erstürmung eingeäschert; erbarmungslos wüthete das Schwert des Siegers oft auch gegen Wehrlose.

So wenig wie den Deutschen fehlte es den Briten an heldenmüthigen Führern. Wallisische Bardenlieder, deren angebliches Alter freilich den Verdacht einer oft tendenziösen Erfindung nicht abzuwehren vermag, feiern manche ihrer Namen. Spätere Geschichtschreibung, sagenhafter als die Dichtung, gießt auf den Namen Arthurs den ganzen Glanz aus, der die Gestalten ritterlicher Helden und mächtiger Herrscher zu umfließen pflegt, und läßt in ihm der keltischen Welt einen apokryphen Karl den Großen erstehen.

Gegen Ende des sechsten Jahrhunderts war die ganze östliche Hälfte — und mehr als die Hälfte — des Landes zwischen dem Kanal und dem Firth of Forth in den Händen der Deutschen. Eine Reihe von kleineren Staaten hatte sich gebildet, deren Zahl und Grenzen häufigem Wechsel unterworfen waren, unter denen jedoch einige durch zähere Lebenskraft und größere Bedeutung hervorragten. Das kleine Jütenreich Kent, welches den am frühsten civilisirten Theil Britanniens umfaßte und dazu bestimmt war, das englische Rom in sich zu bergen. Im Norden und Westen daran anstoßend Ost- und Südsachsen. Neben Sussex der Staat der Westsachsen, dem die Aufgabe zugefallen war, die sächsische Grenze

gegen die Kelten zu hüten und vorzuſchieben, und der die jütiſchen Anſiedlungen in ſeinem Schooß bald abſorbirte. Weiter nördlich die angliſchen Reiche: Oſtangeln nördlich von Eſſex, Bernicien zwiſchen Forth und Tees, ſpäter Deira zwiſchen Tees und Humber, von denen die beiden letztern Staaten bald ſelbſtändig, bald zu einem nordhumbriſchen Reich vereinigt erſcheinen. Das Gebiet der Mittelangeln ſüdlich vom Humber bildete den Kern des ſpäteren Merciens, welches auf Koſten ſämmtlicher Nachbarreiche, zumal der britiſchen, zum ausgedehnteſten der germaniſchen Staaten in Britannien erwuchs, der faſt das ganze Mittelland umfaßte und im Süden und Weſten auch ſächſiſche Stämme in ſich ſchloß. Nicht ſelten gebot der merciſche König auch über das kleine Mittelſachſen mit dem gewaltigen London darin, welches zu andern Zeiten wiederum eine Art ſtädtiſcher Republik bildete.

Beinahe alle dieſe engliſchen Reiche entſtanden durch die Verbindung kleinerer Gebiete, wie ſie von Schaaren kriegeriſcher Anſiedler nach und nach in Beſitz genommen waren. Bei der Verſchmelzung zu einer höhern Einheit beſtanden dann jene urſprünglichen Gebiete vielfach als Bezirke (scir) des neugebildeten Reichs fort, während ihre Vorſteher den Namen ealdorman, d. i. Fürſt, Herr, zu tragen fortfuhren, der die deutſchen Häuptlinge bei ihrem erſten Auftreten in Britannien überhaupt bezeichnet. Die an die Spitze der einzelnen Reiche tretenden Fürſten aber wurden zu Königen.

Die Einführung des Königthums, einer altgermaniſchen, aber nicht bei allen deutſchen Stämmen durchgedrungenen Inſtitution, bildet wohl die wichtigſte Veränderung, welche das Verfaſſungsleben des engliſchen Stammes in Folge ſeiner Ueberſiedlung nach Britannien erfuhr. Im Uebrigen erhielten ſich im Weſentlichen die politiſchen Einrichtungen der Heimath, welche — da ſie der militäriſchen Gliederung des Volksheeres entſprachen und wie dieſe urſprünglich auf der natürlichen Gliederung der Geſchlechter und Familien beruhten — ſich leicht von einem Boden auf den andern verpflanzen ließen. So finden wir in England dieſelbe Verthei-

lung des Bodens, dieselben Gau- oder Hundertschafts- und Gemeindeverbände wie in Deutschland, dieselbe Rangabstufung von Edeln (eorlas), Freien (ceorlas), Hörigen und Sklaven. Aber auch dasjenige Institut fehlt nicht, welches aus Tacitus*) lebendiger Schilderung als ein vorzugsweise germanisches sich uns eingeprägt hat, und das den Keim in sich trug zu einer vollständigen Zersetzung des germanischen Volksstaats: das Gefolgschaftswesen.

Der Fürst, namentlich der durch Ansehen und Tapferkeit hervorragende, ist von einer Schaar vornehmer Jünglinge umgeben, die sich ihm persönlich zum Dienst verpflichtet haben. Sie sind seine Gefährten, seine Degen (þegnas, d. i. Knaben, Diener); ihr höchster Ehrgeiz ist, den ersten Platz in seinem Gefolge einzunehmen, wie es für den Fürsten ehrenvoll ist, ein zahlreiches Gefolge tapferer Jünglinge zu haben. Im Frieden gereichen sie ihm zur Zierde, im Kriege zum Schutz und zum Ruhm. Denn sein Leben im Kampfe zu beschützen ist ihre heiligste Pflicht, Nichts gilt für so schmachvoll, als den Herrn in der Noth zu verlassen, oder auch nur, wenn er gefallen, lebend vom Kampfplatze zu weichen. Und der Glanz, der von den Heldenthaten der Gefolgsmänner ausgeht, umstrahlt das Haupt ihres Fürsten. Sie kämpfen für ihn, wie er für den Sieg kämpft.

Aus der Kriegsbeute theilt der Herr seinen Degen Geschenke aus: Rosse, Waffen, Spangen.

Auch Land und Gut konnte er ihnen zum Lohn für geleistete Dienste verleihen, und die englischen Könige belohnten ihre Degen gerne in dieser Weise, die ihnen zugleich deren Dienst für die Zukunft sicherte. Manches Stück des ursprünglich der Gesammtheit angehörigen Gebiets wurde so unter Zustimmung des Reichsraths an Einzelne veräußert, verwandelte sich aus folcland in bôcland (d. h. verbrieftes, urkundlich verliehenes Land). Mit der königlichen Macht in Wechselwirkung steigerte sich das Ansehen

*) Germania, Cap. 12. 14.

der Königsdegen. Die Diener des königlichen Hauswesens wurden allmählich große Würdenträger des Reiches. Ihr politischer Einfluß nahm stetig zu. In der Reichsversammlung (witenagemôt, Versammlung der Weisen) bildeten die — mit Grundbesitz reich ausgestatteten — Königsdegen ein stehendes und sehr bedeutendes Element.

So erwuchs im Laufe der Zeit in den englischen Reichen ein Dienst- und Besitzadel, in dessen Kreis zwar manche der Gemeinfreien aufgenommen wurden, dessen Existenz aber den Stand der Keorle als Ganzes herabdrückte und auch den Geburtsadel in den Schatten stellte.

Wie die Könige im Großen, so thaten kleinere Herren in kleinerm Maßstabe. Das Dienstverhältniß in Verbindung mit Verleihung oder Verpachtung von Grundstücken griff in immer weitern Kreisen um sich. Allmählich gelangte man zu dem Grundsatz, daß Jeder einen Herrn haben müsse.

Da nun ein Grundstück unter beliebigen Bedingungen verliehen werden konnte, z. B. mit der Verpflichtung der Heeresfolge, so waren die Keime des Feudalwesens vorhanden, und diese entwickelten sich stetig, wenn auch langsamer als auf dem Continent.

Zur Zeit der normannischen Eroberung waren sie noch nicht zur vollen Entfaltung gelangt; der altenglische, auf die Verbindung freier, waffenfähiger Männer gestellte Volksstaat war zwar arg erschüttert, jedoch nicht umgestürzt.

Machte der politische Einfluß des Gefolgschaftswesens sich erst im Laufe der Zeit in größerm Maße geltend, auf ethischem Gebiet muß von Anfang sein Einfluß höchst bedeutend gewesen sein. Auf dem Schlachtfelde gelangte die Idee des Comitats zu voller Verwirklichung und zwar zu einer solchen, die sowohl die kriegerische Leidenschaft wie die Gefühle der Pietät, der Anhänglichkeit und Treue steigern mußte. Diese Gefühle aber, die keinem germanischen Stamm fremd sind, äußerten sich bei den englischen Stämmen früher als bei andern in einer besonders zarten und innigen Weise. Es hängt dies mit der Art ihres Gefühlslebens überhaupt zusammen.

Die Tiefe und Nachhaltigkeit der Empfindungen erſcheint hier begleitet von einer gewiſſen Weichheit des Gemüths, einer Neigung zur Gefühlsſchwärmerei, welche der rückſichtsloſen Wirklichkeit gegenüber leicht den Charakter der Melancholie annimmt. Merkwürdig contraſtirt dieſe Seite ihres Weſens mit dem unbändigen Mannestrotz, der die Gefahr verachtet und dem Tod entgegenlacht; doch entſpringt Beides ſchließlich derſelben Wurzel, dem Uebergewicht, das die Mächte des Gemüths im innern Leben des Germanen behaupten. Woher es freilich komme, daß jene Weichheit, welche in neuerer Zeit und noch vor kurzem für ein Erbtheil der Deutſchen im engern Sinne galt, im Alterthum unſerer Geſchichte beſonders den engliſchen Stamm kennzeichnet, dürfte ſchwer zu erklären ſein. Kaum zweifelhaft aber ſcheint es, daß der Keim zu dieſer Eigenſchaft ſchon vor der Bekehrung zum Chriſtenthum und vor der Niederlaſſung in Britannien bei ihm vorhanden war, wenn auch erſt das Chriſtenthum ihn zur vollen Entfaltung führte.

Der Cultus der Wanengottheiten, der in alter Zeit bei den ingävoniſchen Völkern beſonders heimiſch war, ſcheint zu jener Richtung des engliſchen Gemüthslebens wohl zu ſtimmen. Freundliche, wohlwollende Götter ſind die Wanen, deren Leben und Herrſchaft mit der Sommerzeit zuſammenfällt. Auf das Meer wie das Land erſtreckt ſich ihr ſegensreicher Einfluß, der den Menſchen die Fülle der nothwendigen Güter und den friedlichen Genuß derſelben verleiht. Bei dem Eintritt des Winters verſchwinden, ſterben ſie, einen geheimnißvollen Schauer zurücklaſſend; im Frühjahr aber kehren die ſehnſuchtsvoll erwarteten zurück.

Tacitus*) berichtet von der Verehrung der Nerthus, deren Namen eine Meergottheit andeutet, die aber von ihm als Terra mater bezeichnet wird. Auf einer Inſel im Ocean lag ihr Heiligthum, wo ihr Symbol, der Wagen, von einem Gewande verhüllt, gehütet wurde. Der Stammvater der Ingävonen aber, Ing iſt

*) Germania, Cap. 40.

Niemand anders als Frea, der ursprünglich die männliche Seite des durch Nerthus als Weib vertretenen Wirkungsprincips darstellt.

Götter von zum Theil sehr verschiedenem Charakter waren in Folge der Berührung mit andern germanischen Völkergruppen bei den Ingävonen eingeführt oder doch zu höherm Ansehen gelangt. Auch sie hatten nach Vorgang der Istävonen den Sturmgott Woden, in dem die Leidenschaftlichkeit des germanischen Wesens, das siegreiche Vordringen der germanischen Heerschaaren, aber auch die Regsamkeit im Element des Geistes sich verkörpert, als den obersten der Götter zu verehren gelernt. Auf Woden führten die englischen Königsgeschlechter ihren Stammbaum zurück. Auch der Cultus des im Stammesheiligthum der Herminonen mit knechtischer Demuth verehrten wilden Schwertgottes Tiw, dessen Name an den altarischen Himmelsgott gemahnt, war ihnen nicht fremd. Unter dem Namen Saxneat (Schwertgenoß) steht Tiw als Wodens Sohn an der Spitze der Stammtafel der Könige von Essex mit Nachkommen, deren Namen die Thätigkeit des Gottes in den verschiedenen Phasen der Schlacht bezeichnen. Ebenso wurde Thunor, der Gewittergott, bei ihnen verehrt, der Bekämpfer der Riesen und Ungeheuer, der Förderer des Ackerbaues, dessen Heldenthaten das in die Schlacht rückende Heer in Liedern feierte.

Wie das Staatswesen, so mag auch die Religion der englischen Stämme durch ihre Uebersiedlung nach Britannien zunächst nur wenig Veränderung erfahren haben. Wahrscheinlich ist es, daß die Eroberung nicht nur die irdische, auch die himmlische Monarchie auf festere Grundlage stellte, daß sie das Ansehen Wodens als des obersten der Götter erhöhte. Galt doch Woden wohl auch ihnen — wie den skandinavischen Völkern, denen vielleicht sie seinen Cultus vermittelt hatten — für den Gott der Cultur, für den Erfinder der Runen. Als dem weisen Lenker der Schlachten, der den englischen Heeren unter ihm selbst entstammten Führern den Sieg verliehen, gebührte ihm vor allen Göttern Dank.

Einige ältere Gottheiten mochten allmählich in Vergessenheit gerathen, ihre Attribute auf andere Götter übertragen werden,

oder gewisse Seiten ihres Wesens unter jüngern Namen in Gestalt göttlicher Heroen fortleben.

Vor allem aber wurden Heroen zu Helden. Die Zeit der Völkerwanderung ist ja diejenige, wo durch Verschmelzung von Mythus und Geschichte die Heldensage zur Entwicklung gelangt.

II.

Von allen deutschen Stämmen, welche sich innerhalb der Grenzen des römischen Reichs niederließen, befand sich der englische in der für die Erhaltung seiner Sprache und nationalen Eigenart günstigsten Lage. Viel weniger tief als in Gallien oder Hispanien hatte das Römerthum in Britannien seine Wurzeln geschlagen; nach der Entfernung der römischen Legionen hätte in dem Lande, wäre es sich selbst überlassen geblieben, das keltische Wesen, das außerhalb der Städte fast ungeschwächt fortlebte, wieder die Oberhand gewinnen müssen. In ihrer alten Heimath waren die englischen Völkerschaften kaum je mit Römern in directe Berührung getreten. Was ihnen an Culturerzeugnissen und Culturanregungen von Rom oder Byzanz her durch Vermittlung anderer deutscher Stämme zugegangen, war zwar nicht ohne Einfluß geblieben, hatte jedoch den organischen Verlauf ihrer nationalen Entwicklung nicht in neue Bahnen zu lenken vermocht. War doch sogar das wichtigste Bildungselement, das in alter Zeit aus dem Süden nach Germanien gedrungen war, das römische Alphabet, in den Händen der Deutschen ein Werkzeug zur Bethätigung nationaler Sitte, zur Steigerung nationaler Eigenart geworden. In ihrer Gestalt vielfach verändert, mit deutschen Namen versehen, hatten einfache Lautzeichen sich mit der Hülle des Geheimnisses, des Symbols umkleidet (Runen) und wurden vorwiegend zu religiösen Zwecken verwandt. In Britannien aber führten keine Gründe politischer Klugheit die deutschen Eroberer wie in andern Provinzen des Reichs zum Anschluß an römische Traditionen; keine von römischer Bildung durchtränkte heimische Bevölkerung lebte

dort mit den Einwanderern vermiſcht, bereit ihnen dieſe Bildung zu vermitteln. Nur ſtumme Zeugen, Denkmäler römiſcher Kunſt und Induſtrie, ſprachen zu ihnen von der Größe des Volks, an deſſen Stelle ſie getreten waren. Die wenigen lateiniſchen Wörter, die zu jener Zeit in die engliſche Sprache drangen, z. B. strǽt, ceaster, coln, laſſen erkennen, welche unter den Schöpfungen der antiken Welt am mächtigſten in den Vorſtellungskreis der Eroberer traten.

Bedeutender war auf die Dauer der Einfluß keltiſcher Elemente; doch auch hier lehrt die Sprachforſchung, daß ein geiſtiger und gemüthlicher Verkehr in den erſten Jahrhunderten zwiſchen Briten und Sachſen nicht ſtattfand. Wie wäre ein ſolcher auch möglich geweſen während eines Kampfes, bei dem es ſich weniger um Unterwerfung als um Ausrottung oder Vertreibung handelte? — Was während der ältern Perioden der Sprachbildung aus dem keltiſchen Wortſchatz in den engliſchen floß, beſteht vorwiegend aus Namen von Flüſſen und Bergen, dazu einige Bezeichnungen von Haus- und Arbeitsgeräth und dergleichen.

Sprache, Sitte, Staatsweſen, Religion, Alles behielt in den engliſchen Reichen zunächſt altdeutſchen Charakter.

Die Sprache, die, ſoweit unſere Kunde zurückreicht, ſich ſelbſt als Englisc bezeichnet, — wie der nationale Geſammtname der Eroberer Angelcyn, Angelnvolk lautet — zerfiel in eine Anzahl von Dialekten, deren Eigenthümlichkeit und Grenzen erſt in ſpäterer Zeit für uns beſtimmtere Geſtalt annehmen. Doch ſcheint es, daß wir für die Periode, die uns beſchäftigt, im Anſchluß an die drei Hauptſtämme eine angliſche, ſächſiſche und jütiſche Mundart vorausſetzen dürfen. Die angliſche herrſchte im Norden und im größern Theil des Mittellandes, die ſächſiſche in den meiſten Gebieten des Südens, die jütiſche gelangte namentlich in Kent zur Ausbildung. Am entſchiedenſten prägte ſich der Gegenſatz zwiſchen Nordangliſch und Sächſiſch aus, während der altkentiſche Dialekt in einigen Beziehungen dem angliſchen, im Ganzen dem ſächſiſchen näher zu ſtehen ſcheint. Im Verlauf der Zeit hat der Gegenſatz zwiſchen Nord und Süd ſich verſchärft, wobei im Kentiſchen manche

Sondereigenthümlichkeit zu Tage getreten iſt; im Mittelland aber, wo Angliſches und Sächſiſches zuſammentrafen, hat ſich allmählich eine gemiſchte, vermittelnde Mundart entwickelt, die eine große Mannigfaltigkeit von Varietäten umfaßt.

Zu den Dialekten des niederdeutſchen Feſtlandes, dem Frieſiſchen, dem Niederſächſiſchen behauptet die engliſche Sprache trotz ihrer an Wechſelfällen reichen Geſchichte noch jetzt die engſte Verwandtſchaft. Mit andern urſprünglich naheſtehenden Stämmen, die jetzt das obere Deutſchland bewohnen, hat ſich dagegen der ſprachliche Zuſammenhang ſtark gelockert. Mächtig erwies ſich an dieſen die von dem Wechſel der Wohnſitze ausgehende Wirkung, wie denn der Lautproceß, der ſeit dem ſiebenten Jahrhundert die hochdeutſchen Mundarten von den niederdeutſchen ſcharf zu ſondern begann, auf die ſüdliche Hälfte des Landes beſchränkt blieb.

Gegen Ausgang des ſechſten Jahrhunderts beſaßen die engliſchen Stämme noch keine Litteratur. Die Verwendung ihrer Runen war eine beſchränkte: auf Stäbe, Trinkhörner, Schwerter, Schmuckſachen u. ſ. w. ritzte man einzelne Zeichen oder kurze Sätze, Sprüche, Zauberformeln ein. Beim Looſen hob man drei Runenſtäbchen auf's Gerathewohl auf und deutete ihren Sinn, durch das Geſetz der Allitteration geleitet, dichteriſch aus.

Geſetz und Recht, Mythus und Sage, Geſchichte und Lebensweisheit wurden auf dem Wege mündlicher Ueberlieferung in poetiſchen Sprüchen oder in fluthendem Geſange fortgepflanzt. In hohem Anſehen ſtand die Kunſt, „richtig gebundene (d. h. allitterirende) Sprüche zu finden", und „die Rede klug und gewandt zu führen". Hohe Luſt weckte der von Saitenſpiel begleitete Geſang: dem Feſtmahle durfte er nicht fehlen.

Es wartete ein Kämpe auf,
Der einen hochvollen Alekrug in ſeinen Händen trug
Und klaren Süßtrank ſchenkte. Ein Sänger ſang bisweilen
Heiter in Heorot: da war der Helden Jubel ...*)

*) Beówulf, 494 ff. Die mitgetheilten Proben ſind der Ueberſetzung Greins entnommen.

oder:

Da war Sang und Klang zuſammen drinnen
Vor Healfdenes Heerkampfweiſer;
Das Luſtholz ward gegriffen, Lied oft angeſtimmt,
Wenn die Hallfreude Hrothgars Sänger
Längs den Methbänken melden ſollte.*)

Das Luſtholz (gomenwudu oder auch gleóbeám) iſt die Harfe, wie der Spielmann ſchon damals gleóman (= gleeman) hieß. Speciellere und wenigſtens in der Folgezeit ehrenvollere Bedeutung hat das Wort scop, welches den an einem Hofe lebenden Dichter und Sänger bezeichnet. Der scop gehört zu den Degen und Heerdgenoſſen des Königs und darf ſich den Helden gleichſtellen. Seine Kunſt trägt ihm hohes Lob und reiche Gaben ein. Trotzdem ergreift ihn oft die Sehnſucht nach der Ferne, der germaniſche Wandertrieb, und von Hofe zu Hofe reiſend bringt er, überall ein gern geſehener Gaſt, neue Lieder und Kunde von fremden Völkern und neuen Ereigniſſen mit.

Ein idealer Repräſentant dieſes fahrenden Sängerthums, Widſith, d. i. Weitwanderer, genannt, iſt der Held eines alten Liedes, wohl des älteſten noch vorhandenen Denkmals engliſcher Dichtung. Es kann ſowohl für eine Verherrlichung des Standes, dem Widſith angehört, als für eine Einführung in die Völker- und Dynaſtenkunde des deutſchen Heldenalters gelten. In beiden Beziehungen verdient es unſere Aufmerkſamkeit. Der Anfang lautet:

Widſith redete, erſchloß den Hort der Worte, er der von den Männern die meiſten Stämme auf Erden, Völker bereiſt hatte: oft empfing er im Saale koſtbares Geſchenk. Sein Geſchlecht entſprang von den Myrgingen.**) Er hatte mit Ealhhilde,***) der getreuen Friedeweberin das erſte Mal den Sitz des Hrethenkönigs öſtlich von Angeln beſucht, Eormanriks,†) des

*) a. a. O. 1063 ff.

**) Die Myrginge, lat. Maurungani, welche an und öſtlich von der Elbe lebten, werden bald mit den Swäfen (den Nordſchwaben) identificirt, bald von ihnen unterſchieden.

***) Tochter des Longobardenkönigs Eadwine (Auduin) und Gemahlin Eadgilſes, des Königs der Myrginge.

†) Ermanarik, Ermenrich, König der Gothen, welche auch Hrethgothen heißen.

grimmigen Eidbrechers. Er begann da Manches zu reden: „Von vielen Männern erfuhr ich, die über Stämme geboten; es ſoll jeder Herrſcher mit guten Sitten leben, ein Eorl nach dem andern ſein Erbland verwalten, wer da will, daß ſein Herrſcherſitz gedeihen ſoll. Ätla*) herrſchte über die Hunnen, Eormanrik über die Gothen, Becca über die Baninge, über die Burgunden Gifica.**)

Es folgt eine lange Reihe von Namen ſagenberühmter Könige und ihrer Völker, Hiſtoriſches und Erdichtetes, auch Mythiſches, Früheres und Späteres dicht bei einander. Zum Schluß erfahren wir von den Heldenthaten des Angelnkönigs Offa im Kampfe mit den Myrgingen und von der langen Freundſchaft, welche die beiden Vettern Hrothwulf und Hrothgar***) hielten, nachdem ſie ihre Feinde zu Heorot beſiegt hatten.

Darauf erzählt der Sänger, welche Völker er beſucht — mehrere Namen aus dem erſten Katalog treten hier zum zweiten Male auf — und wie ſo manche Könige ſich ihm huldvoll erwieſen hätten. Von dem Burgundenkönige Guthhere (Gunther) erhielt er zum Lohn ſeines Geſangs reiche Geſchenke. Hoch preiſt er die Freigebigkeit Aelfwines (Albuins), mit dem er in Italien war. Eormanrik ſchenkte ihm einen ſehr koſtbaren Reif, den er bei der Heimkehr in's Land der Myrginge ſeinem Herrn Eadgils verehrte zum Dank für das Grundſtück, das er ihm verliehen. Neue Wohlthat erwies ihm dafür die Königin Ealhhilde, die Tochter Eadwines. Ihr Lob verkündete er weit und breit, feierte ſie als die trefflichſte der goldgeſchmückten Königinnen, welche Gaben vertheilen.

Endlich ſagt Widſith uns, wie er das ganze Gebiet der Gothen durchwandert habe, nennt die Mannen Eormanriks, welche er beſuchte, erwähnt den harten Kampf, den die Gothen beim Weichſelwald gegen die ſie bedrängenden Hunnen zu beſtehen

---

*) natürlich = Attila, Etzel.

**) Gibich (an deſſen Stelle im Nibelungenlied Dankrat getreten iſt) der Vater Gunthers.

***) Sohn des Healfdene, König der Inſeldänen. Von ihm ſowie von ſeinem Sitz Heorot erfahren wir Näheres im Beowulf.

hatten und preist die Tapferkeit Wudgas und Hamas. Dann beschließt er seine Rede — und zugleich das Gedicht — mit folgenden Worten:

> Also wandern, wie es der Menschen Geschick will, die Spielleute durch viele Lande, geben ihr Bedürfniß zu erkennen, sprechen Worte des Dankes; stets finden sie im Süden oder Norden irgend Einen, der sich auf Gesang versteht, mit Gaben nicht kargt, der vor seinen Helden seinen Ruhm erhöhen will, Mannheit üben bis Alles schwindet, zugleich Licht und Leben. Wer da Lobeswerthes wirkt, hat unterm Himmel hochfesten Ruhm.*)

Widsith ist der Sänger und Spielmann von Beruf; wir sehen, wie er dadurch zugleich Vermittler und Lehrer der Völker ist. Die Gabe des Gesangs und der Dichtung bildete aber keineswegs das Monopol irgend einer Zunft; auch Helden und Könige übten die Kunst. Von Hrothgar heißt es, daß

> Der Heerkampftheuere bald der Harfen Wonne,
> Das Lustholz rührte, bald ein Lied anstimmte,
> Wahr und kunstvoll, bald wundersame Kunde
> Nach Recht berichtete.**)

Und aus dem Leben eines spätern, geistlichen Dichters***) ersehen wir, daß auch von Bauern, ja von Freigelassenen und Hörigen Gesang und Spiel gepflegt wurde. Beim Biergelage ging die Harfe aus einer Hand in die andere.

Was aber jene Zeit wesentlich von der unsern unterscheidet: das Product der dichterischen Thätigkeit war nicht das Eigenthum, nicht die Leistung eines Einzelnen, sondern der Gesammtheit. Das Werk des einzelnen Sängers dauerte nur so lange als der Vortrag währte, persönliche Auszeichnung erwarb er sich nur als Virtuose. Das Bleibende an dem was er vortrug: der Stoff, die Ideen, ja Stil und Versmaß waren gegeben. Die Leistung des Sängers bildete nur eine Welle in dem Strom der Volkspoesie. Wer hätte zu sagen vermocht, wieviel der Einzelne zu

*) Wîdsîð, 135—143.

**) Beówulf, 2107 ff. nach Greins Uebertragung.

***) Vgl. Cap. IV. über Kädmon.

jenem Strome beigetragen, oder wo im dichteriſchen Vortrage das Erinnern aufhörte, die ſchöpferiſche Thätigkeit begann? Jedesfalls lebte das Werk des Einzelnen nur als ideeller Beſitz der Geſammtheit fort und verlor gar bald das Gepräge der Individualität.

Eine derartige Entwicklung der Poeſie ſetzt eine Zeit voraus, wo das Geſammtbewußtſein eines Volkes oder Stammes in ſeiner Einheit übermächtig iſt, wo das geiſtige Leben eines Jeden ſich von demſelben Schatze der Anſchauungen und Erinnerungen, der Mythen und Sagen nährt, wo gleiche Intereſſen jede Bruſt bewegen, das ethiſche Urtheil eines Jeden denſelben Maßſtab anlegt. In ſolchen Zeiten wird auch die Form des dichteriſchen Ausdrucks eine Allen gemeinſame, ſelbſtverſtändlich eine ernſte, feierliche, einfache ſein.

Eine eigentlich epiſche Dichtung ſcheint ſich bei den Germanen erſt in der Zeit der Völkerwanderung ausgebildet zu haben. Vorher ging hier wie überall die Herrſchaft der hymniſchen Poeſie.

In dieſer älteſten Dichtart liegen die Keime der ſpäteren poetiſchen Gattungen noch ungeſchieden beiſammen; Form, Ton und Weiſe des Vortrags aber entſprechen am meiſten unſrer Vorſtellung von lyriſcher Dichtung. In kurzen Strophen bewegt ſich das Lied fort, welches auf den Vortrag durch einen Chor, jedesfalls auf die Mitwirkung eines ſolchen berechnet iſt. Die Darſtellung, reich an Bildern, Gleichniſſen und poetiſchen Umſchreibungen, entbehrt auch da, wo epiſcher Gehalt zur Entfaltung gelangt, der Stetigkeit, Klarheit und Ruhe, welche wir vom erzählenden Stil erwarten: die Kenntniß der Begebenheit, um die es ſich handelt, wird vom Dichter vorausgeſetzt, nur einzelne Momente, die ſich ſeiner Anſchauung beſonders lebhaft eingeprägt haben, hebt er hervor. Dieſe Dichtung iſt ihrem Weſen nach Gelegenheitsdichtung: ſie begleitet die religiöſen Feierlichkeiten oder die Volksfeſte, welche ihnen ſich anſchließen, mag es ſich nun darum handeln, den Gefühlen der Trauer oder der Freude Ausdruck zu geben, Götter und Heroen zu preiſen und ihre Thaten zu verkünden oder ihre Hülfe anzurufen, mag der Geſang auf die Zukunft einzuwirken

oder ſie zu erſchließen beſtimmt ſein. Auch der Zug in die Schlacht iſt eine religiöſe Handlung und zwar die feierlichſte und heiligſte von allen: die Götter, deren heilige Zeichen dem Kriegsheer vorangetragen werden und deren Thaten man beſingt, glaubt man gegenwärtig, und in jenem Schlachtgebrüll, das „mit Worten und Schilden“ erhoben wird, hofft man die gewaltige Stimme des Donnerers zu vernehmen. Auch die Leichenfeier von Königen und Helden war mit beſtimmten Ceremonien verknüpft und von Liedern der Klage um den Gefallenen und zu ſeinem Preiſe begleitet.

Ihre vornehmſte Nahrung zog die hymniſche Poeſie aus dem Mythus.

Als nun das deutſche Heldenzeitalter anbrach, die Heldenſage ſich entwickelte, da ſtellte ſich neben die hymniſche Dichtung eine mehr weltliche, von dem Cultus losgelöſte, freiere Kunſt, in der der erwachte hiſtoriſche Sinn und der ſelbſtändiger hervortretende äſthetiſche Trieb ihre Befriedigung fanden, eine Poeſie, welche große Geſtalten und Begebenheiten der Geſchichte mit mythiſchen Vorſtellungen durchdrang und Thaten einer das menſchliche Maß überſteigenden Manneskraft, Leidenſchaften und Leiden, die ſolcher Kraft entſprachen, tragiſche Geſchicke auf einem geheimnißvollen, wundererfüllten Hintergrunde darſtellte. Mit der Heldenſage war die Epik gegeben.

Die Darſtellung gewinnt an Stetigkeit und Ruhe. Sind auch die Begebenheiten bekannt, welche der Sänger vorträgt, ſo iſt es doch gerade die Erzählung der Thatſachen, die Wiedergabe der von den dichteriſchen Geſtalten gewechſelten Reden, welche anzieht. Die eigene Ungeduld bezähmend, hat der Sänger die einzelnen Momente der Handlung in naturgemäßer Ordnung vorzuführen; dadurch ſpannt er die Erwartung ſeiner Zuhörer und erregt ihr äſthetiſches Behagen. Choriſcher Vortrag wäre dieſer Art von Dichtung eher hinderlich als förderlich. Die ſtrophiſche Form wird daher auch aufgegeben: ohne höhere Gliederung reiht ſich Vers an Vers.

Das Ganze aber iſt in ſich wohl abgeſchloſſen, ein epiſches Lied von leicht überſichtlichem Umfange, das ſelbſtverſtändlich nicht ohne Varianten im Ausdruck wiederholt wird, deſſen Anfangs- und Endpunkt jedoch ſcharf beſtimmt ſind. Selbſtändig ſteht es da, nur durch Gleichartigkeit des Stils und Tons ſowie durch Verwandtſchaft des Inhalts mit andern ähnlichen Liedern ſich berührend.

In jedem dieſer Lieder gelangt ein Moment aus dem Leben irgend eines Helden der Sage zur Darſtellung, in der Regel ein Moment von hervorragender Bedeutung, eine That, welche die ganze Kraft und Seelengröße des Helden zur Anſchauung bringt, ein Ereigniß, das eine entſcheidende Wendung ſeiner Geſchicke herbeiführt, in dem gar dieſe ſich tragiſch erfüllen. Auf Früheres wird hingedeutet, ſofern es der — man darf ſagen — dramatiſche Verlauf der dargeſtellten Action mit ſich führt; im Uebrigen werden auch hier die Antecedenzen als bekannt vorausgeſetzt.

Die Darſtellung iſt daher knapp, nur das Nothwendige wird hervorgehoben; das Hauptgewicht liegt auf den Reden, in denen die Charaktere, einfache Typen aus einem Guß, ihr Weſen und die Bedeutung der Handlung enthüllen. Ein Beiſpiel gewährt das deutſche Hildebrandslied.

Auf dieſer Stufe der Epik blieben, wie es ſcheint, die meiſten deutſchen Völker ſtehen. Erſt Jahrhunderte ſpäter, lange nach Annahme des Chriſtenthums und Durchdringung mit fremden Culturelementen ſchufen hochdeutſche Stämme unter günſtigen Verhältniſſen ein umfaſſendes Epos, das trotz ſeiner in ihrer Art einzigen Vorzüge doch den Widerſtreit nicht verleugnet zwiſchen der heidniſchen Sage, aus der es erwuchs, und der chriſtlichen Geſittung, an deren Strahl es gedieh. Den Franken in Gallien aber zwang der unmittelbare Contact mit einer alten, hoch überlegenen Cultur nicht nur eine fremde Religion, auch eine fremde Sprache auf — um dieſelbe Zeit, wo ihre weltgeſchichtliche Rolle ihren Höhepunct erreichte. Ihre alte Heldenſage ging bis auf dürftige Reminiscenzen verloren; kräftiger wirkte der alte Mythus nach, indem er

sich an Gestalten ihrer neuen großen Geschichte heftete, und so entwickelte sich in der neuen Nation eine neue Heldensage, im elften Jahrhundert zum ersten Male auch ein großartiges Epos, das jedoch der germanischen Dichtung nicht mehr angehört und in dem das heidnisch mythische Element als solches kaum noch empfunden wird.

Es gab sogar deutsche Stämme, welche in der Zeit der Völkerwanderung überhaupt zu keiner Epik gelangten. Bei den Skandinaven trat die Heldensage dem Mythus erst zur Seite, als die Formen der hymnischen Dichtung in mannigfachen Spielarten sich festgesetzt und verhärtet hatten. Die Absonderung von höherer Cultur, vom Schauplatze weltgeschichtlicher Begebenheiten, das Leben in einer Natur von großartiger Wildheit und herber Schönheit erhielten hier länger die geistige Temperatur, die dem Mythus zusagt, während sie die unbändige Leidenschaftlichkeit des Volkes steigerten.

Ein einziger deutscher Stamm erklomm in jener frühen Zeit eine höhere Stufe epischer Dichtung, eine Stufe, die in der Mitte liegt zwischen der in einzelnen Liedern lebenden Epik und dem Epos, wie es im höchsten Sinne bei den Griechen, unter weniger günstigen Bedingungen und daher weniger menschlich-schön, jedoch ebenso kräftig in Frankreich sich entwickelte. Dieser Stamm war derselbe, der Britannien eroberte.

Man denke sich das Frohgefühl des Siegers, der sich mit dem Schwerte weite, schöne Lande erkämpft, wo ein weltbeherrschendes Volk die Spuren seines Wirkens zurückgelassen. Zwischen den Trümmern ehrwürdiger Denkmäler, den geretteten Erzeugnissen ausgebildeter Kunst und verfeinerter Gesittung richtet er sich nach eigner Art und Weise in stolzer Unabhängigkeit ein. Auf einem neuen, größern Schauplatz erneuert er die Einrichtungen seiner Heimath und indem er sich selbst gleichbleibt, wächst er mit seinen größern Zwecken.

In einem nie endenden, nur zeitweilig ruhenden Kampfe, der im Süden wie im Norden geführt wird, treibt er die einheimische

Bevölkerung immer weiter nach Westen. So fühlt er sich dem Kelten überlegen trotz der höheren Civilisation, von der dieser angehaucht ist und von der der Sieger kaum merkliche, doch wirksame Anregungen erhält. Das Bewußtsein des eigenen Werthes, das stolze Vertrauen auf die eigene Kraft erstarkt an dem Stammesgegensatz.

Wie mußten sich erst die zu Königen gewordenen Häuptlinge fühlen in ihren neuen Reichen, deren Grenzen nach jedem Siege sich ausdehnten, inmitten ihrer treuen Degen, die — von ihnen reich ausgestattet, zu hohen Herren geworden — das Ansehen ihres Fürsten durch das ihre erhöhten.

An den englischen Höfen mußte sich allmählich eine feinere Sitte, ein festes Ceremoniell ausbilden. Der Lebensgenuß, obgleich noch recht ursprünglicher Art, nahm doch etwas edlere Formen an. Die idealste Seite desselben bildete die Poesie. Wo nun das ganze Leben an Werth und Bedeutung gewonnen hatte, war der Dichtung die Aufgabe gestellt, dieses Leben selbst nicht nur in seinen erschütternden Momenten, sondern auch in alltäglichen Einzelheiten abzuspiegeln, die Dinge, Vorgänge, Umgangsformen, an denen man sich in der Wirklichkeit erfreute, im Bilde wiederzugeben.

So entwickelte sich im sechsten Jahrhundert bei den englischen Stämmen die epische Darstellung der Heldensage zu jener Fülle, Ausführlichkeit und Anschaulichkeit, die für uns mit dem Begriffe des Epos unzertrennlich verbunden ist.

Jene Aeußerlichkeiten aber, jene kleinen Details des Lebens, welche die Poesie darstellt, ziehen gerade dadurch an, weil sie mit bedeutenden Thaten und Begebenheiten in Verbindung gebracht werden, und das Bedürfniß nach einem größern Zusammenhange beschränkt sich nicht auf jenes Verhältniß, sondern greift auch in den Kern der Sache ein. Wie man in der Wirklichkeit, im Staatsleben größere Zwecke in planmäßiger Weise verfolgt, so sucht man auch in der Sage nach einem umfassenden Plane. Von dem Helden, den man in dieser oder jener Lage hat handeln sehen, wünscht man

zu erfahren, wie er ſich bei einer früheren oder ſpäteren Gelegenheit verhielt. Bei einer wichtigen, entſcheidenden Begebenheit erinnert man ſich einer anderen, die ihr ähnlich ſieht oder einen grellen Contraſt zu ihr bildet, und fragt ſich, ob nicht ein gewiſſer Zuſammenhang zwiſchen beiden vorhanden. Wie wurde ein tragiſches Ereigniß vorbereitet, welche Perſonen wirkten zu ſeiner Erfüllung mit? Solche Fragen werden geſtellt und von der dichtenden Phantaſie beantwortet, indem ſie Ungleichartiges einander accommodirt, Entlegenes mit einander verknüpft. So gewinnt die Heldenſage reichere Gliederung und feſteres Gefüge, und zugleich mit der Form geſtaltet ſich der Inhalt des Epos. In dem Ganzen aber ſchafft ſich das Volk ein erhöhtes Abbild ſeines eigenen Weſens.

Wir werden im folgenden Capitel ſehen, wie die epiſche Bewegung in England ihr Ziel nicht erreichte, wie das nationale Epos dort nicht zur Vollendung gedieh. Nur der Stil gelangte in raſcher Entwicklung zu einem gewiſſen Abſchluß. Doch zeigen ſich gerade am epiſchen Stil, in der Verwendung und Ausbildung, welche die von der hymniſchen Poeſie überlieferten Mittel des poetiſchen Ausdrucks erhalten hatten, Eigenthümlichkeiten, die es uns deutlich machen, daß nicht blos äußere Hinderniſſe das Epos nach Inhalt und Compoſition in ſeinem Wachsthume gehemmt haben.

Von der Sinnlichkeit und Bildlichkeit des Ausdrucks, die wir auf Grund der Vergleichung anderer Litteraturen für die alte hymniſche Dichtung vorausſetzen müſſen, hat das engliſche Epos zwar Manches eingebüßt, jedoch noch eine hinlängliche Fülle ſich bewahrt, die es auf ſeine Weiſe wirkſam verwendet.

Wo mächtige Naturerſcheinungen und -ereigniſſe oder menſchliche Actionen von Bedeutung dargeſtellt werden ſollen, pflegt der Dichter mit glücklichem Griffe anſchaulich wirkende Nebenzüge hervorzuheben. So beim Eintritt des Winters, bei der Annäherung eines Seeſturms, wo der Hornfiſch ſpielend durch das Meer gleitet und die graue Möwe raubgierig in der Luft kreiſt, bei Ge-

legenheit einer Seefahrt, bei Kampf und Schlacht, wo Wolf, Adler und Rabe in Erwartung ihrer Beute das Heer umschwärmen und ihr grausiges Lied anstimmen, wenn ein Held sich zum Handeln oder zum Reden anschickt und wir hören seinen Panzer klirren oder sehen ihn erglänzen.

Concrete Umschreibungen treten oft an die Stelle des eigentlichen, mehr abstracten Ausdrucks: „das Mordbett bereiten" für „tödten", „Waffen (Helme, Schilde, Panzer) tragen" statt „gehen", „den brandenden Kiel über die Meerstraße führen" statt „das Meer durchschiffen".

Solche Redeweise ist selbstverständlich voll bildlicher Ausdrücke; aber die meisten dieser Bilder, in ursprünglich-naiver, oft mythischer Anschauung wurzelnd, sind so einfach und naheliegend, daß sie wie in der Sprache des alltäglichen Lebens als solche gar nicht empfunden werden. Auch diejenigen Wendungen aber, die uns entschieden den Eindruck des Bildlichen machen, sind selten besonders auffallend, kaum je von herausfordernder Kühnheit. Der Winter schlägt die Fluthen in Eisfesseln, Reif und Frost, die grauen Kampfgänger, schließen der Menschen Wohnungen zu, die Waffen warten auf die Entscheidung des Gesprächs. Das Geschrei der beutegierigen Raubthiere, von denen oben die Rede war, heißt Gesang, Kampf- oder Abendlied, das Wuthgeschrei des besiegten Unholds Grendel wird als Grauenlied, als siegloser Gesang gefaßt. Aber auch das um das Haupt sausende Schwert singt ein gierig Kampflied.

Charakteristisch ist es nun für das englische Epos im Gegensatz zum homerischen, daß es die Vergleiche nicht liebt. Der Dichter, der — Sache und Bild vergleichend — beide klar auseinanderhält und dabei gar im Stande ist, das Bild liebevoll bis in's Einzelne auszumalen, mit Zügen auszustatten, die nur des Bildes, nicht der Sache wegen da sind, erweist sich als ein Künstler, der von seinem Stoffe nicht beengt, mitten in der Bewegung Ruhe sich bewahrend, mit klarem Blicke frei wählend, das Schöne zu gestalten sucht. Solche Ruhe und schöne Heiterkeit war dem

engliſchen Gemüthe fremd. Ausführliche, kunſtvolle Vergleiche gehen dem engliſchen Epos gänzlich ab, kurze und naheliegende, wie wir deren täglich mehrere anwenden, geſtattet es ſich, jedoch nur ſelten: das Schiff gleitet einem Vogel gleich dahin, Grendels Augen leuchten gleich dem Feuer und dergl.

Sinnliche und bildliche Anſchauung erſcheint gleichſam kriſtalliſirt in maleriſchen Beiwörtern, namentlich aber in ſubſtantiviſchen Ausdrücken, die ein Kennzeichen, eine Eigenſchaft der gemeinten Perſon oder Sache hervorhebend, der eigentlichen Bezeichnung derſelben appoſitionell an die Seite treten oder aber ſie erſetzen. Beſonders für Begriffe, die auf das Meer und die Seefahrt oder auf den Krieg und das Verhältniß des Gefolgsherrn zu ſeinen Mannen Bezug haben, giebt es eine Fülle derartiger Ausdrücke. So heißt das Meer u. a. die Walfiſchſtraße, Schwanenſtraße, der Wogen Kampf; das Schiff der Wogengänger, das Seeholz, der Wogenhengſt; der Krieger Helmträger; Adler und Rabe werden als Heervögel zuſammengefaßt; der König oder Fürſt heißt Ringſpender, Schatzſpender, Goldfreund, ſeine Halle die Gabenhalle, ſein Sitz der Gabenſtuhl. Der Leib wird gern als Knochenhaus oder Knochengefäß, Gemüth und Sinn als Bruſthort bezeichnet.

Solcher Umſchreibungen bedient ſich die altengliſche Dichtung nun gerne in der Weiſe, daß ſie ſynonyme Ausdrücke für denſelben Begriff häuft, gleich als wollte ſie ihren Gegenſtand von den verſchiedenſten Seiten zeigen. Dazu kommt dann die eigenthümliche Wirkung, welche von der Ordnung der Worte im Redegefüge ausgeht.

Wie die meiſten Sprachen, die über einigen Reichthum der Flexionen verfügen und nicht von Sprachmeiſtern in einen logiſchen Schnürleib gezwängt ſind, erfreut ſich das Altengliſche großer Freiheit der Wortſtellung. Wie ſolcher Freiheit ein feiner, künſtleriſcher Sinn oder ein ſcharfer Verſtand zur reinſten Wirkung ſich bedienen können, zeigen griechiſche Poeten und Proſaiker und manche unter den Lateinern. Dazu bedarf es aber eben jener heitern Ruhe des Gemüths, die dem Germanen

nicht verliehen war. Die Sprache der altengliſchen Epik zeugt von einer Stimmung, in der die Vorſtellungen ſich miſchen, verſchwinden und wieder hervortreten. Ohne erkennbaren ſachlichen Grund werden zuweilen auch eng zuſammenhängende Wörter von einander getrennt. Für die Appoſition, deren Weſen ſchon eine freiere Stellung bedingt, iſt Trennung vom Worte, wozu ſie gehört, faſt Regel geworden. Nun werden aber nicht blos ſubſtantiviſche, ſondern auch verbale und adverbiale Begriffe variirend wiederholt, und daraus ergiebt ſich denn eine Aneinanderreihung inhaltlich gleichbedeutender Satzglieder mit vielfach paralleler Ordnung ihrer Elemente. Und daſſelbe Princip wirkt auch im Großen. Der epiſche Stil erfordert ein größeres Detail der Ausführung, und ſo begegnet es im engliſchen Epos oft genug, daß bei eingehender Darſtellung einer Handlung oder Begebenheit einzelne Momente derſelben hervorgehoben, verlaſſen und dann wieder aufgenommen werden. Der Dichter glaubt ſeinem Gegenſtande nicht genug thun zu können, er erſchöpft ſeinen Vorrath von Anſchauungen und Worten, und bei aller Unruhe hat man das Gefühl, daß man nicht von der Stelle kommt.

Dazu nun häufig unvermittelte Uebergänge, eine gewiſſe Armuth an Partikeln, welche den Kitt der Satzfügung bilden und die feinen Schattirungen des Gedankenzuſammenhangs andeuten.

Wie ferner der von ſeinem Gegenſtand ganz Erfüllte oft am wenigſten im Stande iſt, ſeine Erzählung mit dem Anfange zu beginnen, dasjenige, worum es ſich handelt, von vornherein klar zu bezeichnen, wie der Leidenſchaftliche erwartet, ja verlangt, daß der Zuhörer ſofort verſtehe, wer mit dem „Er“ oder mit dem „Sie“ gemeint ſei, — ſo ſtellt dieſer epiſche Stil gelegentlich das Pronomen an die Spitze des Satzes und läßt das Wort, an deſſen Stelle es ſteht, gleichſam appoſitionell an's Ende treten; während andrerſeits da, wo wir nur ein Pronomen erwarteten, indem ein eben vorgekommener Begriff wieder aufgenommen wird, gar oft eine inhaltsvolle Umſchreibung deſſelben ſich einfindet. Aehnlich

verfährt man bei der Wiederaufnahme einer adverbialen Beſtimmung. Die häufigen Unterbrechungen veranlaſſen wiederholt einen erneuerten Anfang.

Ueberall ſehen wir, wie durch die Fülle von Anſchauungen, die auf den Dichter einſtürmen, die Erregtheit, die ſie in ihm hervorrufen, zwar nicht die ſinnliche Friſche im Einzelnen, wohl aber im Ganzen die Klarheit und Anſchaulichkeit der Darſtellung beeinträchtigt wird. Jene Erregtheit iſt nun aber keineswegs blos, ja nicht einmal vorwiegend Folge eines augenblicklichen Vorgangs im Gemüthe des Dichters. Sie iſt traditionell, ſie haftet der dichteriſchen Sprache an, wie ſie von dem Hymnus dem epiſchen Lied und dem Epos überliefert wurde. Wie die Sinnlichkeit und Bildlichkeit hat auch die Leidenſchaftlichkeit des dichteriſchen Stiles im Epos abgenommen, aber wenn von jenen Eigenſchaften genug, ſo iſt ihm von dieſer zu viel geblieben. Die Figur der variirenden Wiederholung gar, welche in mäßiger Verwendung dem breiten Strome auch der homeriſchen Dichtung wohl anſteht, hat die engliſche Epik auf größere Verhältniſſe übertragen, gewiſſermaßen in's Epiſche überſetzt und ſo jene Darſtellungsart der ſich kreuzenden Momente geſchaffen, deren Vorzug jedesfalls nicht die Klarheit bildet.

Gleichwohl macht der Stil des altengliſchen Epos im Ganzen den Eindruck, der dieſer Dichtgattung entſpricht. Der gleichmäßige, ſtattliche Fluß der rhythmiſch bewegten Sprache, die breiten, formelhaften Wendungen, welche namentlich an den Stellen wiederkehren, wo der Eintritt eines Zeitpunktes oder der Beginn einer Rede angekündigt wird, das liebevolle Verweilen bei dem Einzelnen, die eingehende Schilderung auch ſolcher Begebniſſe, die für die Handlung nicht weſentlich ſind, — das alles erinnert lebhaft an Homer. Wo aber der altengliſchen Epik die Klarheit und ſchöne Vollendung der homeriſchen abgehen, findet ſich doch wieder ein gewiſſer, wenn auch unvollkommener Erſatz in der größern Unmittelbarkeit des Ausdrucks. Die Erregung des Dichters theilt ſich nicht ſelten dem Zuhörer mit, ſie ruft in ſolchen Situationen, wo ſie ge-

rechtfertigt erſcheint, gewaltige Wirkung hervor: So ſind die Schlachtſchilderungen, obgleich unendlich ärmer an Gliederung und kunſtvoller Gruppirung, obgleich viel weniger anſchaulich als die homeriſchen, dieſen doch zuweilen inſofern überlegen, als die dämoniſche Kriegsluſt, die der germaniſchen Phantaſie eine ſich drängende Fülle haſtig hingeworfener draſtiſcher Züge, grelle Schlaglichter und unheimliche Halbdunkel entlockt, uns das Gefühl gibt, als befänden wir uns mitten in dem Getümmel. Für elegiſche Stimmung, die ſich bei der Weichheit des altengliſchen Gemüths nur zu oft geltend macht und dann leicht zu Abſchweifungen und Reflectionen führt, auch für die Darſtellung tragiſcher Momente eignen ſich dieſe Ausdrucksformen in hohem Maße.

Wie nun dieſer Stil zum homeriſchen, ähnlich verhält ſich der altengliſche epiſche Vers zum griechiſchen Hexameter. Zu Grunde liegt ihm ein Versmaß, das dem Alterthume aller deutſchen Stämme angehört hat: die achtmal gehobene, durch die Cäſur in zwei gleiche Hälften getheilte Langzeile. Eine ehrwürdige Form, höchſt wahrſcheinlich ein Erbſtück der indogermaniſchen Zeit, auch bei den klaſſiſchen Völkern in mehreren Spielarten fortgebildet, am reinſten in dem jambiſchen Tetrameter.

Den deutſchen Stämmen gemeinſchaftlich iſt das Geſetz, wonach Wortton und Versheben zuſammenfallen, iſt die Freiheit, zwiſchen den Hebungen die Senkungen auszulaſſen, ſowie die Anwendung des Stabreims, der die ſtärkſten Hebungen des Verſes — zwei in dem erſten, eine in dem zweiten Gliede — ergreift und ſo zugleich die Einheit des Verſes anzeigt und die wichtigſten Begriffe hervorhebt.

An dieſes Schema glaubt ſich nun aber die engliſche Epik keineswegs ängſtlich gebunden. Sehr häufig ſind die Fälle, wo der Vers — wohl zumeiſt in der zweiten Hälfte, doch auch in der erſten — hinter der geſetzlichen Zahl der Hebungen zurückbleibt, ohne daß ein altengliſcher Rhythmiker uns darüber belehrte, auf welche Weiſe Metrum und Rhythmus in Einklang zu bringen ſeien. Einige neuere Metriker aber, welche die Verſchiedenheit

jener Geſichtspunkte und den größern geſchichtlichen Zuſammenhang nicht in Anſchlag brachten, haben über den altengliſchen Vers Theorien aufgeſtellt, die ſeine ſpätere Entwicklung gänzlich unerklärt laſſen, ihm ſelbſt aber vielfach einen leichten, hüpfenden Gang beilegen, der ſeinem Charakter völlig widerſpricht.

Denn würdevoll, mit Pathos und Nachdruck ſchreitet dieſes Versmaß, dem Inhalte der Rede auf's innigſte ſich anſchmiegend, einher; mit Kraft werden die einzelnen Sylben hervorgehaucht. Seltener ſchließt der Satz mit dem Schluß des Verſes ab; häufiger in der Cäſur, wo dann manchmal die Anknüpfung eines neuen Gedankens von der Allitteration beſtimmt wird, indem von den hervorragenden Wörtern des Verſes Eines durch Verwandtſchaft oder Gegenſatz der Bedeutung ein Anderes mit gleichem Anlaut hervorruft.

So treten uns denn hier ähnliche Erſcheinungen wie im poetiſchen Stil entgegen: Mangel an Vermittlungen, an ſchöner Rundung, nachdrückliches Hervorheben einzelner Begriffe und Anſchauungen, ſinnlich ſtarke, aber nicht harmoniſche Wirkung, — das Ganze macht den Eindruck einer Verbindung von tief glühender Leidenſchaft mit einer gewiſſen Schwerfälligkeit.

III.

Widſith, der bei Albuin in Italien war, muß doch wohl zu einer Zeit „geredet" haben, wo die Einwanderung der deutſchen Stämme in England ſo ziemlich ihren Abſchluß gefunden hatte. Wenn nun ſeine Erinnerungen in eine Zeit zurückreichen, wo die Engländer noch ihre urſprüngliche Heimath bewohnten, ſo ſtimmt dies zu der Wahrnehmung, daß auch ſonſt die in ſeinem Vortrag auftretenden Perſonen, ſelbſt wo ſie zu einander in Beziehung geſetzt werden, zum Theil ſehr verſchiedenen Zeiten angehören, und es ergiebt ſich daraus eben nur, daß Widſith eine typiſche Geſtalt iſt, der fahrende Sänger aus dem deutſchen Heldenalter. Wenn aber bei der Aufzählung der Völker der Standpunct des ur-

urſprünglichen Wohnſitzes der engliſchen Stämme maßgebend iſt, ſo läßt ſich dies wohl nur ſo erklären, daß die Grundlage des Gedichts wirklich in ſo frühe Zeit hinaufreicht, und folglich, daß es nicht von einem Dichter auf einmal verfaßt, ſondern allmählich entſtanden iſt — ganz abgeſehen von den Interpolationen, welche ein engliſcher Schreiber in chriſtlicher Zeit hinzugefügt hat, und welche von der Kritik glücklich ausgeſchieden worden ſind.

Aehnlich verhält es ſich mit ſämmtlichen noch vorhandenen Reſten der altengliſchen Epik.

Im erſten Viertel des ſechsten Jahrhunderts, zu einer Zeit alſo, wo ein Theil der engliſchen Stämme mit den Briten in blutigen Kämpfen rang, ein großer Theil aber noch daheim ſaß, da ereigneten ſich in den Küſtenländern der Nord- und Oſtſee eine Reihe von Begebenheiten, welche die Einbildungskraft der Meeranwohner mächtig ergriffen. Vor Allem ein Ereigniß erregte gewaltiges Aufſehen. In den Jahren 512—520 unternahm der Geatenkönig Hygelak (aus dem jetzigen ſchwediſchen Götaland) einen Raubzug nach dem Niederrhein. Da rückte des fränkiſchen Königs Theuderich Sohn Theudebert ihm mit einem Heer von Franken und Frieſen entgegen. Ein heißer Kampf fand ſtatt, der auf beiden Seiten zahlreiche Opfer verſchlang; den Franken aber blieb der Sieg. Hygelak fiel, ſein Heer wurde zu Lande wie zu Waſſer aufgerieben, die ſchon auf den Schiffen befindliche Beute von dem Feinde zurückgewonnen. In dieſem Kampfe zeichnete ſich ein Gefolgsmann und Verwandter Hygelaks vor Allen aus, zumal durch die Kühnheit, mit der er ſchließlich ſeinen Rückzug bewerkſtelligte. Er ſcheint ein Mann von rieſiger Körperkraft, ein vorzüglicher Schwimmer geweſen zu ſein. Die Kunde von dieſem Kampfe, der Ruhm dieſes Degens erſcholl weit und breit zu beiden Ufern des Meeres, das die kimbriſche Halbinſel von dem ſchwediſchen Feſtlande trennt, bei Geaten, Inſeldänen und Angeln. Die Thaten des Neffen Hygelaks, des Sohnes Ecgtheows, wurden in Liedern gefeiert. Allmählich gewann die Heldengeſtalt ſagenhafte Proportionen; er trat in das Erbe göttlicher Heroen ein. Beowulf,

der Sohn des Ecgtheow, trat an die Stelle Beowas, des Siegers über Grendel.

In England, wohin vermuthlich Angeln die Kunde von Beowulf und seinen Thaten trugen, fand diese Heldensage den günstigsten Boden zu ihrer Ausbildung. Hier erhielt der Mythus von Beowa sich lange lebendig. Hügeln und Seen, deren Lage und Umgebung mythische Erinnerung weckte, gab man wohl Beowas und Grendels Namen: so Beówan hamm und Grendles mere bei den Westsachsen in Wiltshire. Auch in England wurde nun der Sohn des Ecgtheow als Besieger Grendels, als Kämpfer mit dem Drachen gefeiert.

Beowulf wurde der Gegenstand epischen Gesanges.

Dieser bewegte sich anfänglich um die beiden Hauptbegebenheiten des Beowamythus: den Kampf mit Grendel und den Kampf mit dem Drachen. Der Schauplatz des ersten Akts wurde auf die Insel Seeland an den Herrschersitz der Dänen gelegt.*) Der zweite spielt im Lande Beowulfs bei den Geaten.

Hrothgar, Healfdenes Sohn, hat sich eine große, prächtige Halle erbaut, die von ihrem Giebelschmuck den Namen Heorot, d. i. Hirsch, führt. Hier sitzt er mit seinen Mannen auf der Methbank und theilt ihnen Gaben aus; hier erfreuen sich die Helden an Harfenklang und Gesang. Ein Unhold, der in den Mooren haust — es ist Grendel — kommt diese Freude zu stören. Allnächtlich dringt er in die Halle ein, raubt eine Anzahl der dort schlafenden Degen und führt sie als blutige Beute mit in seine unterirdische Wohnung. Vergeblich sind die Versuche, den Schrecken abzuwenden. So steht der reichgeschmückte Saal unbewohnbar und unnütz. Dieses erfährt Beowulf. Mit vierzehn auserlesenen Geaten kommt er über das Meer, um Hrothgar von seinem Feinde zu befreien. Freundlich von dem Könige aufgenommen, zecht er des Abends mit ihm und seinen Mannen in der Halle.

*) Historische Beziehungen zwischen Geaten und Inseldänen mochten zu dieser Localisirung der Sage Anlaß gegeben haben.

Als die Nacht hereinbricht, verlaſſen die Dänen den Saal; Beowulf aber und ſeine Geaten lagern ſich darin zur Ruhe nieder. Da kommt Grendel herangeſchritten. Er erblickt die ſchlafenden Recken und tödtet ſofort einen von ihnen. Dann greift er nach Beowulf; doch dieſer ſtreckt ihm die Fauſt entgegen, und alsbald erkennt der Unhold die übermenſchliche Kraft des Helden. Grendel will fliehen, aber Beowulf umklammert ihn ſo feſt, daß er nur mit Verluſt eines Armes, zum Tode verwundet, davon kommt. So iſt Heorot geſäubert. Als offenkundig Zeichen des Sieges legt der Held Grendels Arm und Achſel hin unter's groß gewölbte Dach.

Im zweiten Akt erblicken wir Beowulf als Greis. Viele Jahre hat er nach Hygelaks Tod über die Geaten geherrſcht und ſteht nun ſelbſt am Ende ſeines ruhmvollen Lebens. Einen letzten, ſchweren Kampf treibt es ihn zu unternehmen. Einen feuerſpeienden Drachen, der in der Nähe des Meeres in einer Felſenhöhle einen ungeheuren Schatz hütet, gilt es zu bezwingen.

Selbzwölft begiebt ſich Beowulf zur Stelle, wo das Unthier hauſt, befiehlt ſeinen Mannen zurückzubleiben und fordert, auf die Höhle zuſchreitend, den Feind laut rufend zum Kampfe heraus. Der Drache ſpringt hervor, der Kampf beginnt. Beowulfs Schwert gleitet an dem Schuppenpanzer ſeines Gegners ab. Wüthend dringt der Drache auf den Helden ein, feuerſprühend. Beowulf deckt ſich mit ſeinem undurchdringlichen Schilde und holt zum zweiten Male aus. Seine Gefolgsmänner ſehen die Gefahr, in der er ſich befindet, doch feige verbergen ſie ſich. Nur einer, Wiglaf, Weohſtans Sohn, eilt ſeinem Herrn zu Hülfe. Sein Schild verbrennt vor dem Feuerathem des Drachen; er ſpringt hinter den Schild Beowulfs, der noch einmal auf den Gegner loshaut. Das Schwert zerbricht ihm. Grimmig ſpringt der Drache auf ihn zu und greift ihn am Halſe, mit ſcharfem Biß ſein Blut vergiftend. Da ſtößt Wiglaf ſein Schwert dem Thiere in den Bauch, daß es zurückfällt. Beowulf zieht das Meſſer, das ihm an der Brünne hängt, und zerlegt den Wurm in der Mitte.

So ist der Feind besiegt, der Schatz gewonnen; aber der greise Held selbst ist zum Tode verwundet. Sterbend weidet er sein Auge an den errungenen Schätzen, die Wiglaf ihm herbeiträgt, giebt dem jungen Recken mit seinem letzten Auftrage Helm, Halsring und Brünne und verscheidet. Wiglaf klagt um seinen Tod, schilt die Feiglinge, die den Kampfherrn in der Noth verließen und läßt die Nachricht von Beowulfs Tod nach dem Königssitz bringen. — Des Herrschers letztem Befehle gemäß verbrennen die Geaten seine Leiche und bestatten seine Asche zugleich mit Ringen und Kleinodien in einem Hügel, der weithin den Seefahrern sichtbar ist, Hronesnäß.

An diesen Kern nun schlossen sich allmählich mehrere Zuthaten an, theils aus mythischer, theils aus historischer Ueberlieferung oder aus der Analogie verwandter Sagen erwachsen. Zunächst wurde dem Kampfe mit Grendel eine variirende Wiederholung zur Seite gegeben in dem Kampfe mit Grendels Mutter, die ihren Sohn zu rächen kommt und darauf selbst, in ihrer unterseeischen Wohnung von Beowulf heimgesucht, einem ähnlichen Geschick wie jener erliegt. Manche Unebenheiten im überlieferten Texte zeigen deutlich, wie ein einziger Vorgang sich zu zweien differenzirt hat, welche in der dichterischen Anschauung sich an einigen Stellen vermischen. Ferner wurde Beowulfs Rückkehr von Heorot nach dem Geatenlande, sein Empfang bei Hygelak besungen. Sonstige Züge aus Beowulfs, Hrothgars, Hygelaks Leben, Berichte über ihre Vorfahren, über Kämpfe, die sie bestanden, traten hinzu. Detailschilderungen, die breitere Ausgestaltung episodischer Figuren belebten die Darstellung. Das Alles wurde vom Strom des epischen Gesangs getragen zugleich mit einer Menge anderer Ueberlieferungen, die demselben Sagenkreise angehörten und sich enger oder loser dem Beowulfepos anschlossen.

Mitten in diese Entwickelung, welche durch die zweite Hälfte des sechsten und das folgende Jahrhundert sich hindurchzieht, trat nun die Einführung des Christenthums.

Ein Ereigniß von weitreichendſter, gewaltigſter Wirkung, die aber dadurch gemildert wurde, daß es ſich ſehr allmählich vollzog und erſt im Verlaufe von Jahrhunderten ſeine wahre Bedeutung entfaltete und noch entfaltet. Jedes neue Princip kann nur dadurch Wurzel faſſen, daß es an das Beſtehende anknüpft, ſich ihm accommodirt. Rückſicht auf Sitte und Anſchauungen, die ſie vorfanden, haben die chriſtlichen Sendboten zu allen Zeiten zu nehmen gewußt, in um ſo höherm Grade, je ſchwieriger ihre Lage und Aufgabe war. Beſondere Rückſicht war in den engliſchen Landen nothwendig, wo die neue Lehre nicht durch eine romaniſche Bevölkerung Germanen vermittelt wurde, keine Gewalt fremder Waffen ſie aufzwang, ſondern mit Hülfe einheimiſcher Volkskönige wenige Miſſionare die Bekehrung des Landes zu Ende führen mußten. Hier machten ſich die fremden Elemente zunächſt nur in Kirche, Kloſter, Schule geltend. Im Ganzen blieben nationale Sitte und Sprache herrſchend, und damit die Freude an den nationalen Geſängen. Weder die Könige noch ihre Degen hätten darauf verzichten mögen, in der Methhalle nach wie vor die alten Lieder ihrer Sänger zu vernehmen. So lebte das engliſche Epos fort, ſo gingen auch Beowulf und ſeine Thaten im Geſange nicht unter. Nur freilich was unmittelbar an das Heidenthum erinnerte, wurde allmählich beſeitigt, Manches auch in Sitte und Ausdruck gemildert. Die Haltung des Ganzen aber erfuhr dadurch keine Aenderung, den epiſchen Helden wurde kein chriſtliches Gewand übergeworfen.

Mochten auch die Reden, die man dieſem oder jenem in den Mund legte, hie und da von chriſtlicher Anſchauung beeinflußt ſein, mochte auch der eine oder andere Sänger ſeiner Erzählung geiſtliche Betrachtungen folgen laſſen, im Ganzen blieb der urſprüngliche Ton mit dem urſprünglichen Inhalt gewahrt.

Inzwiſchen hatte in England das Schriftthum Eingang gefunden: zunächſt eine lateiniſche Litteratur, bald auch Verſuche in der Landesſprache. Auch die volksthümlichen Geſänge begann man jetzt aufzuzeichnen. So wurde nun was von Beowulf überliefert war mit Manchem, was dazu in entfernterm

Zusammenhang stand, niedergeschrieben, was von Andern vernommen wurde und was in der eigenen Erinnerung lebte, zusammengestellt, — so gut es anging, geordnet und verknüpft. Widersprüche im Einzelnen konnten dabei nicht ausbleiben, Varianten desselben Motivs traten zuweilen neben einander. Auch der Schreiber mischte sich selbstdichtend ein, zuweilen um Unebenheiten zu beseitigen, Lücken zu füllen, Zusammenhangloses zu motiviren oder, da er ja gewöhnlich ein Geistlicher war, um seine christliche Gelehrsamkeit zu zeigen. Grendel und mit ihm alle Riesen und Elbe stammen dem Interpolator zufolge von Kain ab, der Dänenkönig und die Seinigen werden einmal wegen ihres Heidenthums bedauert und dergleichen mehr. So entstand gegen Ausgang des siebenten oder Anfang des achten Jahrhunderts der Text des Beowulf im Wesentlichen wie wir ihn kennen. Die Thätigkeit späterer Schreiber hat sich wohl hauptsächlich nur um sprachliche Erneuerung sowie um Corruption dieses Textes bewegt.

Hier lag nun das Epos von Beowulf zum ersten Male als ein greifbares Ganze vor, ein Ganzes freilich, das man nicht mit der Ilias oder mit dem französischen Rolandsliede vergleichen darf, wenn man es als Epos bezeichnet. Nicht nur weil es der Handlung an Einheit fehlt. Mehr noch, was freilich damit im engsten Zusammenhange steht, deshalb weil sich hier aus dem mythischen Kerne keine echte Heldensage von großartig nationalhistorischer Bedeutung entwickelt hat. Nur die auftretenden Personen sowie die Episoden gehören der Geschichte oder Heldensage an. Die Haupthandlung lagert noch ganz im Bereiche des Mythus. Sogar das Motiv, welches den epischen Zündstoff bot, — Beowulfs Thaten im Kampfe gegen Theudebert — tritt nur nebenher auf.

So haben wir in Beowulf ein halbfertiges, gleichsam mitten in der Entwicklung erstarrtes Epos vor uns. Ohne Zweifel war die Einführung des Christenthums eine der Ursachen, welche die Triebkraft der epischen Dichtung zerstörten. Der lebendige Zusammenhang der mythischen Ueberlieferung wurde unterbrochen,

neue Stoffe und Ideen traten allmählich in den Vordergrund des Bewußtſeins. Die Elemente, welche — obwohl zugleich mit dem Epos ausgebildet — doch, wie wir ſahen, den Keim zur Verderbniß des epiſchen Stils in ſich trugen, wurden in's Maßloſe geſteigert: die Neigung zur Reflection, zur elegiſchen Weichheit. Dazu kam, daß die Begründung einer Litteratur eine Scheidewand zwiſchen Gelehrten und Ungelehrten aufrichtete. Aber auch ohne das Chriſtenthum wäre aus dem Beowulf ſchwerlich eine engliſche Ilias geworden. Solche Dichtungen entſtehen nur bei Völkern, welche höhere Culturideen feindlichen Mächten gegenüber ſiegreich verfechten.

Aber wenn auch kein nationales Gedicht und kein Epos im ſtrengen Sinne, ſofern Inhalt und Compoſition in Betracht kommen, — dem Stil und Ton, den Charakteren und Sitten nach iſt Beowulf beides in hohem Grade, und es iſt nicht ohne Bedeutung, wenn an der Spitze der engliſchen Litteratur eine Dichtung ſteht, welche den Kampf mit dem Elemente der Wogen zum Gegenſtande hat und von einer lebendigen Anſchauung der See und des Seelebens durchzogen wird.

Eine großartige Fülle der Poeſie kommt in dieſem Gedichte zur Entfaltung.

In ſinnlichſter Friſche treten uns, mit epiſcher Ausführlichkeit gemalt, die Bilder äußerer Dinge und Handlungen entgegen. Beowulfs Seefahrt nach dem Dänenland, ſeine Begegnung mit dem Strandwart, ſein Empfang bei Hofe, dann der Kampf mit Grendel und Grendels Mutter, der düſtere geheimnißvolle Anblick des Sees, auf deſſen Grund, von unterirdiſchem Schimmer erhellt, Grendels Wohnung ſteht, dies und Aehnliches iſt mit Meiſterſchaft dargeſtellt.

In klaren Umriſſen ſtellen auch die Charaktere ſich unſerm Auge dar. Sie ſind freilich höchſt einfach, durchweg aus einem Guß. Es bedarf keiner großen Kunſt, die Triebfedern ihres Handelns bloß zu legen. Wir lernen aber für ſie, mit ihnen empfinden, und Einige unter ihnen zwingen uns Bewunderung ab. Denn

ſie ſind bei aller Einfachheit erhaben durch das ſittliche Pathos, das ſie erfüllt. Eine tiefe, ernſtſinnige Auffaſſung deſſen, was den Menſchen groß, wenn auch nicht glücklich macht, was ſeine Pflicht erfordert, zeugt von dem frommen Sinne des engliſchen Heidenthums, das durch die chriſtliche Lehre allerdings erweicht, jedoch in ſeinem innerſten Weſen nicht umgeſtaltet erſcheint.

Der ethiſche Kern der Dichtung beruht vor allem in der Anſchauung von der Mannestugend, dem unerſchrockenen Muthe, der kalten Begegnung mit dem Tode, der ſtillen Unterwerfung unter das Geſchick, in der Bereitwilligkeit Andern zu helfen, in der Milde und Freigebigkeit, welche der Fürſt ſeinen Mannen erzeigt, und der aufopfernden Treue, womit dieſe ihm lohnen. Folgende Stellen werden Einiges von dem Geſagten zur Anſchauung bringen. Beowulf befindet ſich im Kampfe mit dem Drachen in äußerſter Gefahr:

Nicht im Haufen ſtunden die Handgefährten
Außen um ihn, der Edelinge Kinder
In Kampfestugend: die Kämpen flohn und bargen
In dem Wald ihr Leben. Es wallete ihrer einem
Der Sinn von Sorgen: dem kann die Sippe nichts
Je wenden irgend, der da wohl denket:
Wiglaf war geheißen Weohſtans Sohn
Der liebliche Lindenkempe, Lenker der Skylfinge,
Ein Maag des Aelfhere. Seinen Mannherrn ſah er
Unter der Heerlarve Hitze dulden:
Da gedachte er der Gnade, daß er ihm gab zuvor
Die reiche Wohnungsſtatt der Wägmundinge,
Der Volksbeſitze jeden, die ſein Vater hatte.
Nicht verhalten konnte er's: es faßte die Hand den Rand,
Die gelbe Linde, ergriff das alte Schwert,
Das Eanmunds Nachlaß bei den Edelingen war,
Des Sohnes Ohtheres....*)

Und ferner:

Er drang da durch den Todrauch, trug den Kampfnabel
Seinem Walter zu Hilfe, ſprach wenig Worte:

*) 2596—2612. Wiglaf wie Beowulf ſtammen aus dem Fürſtengeſchlechte der Wägmundinge, welches von der höheren Einheit des auch die ſchwediſche Königsfamilie umfaſſenden Geſchlechts der Skylfinge umſchloſſen wird.

„Lieber Beowulf, leiſte alles wohl,
Wie du vor Jahren ſpracheſt in der Jugendzeit,
Daß du im Leben nimmer laſſen wollteſt
Deinen Ruhm erliegen! Du ſollſt, berühmt durch Thaten,
Beherzter Edeling, mit aller Kraft
Dein Leben ſchirmen: ich leiſte dir Beiſtand!“ *)

Hier noch die Darſtellung von Beowulfs Ende. Wiglaf hat auf ſeinen Befehl den Schatz des getödteten Drachen zuſammengerafft und bringt ihm denſelben herbei:

Er fand da mit den Hortkleinoden den hehren König,
Seinen Gebieter blutig liegen
An des Alters Ende. Abermals begann er
Ihn mit Waſſer zu bewerfen, bis des Wortes Spitze
Den Bruſthort durchbrach; Beowulf ſprach,
Der Greis in Kummer, da er das Gold erſchaute:
„Für die Kleinode ſage ich dem König der Glorie,
Dem Walter über Alles mit Worten Dank,
Dem ewigen Herren, die ich hier anſtarre,
Daß ich durfte meinem Degenvolke
Vor meinem Scheidetage ſolches noch erwerben!
Da ich den Kleinodhort erkaufet habe
Mit meines Lebens Ende, ſo leiſtet ihr nunmehr
Der Leute Nothdurft! ich kann hier länger nicht mehr ſein.
Heißt die Kampfberühmten einen Hügel bauen
Nach dem Strande blinkend an der Brandung Klippe!
Zum Gedächtniß ſoll der meinem Degenvolke
Hoch ſich erheben auf Hronesnäß,
Daß es die Seefahrer ſeitdem heißen
Den Berg des Beowulf, die die brandenden Kiele
Ueber der Fluthen Genebel fernhin treiben!“
Der herzkühne Herrſcher nahm vom Halſe ab
Den Ring von Golde; dem Recken gab er,
Dem jungen Geerkempen den goldbunten Helm,
Baug und Brünne, hieß es ihn brauchen wohl:
„Du biſt der Enderest von unſerem Geſchlechte,
Der Wägmundinge! meine Verwandten hat
Das Schickſal all verſcheucht zum Tode,
Die Helden in Kraft: hinterher muß ich!“ **)

*) 2661—2668.
**) 2788—2816.

Nur wenige kurze Fragmente des englischen Epos sind uns außer dem Beowulf erhalten. Zunächst das Bruchstück von dem Kampf zu Finnsburg.

Der Zusammenhang, in den dasselbe gehört, wird erst deutlich durch Vergleichung eines Liedes, welches im Beowulf*) ein Sänger Hrothgars am Tage nach der Besiegung Grendels in Heorot vorträgt. Sechzig Dänen, an ihrer Spitze Hnäf und Hengest, werden von Finn dem Friesenkönig in dessen Burg überfallen. Hnäf fällt im Kampfe, aber mit Heldenmuth vertheidigen sich die Dänen fünf Tage lang; Finn verliert fast alle seine Mannen, auch seine Söhne und Schwäger. Endlich kommt ein Vertrag zu Stande. Hnäfs Leiche wird mit großer Feierlichkeit verbrannt, was im Beowulf ausführlich dargestellt wird. Aber der Friede ist kein dauernder, die Nemesis ruht nicht bis die Blutthat neue Blutthaten erzeugt hat. Erst mit Hengests und Finns Tode findet die Entwicklung ihren Abschluß. Das Fragment führt uns nun mitten in den Kampf zu Finnsburg, dessen Ausgang und Resultate im Beowulf dargestellt werden. Außerordentlich poetisch, kraftvoll und lebendig ist die Erzählung. In solchen Schlachtbeschreibungen zeichnet ja die altenglische Dichtung sich aus. Am Eingange des Bruchstücks steht eine Rede des Hengest:

> Es rief da der kampfjunge König: „Das tagt nicht von Osten her, noch fliegt hier ein Drache, auch brennen die Hörner dieser Halle nicht, sondern man kommt uns zu überfallen. Die Vögel singen, es zirpt das Heimchen, das Kriegsholz erdröhnt, Schild antwortet dem Schaft. Jetzt scheint der Vollmond unter Wolken, nun steigen Wehethaten auf, die dieses Volkes Haß vollbringen will. Doch erwacht nun, meine Krieger, erhebt eure Hände, gedenkt eurer Kraft, kämpft in den Vorderreihen, seid heldenmüthig!“

Der Kampf wogt. Mehr als ein Held bedeckt schon die Erde. „Der Rabe wanderte schwarz und dunkelbraun. Schwertglanz stand, als ob Finnsburg ganz in Feuer wäre.“

Während das besprochene epische Bruchstück mit Beowulf in den Sagenkreis der Nord- und Ostseeanwohner gehört, so zeugen

*) 1068 ff.

die beiden Fragmente des Waldere von der geiſtigen Gemeinſchaft, welche im deutſchen Alterthume die verſchiedenſten Stämme mit einander verband. Es ſind die Reſte eines Epos über den bekannten Walther von Aquitanien, und die Faſſung der Sage iſt hier im Ganzen dieſelbe wie in dem lateiniſchen Gedicht, welches etwa zwei Jahrhunderte ſpäter, nämlich in der erſten Hälfte des zehnten Jahrhunderts aus der Feder Ekkehards von St. Gallen floß.

Walther hat nebſt anderen Schätzen die ihm ſchon in früheſter Jugend anverlobte Hildgund (Hildgûð) von Etzels Hof, wo beide als Geißeln weilten, entführt. Auf dem Wege zur Heimath wird er am Wasgenſtein von Gunther (Gûðhere) und ſeinen Mannen, unter denen ſich Hagen, Walthers Jugendgeſelle, befindet, angegriffen und bekämpft ſie ſiegreich. Die Fragmente füllen die beiden Pauſen, welche zwiſchen den drei Phaſen des Kampfes liegen — bei Ekkehard ſind deren nur zwei —, theilweiſe aus. Einzelne Züge verrathen ſelbſtändige Ausbildung der Sage, was auf frühe Verbreitung derſelben bei den engliſchen Stämmen ſchließen läßt, und bezeugen zugleich die Popularität, deren ſich bei Angeln und Sachſen die Sagen von Wieland und Dietrich erfreuten, deren letztern die engliſche Ueberlieferung in enge Beziehung zu Wielands Sohn Wittich (Widia, im Widſith Wudga) ſetzt.

Was uns von altengliſcher Epik erhalten iſt, gewährt nur eine ſehr unzureichende Einſicht in die Geſchichte ihrer Entwicklung, läßt aber die Größe des Verluſtes ahnen, der hier zu beklagen iſt. Und doch, wie reich darf ſich die engliſche Litteratur in dieſer Beziehung nennen, wenn man ſie neben die althochdeutſche ſtellt!

IV.

Gegen den Ausgang des ſechſten Jahrhunderts begann durch römiſche Miſſionare die Bekehrung der engliſchen Stämme zum Chriſtenthum.

Etwa ein Jahrhundert ſpäter war die chriſtliche Religion in allen engliſchen Staaten als herrſchende anerkannt; die Macht des

Erzbischofs von Canterbury als Britanniarum archiepiscopus war fest gegründet, die englische Kirche auf's innigste mit dem römischen Stuhle verbunden. Es hatte das einige Kämpfe gekostet. Gefährlicher fast als der Widerstand des heidnischen Elements schien zuweilen ein anderer Gegner. In den nördlichen, anglischen Staaten, zumal in Nordhumbrien, begegneten sich die im Auftrage Roms predigenden Sendboten mit Missionaren der irischen Kirche, welche damals durch Glaubenseifer und Gelehrsamkeit hervorragte, dem Papstthume aber dadurch unbequem war, daß sie wie die britische ihren Ursprung in die apostolischen Zeiten zurückleitete und den von Rom ausgehenden Einheitsbestrebungen gegenüber die Selbständigkeit ihrer Organisation, ihren eigenthümlichen Ritus fest behauptete. Mit Hülfe einheimischer Könige und Königinnen, zumal aber durch das kräftige Vorgehen des nordhumbrischen Königs Oswiu, wurde England für die katholische Einheit gewonnen, die widerspenstigen Elemente unterworfen oder beseitigt. Dennoch hielt sich in der englischen Kirche stets ein freiheitlicher und namentlich nationaler Sinn aufrecht, der zuweilen zu schlummern scheint, dann aber wieder mit erneuerter Kraft hervorbricht: Dank dem politischen Gemeinsinn, der in England stets mächtig war, der insularen Abgeschlossenheit des Landes, vielleicht auch dem Verdienste, welches die englischen Fürsten Rom gegenüber sich erworben hatten, der Begeisterung, womit Angeln und Sachsen bald nach ihrer Bekehrung für die Größe der Kirche und auch des Papstthums thätig waren.

Die jüngste von allen christlichen Kirchen, begann die englische gegen den Ausgang des siebenten Jahrhunderts vor allen andern sich hervorzuthun. In keinem Lande der Welt war damals ein solcher Glaubenseifer, eine solche Wärme und Tiefe der religiösen Gesinnung, ja eine solche Ueberschwänglichkeit religiösen Gefühls zu finden, als in den englischen Theilen Britanniens. Nirgend zeigte sich ferner eine solche Pietät für den römischen Stuhl, für das Grab der Apostel Petrus und Paulus. Es äußerte sich dies in Pilgerfahrten, in Werken der christlichen Liebe und der Askese,

in reichen Spenden an die Kirche, in der Errichtung und Ausſtattung einer Menge Klöſter für Männer wie für Frauen, in denen manche Prinzeſſinnen aus königlichem Geblüte, ja manche Könige nach plötzlicher Entſagung der Krone und der Welt ſich dem Gebete und der Betrachtung widmeten, — vor Allem auch äußerte es ſich in Miſſionsarbeit. Engliſche Glaubensboten waren bei den noch heidniſchen deutſchen Stämmen auf dem Continent unermüdlich thätig. Sie traten hier das Erbe der iriſchen Mönche an, deren Wirkſamkeit in Deutſchland ſie ergänzten, corrigirten, kreuzten. Im Bunde mit der ſteigenden Macht des karolingiſchen Hauſes im Frankenreich wirkten ſie für die religiös-politiſche Einheit des Abendlandes — unter ihnen namentlich jener Winfrid, den die Deutſchen als ihren Apoſtel verehren.

Auch auf dem Gebiete der Wiſſenſchaft und der Litteratur begann die engliſche Kirche die iriſche zu verdunkeln, von der ſie zwar Manches gelernt hatte und die noch in ſpäteren Tagen in Johannes Erigena der Welt einen Denker von auf lange Zeit unerreichter Kühnheit und Selbſtändigkeit gab. In den Klöſtern, womit England bedeckt war und welche eben ſo viele Mittelpuncte jeder Art von Cultur für die umliegenden Landſtrecken bildeten, blühte das Studium ſowohl der Theologie als derjenigen Wiſſenſchaften, von denen die Kirche einen Reſt aus den Trümmern des römiſchen Reichs gerettet hatte und der Folgezeit überlieferte. Um die Zeit, wo die klaſſiſche Bildung in den übrigen Ländern des weſtlichen Europas faſt abgeſtorben oder doch, wie in Italien, nicht länger productiv war, ſah man Angeln und Sachſen die Kenntniſſe, die ſie in Rom ſich erworben hatten oder die gelehrte Ausländer ihnen zutrugen, durch angeſtrengten Fleiß ſteigern, mit glücklicher Begabung zu eigenen Schöpfungen verwerthen, ſo daß ſie die Lehrer ihrer Lehrer wurden. Um die Zeit, wo die Geſetze der klaſſiſchen Verskunſt dem italieniſchen Klerus fremd geworden waren, ſchrieben engliſche Mönche und Biſchöfe, laſen engliſche Nonnen lateiniſche Verſe, neben denen die Verſe, die damals anderswo entſtehen mochten, faſt ebenſo barbariſch erſchienen, als

ſie ſelbſt neben den Zeilen eines Vergil und Horaz ſich ausnahmen. Handſchriften von Werken klaſſiſcher Autoren, die man anderswo zu vernachläſſigen begann, weil man ſie nicht mehr verſtand, wurden von engliſchen Romfahrern angekauft und geſammelt und in den Bibliotheken von Kent, Weſtſachſen und Nordhumbrien untergebracht.

Unter den Stätten gelehrter Bildung, deren Licht damals England erleuchtete, ragen einige durch beſonderen Einfluß hervor. Die Schule von Canterbury, welche dem Führer der erſten römiſchen Miſſion Auguſtin ihre Entſtehung verdankte, gewann eine erhöhte Bedeutung, als Erzbiſchof Theodor aus Tarſos (668—690) und ſein Begleiter Abt Hadrian dort Kenntniß der griechiſchen Sprache verbreiteten. Aus der Schule jenes Hadrian ging der um 650 geborene, einem edeln weſtſächſiſchen Geſchlechte entſtammte Aldhelm hervor, deſſen umfaſſende Gelehrſamkeit und poetiſche Virtuoſität Mit- und Nachwelt mit Bewunderung erfüllten. Durch Aldhelm wurde dann das Kloſter Malmesbury im nördlichen Weſſex, wo er als Mönch, ſpäter Abt thätig war und nach ſeinem Tode (709) als Biſchof von Sherborn begraben wurde, zu einer wichtigen Pflanzſtätte der Cultur erhoben.

In Nordhumbrien gründete 674 der Angle Biſkop Baduking, mit ſeinem kirchlichen Namen Benedict genannt, die in engſter Verbindung ſtehenden Klöſter Wearmouth und Yarrow, deren Kirchen er von galliſchen Maurern nach römiſcher Weiſe aus Stein aufführen ließ und mit kunſtvollen Fenſtern und Bildern ausſchmückte, deren Bibliotheken er mit einer Menge von Büchern — von ihm ſelbſt auf ſeinen zahlreichen Romfahrten erworben — bereicherte, deren Schulen er in dem als Lehrer der Geſangskunſt von ihm angeſtellten päpſtlichen Archicantor eine außergewöhnliche Anziehungskraft verlieh. Auf dem Territorium des Kloſters Wearmouth war zwei Jahre vor deſſen Gründung jener Beda geboren, der einer der erſten und unter allen der erlauchteſte Schüler Benedicts wurde und ſpäter in Yarrow unter Keolfrids Leitung ſeine Studien fortſetzte. Frühzeitig Diakon, dann Prieſter

geworden, blieb Beda dem mönchischen Leben und dem Dienste der Wissenschaft treu. In der Enge und Stille der heimathlichen Klöster, zumal Yarrows, entfaltete er jene schriftstellerische Thätigkeit, die seinen Namen weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus berühmt machte und der erst sein Tod (735) ein Ziel setzte.

In der Schule von York lehrte Bedas jüngerer Freund Bischof Ecgberht, dessen Augenmerk nicht weniger auf Verbreitung gelehrter Bildung als auf Herstellung strenger Kirchenzucht gerichtet war und der eine reiche Bücherſammlung anlegte. Ein Zögling seiner Schule war Alkuin, der später im fränkischen Reiche eine zweite Heimath fand und mehr als irgend ein Anderer die großartigen Pläne Karls des Großen zur Hebung der Wissenschaft und des Unterrichts verwirklichen half.

In den Tagen Alkuins ging die erste Blüthezeit der englischen Cultur bereits zu Ende. Ihr höchster Glanz haftet an den beiden Namen Aldhelm und Beda.

Beide von gleicher Begeisterung für Religion und Wissenschaft erfüllt, beide im Besitz einer umfassenden Gelehrsamkeit, beide fest in dem Boden ihres Volksthums wurzelnd und doch zugleich von antiker Bildung mächtig angezogen, bilden sie im Uebrigen Gegensätze, die sich ergänzend den Gesammtcharakter des christlichen Altenglands uns darstellen. In diesem Gegensatze vertritt Aldhelm gleichsam das weibliche, Beda das männliche Princip. Der Erstere, mit einer großen Zartheit der Empfindung, einer sehr lebendigen Phantasie begabt, vielseitiger, geschmeidiger, geistvoller, jedoch weniger energisch, weniger productiv; der Andere ausgezeichnet durch Klarheit und einfache Großartigkeit der Anschauung, poetisch weniger begabt, auf dem Gebiete der Wissenschaft aber nach allen Seiten schriftstellerisch um sich greifend.

Aldhelm feierte in einer blumenreichen, mitunter schwülstigen und gezierten Prosa das Lob der Jungfräulichkeit, die er

durch zahlreiche Gestalten der Bibel und Heiligenlegende exemplificirte (De laudibus virginitatis sive de virginitate sanctorum), um dann denselben Gegenstand mit geringer Modificirung des Stoffs und der Anordnung noch einmal und glücklicher in gut gebauten und keineswegs poesielosen Hexametern zu behandeln (De laude virginum). Er schrieb ferner — nach dem Vorgange des Symphosius, doch in breiterer Ausführung, mit tieferer Versenkung in den Gegenstand, zuweilen in pathetischem Stile — eine Hundertzahl poetischer Räthsel, die sich den Schillerschen Räthseln und auch einigen Distichen des deutschen Dichters in mancher Hinsicht vergleichen lassen, und schaltete diese Räthselsammlung in eine prosaische Epistel an König Aldferth von Nordhumbrien ein, deren wesentlichen Inhalt ein Dialog über den Hexameter und die verschiedenen Arten metrischer Füße bildet (Epistola ad Acircium). In anderen Gedichten bediente er sich auch nicht quantitirender, bloß rhythmisch gebauter Versformen sowie des Reimes. Gerne wendet er die Allitteration, diesen Schmuck der nationalenglischen Dichtung an, die er zuweilen in eindringlicher Weise häuft. Auch für sonstige metrische Spielereien, das Akrostichon und Telestichon voran, zeigt er Vorliebe. In der Wahl seiner Stoffe nicht weniger als in der Art der Behandlung, in der sinnigen Betrachtung des Natur- und des Gefühlslebens, in der schamhaften Scheu vor dem Rohen und Gemeinen, in der Neigung zur Amplification und zur poetischen Abschweifung zeigt er innige Verwandtschaft mit jener Seite des altenglischen Nationalcharakters und der altenglischen Poesie, die durch das Christenthum besonders entwickelt werden mußte: der elegisch angehauchten Gefühlsweichheit. — Aldhelm soll ein ausgezeichneter Musiker und Sänger, einer der vorzüglichsten Dichter in der Nationalsprache gewesen sein, der es verstand, sich zum Volke herabzulassen und es hinzureißen. Noch im zwölften Jahrhundert sang man Lieder, welche die gelehrte Tradition auf ihn zurückführte. Wir begreifen, wie er dazu kam, gewisse Eigenthümlichkeiten der nationalen Verskunst in seinen lateinischen Versen nachzubilden, die aber dort viel-

fach als überflüſſiges und ſtörendes Beiwerk erſcheinen. Ebenſo läßt es ſich begreifen, wenn dieſes Naturell im majeſtätiſchen Gewande lateiniſcher Proſa oft geſchmacklos ſich geberdete.

Auch Beda ſchrieb lateiniſche Verſe zwar ohne großen poetiſchen Reiz, jedoch für jene Zeit correct, haltungsvoll und nicht ohne Geſchmack. Seine Hymnen und Epigramme ſind zum größten Theile verloren gegangen, ſein Buch über die Mirakel des h. Cuthberht (Biſchof von Lindisfarn, † 687) dagegen iſt uns erhalten. Weit bedeutender aber als ſeine Poeſie — ſowohl nach Umfang als Inhalt — iſt Bedas Proſa. Sie erſtreckt ſich auf faſt alle Zweige der damaligen Wiſſenſchaft, und auf allen Gebieten, die er bearbeitete, iſt Beda eine oft zu Rathe gezogene Autorität des ganzen fernern Mittelalters — nicht blos in ſeinem Vaterlande — geworden. Seine umfaſſenden Commentare zu verſchiedenen Büchern der h. Schrift, die freilich wenig Originelles enthalten, und ebenſo ſeine Homilien ſind von ſpätern Theologen unzähligemale benutzt worden und haben auch der Dichtung Stoff zugeführt. Seine naturwiſſenſchaftlichen Werke, vor allem die Kosmographie De natura rerum, bildeten lange eine Fundgrube für ſolche Schriftſteller, denen der Weg zu älteren Quellen unbekannt oder zu beſchwerlich war. Auch mit Grammatik, Rhetorik und Metrik hat er ſich beſchäftigt: ſein Buch De arte metrica verräth eine umfaſſende Beleſenheit zumal in Vergil und in älteren chriſtlichen Dichtern. Am werthvollſten aber ſind die Arbeiten, die ſich auf Chronologie und Geſchichte beziehen: ſeine Lehrbücher der Zeitrechnung, zuerſt die Skizze De temporibus, dann das ausführliche Werk De temporum ratione, denen ſich eine Weltchronik anſchließt, ſein Martyrologium, ſeine Vita beatorum abbatum Wiremuthensium et Girvensium, ſein Leben des h. Cuthberht, deſſen Mirakel er früher in Verſen beſungen, vor Allem aber ſeine Historia ecclesiastica gentis Anglorum. Letzteres Werk, das den Leſer in fünf Büchern bis auf das Jahr 731 herabführt, bekündet eine Wahrheitsliebe, einen Fleiß in der Sammlung urkundlichen Materials, zeichnet ſich in Auffaſſung

und Darſtellung durch eine Objectivität, Klarheit und Einfachheit aus, welche es hoch über das Niveau zeitgenöſſiſcher Geſchichtſchreibung erheben. So verkörpert Beda, wenn wir ihn mit Aldhelm vergleichen, die energiſche Arbeitskraft, den poſitiven und hiſtoriſchen Sinn, die Liebe zur Einfachheit und Wahrheit, die in dem beſſern Kern des engliſchen Volksthums vielleicht die beſtimmenden Elemente bilden.

Als Beda ſtarb, hatte eine chriſtliche Dichtung in engliſcher Sprache ſich bereits zu hoher Blüthe entwickelt. Die Bereitwilligkeit, mit der Angeln und Sachſen das Chriſtenthum annahmen — (am längſten leiſtete Mercien unter wilden, kriegeriſchen Königen Widerſtand), — die Begeiſterung, mit der ſie es ſich zum lebendigen Eigenthume machten, deutet auf eine Gemüthsſtimmung, welche in einer poetiſch productiven Epoche nothwendig zu frühzeitigen Verſuchen führen mußte, die neuen Ideen und die Stoffe, an denen ſie hafteten, dichteriſch zu bewältigen. Es iſt wahrſcheinlich, daß, ehe noch engliſche Gelehrte begonnen hatten, mit den Schwierigkeiten lateiniſcher Verſification zu ringen, engliſche Sänger ihre epiſche Sprache und ihr epiſches Versmaß in Dichtungen zum Lobe Gottes oder zum Preiſe bibliſcher Helden verwandten. Dieſelbe Halle, in der heute von Beowulfs Kampf mit Grendel oder von dem Ueberfall bei Finnsburg geſungen wurde, mochte am folgenden Tage ertönen von Liedern, in welchen das Sechstagewerk der Schöpfung gefeiert wurde, und welche die heidniſchen kosmogoniſchen Hymnen erſetzten. Der Uebergang zu den neuen Stoffen wurde den Sängern vermuthlich nicht ſchwer. Epitheta der Götter und Helden konnten oft ohne weiteres oder doch mit nur leichter Modification auf den Gott der Chriſten oder auf die Patriarchen und Heiligen angewendet werden. Gott ſelbſt in ſeinem Verhältniß zu Engeln und Menſchen dachte man ſich als den allmächtigen Fürſten, als den lieben Gefolgsherrn, den Teufel unter dem Bilde des treuloſen Vaſſalls, der ſeinen Goldfreund befehdet, den himmliſchen Thron faßte man als den Gabenſtuhl der Geiſter. Aehnlich geſtaltete ſich in der volksthümlichen Vor-

ſtellung das Verhältniß Chriſti zu ſeinen Apoſteln und Jüngern. Die Apoſtel feiert eine Dichtung des achten Jahrhunderts als

> Zwölf hochberühmte Helden unter des Himmels Sternen,
> Kämpen Gottes: in dem Kampf erlag,
> Wenn ſie die Helmzeichen hieben, ihre Hochkraft nimmer,
> Seit ſie zerſtreut ſich hatten, wie ihnen beſtimmte das Loos
> Der Hochkönig des Himmels, der Herr ſelber.*)

Die Innigkeit, mit denen die engliſchen Stämme das Gefolgſchaftsverhältniß auffaßten, legten eine ſolche Uebertragung deſſelben in eine höhere Sphäre nahe, die nun wieder ihrerſeits eine Veredlung und Vertiefung jenes irdiſchen Verhältniſſes zur Folge hatte. Die Ueberſchwänglichkeit des religiöſen Gefühls aber, welche dem Chriſtenthume ſowohl als dem engliſchen Volkscharakter entſprach, fand in der gefühlvollen, pathetiſchen Form der epiſchen Diction, in jener Häufung von ſynonymen Worten und Wendungen, in jenem Hin- und Herwogen der Darſtellung ein bequemes Ausdrucksmittel.

Es läßt ſich denken, daß die geiſtliche Dichtung durch Anwendung vorhandener Vocabeln auf neue Begriffe, durch Bildung neuer Zuſammenſetzungen ſowie neuer rhetoriſcher Combinationen ſich allmählich einen Wortſchatz, eine Phraſeologie ſchuf, die zwar mit der nationalepiſchen ſich an unzähligen Stellen berührt, trotzdem aber ihr Eigenthümliches hat und im ſelben Verhältniß wie die poetiſche Production auf dieſem Gebiete anwuchs. Im Verlaufe der Zeit mußten ſogar neue Stilfiguren, wenn auch in ſparſamer Anzahl, aus dem Latein in die engliſche Diction eindringen. Pflegten doch — wie das Beiſpiel Aldhelms zeigt — auch Gelehrte die nationale Dichtung, während andrerſeits nicht ſelten ein Sänger Prieſter wurde. Endlich aber ſaßen auf den Bänken der Kloſterſchulen Manche, die ſpäter den Sängerberuf ergriffen. Daß aber die chriſtliche Nationaldichtung in England nicht etwa zuerſt von Gelehrten in's Leben gerufen wurde, zeigt ihr echt

*) Andreas, 2 ff., Greins Dichtungen der Angelſachſen II, 1.

volksthümlicher Charakter in Sprache und Vers, zeigt das gute Verhältniß, das ſie zum Epos einnahm.

Den Urſprung dieſer neuen Dichtart erklärt auf ihre Weiſe eine ſchöne von Beda*) überlieferte Sage, indem ſie den älteſten chriſtlichen Dichter Englands feiert.

In der zweiten Hälfte des ſiebenten Jahrhunderts lebte in der Nähe des Kloſters Streoneshalh**) in Nordhumbrien ein Mann Namens Kädmon. Die Gabe des Geſangs war ihm verſagt, ſo daß er vom Gaſtmahl aufzuſtehen pflegte und ſich beſchämt entfernte, wenn die herumkreiſende Harfe an ihn gelangen ſollte. Eines Abends, als ein ſolcher Fall ſich zugetragen hatte, war er in dem Viehſtalle, deſſen Hut ihm jene Nacht oblag, eingeſchlummert. Da ward ihm im Traume ein Geſicht, und eine Stimme forderte ihn auf, von dem Urſprunge der geſchöpflichen Welt zu ſingen. Kädmon begann darauf im Traume ein Lied zu Gottes Preiſe und ſang: „Nun gilt es zu preiſen den Wart des Himmelreichs, des Schöpfers Macht und ſeinen Rath, die Werke des Glorienvaters, wie er jeglichem Wunder, der ewige Herr, einen Anfang ſetzte. Er ſchuf zuerſt den Kindern der Menſchen den Himmel zum Dach, der heilige Schöpfer, dann bildete darauf die Mittelwohnung der Wart des Menſchengeſchlechts, der ewige Herr, den Menſchen die Erde, der allmächtige Fürſt.“***)

---

*) Historia ecclesiastica gentis Anglorum IV, c. 24. Dieſelbe Sage kehrt an andern Orten in modificirter Geſtalt wieder.

**) Bekannter unter dem ſpäteren däniſchen Namen Whitby.

***) Das Original befindet ſich am Ende einer alten Handſchrift der Historia ecclesiastica. In ſeinem Text theilt Beda eine lateiniſche Proſaverſion deſſelben mit. Aelfred aber in ſeiner engliſchen Ueberſetzung der Kirchengeſchichte bietet wieder Kädmons Verſe in wenig abweichender Faſſung, wenn auch modificirter Schreibung. Das nordhumbriſche Original ſowie Bedas Proſa mögen hier folgen:

Nû scylun hergan hefænrîcæs uard,
Metudæs mæcti end his môdgidanc,
Werc uuldurfadur, suê he uundra gihuæs,
Êci dryctin, ôr âstelidæ.
He ærist scôp ælda barnum

Nach ſeinem Erwachen wiederholte Kädmon dieſes Alles und fügte Anderes von ähnlicher Art hinzu. Bald verbreitete ſich die Kunde des geſchehenen Wunders und drang auch in das Kloſter, wo er Proben der ihm von Gott verliehenen Gabe ablegte. Die Aebtiſſin Hild nahm ihn dann in das Kloſter auf und ließ ihm von gelehrten Männern die bibliſche Geſchichte vortragen. Alles, was er von dieſen vernahm, verarbeitete er in ſich und verwandelte es in herrliche Lieder, ſo daß ſeine Lehrer wiederum ſeine Zuhörer wurden. „So ſang er, ſagt Beda, von der Schöpfung der Welt und dem Urſprunge des Menſchengeſchlechts und die ganze Geſchichte der Geneſis; von dem Auszuge Iſraels aus Egypten und dem Einzuge in das gelobte Land; von vielen anderen Geſchichten der heiligen Schrift; von der Fleiſchwerdung des Herrn, dem Leiden, der Auferſtehung und der Himmelfahrt; von der Ankunft des heiligen Geiſtes und der Predigt der Apoſtel; auch von dem Schrecken des künftigen Gerichts, von dem Graus der Höllenſtrafe und der Süßigkeit des himmliſchen Reichs machte er viele Lieder, aber auch gar manche andere über die Gnaden und Gerichte Gottes; in allen aber trachtete er die Menſchen von der Liebe zur Sünde abzuziehen und für die Tugend zu entflammen."

Epiſches, Lyriſches, Didaktiſches in ihren Bereich ziehend, ſcheint Kädmons Dichtung nach Bedas Darſtellung ſämmtliche Gattungen und den größeren Theil der Stoffgebiete umfaßt zu haben, auf denen die altengliſche geiſtliche Poeſie überhaupt ſich heimiſch fühlt. Nahe liegt nun die Frage, ob von Kädmons zahlreichen Werken außer jenem kurzen Hymnus uns nichts erhalten

---

Heben til hrôfe, hâleg sċepen:
Thâ middungeard moncynnæs uard,
Êci dryctin, æfter tiádæ
Fîrum, foldu, freá allmectig.

Nunc laudare debemus auctorem regni coelestis, potentiam Creatoris et consilium illius, facta Patris gloriae. Quomodo ille, cum sit aeternus Deus, omnium miraculorum auctor exstitit, qui primo filiis hominum coelum pro culmine tecti, dehinc terram custos humani generis omnipotens creavit.

ſei, ob unter den beträchtlichen Reſten der ältern geiſtlichen Litteratur, welche der Mehrzahl nach ohne Verfaſſernamen auf uns gekommen ſind, nicht einer oder mehrere auf Kädmon zurückzuführen ſeien. Auf dieſe Frage giebt es keine befriedigende Antwort. Zwar pflegt man ſeit Junius die in der bodleianiſchen Handſchrift Jun. XI. enthaltenen Gedichte mit Kädmons Namen in Verbindung zu bringen, allein von dem Glauben an die Berechtigung ſolcher Bezeichnung iſt man immer mehr zurückgekommen. Im Laufe der Zeit hat man in dem Inhalte jenes Codex eine immer größere Mannigfaltigkeit der Beſtandtheile, Verſchiedenheit der Stilarten entdeckt, und gegenwärtig glaubt ſich beinahe Niemand mehr berechtigt, auch nur einen Theil deſſelben dem älteſten chriſtlichen Dichter Englands beizulegen.

Vielleicht iſt man in der Bekämpfung einer ſchlecht begründeten Hypotheſe ſogar zu weit gegangen und hat in der Verneinnng einen zu poſitiven Ton angeſchlagen. In Bezug auf das an der Spitze ſtehende umfangreichſte Gedicht des Codex — freilich nur in Bezug auf dieſes — iſt es durchaus denkbar, daß uns darin ein fragmentariſch und lückenhaft überliefertes, im Einzelnen vielfach verderbtes, ſprachlich erneuertes und modificirtes Werk Kädmons vorliegt. Jedesfalls dürfte dieſe Dichtung beſſer als irgend eine andere dem Bilde entſprechen, das wir nach Bedas, doch gewiß eines hiſtoriſchen Kernes nicht entbehrendem, Berichte uns von kädmoniſcher Poeſie machen müſſen. Stil und Ton tragen — trotz der Argumente, mit denen man in neuerer Zeit das Gegentheil hat erhärten wollen, — die Merkmale hohen Alters, einer beginnenden, nicht etwa einer verfallenden Kunſt; ſie bezeugen einen Dichter, der einer epiſch productiven Zeit angehört, nicht aber einen ſolchen, der etwa ſelbſt an nationalepiſcher Production ſich betheiligt haben müßte; die ganze Behandlung des Stoffes iſt derartig, wie wir ſie bei einem Manne vorausſetzen dürfen, der mehrere bibliſche Bücher, wie ſie ihm durch mündliche Belehrung erſchloſſen wurden, in engliſche Verſe übertrug. Endlich werden faſt alle Ausdrücke, die in Kädmons kurzem Hymnus vorkommen, zumal

die dort beliebten Umſchreibungen zur Bezeichnung der Gottheit hier mit entſchiedener Vorliebe wiederholt angewendet.

Das Gedicht iſt eine poetiſche Paraphraſe der Geneſis, die uns nur bis zum Opfer Abrahams erhalten iſt, außerdem durch mehrere Lücken — auf Verſtümmelung theils der gegenwärtigen Handſchrift, theils ihrer Quellen beruhend — unterbrochen wird. Die bedeutendſte dieſer Lücken, die ſchon auf einer ältern Stufe der Ueberlieferung vorhanden war, umfaßte die Geſchichte des Sündenfalls. Sie iſt durch die entſprechenden Partien einer jüngeren gleichartigen Dichtung in ziemlich ungeſchickter Weiſe ergänzt worden. Da nämlich der jüngere Dichter in ſeiner breitern Erzählung eine andere, kunſtvollere Anordnung beobachtet hatte als ſein Vorgänger,*) war es geboten, einige Stellen ſeiner Darſtellung zu ſtreichen. Indem aber der Redactor dieſes unterließ, tritt nun daſſelbe Motiv an zwei ziemlich auseinander liegenden Stellen in verſchiedener Behandlung auf.**)

Nach einer alten theologiſchen Anſchauung erfolgte die Erſchaffung der Welt, wie ſie im Sechstagewerke erzählt wird, zum Zwecke der Wiederherſtellung einer ältern, durch die Empörung der Engel geſtörten Ordnung: der Menſch insbeſondere war dazu beſtimmt, die durch den Fall Lucifers und ſeines Anhangs im Himmel entſtandene Lücke auszufüllen. Es knüpft ſich hieran eine Theorie von den zehn, beziehungsweiſe neun Engelhierarchien, wie ſie beſonders in den Werken Gregors ausgebildet erſcheint und von dort aus durch verſchiedene Kanäle in die mittelalterliche Litteratur ſich verbreitete. Auch Kädmon, der in ſeinem Hymnus Kenntniß jener Dinge nicht verräth, iſt ohne Zweifel von ſeinen Lehrern im Kloſter mit ſolchen Anſchauungen bekannt gemacht worden.

---

*) Der jüngere Dichter hatte nämlich die Darſtellung von der Erſchaffung und dem Fall der Engel zwiſchen Gottes Verbot an die erſten Menſchen und deren Verſuchung durch die Schlange eingeſchoben.

**) Daß auch in andern mittelalterlichen Bearbeitungen der Geneſis die Empörung der Engel zweimal erzählt wird, macht die Thatſache der Interpolation in unſerm Fall um nichts weniger ſicher.

Wie dem auch ſei, der Dichter der ältern Geneſis beginnt nach einem doxologiſchen Anfang, welcher Gott insbeſondere als den Schöpfer der himmliſchen Wohnungen feiert, mit einer Schilderung der Freuden der Engel, der ſich eine nicht unkräftige, wenn auch etwas verſchwommene Darſtellung des himmliſchen Sündenfalls und der Beſtrafung deſſelben anſchließt. Der Anblick der im Gottesreiche leer ſtehenden Sitze beſtimmt Gott zur Erſchaffung der Welt, womit der Dichter beim Anfange der bibliſchen Geneſis angelangt iſt.

Dieſe wird von da ab ſeine Quelle, die er, ſoweit wir ſehen können, bis zum Schluß mit gleichmäßiger Treue paraphraſirt. Kenntniß apokryphiſcher Ueberlieferung verräth er, wenn überhaupt, nur in verſchwindend geringem Maße. Auslaſſungen und Kürzungen des bibliſchen Berichts nimmt er nur ſelten vor an Stellen, die Kädmon und der Mehrzahl ſeiner Zeitgenoſſen unverſtändlich ſein mußten oder für poetiſche Behandlung ſich gar zu ſpröde erwieſen, wie er denn aus dem Regiſter von Noahs Nachkommen (Gen. 10) nur einen Auszug gibt, nachdem er in frühern Geſchlechtsregiſtern ſeinen ganzen reichen Schatz an variirenden Umſchreibungen erſchöpft hatte. Ein Streben nach künſtleriſcher Formgebung im Großen läßt er nirgend erkennen, wenn er auch die Erſchaffung des erſten Menſchenpaares, wie es ſcheint, der Bibel nicht zweimal nacherzählt, ſondern die beiden erſten Capitel der Geneſis in ſeiner Darſtellung verſchmolzen hat.*)

Die Originalität des Dichters verräth ſich nur im Detail, in der Ausführung. Der einfache, knappe Ausdruck des bibliſchen Berichts iſt gegen einen breiten, oft pathetiſchen epiſchen Stil vertauſcht, in dem Beiwörter, Appoſitionen ſich häufen, parallel gegliederte Variationen derſelben Wendung ſich an einander reihen, Adverbialſätze oft in nachdrücklicher Wiederholung auf Vorhererzähltes und Wohlbekanntes hinweiſen. Wie das engliſche Epos, wendet der Dichter der Geneſis gern die directe und ausgeführte

*) Eine handſchriftliche Lücke geſtattet uns nicht, dies mit abſoluter Gewißheit, wenn auch mit der höchſten Wahrſcheinlichkeit, zu behaupten.

Rede im Dialog an, dagegen er ſie im Monolog lieber vermeidet. — Ueberall zeigt ſich das Beſtreben nach lebendiger Aneignung des Stoffs, nach poetiſcher Vergegenwärtigung und ſinnlicher Ausmalung. Diejenigen Partien, die am leichteſten ſolcher Tendenz nachgeben, werden ſelbſtverſtändlich mit beſonderer Vorliebe ausgeführt. Bedeutend wirkt die in beſcheidenen Grenzen gehaltene, leider unvollſtändig überlieferte Darſtellung des Schöpfungswerks, wo ſich Stellen wie dieſe finden:

Die Gefilde waren noch,
Das Gras ungrün: der Ocean deckte
Alles weit und breit, die Wogen die dunkeln,
Schwarz in Allnacht. Da ward ſtrahlend in Glorie
Hin übern Holm getragen in hoher Segensfülle
Des Himmelswartes Geiſt. Es hieß der Herr der Engel,
Des Lebens Spender Licht vorkommen
Über dieſe breiten Gründe; alsbald ward erfüllet
Des Hochkönigs Geheiß: ihm ward ein heilig Licht
Über dieſe wüſte Schöpfung, wie der Wirker es gebot.*)

An wirkſamen Zügen reich iſt die Schilderung der Sündfluth, beſonders aber zeichnen ſich mehrere Partien in der Geſchichte Abrahams aus. Die Paraphraſe des vierzehnten bibliſchen Capitels zeigt in einem lebendigen, mit zahlreichen Zuthaten ausgeſtatteten Schlachtgemälde auch unſern Dichter ergriffen von jenem Hauch kriegeriſcher Begeiſterung, der das ganze deutſche Alterthum durchweht.

Da waren laut die Lanzen: es liefen zuſammen
Die Schlachtheere wüthend; der ſchwarze Rabe,
Der federbethaute Vogel, ſang unter Pfeilgeſchoſſen,
Auf Heerleichen hoffend. Die Helden eilten,
Die muthſtarken, in mächtig großen Schaaren,
Bis daß die Völkermaſſen gefahren waren
Zuſammen breit von Süden und von Norden,
Die helmbedeckten. Da war hartes Kampfſpiel,
Wechſel der Todesgeere, gewaltig Kriegsgeſchrei,
Hallendlautes Heerkampftoſen. Mit den Händen ſchwangen

*) Genesis 116 ff., Greins Dichtungen der Angelſachſen I, 4.

Die Recken aus den Scheiden die ringbunten Schwerter,
Die eckentüchtigen.*)

Gleichwohl erſcheint unſer Dichter nicht etwa im Licht eines scop oder gleóman, der die Kutte angezogen und der geiſtlichen Dichtung ſich zugewandt hätte. Ein Solcher würde auch an andern Stellen ſeine Vorliebe für das gewöhnliche epiſche Rüſtzeug, für Waffen und dergleichen verrathen, das kriegeriſche Element in Haltung und Weſen ſeiner Helden entſchiedener durchgeführt und zur Geltung gebracht haben. Das Pathos, das unſern Dichter erfüllt, iſt doch vorzugsweiſe ein religiöſes. Sein Wortſchatz iſt nirgend reicher als wo es ſich darum handelt, den Begriff der Gottheit zu umſchreiben.

Charakteriſtiſch und für das hohe Alter der Dichtung entſcheidend iſt nun der Umſtand, daß in ihr mit epiſcher Fülle und religiös-epiſchem Pathos ſich keine Sentimentalität verbindet. Ein warmes Gefühl durchzieht die ganze Darſtellung; wie objectiv aber der Dichter ſein kann, zeigt er in der Erzählung von Abrahams Opfer, das jedem neueren Dichter einen Anlaß zur Schilderung des Schmerzes, der innern Kämpfe des Helden bieten wird. Bei ihm iſt von dem Allen Nichts zu finden, weil die Bibel darüber keine Andeutung enthält. Ich citire eine kurze Stelle:

Zu fragen begann
Der winterjunge Mann mit Worten den Abraham:
„Mein Fürſt! wir führen Feuer hier und Schwert!
„Wo iſt das Opferthier, das du edelglänzend
„Zum Brandopfer Gott zu bringen denkeſt?“
Abraham redete (er war eins mit ſich,
Daß er vollführte all wie ihm der Fürſt geboten):
„Das wird der ſicherwahre König ſelbſt ſchon finden,
„Des Menſchenvolkes Wart, wie ihm gemäß dünket!“
Starkmuthig ſtieg er drauf die ſteile Höhe
Hinan mit ſeinem Sohne, wie der Ewige gebot,
Bis daß er auf der Höhe jenes hohen Landes
Stund an der Stätte, die ihm der ſtrenge vorher,
Der wahrhafte Schöpfer durch ſein Wort bezeichnet.**)

*) Genesis 1982 ff., Greins Dichtungen der Angelſachſen I, 55 f.
**) Genesis 2887 ff., Dichtungen der Angelſachſen I, 80.

Im Ganzen gibt ſich der Dichter als eine aus einfachen Verhältniſſen hervorgegangene, körnige, groß und edel angelegte Natur zu erkennen, welche Kädmons Namen mit Ehren getragen haben würde. Wenn nun aber Beda Kädmons Dichtungen denen aller ſpäteren, ihm bekannten geiſtlichen Dichter vorzieht, ſo kennen wir jene Dichter nicht, dürfen aber von vornherein annehmen, daß bei der Bildung dieſes Urtheils der Bibelfreund in Beda ſich ſtärker erwies als der Aeſthetiker. Auf keinen Fall kann jene Hochſchätzung des Dichters durch den großen Theologen uns ein Anlaß ſein, uns Kädmons Bild unter Zügen vorzuſtellen, die von denen des Geneſisdichters weſentlich abwichen.

Einen ganz verſchiedenen Charakter zeigt der Dichter der Exodus. Sieht man zunächſt auf den Inhalt ſeiner Dichtung, ſo könnte man verſucht ſein, ſie als ein wohl abgeſchloſſenes epiſches Lied zu bezeichnen. Die ganze Darſtellung bewegt ſich um den Zug der Iſraeliten durch das rothe Meer und den Untergang des ägyptiſchen Heeres in demſelben. Nur ein kurzer Abſchnitt des bibliſchen Berichts hat alſo dem Dichter ſeinen Stoff geliefert, und dieſen Stoff hat er mit größter Freiheit behandelt, mit allen Mitteln ſeiner Kunſt ausgeſchmückt. Sieht man auf die eingeſtreuten Betrachtungen zu Eingang und dicht vor dem Schluß, ſo möchte man — wie das ſchon geſchehen iſt — in dem Gedicht eine poetiſche Predigt erkennen. Gibt man ſich aber dem Eindruck des Ganzen hin, ſo ſcheint die homiletiſche Tendenz vor dem epiſchen Pathos durchaus in den Hintergrund zu treten. Dieſes Pathos aber äußert ſich in einer Fülle und Breite der Darſtellung, wie ſie nicht dem fragmentariſchen Liede, ſondern dem Epos entſpricht. Offenbar war der Dichter ein epiſcher Sänger, der Geiſtlicher oder doch Pfleger geiſtlicher Dichtung geworden, die alte Vorliebe für Helden und Waffen nicht abgelegt hatte. Die kriegeriſche Leidenſchaft tritt in keiner altengliſchen Dichtung ſo ausgeprägt, in ſolcher Ausſchließlichkeit hervor, was um ſo auffallender iſt, da es in der Handlung gar nicht zu einer Schlacht, höchſtens zu einem Kampfe der Aegypter mit den Wellen kommt. Nur um

vorbereitende Handlungen zur Schlacht oder um gefahrvolle Situationen handelt es sich, und diese reichen hin, den Dichter in die höchste Begeisterung zu versetzen. Prächtig ist die Beschreibung der in kriegerischem Aufzuge marschirenden Heere, besonders der heranrückenden Aegypter, höchst wirkungsvoll die Schilderung der Angst der mit Ueberfall bedrohten Israeliten. Aber auch Stellen wie die, wo Moses vor dem Durchzuge durch das rothe Meer sich zum Reden anschickt, sind für den Dichter charakteristisch:

Vor die Helden sprang der Heerkampfführer,
Der kühne Verheißungsbringer, hub den Schild empor
Und hieß des Volkes Führer das Fahrtheer schweigen,
So lang des Muthreichen Worte Manche hörten:
Reden wollte des Reiches Hirte
Ueber die Heerscharen hin mit heiliger Stimme;
Es sprach des Wehrvolks Weiser würdevoll: *)

Die Reden selbst pflegt der Dichter nicht lang zu gestalten, den Dialog liebt er gar nicht. Seine Stärke liegt in der Veranschaulichung äußerer Actionen, noch mehr von Situationen.

Hierzu steht ihm nun eine reiche epische Phraseologie zu Gebote. Von der Form der Variation im engern und weitern Sinne macht er eine wahrhaft verschwenderische Anwendung. Seine Darstellung ist viel ausführlicher und detaillirter als die des Genesisdichters, aber auch sinnlicher und bildlicher, mit einem Wort poetischer.

Leider ist auch sein Werk uns nicht ganz erhalten. Unmittelbar vor dem Untergange des ägyptischen Heeres findet sich eine Lücke. Dieselbe umfaßt auch den Schluß einer Episode, welche, den Durchzug der Israeliten unterbrechend, von ihren Ahnen **) erzählt und in dem erhaltenen Theile sich namentlich mit Abrahams Opfer beschäftigt. Nicht ungeschickt an dem betreffenden Puncte in die Handlung eingefügt, scheint diese Episode doch in

*) Exodus 252 ff., Dichtungen der Angels. I, 88 f.

**) Der Andeutung in V. 353 zufolge würde es sich nur um einen Vater, omit um Jacob (?) handeln, zu dessen Geschichte der ganze vorhandene Theil der Episode dann nur eine Einleitung gebildet hätte. Man könnte aber auch an Abraham denken.

einem für den Exodusdichter zu einfachen Stile geſchrieben, ſo daß vielleicht auch hier eine Interpolation vorliegt. Mit der entſprechenden Partie der Geneſis verglichen, fällt die größere Weichheit und Subjectivität der Darſtellung in dieſer Einlage auf, Eigenſchaften, die an ſich mit dem epiſchen und kriegeriſchen Pathos des Exodusdichters nicht unverträglich wären.

Eine wiederum unvollſtändig überlieferte, etwa bei Cap. V, 22 abbrechende, Paraphraſe des Buchs Daniel unterſcheidet ſich in der Behandlungsweiſe ſowohl von Geneſis wie von Exodus.*) Von letzterm Gedicht ſchon dadurch, daß es nicht eine einzelne Begebenheit aus dem größern Zuſammenhange herausgegriffen darſtellt, ſondern, dem Gange der bibliſchen Erzählung folgend, eine Reihe von Begebenheiten umfaßt; von der Geneſis dadurch, daß der Dichter ſeiner Quelle gegenüber ſich mit größerer Freiheit bewegt, aus dem ihm vorliegenden Stoffe eine planmäßige Auswahl trifft. Sein Plan aber wird beſtimmt durch die Ideen, welche im Buch Daniel vorzugsweiſe zum Ausdruck gelangen: die demüthige Unterwerfung unter Gott, das gläubige Vertrauen auf ihn und im Gegenſatze dazu der ſich ſelbſt genügende Stolz, der Uebermuth, die Hybris — wie jenes belohnt, dieſes geahndet wird. Gleichgültige Nebenzüge läßt der Dichter daher ganz weg, was für den Zweck von untergeordneter Bedeutung iſt, wird nur kurz angedeutet: deſto ſtärker iſt nun das Licht, welches auf die Kernpuncte fällt. Die Darſtellung, weniger voll und ſinnlich, aber von größerer Beweglichkeit als in der Exodus, zeigt weniger gleichmäßig epiſchen Gang, ſtärkere Einmiſchung ſubjectiver Empfindung als in der Geneſis. Während der Dichter ſich im Ganzen ziemlich kurz faßt, von der directen Rede wenig Gebrauch macht, nicht gar viel epiſches Detail bringt, verweilt er mit beſonderm Nachdruck auf den Hauptmomenten, entwickelt dort, wie namentlich in

*) Es iſt möglich, daß der Dichter des Daniel die Exodus kannte und mit Beziehung auf dieſe Dichtung ſchrieb. War dies der Fall, ſo hat er ſich nicht bemüht, ſeinem Vorgänger nachzuahmen.

der Scene der drei Männer im Feuerofen,*) den ganzen Glanz und Reichthum ſeiner Sprache.

Sämmtliche geiſtliche Epiker jener Zeit überragt an Kunſt der Compoſition der Dichter der Judith. War freilich ſein Stoff ein außergewöhnlich glücklicher, der eine faſt dramatiſch ſpannende, wohl abgeſchloſſene Handlung darbot, ſo pflegt man ja glückliche Wahl des Stoffes dem Talent, das die Form des Inhalts würdig zu geſtalten weiß, als ein neues Verdienſt anzurechnen. Nur der Schluß des Gedichts, wenig mehr als ein Viertel des Ganzen, iſt uns erhalten; dieſes Bruchſtück aber übt eine Wirkung, welche der des Volksepos näher kommt als der Eindruck irgend einer andern geiſtlichen Dichtung jener Epoche. Mit einer klaren, wohl gegliederten Erzählung verbindet ſich epiſche Fülle, Kraft und Lebendigkeit der Diction. Im höchſten Grade wirkſam iſt die Darſtellung von Judiths Rückkehr nach Bethulia, von dem kriegeriſchen Aufmarſch der Hebräer, von dem Ueberfall des aſſyriſchen Lagers, der Angſt der aſſyriſchen Großen, die es nicht wagen ihren Herrn in ſeiner Ruhe zu ſtören, endlich von der Auflöſung und Flucht des heidniſchen Heeres. Wenn der Dichter ſich von ſeinem Gegenſtande ſelbſt ergriffen zeigt, mit ſeinem moraliſchen Urtheile nicht zurückhält, der Erzählung gelegentlich andeutend vorgreift, ſo berührt er ſich hierin nicht blos mit den meiſten geiſtlichen, ſondern auch mit den nationalepiſchen Sängern ſeiner Zeit.

In der Behandlung des epiſchen Verſes ſcheint die geiſtliche Dichtung ſchon frühzeitig eine Freiheit ſich geſtattet zu haben, die ſogar in die Ueberlieferung der jüngern Theile des Volksepos, wenigſtens in die Interpolationen der Redactoren Eingang fand. Der ſtreng rhythmiſche Vortrag der epiſchen Sänger geſtattete ihnen zwar in der Ausdehnung des Verſes, d. h. in der Zahl der Versfüße hinter dem metriſchen Schema zurückzubleiben,

*) Es iſt wohl kein Zufall, wenn von dieſem Theile des Gedichts die große poetiſche Sammelhandſchrift von Exeter (Codex Exoniensis) uns eine zweite Redaction bewahrt hat, die in der zweiten Hälfte allerdings einen ganz abweichenden Text zeigt.

wo dann durch längeres Verweilen auf gewiſſen Sylben oder durch Pauſen das Zeitmaß ausgefüllt wurde, nicht jedoch es zu überſchreiten. In den geiſtlichen Epen aber, die wahrſcheinlich einfach recitirt, nicht geſungen wurden, konnte die Tradition, welche das Zuwenig erlaubte, leicht dahin führen, auch das Zuviel ſich zu geſtatten. Daher denn hier die Verſe manchmal über das Maß der acht Hebungen hinausſchwellen, zwar innerhalb beſtimmter Grenzen, jedoch eine große Mannigfaltigkeit der Formen erzeugend, die nur durch die Lage der drei Reimſtäbe unter die Einheit eines Geſetzes gebracht werden. Verhältnißmäßig ſelten ſind ſolche Streckverſe in Geneſis*) und Exodus, häufiger in Daniel und namentlich in Judith, wo ſie in auffallender, aber keineswegs unkünſtleriſcher Weiſe zur Verwendung kommen.

V.

Neben den Helden des alten boten ſich die des neuen Bundes, die Apoſtel, die heiligen Märtyrer und Bekenner der geiſtlichen Epik als Gegenſtände der Verherrlichung dar. Einen reichen Stoff zur poetiſchen Verarbeitung hatte die Ueberlieferung hier von den erſten chriſtlichen Jahrhunderten an geſammelt, zu deſſen Vermehrung und Ausbildung alle chriſtlichen Nationen das ihrige beitrugen. Aus der griechiſchen und der lateiniſchen Sprache — auch bei urſprünglich griechiſchen Darſtellungen bildete das Latein gewöhnlich das Medium — wurden dann dieſe Legenden in die Nationaldichtung der verſchiedenen europäiſchen Völker verpflanzt.

Die geiſtliche Lyrik fand ein erhabenes Muſter zunächſt in den Pſalmen des alten Teſtaments. Dieſelben dürften frühzeitig zur Nachbildung, zur poetiſchen Uebertragung gereizt haben, wenn auch die Tradition, welche Aldhelm die Anfertigung einer ſolchen Ueberſetzung zuſchreibt, nicht auf ſicherer Grundlage zu ruhen

*) Wobei man die große Interpolation natürlich nicht mitrechnen darf, deren Dichter im Gegentheil in langen Verſen ſchwelgt.

ſcheint. Eine Paraphraſe des fünfzigſten Pſalms*) in kentiſchem Dialekt, der es nicht an Wärme und Erhebung des Tones fehlt, rührt jedesfalls aus der Zeit vor 800 her und war gewiß kein vereinzelter Verſuch. Jünger ſcheint eine kürzer gefaßte Uebertragung des geſammten Pſalters**) in weſtſächſiſche Mundart, wenn auch ſchwerlich ſo jung als man aus der ziemlich ſchwungloſen Diction und dem häufig uncorrecten Versbau zu ſchließen geneigt ſein könnte. Bei einer Arbeit, welche vorzugsweiſe zu praktiſchen Zwecken unternommen wurde, wäre es bedenklich, den ſtrengſten Maßſtab äſthetiſcher Kritik anlegen zu wollen. Die Sprache dieſer Pſalmenüberſetzung aber iſt nicht ohne alterthümliche Beſtandtheile.

Freier als in der Uebertragung von Pſalmen macht ſich die religiös lyriſche Stimmung manchmal in Hymnen und Gebeten geltend, die zum Theil kirchlich lateiniſchen Muſtern nachgebildet ſind, zum Theil aber auch auf ſelbſtändiger Verwendung bekannter Motive beruhen und zuweilen eine große Innigkeit des ſubjectiven Gefühls verrathen.

Zwiſchen Epik und Lyrik dehnt ſich nun ein weites, bald mit jener, bald mit dieſer ſich berührendes Gebiet aus, das die didaktiſche und deſcriptive Poeſie umfaßt. Hier begegnen theils einfache moraliſche Erörterungen, kurze poetiſche Predigten über den Uebermuth oder über die Falſchheit der Menſchen —, theils Betrachtungen über die Größe und den Glanz der Schöpfung, theils

---

*) Derſelben iſt eine erzählende Einleitung vorgeſetzt und ebenſo ein ſelbſtändiger Schluß angefügt. — Veröffentlicht von Dietrich, Anglosaxonica. Marburg 1858, S. III ff., Grein, Bibliothek der angelsächsischen Poesie II, 276 ff.

**) Der größere Theil derſelben — von Pſ. 51, 6 ab — iſt in einer Pariſer Handſchrift des elften Jahrhunderts erhalten, welche die erſten fünfzig Pſalmen in jüngerer proſaiſcher Ueberſetzung bietet. Von dem verloren gegangenen Theile der metriſchen Uebertragung finden ſich nicht unanſehnliche Fragmente zerſtreut in einem engliſchen Benedictinerofficium, das uns in Handſchriften aus der Zeit kurz vor und nach der normanniſchen Eroberung überliefert iſt.

ſolche Dichtungen, zu denen beſondere chriſtliche Ueberlieferungen bibliſchen oder nichtbibliſchen Urſprungs, ja auch antike, aber in chriſtlichem Sinne umgewandelte Sagen den Stoff boten. Dahin gehören Darſtellungen vom jüngſten Gericht, Reden der erwählten oder verworfenen Seele an dem Leichnam, mit dem ſie im Leben verbunden war, den ſie alle Wochen beſucht und mit dem ſie am jüngſten Tage zu gemeinſamer Seligkeit oder gemeinſamer Qual wieder ſich verbinden wird. Dahin gehören Beſchreibungen der Hölle und des Himmels, wie ſie die Viſionen mancher Heiligen enthüllt haben ſollten und wie ſie ſich in der chriſtlichen Phantaſie immer lebendiger und plaſtiſcher geſtalteten. In jenen Kreis führt uns auch die alte Ueberlieferung von der Höllenfahrt Chriſti, welche ihre abſchließende und ſo zu ſagen klaſſiſche Faſſung im ſogenannten Evangelium Nicodemi*) erhalten hat, wenn auch eine ſtrengere theologiſche Richtung ſich lieber an diejenigen Umriſſe der Tradition hielt, die in den Schriften der Kirchenväter ſich nachweiſen ließen.

Für dieſes ganze Gebiet poetiſcher Darſtellung diente den engliſchen Dichtern ſowohl als Stoffquelle wie als Muſter der Behandlung die chriſtlich lateiniſche Poeſie oder die theologiſche Proſa. Namentlich die homiletiſche Litteratur wirkte auf eine Dichtung ein, die ja durch die Verbindung von Erzählung, Betrachtung, Ermahnung ſelbſt entſchieden homiletiſchen Charakter an ſich trägt. Bedeutend war hier der Einfluß der großen lateiniſchen Kirchenväter, vor allen Gregors, dem das chriſtliche England mehr als irgend einem andern zu Dank verpflichtet war, und den es daher faſt einem Apoſtel gleich ehrte.

Zu den eigenthümlichſten Erzeugniſſen der altchriſtlichen Litteratur gehören diejenigen, in denen die vielfach hervortretende Nei-

*) Genauer im Descensus Christi ad inferos, einer vielleicht im dritten Jahrhundert entſtandenen Schrift, die in der erſten Hälfte des fünften Jahrhunderts mit den Gesta Pilati, einer Darſtellung des Leidens und der Auferſtehung Chriſti, ſowie der Gefangennahme und wunderbaren Befreiung des Joſeph von Aremathia verbunden wurde.

gung, den Naturerscheinungen eine symbolische Bedeutung unterzulegen, nicht nur die Behandlungsweise, sondern sogar die Wahl der Stoffe bestimmt hat. Zunächst kommt hier die Thiersymbolik in Betracht. Der antiken, zumal griechischen Thiermärchen, in denen theils fabelhafte Geschöpfe auftraten, theils bekannten Thieren fabelhafte Eigenschaften beigelegt wurden, hatte sich die christliche Einbildungskraft mit Eifer bemächtigt, und indem sie dieselben weiter bildete, ihnen einen tief geheimnißvollen Sinn, eine Deutung auf die Geheimnisse des Glaubens zu geben gewußt. Diese Thiersymbolik spielt eine große Rolle in der bildenden Kunst schon der früheren christlichen Jahrhunderte. In den Schriften der Kirchenväter, der altchristlichen Dichter und Schriftsteller macht sie an zahlreichen Stellen sich geltend; ja auch selbständige poetische Darstellungen rief diese Geistesrichtung hervor. Zu ihrer Verbreitung bei den verschiedensten mittelalterlichen Völkern aber trugen namentlich compendiös angelegte Sammlungen bei, in denen an einer Reihe von Thieren gewisse Eigenschaften, Naturen wie man das nannte, dargestellt und gedeutet wurden. Eine solche Sammlung hieß Physiologus. — Die zahlreichen Physiologi, die in morgen- und abendländischen Sprachen in mehreren, durch Umfang, Anordnung und Auswahl verschiedenen Fassungen vorhanden sind, verrathen alle einen gemeinschaftlichen und zwar griechischen Grundtypus. Auch hier bildete wiederum für das westliche Europa das Latein das Medium der Verbreitung: einen lateinischen Physiologus aber gab es schon im fünften Jahrhundert unsrer Zeitrechnung, da ein päpstliches Decret vom Jahre 496 ein solches Werk, das dem h. Ambrosius beigelegt wird, als apokryph und ketzerisch verbietet.

Der englischen Dichtung bot diese Litteraturgattung, deren symbolischer Charakter sie anziehen mußte, willkommnen Anlaß zu wirksamer Schilderung. Das schöne Fragment eines altenglischen Physiologus, welches Panther, Walfisch und einige Zeilen eines dritten Abschnitts — einen wunderbaren Vogel betreffend — enthält, zeigt uns, welchen Reiz eine wahrhaft poetische Anschauung

über derartige Stoffe auszuſtreuen vermag. Die Deutung der Thiere iſt die herkömmliche. Der Panther, der, nachdem er geſättigt iſt, „eine verborgene Stätte unter Berges Schluchten“ ſucht, wo er drei Tage ſchläft, dann erwacht und zugleich mit lauten, wohlklingenden Tönen einen lieblichen Duft ausſtrömt, bedeutet Chriſtus den Auferſtandenen. Der Walfiſch, „der da oftmals unerwünſcht begegnet furchtbar und ſinngrimm den Fluthdurchſeglern“, der ſie durch ſeine inſelartige Ruhe verführt, ihn zu beſteigen, und dann unverſehens mit ihnen in die Tiefe taucht, der die Fiſche durch ſüßen Athem anlockt und dann plötzlich verſchlingt, bedeutet die Hölle.

Das große, eigentlich productive Zeitalter der altengliſchen geiſtlichen Dichtung dürfte durch die Jahre 650 und 800 oder etwa 825 zu begrenzen ſein. Die Mehrzahl der betrachteten Denkmäler ſind vermuthlich im achten oder im Anfang des folgenden Jahrhunderts entſtanden, ſo die Exodus, der Daniel, die Judith, deren chronologiſche Stelle näher zu beſtimmen vielleicht ſpäter einmal gelingen wird. Den vielſeitigſten, fruchtbarſten, man darf ſagen bedeutendſten unter den Dichtern dieſer Zeit aber, zugleich den einzigen, der uns in ſeinen Werken ſeinen Namen und — was mehr iſt — ein Stück ſeines Lebens überliefert hat, haben wir noch zu in's Auge zu faſſen. Er hieß Kynewulf oder in ſeiner eigenen Mundart Könewulf.

Kynewulf war wie Kädmon ein Nordhumbrier. Vermuthlich zwiſchen 720 und 730 geboren, wird er das achte Jahrhundert ſchwerlich überlebt haben, in deſſen zweite Hälfte ſeine wichtigſten Dichtungen fallen mögen.

Er gehörte dem Stande der fahrenden Sänger an und ſcheint an Fürſtenhöfen ſich reicher Gaben und hoher Gunſt erfreut zu haben. Dabei war er nicht ohne gelehrte Bildung. Er las lateiniſche Schriftſteller und machte zuweilen ſelbſt einen — ſchlechten — lateiniſchen Vers, was auf eine in der Kloſterſchule verlebte Jugend ſchließen läßt.

Von den Dichtungen, die Kynewulf als fahrender Sänger verfaßte, kennen wir — wenn wir von Zweifelhaftem absehen — nur eine Räthselsammlung.

Wie weit vor Kynewulf die englische Räthseldichtung gediehen war, ist uns unbekannt; geschweige denn, daß wir zu sagen wüßten, in wieweit sie aus einheimischen, volksthümlichen Elementen selbständig erwachsen sein und wieviel sie den Anregungen einer fremden Litteratur verdankt haben mag. Nur soviel ist unzweifelhaft, daß wie das deutsche Alterthum überhaupt, so besonders auch das englische in der volksthümlichen Anschauung der Natur und des Lebens, in dem ahnungsvollen, dunkeln Ton der epischen Sprache, in der Beschaffenheit der nationalen gnomischen Dichtung und in der Vorliebe für das Wortgefecht die Bedingungen nicht nur zur Production des Räthsels, sondern auch zu einer eigenthümlichen poetischen Ausbildung desselben in hohem Maße enthielt. In letzterer Beziehung ist sogar die Darstellung in Aldhelms lateinischen Räthseln, wenn wir den Symphosius daneben halten, bezeichnend.

Aldhelms Vorgang war für Kynewulf von großem, in einzelnen Dingen vielleicht sogar von bestimmendem Einfluß. Ihm verdankte er denn wohl auch die Idee, eine größere Anzahl von Räthseln — zwar ohne systematische Ordnung, jedoch so, daß sie in ihrer Gesammtheit einen gewissen Kreis von Anschauungen erschöpfen — zusammenzustellen, in dem an der Spitze stehenden aber seinen eigenen Namen zu rathen aufzugeben, zwar nicht in der Form eines Akrostichons, sondern einer Charade.

Aus Aldhelm und daneben aus Symphosius, wohl auch aus andern lateinischen Dichtern entlehnte Kynewulf eine Anzahl seiner Motive, die er in bald freierer, bald treuerer Nachbildung, immer aber mit lebendigster Aneignung des Stoffs behandelte. Andere Motive flossen ihm aus mündlicher, sei es gelehrter, sei es volksthümlicher Ueberlieferung zu, wie denn der Drache, dessen Spuren den Weg zum Goldhort zeigen, der nationalen Sage, vielleicht direct dem Epos entnommen ist. In der

Auswahl der Stoffe, die faſt alle allgemein bekannte Dinge betreffen, wie in der Art der Behandlung verräth ſich ein feiner Geiſt, ein offener Sinn für die Schönheiten der Natur, die Wunder der Schöpfung, ein lebendiges Intereſſe für die Errungenſchaften der Cultur und die praktiſchen Details des Lebens, vor Allem ein echt dichteriſcher Schaffensdrang. Die Freude an Waffen und Kampf zeigt ſich neben dem Verſtändniß für die Bedeutung der Gelehrſamkeit. Auch des Methkrugs und des Weinſchlauchs wird gedacht, und neben Stellen voll Erhabenheit und Schwung finden ſich zuweilen Züge von derber Sinnlichkeit und naiver Zweideutigkeit.

In der Ausführung ſehen wir bewußte Kunſt den natürlichen Antrieben der engliſchen Volksdichtung die Hand reichen. Wie bei Adhelm und noch weit mehr als bei dieſem handelt es ſich nicht blos und nicht vorzüglich um ein Spiel des Geiſtes. Der Dichter iſt von ſeinem Gegenſtande erfüllt, was er von ihm ausſagt, geht aus liebevoller, begeiſterter Anſchauung hervor, und indem er vom Epos ſeinen Vers und ſeine Diction borgt, wird ihm jeder Gegenſtand gleichſam zu einem epiſchen Helden; deſſen wunderbares Weſen der Dichter uns ſtaunend enthüllt, oder der ſelbſt in gemüthvollem, oft pathetiſchem oder auch elegiſchem Tone über ſeine eigenen Schickſale berichtet.

Nur für *ein* Beiſpiel aus Kynewulfs Räthelſammlung findet ſich hier Raum. Unſere Wahl wird nicht am wenigſten durch die Rückſicht auf das leichtere Verſtändniß Seitens des Leſers beſtimmt.

Ich war ein ſtreitbarer Kämpfer: nun deckt ein ſtolzer Held,
Ein Jüngling mich mit Gold und Silber,
Mit gekrümmtem Kreisdraht. Bald küſſen mich die Männer;
Bald rufe ich zum Heerkampf mit hallender Stimme
Die willigen Genoſſen; bisweilen trägt ein Roß
Mich über die Marken, oder ein Meereshengſt
Führt mich über Fluthen funkelnd von Schmuck.
Eine Jungfrau füllt, mit Gold geſchmückt,
Den Buſen mir bisweilen; bald ſoll des Bortenſchmucks beraubt,
Ich hart und hauptlos dahinliegen;
Bald hänge ich wieder in herrlichem Schmucke

Wonnsam an der Wand, wo Wehrmänner trinken.
Als stattlichen Fahrtschmuck tragen Volkeskämpfer
Bisweilen mich zu Rosse: Wind soll ich dann schlingen
Aus dem Busen eines Mannes buntverzieret;
Bald lade ich stolze Recken mit meiner Stimme wieder
Zum Weingelage. Bisweilen soll ich Gegnern
Mit meiner Stimme Gestohlenes entreißen,
Verjagen feindliche Räuber. Forsche, wie ich heiße!*)

Die Auflösung lautet: das Horn des Stieres.

Mehrere andere Gedichte hat man als Erzeugnisse Kynewulfs während dieser ersten Periode seines Lebens bezeichnet, zum Theil nicht ohne anmuthende Gründe, jedoch ohne zwingenden Beweis.

Ein neuer Abschnitt in Kynewulfs Leben und Dichten wurde durch eine merkwürdige Begebenheit hervorgerufen, der Art wie sie mittelalterliche Gemüther nicht selten zu erleben glaubten. Der Dichter war älter geworden, seine Freunde und Gönner hatte ein trauriges Geschick dahingerafft. Arm und einsam begann er einer schwermüthigen Stimmung, einer trüben Weltanschauung Raum zu geben. Sein Gewissen warf ihm den Leichtsinn früherer Tage, weltliches Trachten und Dichten vor. Da ward ihm ein wunderbares Gesicht, das des Dichters Beschäftigung mit einer gewissen Gruppe christlich lateinischer Poeme seine Entstehung verdanken mochte, jedoch um Nichts weniger das Gepräge selbsterlebter Wahrheit an sich trug. Kynewulf hat dieses Gesicht dann wiederum selbst in einer Dichtung**) verewigt, in der das überströmende Gefühl sich mächtig Bahn bricht, ohne gleichwohl die feinen Linien einer schön gezeichneten Composition zu verwischen, in der übrigens einzelne Darstellungsmomente uns lebhaft an den Stil seiner Räthselpoesie gemahnen. Im Traume erschien ihm das heilige Kreuz, bald leuchtend von Gold und Edelsteinen, bald mit Blut

*) No. 15, Grein, Bibliothek der ags. Poesie II, 376; Dichtungen der Angels. II, 214 f. Die Uebersetzung von V. 9 u. 10 trifft vielleicht nicht das Richtige; die Stelle ist auch im Original dunkel.

**) Bibliothek der ags. Poesie II, 143 ff.

befleckt, und redete ihn an. Der Siegesbaum erzählt ihm von ſeinen Geſchicken und von der Geſchichte des Erlöſers, den er zu tragen gewürdigt war. Man vernimmt, wie nach der Grablegung Chriſti der Kreuzesbaum tief in die Erde verſenkt worden, ſpäter aber von Dienern Gottes herausgehoben und mit Gold und Silber geſchmückt worden ſei. Die Zeit ſei gekommen, wo weit und breit die Helden dieſem Zeichen Verehrung zollen und zu ihm beten. An ihm hat Gottes Sohn geduldet, darum ragt es ruhmvoll unter dem Himmel und vermag jegliches Volk zu heilen, das es fürchtet.

Nun heiße ich dich, Held mein lieber,
Daß dies Geſicht du ſagſt den Menſchen:
Offenbare mit Worten, daß es der Baum der Glorie iſt,
An dem der allmachtvolle Gott hat einſt geduldet
Für des Menſchenvolkes mannigfache Sünden
Und für des Adam alte Verſchuldung!
Er koſtete den Tod dort: doch der König erſtund wieder
Mit ſeiner Macht der großen den Menſchen zur Hilfe.
Er ſtieg dann auf zum Himmel und will abermals hierher
In dieſen Mittelkreis kommen die Menſchen heimzuſuchen
Am Tag des Hochgerichts, der Herr ſelbſt,
Der allmachtvolle Gott und ſeine Engel mit ihm,
Daß er dann richten will, der des Gerichtes Macht hat,
Alle und jede, wie ſie ehe hier
In dieſem flüchtigen Leben früher es verdienten.
Da mag dann unfurchtſam kein Einziger
Vor dem Worte bleiben, das der Waltende wird ſprechen.
Er fragt dann vor der Menge, wo der Menſch ſei,
Der in des Königs Namen koſten wollte
Den bitteren Tod, wie er am Kreuz einſt that:
Aber furchtſam ſind ſie dann und finden wenig,
Was ſie zum reichen Chriſte reden ſollen.
Doch in Angſt braucht dann kein Einziger zu ſein,
Der in der Bruſt vorher trägt das beſte der Zeichen,
Sondern das Himmelreich ſollen durch das heilige Kreuz
Von dem Erdenwege ſuchen alle Seelen,
Die bei dem Waltenden zu wohnen denken.*)

Frohen Muthes betete Kynewulf zu dem heiligen Baum, er hatte Frieden und Glück wiedergefunden. Von Stund an war ſein

*) V. 95—121, Dichtungen der Angelſ. II, 143.

Sinn auf das Jenseits gerichtet, und seine Freude war es, das Kreuz zu verehren. Wahrscheinlich trat der Dichter in der Folge in den geistlichen Stand ein; doch wie dem auch sein möge, seine Muse steht fortan ganz im Dienste der Religion. Seine späteren Dichtungen entwickeln gewissermaßen nur die Motive, welche in dem Gedicht von der Erscheinung des Kreuzes anklingen.

Das eigenthümlichste unter diesen Gedichten der zweiten Periode ist dasjenige, dessen Einheit die deutsche Kritik zuerst erkannt und durch den Namen Christ bezeichnet hat. Kynewulf schildert darin das dreifache Kommen Christi: seine Geburt, seine Himmelfahrt, seine Wiederkunft zum jüngsten Gericht. Demgemäß zerfällt die Dichtung in drei Haupttheile, dessen erstem leider jetzt der Anfang fehlt. Jeder Theil entfaltet für sich wiederum eine reiche Gliederung, in der die Darstellung, mächtig bewegt und in den Farben verschiedener Kunstgattungen schillernd, fortschreitet. Wie Kynewulf den Stoff zu seiner Dichtung aus lateinischen Homilien, u. a. aus denen des großen Gregor schöpfte, so fühlt man sich zuweilen versucht, sein Werk als eine Kette homiletischer Ergüsse zu bezeichnen. Das Ganze ist aber in eine so poetische Sphäre gerückt, daß man besser an einen Hymnencyclus denkt, der bei vorwiegend lyrisch-didaktischem Charakter auch epische, ja dramatische Elemente enthält. Kunstvoll sind die einzelnen Gedanken mit einander verwoben, die Uebergänge bald verschleiert, bald leise angedeutet. Zuweilen scheint die Entwicklung stille zu stehen, und man hat das Gefühl, alsob Kynewulf die Form der Variation, deren er sich auch im Einzelnen gerne bedient, hier auf das Ganze angewandt und gewissermaßen eine Composition der sich kreuzenden Momente geschaffen. Doch nähert sich der Dichter, der Manches auf seinem Wege mitnimmt, immer mehr seinem Ziele. Im Wechsel von Schilderung, Dialog und begeistertem Lobgesang baut sich sein Werk auf, das, wenn auch den Anforderungen keiner Dichtgattung strenge genügend, doch ein erhabenes Denkmal tief religiöser Gesinnung und eines zugleich hochstrebenden und feinen Geistes bildet.

Das überſchwängliche Gefühl der Liebe und Verehrung für Chriſtus und Maria gelangt hier zum vollen Ausdruck, ohne daß jedoch jener Ton durchklänge, den die geiſtliche Lyrik ſpäterer Jahrhunderte von der weltlichen Minnepoeſie borgte. Eindringlicher, rührender als hier iſt die Liebe Chriſti im Gegenſatz zu der Schuld der Sünder nie dargeſtellt, ſelten ſind die Schrecken des jüngſten Gerichts mit gewaltigerm Pinſel geſchildert worden. Von allen altengliſchen Dichtungen iſt Kynewulfs Chriſt vielleicht diejenige, in welcher der Geiſt des Chriſtenthums und der chriſtlich lateiniſchen Poeſie ſich am vollſtändigſten und wirkſamſten offenbart.

Lateiniſcher Einfluß verleugnet ſich auch in den ſyntaktiſch-rhetoriſchen Darſtellungsmitteln nicht. Mehrere Stilfiguren treten auf, welche der nationalepiſchen Diction — der älteren Zeit wenigſtens — entweder ganz unbekannt waren oder doch in ihr nur geringe Ausbildung erhalten hatten und ſeltener zur Verwendung gelangten: ſo die Epanaphora, die Complexion, die Antitheſe. Im Chriſt begegnen auch wohl zum erſten Mal*) Gleichniſſe in breiterer Ausführung, allerdings nur zwei und zwar ſehr alte, die Kynewulf in ſeinen Quellen vorfand. An die Weiſe klaſſiſcher Dichter gemahnt gleichwohl die Behandlung, die z. B. jener bekannte evangeliſche Vergleich erfährt:

Es wird dann unverſehens die Erdbewohner
Des mächtigen Gottes großer Tag
Um Mitternacht mit Macht befallen,
Die leuchtende Schöpfung, wie oft ein liſtvoller Räuber,
Ein Dieb dreiſtlich in dem Düſter fähret
Und in ſchwarzer Nacht die von Schlaf gebundnen
Sorgloſen Helden unverſehens überfället
Und mit Uebel anfährt die Unbereiten. **)

*) Man könnte an den Vergleich mit Joſephs Rock im Panther erinnern; allein der altengliſche Phyſiologus iſt ſchwerlich älter als der Chriſt, wenn er auch — wovon ich keineswegs überzeugt bin — ebenfalls von Kynewulf herrühren ſollte.

**) V. 868 ff., Dichtungen der Angelſ. I, 172 f. — Wie man ſieht, kehrt der Dichter nach Ausmalung des Bildes nicht wieder zur Sache zurück. Der

Durch ſolche Aufnahme fremder Elemente wird aber der nationale Stil in ſeinem Grundcharakter nicht verändert. Mit dem Pomp ſeiner Wortfülle bewahrt er den mächtigen, etwas ungelenken, pathosſchweren Schritt; ja gewiſſe Gewohnheiten, wie die Anwendung der Variation, wie der Gebrauch inhaltsvoller Umſchreibungen ſtatt des Pronomens, ſcheinen geſteigert. Weſentlich ſind es doch die ſtiliſtiſchen Mittel des Volksepos, welche hier den chriſtlichen Anſchauungen zum Ausdruck verhelfen, und wie mit jenen Anſchauungen echt volksthümliche Ideen ſich verſchmelzen, wie z. B. die Idee des Comitats hier in leuchtende Höhe gerückt iſt, ſo glauben wir manchmal aus Kynewulfs Verſen einen Nachhall von jenen Tönen zu vernehmen, in denen alte Hymnen die Aufnahme der Erwählten Wodens in Walhall oder den großen Weltbrand beſingen mochten.

Die Höllenfahrt Chriſti, von der im Chriſt gelegentlich der Himmelfahrt die Rede iſt, machte Kynewulf zum Gegenſtand einer beſondern Dichtung, deren ſchwungvoller und gedankenreicher Anfang uns bedauern läßt, daß der Reſt verloren gegangen iſt. In denſelben Kreis gehört wegen der Beziehung auf die Auferſtehung die Bearbeitung des lateiniſchen Gedichts vom Phönix. Das Original, welches eine hoch hinaufgehende Tradition dem Lactantius beilegt, bietet in einer Form, auf welcher ein Herbſtesglanz der klaſſiſchen Poeſie zu ruhen ſcheint, eine entſchieden vom chriſtlichen Geiſt angehauchte und im Sinne chriſtlicher Symbolik geſtaltete Darſtellung der antiken, im Laufe der Zeit nicht unweſentlich modificirten Sage, — mag nun der Dichter ſelbſt Chriſt geweſen ſein oder einer von jenen Geiſtesrichtungen angehört haben, die aus dem Schooß des heidniſchen Alterthums dem Chriſtenthum auf halbem Wege entgegenkamen. Die Eleganz und Beſtimmtheit des Ausdrucks, die dieſer Dichtung eignet, mußte in Kynewulfs ungleich breiterer Behandlung verlieren; trotzdem ſcheint

---

andere, unmittelbar vorhergehende Vergleich (851 ff.) bietet am Schluß, ſtatt Rückkehr zur Sache, Verſchmelzung von Sache und Bild.

der poetische Gehalt in der englischen Nachbildung gesteigert, welche den ganzen Reichthum der nationalen Stilfarben im Dienste einer intensiven, andachtsvollen Anschauung verwerthet, im Uebrigen ebensowenig wie der Christ neue rhetorische Mittel verschmäht.*) Als würdige Fortsetzung schließt sich bei Kynewulf der Darstellung der Sage die im Original fehlende Deutung auf die auserwählten Diener des Herrn und dann auf Christus den Auferstandenen selbst an.

Weniger berührt von den Einflüssen lateinischer Poesie erscheint Kynewulfs Stil in seinen Dichtungen auf dem Gebiete der Heiligenlegende.**) Um so stärker ist in ihnen der nationalepische Gehalt. Das Talent der epischen Composition freilich war dem Dichter nicht in hervorragendem Maße verliehen, und mit dem Verfasser der Judith kann er sich in dieser Hinsicht nicht vergleichen. Sein Subjectivismus thut gar oft der Klarheit der Erzählung Eintrag, seine Erfindungsgabe ist, soweit es Motive betrifft, die der Handlung wesentlich sind, recht unbedeutend, ja die Handlung an sich — im Vergleich mit den Gefühlen und Ideen, zu deren Aeußerung sie Gelegenheit gibt — flößt ihm ein sehr geringes Interesse ein. Dagegen ist die Atmosphäre des nationalen Epos durchaus das Element, in dem er sich heimisch fühlt. Wo er in seinen Quellen auf epische Situationen stößt, da klingt sofort eine Saite in ihm an, die in der Periode seines fahrenden Sängerthums in fortwährender Schwingung gewesen sein muß, und läßt andere Saiten harmonisch mittönen. Da strömen ihm epische Anschauungen und Wendungen, Umschreibungen und Bilder in Fülle zu. Es ist als wenn Jugendeindrücke wieder in ihm lebendig

*) Ich mache besonders auf das mit mehr als homerischer Breite ausgeführte Gleichniß V. 242 ff. aufmerksam, dem diesmal auch die Rückwendung zur Sache nicht fehlt. Man vergleiche damit V. 107 f. des hier gänzlich abweichenden Originals.

**) Auszunehmen sind einzelne durchaus subjective Partien in denselben, wie z. B. der Epilog zur Elene. In letzterm finden wir u. A. ein ziemlich ausgeführtes Gleichniß, V. 1272 ff., dessen Einzelheiten übrigens wieder lebhaft an Kynewulfs Räthsel No. 2—4 gemahnen.

würden, und wie es im Kreislauf des Lebens öfter zu geſchehen pflegt, ſo ſehen wir dieſe Nachwirkung des Volksepos in Kynewulf deſto mächtiger werden, je mehr er ſich dem Ziele ſeines Lebens nähert.

Zuerſt wandte ſich der Dichter, wie es ſcheint, einem engliſchen Heiligen, dem im Jahre 714 verſtorbenen Einſiedler Guthlak zu. Vermuthlich mündlicher Ueberlieferung folgend, ſchildert er uns in wenig anſchaulicher, ſehr ausführlicher und gefühlvoller Darſtellung das Leben Guthlaks auf einſamer Höhe, wie er von Teufeln grauſam verſucht und von einem Himmelsboten getröſtet wird, bis ihm ſchließlich für die überſtandenen Kämpfe der Lohn zu Theil wird. Später fügte Kynewulf dieſer Dichtung eine Fortſetzung hinzu, in der er an der Hand einer lateiniſchen Vita sancti Guthlaci aus der Feder des Mönches Felix von Croyland den Tod des Heiligen, ſeinen letzten Auftrag an einen treuen Gefährten und die Ausrichtung deſſelben darſtellt. Die Fortſetzung, die uns wiederum nicht vollſtändig erhalten iſt, überragt den erſten Theil durch dichteriſchen Gehalt. Tief empfunden und in höchſtem Grade wirkungsvoll iſt namentlich der letzte Abſchnitt, der die Reiſe von Guthlaks Diener zu der Schweſter des Heiligen und die ſchmerzliche Botſchaft an dieſelbe enthält. Die lateiniſche Quelle bot für dieſe ganze Ausführung nichts weiter als den Anlaß.

In Juliana ſchilderte dann Kynewulf eine Blutzeugin, deren hiſtoriſch ſtark angezweifelte Exiſtenz von der Legende in die Zeit des Kaiſers Maximinian verſetzt wird. Juliana widerſteht der an ſie herantretenden Verſuchung nicht minder ſiegreich als Guthlak. Sie weigert ſich ſtandhaft das Weib eines heidniſchen Mannes zu werden und duldet für ihre Jungfräulichkeit und ihren Glauben, in deren Kraft ſie den Teufel leibhaftig überwindet, die ſchrecklichſten Qualen, die ſchließlich mit ihrem Tode durch das Schwert endigen. Auch in Juliana, obgleich die Erzählung ſich hier beſſer entwickelt als in dem erſten Theil des Guthlak, findet ſich Unebnes, Dunkles, ja geradezu Lückenhaftes, aus dem ſich ergibt, daß dem Dichter der Stoff als ſolcher zu gleichgültig war und

daß er mehr darauf ausging, Rohheiten ſeiner lateiniſchen Vorlage mit zarter Hand zu mildern oder ganz zu beſeitigen, als dem Leſer alle weſentlichen Momente der Handlung in klarem Zuſammenhang zu bieten.

Anziehender als die bisher betrachteten ſind die beiden geiſtlichen Epen: Andreas und Elene. In ihnen zeigt Kynewulf ſich vielleicht auf der Höhe ſeiner Kunſt. Freilich läßt auch hier die Compoſition des Ganzen zu wünſchen übrig. Auch hier finden ſich Unebenheiten und unklare Stellen. Der Ton der Darſtellung aber, der Geiſt, in dem die chriſtliche Fabel erfaßt iſt, ſteht dem Volksepos näher als in irgend einem andern Gedichte Kynewulfs, und eine Anzahl herrlicher Schilderungen und kühner Perſonificationen gemahnen an das Beſte, was uns von dieſem erhalten iſt.

In Andreas ſtellt er den Mann Gottes dar, der auf ſeines Herrn Befehl dem im Lande der Mermedonen gefangen gehaltenen und zum Tode beſtimmten Matthäus zur Hülfe eilt. Ein vom Heiland ſelbſt und zwei Engeln in Schiffergeſtalt bemannter Nachen führt ihn über's Meer nach Mermedonien, wo er den Gefangenen tröſtet und wunderbar erfreut. Dafür aber geräth er ſelbſt in Gefangenſchaft und wird auf's ſchrecklichſte gefoltert. Doch durch Gott gekräftigt, überſteht er alle Qualen und wirkt ein großes Wunder, welches durch Furcht und Schrecken die Mermedonen von der Macht Gottes überzeugt und zur Bekehrung führt. Die Quelle dieſer Dichtung war vermuthlich eine griechiſche Schrift (*Πράξεις Ἀνδρέου καὶ Ματθεία*), die Kynewulf freilich nicht ohne die Vermittlung gelehrter Mönche zugänglich geweſen ſein wird.

In Elene, deren Legende vielleicht ebenfalls in griechiſcher Geſtalt nach England gekommen war, handelt es ſich um die Auffindung des Kreuzes und der heiligen Nägel, welche durch Conſtantins in jenem glorreichen Zeichen erfochtenen Sieg veranlaßt, der h. Helena wunderbar gelingt.

Durch Elene erſt hatte Kynewulf die Aufgabe, die er ſich in Folge ſeiner Viſion des Kreuzes geſtellt hatte, voll-

ständig gelöst. Am Schlusse des Werkes gedenkt er daher jenes wichtigsten Moments aus seinem Leben und rühmt die göttliche Gnade, die ihm größere Erkenntniß verliehen und ihm die Liedeskunst erschlossen hatte. Wehmüthig wirft der dem Grabe sich nahe fühlende Dichter einen Blick auf seine Vergangenheit. Wie ihm der Jugendtraum zerronnen ist, so schwindet Alles dahin. Die Welt wird vergehen, und es folgt dann das Gericht, welches Kynewulf — frühere Darstellungen variirend — hier noch einmal in kurzer, eindringlicher Rede schildert.

Sämmtliche Dichtungen Kynewulfs zeigen uns den Künstler, der die christlichen Ideen sich lebendig angeeignet hat, von der Inbrunst christlichen Empfindens ganz erfüllt ist und zugleich in dem reichen Erbgut der epischen Sprache und Anschauung wie ein Herrscher schaltet. Sein Geschmack ist freilich nicht so ausgebildet wie seine Einbildungskraft und seine Sprachgewalt. Zuweilen widerstreben seine Stoffe unserm Gefühle, ein andermal erlahmt unsre Begeisterung an den unaufhörlich sich drängenden Ausbrüchen der Begeisterung des Dichters. Im letzten Grund bleibt der Zwiespalt zwischen der alten Form und dem neuen Inhalt ein Hinderniß für vollkommen reinen Genuß. Ein solcher Zwiespalt stellt sich auf jeder neuen Culturstufe von neuem ein und erscheint nur in wenigen Erzeugnissen menschlicher Kunst wirklich aufgehoben. Wo aber Form und Inhalt der Gegenwart näher stehen, wird er weniger von uns empfunden.

Seinem Temperament, seiner ganzen Anlage nach erscheint Kynewulf dem Aldhelm nahe verwandt. Auch in Kleinigkeiten äußert sich diese Verwandtschaft. Wie Aldhelm in seinen lateinischen Versen gern die Allitteration anwendet, so schmückt Kynewulf häufiger seine englischen Zeilen mit dem Reim. Wie Aldhelm das Akrostichon liebt, so spielt Kynewulf gerne mit Runen, mittelst deren er uns im Christ, in Juliana, in Elene seinen Namen überliefert hat.

VI.

Das Chriſtenthum, welches ſich im Ganzen der lyriſchen Poeſie förderlich erweiſt, trug in England nicht dazu bei, die Verhältniſſe für eine reiche und eigenthümliche Ausbildung dieſer Dichtgattung günſtig zu geſtalten.

Die mächtige Entwicklung der Heldenſage und der Epik drückte in der erſten Zeit der geſammten dichteriſchen Production ein beſtimmtes Gepräge auf. Wäre nun die engliſche Cultur ſich ſelbſt überlaſſen geblieben, ſo hätte vielleicht aus der noch fortlebenden Hymnenpoeſie neben dem Epos allmählich auch eine weltliche, individuelle Empfindungen abſpiegelnde Lyrik in ſelbſtändigen Formen ſich entfaltet. Allein die neue Religion und die ſie begleitende Cultur ſtellten der Aſſimilationskraft des Volkes ſo bedeutende Aufgaben, daß die Productionskraft im Großen dafür auf längere Zeit zurücktreten mußte.

Durch eine Art von ſtillſchweigendem Compromiß wurde das Epos ſeiner ſpecifiſch heidniſchen Elemente entkleidet, ohne jedoch chriſtlich zu werden. Es gerieth dadurch in eine gleichſam neutrale Stellung hinein, die es, um mit einem franzöſiſchen Dichter zu reden, in einer langdauernden Kindheit alt werden ließ. Die hymniſche Dichtung aber, die ihre vornehmſte Nahrung aus dem heidniſchen Mythus zog, ſah ſich von den Bekennern der neuen Lehre geächtet, dem Untergange geweiht. Nur in Zauberformeln und dergleichen lebte die heidniſch religiöſe Poeſie in geheimnißvollem Dunkel fort. Andrerſeits wurden im Epos die vorhandenen lyriſchen und gnomiſchen Elemente unter dem Einfluß des Chriſtenthums geſteigert. Das epiſche Versſyſtem aber führte man auch in chriſtliche Hymnen und Gebete, in Ueberſetzungen der Pſalmen ein. Seine Herrſchaft auf dem Gebiete der Lyrik wie der Gnomik, von der in alter Zeit ſchon der Widſith zeugt, wurde hierdurch befeſtigt, eine ſchärfere Sonderung beider Gattungen von einander und von der Epik erſchwert.

Ein einziges altengliſches Lied in ſtrophiſcher Form iſt uns

erhalten.*) Bezeichnender Weise ist es zugleich das einzige lyrische Product, das in lebendigem Zusammenhang mit der epischen Sage steht. Offenbar vertritt es eine Richtung, welche die Ungunst der Zeiten nicht an's Ziel gelangen ließ.

Das Lied ist einer Gestalt der epischen Zeit in den Mund gelegt, dem Sänger Deor, der sich selbst als Dichter der Heodeninge (der Hegelinge im deutschen Epos von Kudrun) bezeichnet. Sein Zeitgenosse und glücklicher Nebenbuhler in der Kunst ist Heorrenda, der Horant der Kudrun. In dem Leid, das ihn drückt, sucht Deor auf die Weise sich zu trösten, daß er eine Reihe von Helden der Sage sich vorführt, die alle Schweres erduldeten und es überstanden: den von Nithhad gefesselten Weland (Wieland), die von Weland geschwängerte Beadohild, den Gothenkönig Theodrik im Exil, die unter dem Siege Eormanriks gebeugten Helden. Zum Schlusse heißt es:

> Ich war lange Zeit Sänger der Heodeninge, meinem Herrn theuer, mein Name war Deor. Viele Jahre hindurch hatte ich einen guten Gefolgsdienst, einen holden Herrn, bis daß Heorrenda nun, der liedeskundige Mann die Landgerechtsame erhielt, die mir der Eorle Schirm zuvor verlieh. — Das wurde überstanden, so kann auch dieses überstanden werden.**)

Nach Ausscheidung einer längern Interpolation weist das Gedicht sechs Strophen aus je sechs oder weniger Langzeilen auf, deren jeder der Refrain folgt: þæs ofereode, þisses swâ mæg.

In den übrigen Denkmälern der altenglischen Lyrik läßt sich eine Beziehung auf die Heldensage wenigstens nicht nachweisen und ist auch nicht wahrscheinlich. An Eigennamen fehlt es in ihnen durchaus; die Andeutungen über Personen, Orte, Begebenheiten sind ziemlich allgemein gehalten, oft recht dunkel. Ob nun aber diese Dichtungen durchweg als unmittelbare Gefühlsäußerungen des jedesmaligen Dichters zu fassen seien und nicht vielmehr die Empfindung eines Dritten darin objectivirt werde, scheint keineswegs so sicher wie man wohl angenommen hat. Die epische

*) Bibliothek der ags. Poesie I, 249 f.

**) V. 36 ff.

Einleitung zum Wanderer*) mag — wie der Schluß — ſpäterer Zuſatz ſein, da ſich hier chriſtliche Geſinnung und Weltanſchauung mit einer Beſtimmtheit geltend machen, die dem Kern des Gedichts durchaus fremd iſt. Daß man aber überhaupt daran denken konnte, einen ſolchen Zuſatz zu machen, iſt bezeichnend für die Art, wie man derartige Dichtungen auffaßte. In einem andern Gedicht, dem Seefahrer,**) ſcheint gar eine dialogiſche Form vorzuliegen, die freilich durch nichts Anderes als durch den wiederholten Wechſel unvermittelter Gegenſätze in der Gedankenabfolge angedeutet wird.

Die dem Epos entlehnte ſtrophenloſe Form, welche dem Dichter keine äußeren Schranken zieht, verlockt zu breiterer Ausführung, ruft einen dem epiſchen nahekommenden Stil hervor. Noch mehr als das Epos liebt dieſe Lyrik die Anwendung allgemeiner Betrachtungen, die bei dem Dichter ſein eignes Geſchick hervorruft, und von denen er wieder zu ſeinem beſondern Fall zurückkehrt. Da nun die Darſtellung vielfach auf das Princip der Variation gebaut iſt, ſo fehlt es nicht an Wiederholungen, welche den Eindruck einzelner ſchöner Stellen abſchwächen, die ſtimmungsvolle Anlage des Ganzen ſtören.

Die altengliſche Lyrik kennt im Grunde nur eine Kunſtform, die der Elegie. Schmerzliche Sehnſucht nach entſchwundenem Glück iſt der Grundton, der ſie durchzittert. Dieſe Stimmung liebt es nun, ſich in Betrachtung und Schilderung auszuſprechen. Gerne knüpft ſie an das Bild äußerer Zerſtörung an, wie im Wanderer V. 77 ff. Das ſchöne Fragment, welches man die Ruine betitelt hat,***) iſt ganz auf dieſes Motiv baſirt. Auch im Epos gelangt es zur Ausführung. Man vergleiche im Beowulf V. 2255—2266 die Klage jenes einſamen Mannes, der ſein ganzes edles Geſchlecht überlebt hat.

Der epiſche Charakter der alten Lyrik ſpricht ſich namentlich darin aus, daß das Lied weniger als Ausdruck einer momen-

*) Bibliothek der ags. Poesie I, 238 ff.
**) a. a. O. I, 241 ff.
***) a. a. O. I, 248 f.

tanen Stimmung denn als Bild einer dauernden Lage, ja als Abglanz einer Lebensgeschichte erscheint. Die Lage ist gewöhnlich die eines Vereinsamten, seiner Beschützer und Freunde durch den Tod oder Verbannung Beraubten. Das Umherirren auf der kalten öden See, der Aufenthalt im finstern Wald wird mit lebhaften Farben ausgemalt und im Gegensatz dazu die früher in der Heimath genossenen Freuden, zu denen die Erinnerung sehnsüchtig zurückkehrt. Ergreifend wirkt besonders die Schilderung des „Wanderers", des treuen Gefolgsmanns, dessen geliebten Herrn die Erde deckt:

Denn das weiß der, der seines trauten Herrn
Des Geliebten Rath lange soll entbehren,
Wenn Schlaf und Sorge gesellt zusammen
Den armen Einsamen oftmals binden:
Im Gemüthe dünkt es ihm, daß seinen Mannherrn er
Küsse und umarme und auf das Knie ihm lege
Die Hände und das Haupt, wie er vorhin zu Zeiten
In vergangenen Tagen des Gabenstuhls genoß;
Der freundlose Mann erwacht sofort dann wieder
Und vor sich sieht er die fahlen Wogen,
Sieht baden die Brandungsvögel und breiten ihre Federn,
Sieht sinken Schnee und Reif gesellt dem Hagel:
Dann sind ihm um so herber des Herzens Wunden
Im Schmerz um den Trauten und Sorge ist erneut.
Dann durchwandert sein Gemüth der Verwandten Andenken,
Redet sie an mit Jubel, eifrig sie überschauend;
Doch die Gesellschaften der Männer schwimmen wieder fort:
Nicht viel bringt da der Fluthenden Sinn
Bekannter Reden; Kummer ist erneut
Dem der senden soll sehr häufig
Über die Tiefe der Fluthen den trauernden Sinn.*)

Nicht minder bezeichnend als solche Trauer und Sehnsucht ist für diese Dichtung und für dieses Volk die männliche Resignation, das Verschließen des Grames in der eignen Brust:

Sicher weiß ich,
Daß das an einem Helden ist hochedele Sitte,
Daß er bindet fest seinen Brustverschluß,

*) Wanderer V. 37 ff., Dichtungen der Angels. II, 252 f.

Sicher verwahrt ſein Schatzbehältniß, und denkt im Sinne wie
er will.
Nicht kann Trotz bieten dem Schickſal ein trauriges Gemüth
Noch kann Hilfe ſchaffen ein Herz voll Kummer:
In ihrer Bruſtgrube binden drum oft feſt
Ehrliebende Männer ihren unfrohen Sinn.*)

Das Chriſtenthum fügte dieſem Gedanken den Troſt hinzu, der aus dem Vertrauen auf die Fügung Gottes entſpringt. So heißt es in den Schlußverſen des Wanderers:

Wohl dem, der ſich Gnade ſucht,
Troſt beim Vater in den Himmeln, wo uns all die Feſtigung ſteht!

Im Seefahrer, der von chriſtlichen Anſchauungen ganz durchzogen erſcheint, wird der Gegenſatz zwiſchen den Leiden und Schrecken der einſamen Seereiſe und der Sehnſucht, die trotzdem im Frühjahr das Herz zur See hintreibt, in Beziehung geſetzt zu dem Gegenſatz zwiſchen der Vergänglichkeit des Erdenlebens und dem ewigen Jubel des Himmels, den man ſich durch kühnes Streben erringen ſoll.

Auch Frauenliebe gelangt in dieſer Lyrik zur Darſtellung, jedoch nur die Liebe zwiſchen Ehegatten, die das Geſchick von einander getrennt hat. Wie Kynewulf im erſten ſeiner Räthſel ſein Weib ſehnſüchtig um ihren abweſenden „Wolf" klagen läßt, ſo ſpricht auch aus einem andern — leider recht dunkeln — Gedicht die Trauer und Sehnſucht einer von ihrem Gatten getrennten, in einen dunkeln Hain verbannten Frau.**) Die Liebe des Mannes findet ihren Ausdruck in einer Dichtung,***) in der ein mit Runen beſchriebener Stab als Bote eines Gatten an ſeine Gattin das Wort führt. Feindſchaft hat den Mann aus ſeinem Volke vertrieben. Jetzt bittet er die Gattin, ihm nachzuziehen über's Meer, ſobald ſie des Kukuks Klagegeſang im Haine vernimmt. Sie ſolle durch Niemand von der Reiſe ſich abhalten laſſen; denn

*) Wanderer V. 11 ff.
**) Bibliothek der ags. Poesie I, 245 f.
***) a. a. O. I, 246 ff.

er harre ihrer mit Sehnsucht. Er besitze genug des Goldes, ein schönes Land bei dem fremden Volke; viele stolze Helden dienten ihm, obwohl er ein einsamer Flüchtling die Heimath verließ.

Der Mann hat nun
Das Wehe überwunden. Er hat keines Wunsches Begierde
Nach Pferden noch nach Kleinoden noch nach den Freuden des Meths,
Tochter des Königs, wenn er dich entbehrt
Gegen das alte Gelübde euer beider.*)

Auch die Gnomik eignete sich das Verssystem des Epos an. Zwar glaubt man in einigen der vorhandenen Spruchgedichte einzelne Ansätze zu strophischer Gliederung zu erkennen. Nicht ganz selten mischen sich zwischen die Langzeilen Halbverse ein, ein Wechsel, der im skandinavischen Norden einer bestimmten Kunstform zu Grunde liegt, in England jedoch nur sporadisch und ohne weitere Folge erscheint. Im Ganzen wird einfach Langzeile an Langzeile gereiht, wobei man es liebt, einen neuen Spruch oder eine neue Kette von solchen mit der zweiten Hälfte eines Verses zu beginnen. Consequenz in dieser Hinsicht, wie sie namentlich in den Sprüchen der Cottonhandschrift**) ausgebildet erscheint, deutet auf selbständige Verarbeitung des im Grunde doch alten Materials für die Zwecke des Dichters.

Die ursprüngliche Form dieser Spruchdichtungen, die freilich recht lange sich erhielt, scheint nun die, daß der Dichter eine Anzahl einzelner Erfahrungs- oder Heischsätze ohne anderes Band als die zufällige, oft von der Allitteration bestimmte Abfolge der Gedanken zusammenfügt. Den Umfang des Ganzen mochte dabei die Rücksicht auf den mündlichen Vortrag und die Geduld der Zuhörer abgrenzen. In diesen Dichtungen, deren uns vier erhalten sind, sehen wir nun Sprüchwörter, kurze Sentenzen, zum Theil recht trivialer, zum Theil bedeutenderer Art, mit längeren Ausführungen, hie und da mit hübschen Schilderungen abwechseln. Einige Dichter lieben einen erbaulichen Schluß. — Statt näherer Cha-

*) Botschaft des Gemahls V. 42 ff., Dichtungen der Angels. II, 258.

**) Bibliothek der ags. Poesie II, 346 f.

rakteriſtik möge hier der Eingang eines dieſer Gedichte ſtehen, die in ihren Einzelheiten für den Culturhiſtoriker von höchſtem Intereſſe ſind:

Froſt ſoll frieren, Feuer Holz verzehren,
Die Erde grünen, das Eis ſich wölben,
Der Waſſerhelm tragen, wunderbar umſchließen
Der Erde Halme: Einer ſoll löſen
Des Froſtes Feſſel, der vielmächtige Gott;
Der Winter ſoll weichen, das Wetter ſich erneuern,
Des Sommers heißer Himmel, die See in Bewegung;
Am längſten in der Tiefe birgt ſich die todte Woge.
Die Stechpalm' ſoll in's Feuer, getheilt ſei das Erbe
Des hingerafften Mannes. Ruhm iſt das beſte.
Ein König ſoll um Kaufpreis eine Königin erwerben,
Mit Bechern und Baugen: beide ſollen erſt
Mit Gaben gut ſein. Kampf ſoll im Manne,
Krieg heranwachſen, und das Weib gedeihen,
Geliebt bei den Leuten, linden Muthes ſein,
Geheimniß halten, mildes Herz erweiſen,
Schatz und Roſſe ſchenken, beim Methgelage
Vor dem Gefolge ſtets den Fürſten,
Der Edelinge Schirm zuerſt begrüßen,
Den erſten Hochkelch ſoll ſie dem Herrſcher
Schleunig reichen; Rath erſinnen
Sollen des Hauſes Herren zuſammen.
Das Schiff ſoll genagelt, der Schild gebunden ſein,
Der lichte Lindenrand; lieb iſt der Gaſt
Dem Frieſenweibe, wenn das Floß ſtill liegt,
Sein Kiel iſt gekommen und ihr Mann nach Hauſe,
Ihr Nahrungſpender, ſie nöthigt herein ihn,
Wäſcht ſein ſeebenetztes Kleid, gibt neues Gewand ihm:
Am Lande wohnt ihm was ſeine Lieb' erſehnet. *)

Eine weniger urſprüngliche Form dürfte die ſein, wonach der Dichter ein beſtimmtes Thema in reicher Exemplification behandelt. Hierher gehören Dichtungen wie das über die verſchiedenen Gaben**) und das über die verſchiedenen Schickſale***) der Menſchen. Auf geiſtlichem Gebiete ſtellen ſich ihnen die poetiſchen Predigten über

*) Bibliothek der ags. Poesie II. 341 V. 72 ff.
**) a. a. O. I, 204 ff.
***) a. a. O. I, 207 ff.

das Gemüth und über die Falschheit der Menschen an die Seite, wie denn gerade für diese Gattung der Poesie innige Wechselwirkung zwischen weltlicher und geistlicher Dichtung anzunehmen ist.

So möge hier noch ein Gedicht Erwähnung finden, das eben so gut im vorigen Capitel genannt worden wäre, und das uns einen weisen Vater vorführt, der seinem Sohne in zehn Absätzen Rathschläge der Weisheit und Tugend ertheilt.*) Die Idee zu dieser Dichtung, wenigstens in den allgemeinsten Umrissen, könnte dem Buch der Proverbia Salomonis entnommen sein, woran auch die eindringliche Warnung vor fremden Weibern erinnert. Das Gedicht führt uns in jenen Kreis mittelalterlicher Poesie ein, für den die Disticha des Dionysius Cato und verwandte Erzeugnisse morgenländischer Didaxis ein reiches Material lieferten.

Mit der altvolksthümlichen Gnomik im engsten Zusammenhange steht, ohne in der vorliegenden Gestalt so gar hoch hinaufzugehen, das sogenannte Runenlied. Von neunundzwanzig Runen werden darin die Namen je in einer kurzen Strophe — aus zwei bis fünf, gewöhnlich aber aus drei Langzeilen — poetisch gedeutet. Finden sich hier unverkennbare Spuren christlichen Einflusses, so fehlt es andererseits nicht an einer klaren, wenn auch in der Form der Sage auftretenden, Hindeutung auf den nationalen Mythus. Die Rune Ing,**) welche den Namen des göttlichen Stammvaters der Ingävonen führt, wird folgendermaßen erklärt: „Ing wurde zuerst bei den Ostdänen gesehen, bis er darauf (ostwärts?) über das Meer zog, der Wagen rollte nach..." Der Wagen war das Symbol des Gottes Ing oder Frea wie der Göttin Nerthus.

Am kräftigsten erhielt sich das Heidenthum in den Beschwörungsformeln, deren sich einige in verjüngter Gestalt bis in das

*) Bibliothek der ags. Poesie II, 347 ff.

**) Der phonetische Werth des so heißenden Zeichens war in älterer Zeit ng, später ing.

späte Mittelalter, ja bis in die Neuzeit fortgepflanzt haben. Aus der altenglischen Periode sind uns manche solcher Formeln überliefert, die leider noch immer der erschöpfenden Sammlung und zusammenhängenden Erklärung harren. So sehr die Kirche bemüht war, diesen Aberglauben auszurotten, so konnte sie doch nicht verhindern, daß nach wie vor der Mann, der sich besondern Schutzes bedürftig fand, die Walkyrien anrief:

> Laßt euch nieder, Siegesfrauen, senkt euch zur Erde, fliegt nimmer in den Wald! Seid meines Heils so eingedenk wie jeder der Menschen der Speise und der Heimath! *)

Der von einem plötzlichen stechenden Schmerze Befallene (man denke an Hexenschuß) glaubt sich durch das Geschoß mächtiger mit lautem Getön über das Land fahrender Weiber oder sonst der Elbe oder der Götter verwundet, und ein Anderer, der unter'm Schilde gedeckt gestanden, als die Weiber ihre gellenden Speere fliegen ließen, sucht ihn zu heilen, indem er unter Anwendung der erforderlichen Ceremonien den Vorgang in epischer Weise erzählt und dazwischen den Speer beschwört, herauszukommen, zu schmelzen, wohin er auch geschossen sei, in Haut, Fleisch, Blut oder Glied.

Besser gelitten war der Aberglaube, wenn er sich in's Christliche übersetzte, wenn — wie es im Laufe der Zeit auch Regel wurde — an Stelle der helfenden, schützenden Göttinnen und Götter die Jungfrau Maria, die Apostel und Heiligen, ja Christus selbst traten; während der Teufel das Erbe der schädlichen Mächte antrat, von denen übrigens manche, sei es als Diener und Anhänger des Bösen, sei es in harmloserer Gestalt, wie z. B. als neckische Elbe, ihre Sonderexistenz fortsetzten. Nicht fehlt es an Denkmälern, wo Christliches und Heidnisches dicht neben einander stehen, wie in einem der Sprüche, die zur Entzauberung eines Ackers gesprochen werden sollen, unmittelbar nach Erde und Himmel die heilige Maria angerufen wird, in einem andern zur selben Handlung gehörigen der Göttin „Erke, der Erde Mutter" der Segen des allwaltenden ewigen Herrn zugewünscht wird.

*) Vgl. Jacob Grimm, Deutsche Mythologie, vierte Ausgabe S. 358.

VII.

Die altengliſche Dichtung hat ſich, ſoviel wir ſehen können, vorwiegend in den Gebieten der Angeln entwickelt. In Nordhumbrien dichteten Kädmon und Kynewulf. Auch das Beowulfepos wurde dem Anſchein nach an einem angliſchen Hofe redigirt.

Eine merkwürdige Erſcheinung iſt es nun, daß bis auf geringfügige Ausnahmen die geſammte altengliſche Poeſie nur im weſtſächſiſchen oder doch in einem dieſem naheſtehenden Dialekt überliefert iſt. Man ſieht daraus ſofort, daß im Laufe der Zeit der Schwerpunct der litterariſchen Entwicklung von Norden nach Süden verlegt wurde, zugleich aber, daß dieſe zweite Periode der Litteratur keine dichteriſch ſchöpferiſche geweſen iſt. In ihr entwickelt ſich eben die Proſa, während man auf dem Gebiete der Dichtung hauptſächlich von den alten Schätzen zehrt, welche abgeſchrieben und in's Weſtſächſiſche übertragen werden.

Zwiſchen der Blüthe der Dichtung und der Blüthe der Proſa liegt eine unruhige, unheilvolle Zeit, deren Stürme die angliſchen Reiche zerſtörten, aus der aber das weſtſächſiſche, zwar ſchwer erſchüttert, ſchließlich erſtarkt und mächtig hervorging.

Unter den Staaten des Südens hatte Weſſex von jeher eine hervorragende Stellung eingenommen. Freilich hatte es im Laufe der Zeit einen bedeutenden Theil ſeines Gebiets an Mercien verloren und ſüdlich von Themſe und Avon nur in harten Kämpfen ſeine Unabhängigkeit gegen den lange übermächtigen Nachbar behauptet. Dafür hatte es aber nach Weſten hin gegen die korniſchen Briten ſeine Grenzen immer weiter ausgedehnt. Mit der Thronbeſteigung Ecgberhts (im J. 800) eröffnete ſich dann die Epoche, wo Weſſex entſchiedener als irgend ein engliſcher Staat vor ihm in den Rang der leitenden Macht in Britannien eintrat. Nach langem Ringen wurde Mercien endgültig niedergeworfen; ſämmtliche angliſche Staaten erkannten die Oberhoheit von Weſſex an, ebenſo die Briten in Wales und Cornwall. In ein engeres Abhängigkeitsverhältniß zur herrſchenden Macht traten die vereinigten

Gebiete der kleineren sächsischen Reiche und Kents, deren Krone der westsächsische König gewöhnlich seinem Thronfolger zu Lehen gab.

Noch bei Ecgberhts Lebzeiten aber begann dem entstehenden Einheitsstaat von Osten her eine Gefahr zu drohen, welche die errungenen Erfolge insgesammt in Frage stellte.

Die in Norwegen und Dänemark lebenden skandinavischen Völkerschaften waren bis dahin von den Einflüssen des Christenthums und der europäischen Cultur so ziemlich unberührt geblieben und setzten ihr altes Seefahrer- und Piratenleben in gewohnter Weise fort. Seit dem Anfang des neunten Jahrhunderts gewannen ihre Raubzüge eine größere Ausdehnung, mehr Nachdruck und System. Die Normannen wurden der Christenheit jener Epoche was die Hunnen zur Zeit der Völkerwanderung gewesen. Die deutsche Nordseeküste, Frankreich, Spanien, ja das Mittelmeer erfuhr die Kühnheit und die wilde Wuth der Wikinge. Am meisten litt unter ihren periodischen Einfällen England. Nicht blos um die Wohlfahrt dieser oder jener Provinz, nicht blos um zahllose Denkmäler und Pflanzstätten der Cultur handelte es sich hier; um das Schicksal des Staates selbst, um die Zukunft der gesammten Volksbildung wurde hier mit wechselndem Erfolge gerungen — ein Kampf, dessen Ausgang auch für die Geschicke Europas entscheidend sein mußte.

Seit dem Jahre 866 wurde es deutlich, daß die Dänen in England feste Wohnsitze gewinnen wollten. Sie traten nicht länger blos als Plünderer, sondern zugleich als Eroberer auf. Dem ungestümen Andrange ihrer Schaaren zeigten die englischen Waffen trotz einzelner siegreicher Schlachten sich nicht gewachsen. Immer höher stiegen die Wogen der Invasion und überflutheten immer weitere Gebiete. Die Noth erreichte ihren Gipfel im Jahre 878, als Ecgberhts jüngster Enkel seit sieben Jahren die westsächsische Krone trug. Es war jener Aelfred, den das Mittelalter Englands Liebling, die Folgezeit aber den Großen genannt hat.

Nord und Ost und einen großen Theil der Mitte des Reichs sah Aelfred in den Händen der Feinde, ja Westsachsen selbst war

jetzt von ihren verheerenden Schaaren überzogen. Aber gerade in der äußersten Gefahr bewährte der König seine ganze Helden- und Feldherrngröße, bewährten die Westsachsen ihre ganze Kriegstüchtigkeit. Aus den Sumpflanden Somersets ragte wie eine natürliche Festung die Anhöhe hervor, die man „der Edelinge Eiland" (Aeþelinga eige = Athelney) nannte. Dorthin begab sich Aelfred mit den Getreuen, die ihm geblieben waren. Hier verschanzte und behauptete er sich gegen die Dänen und bildete den Kern eines Heeres, welches dann, durch Zuzüge aus Somerset, Wiltshire, Hampshire verstärkt, bald selbst zum Angriff schreiten konnte und einen glänzenden Sieg über die Dänen errang. Das Resultat war dann ein Vertrag, wonach England in zwei Gebiete zerfiel, deren Grenze Mercien in zwei Theile schnitt und ungefähr der ursprünglichen Grenzlinie zwischen den Angeln und den südlichen Stämmen entsprach. Im nordöstlichen Gebiet geboten die Dänen, im südwestlichen der König der Westsachsen, so jedoch, daß Mercien mit eigenem Recht, einem eigenen Parlament und einem eigenen ealdorman sich eines hohen Grades der Selbständigkeit erfreute.

Sobald der Eintritt friedlicherer Zustände ihm dies gestattete, wandte Aelfred seine ganze Aufmerksamkeit und seine ganze Kraft den tief zerrütteten inneren Verhältnissen seines Landes zu. Der nationale Wohlstand war auf's empfindlichste geschädigt, Handel und Wandel lagen darnieder, das Volk war in Sitte und Bildung verwildert. Die Diener der Kirche waren verweltlicht, eine Menge Klöster zerstört, verödet, ihre Bücherschätze verbrannt, ihre Bewohner zerstreut. In alle Verhältnisse war eine gewisse Unsicherheit eingetreten. An keinen König wurden je größere Anforderungen gestellt als an Aelfred, und keiner genügte ihnen besser als er. Auf allen Gebieten griff er helfend, aufbauend, sammelnd, ordnend ein. Was Aelfred als Gesetzgeber und Regent, was er für Städte- und Festungsbau oder für die Entwicklung der englischen Flotte leistete, muß an diesem Orte übergangen werden. Nur diejenigen Seiten seiner mannigfaltigen Thätigkeit können hier an-

gedeutet werden, welche von unmittelbarem Einfluß auf die Geſchicke der Litteratur waren.

Die Maßregeln, die Aelfred zur Herſtellung chriſtlicher Sitte und kirchlicher Zucht ergriff, waren zugleich auf Hebung der Volksbildung und Wiedererweckung des wiſſenſchaftlichen Lebens beim engliſchen Klerus gerichtet. Alte Klöſter wurden wiederhergeſtellt, neue errichtet und vielfach mit ausländiſchen Mönchen bevölkert, welche den engliſchen im Leben wie in der Wiſſenſchaft voranleuchten ſollten. Gelehrte und fromme Männer wurden zu hohen kirchlichen Aemtern befördert. In den Kloſterſchulen aber erhielt die Jugend, auch die nicht für den Dienſt der Kirche beſtimmte, Unterricht im Leſen und Schreiben und in der Religion. Alle Freigeborenen und nicht Unbemittelten ſollten nach Aelfreds Wunſch Engliſch leſen lernen; wer Höheres erſtrebte, wer Kleriker werden wollte, ſollte dann hernach im Latein unterrichtet werden. In ſeinem eigenen Hauſe, an ſeinen Kindern gab der König dem ganzen Lande ein Beiſpiel der Jugenderziehung.

Wie Karl der Große, der auf andern Gebieten, in Kriegskunſt und Politik ſchon ſeinem Großvater Ecgberht als Muſter vorgeleuchtet hatte, ſcheute Aelfred keine Mühe und keine Koſten, um tüchtige Kräfte, fremde wie einheimiſche, in ſeinen Dienſt zu ziehen, und wenn es ihm nicht gelang, Männer von ſolcher Bedeutung zu gewinnen, wie wir ſie in Karls Umgebung antreffen, ſo erſetzte er dieſen Mangel in hohem Grade durch den Eifer, den er perſönlich entwickelte, die Anregung, welche er ſelbſt ſeinen Mitarbeitern gab. Fünf Männer ragen in der Zahl derjenigen, die Aelfreds Pläne fördern halfen, namentlich hervor: zwei Mercier, Werferth, Biſchof von Worceſter, und Plegmund, der 890 Erzbiſchof von Canterbury wurde; der Franke Grimbald, den Aelfred zum Abt des in Wincheſter zu dem alten gebauten neuen Münſters machte;*) ein Sachſe vom Continent, Johann (aus Corvey), dem er das auf Athelney errichtete Kloſter anvertraute; am näch-

*) Der Bau wurde erſt nach Aelfreds Tod vollendet.

sten aber stand dem König der Walliser Asser, der spätere Bischof von Sherborn. Von Asser, der nur ungern die klösterliche Einsamkeit für den Hof aufgab, hat Aelfred wohl am meisten gelernt, mit ihm am eingehendsten seine Gedanken ausgetauscht. Asser war es auch, der noch bei Lebzeiten des Königs dessen Leben zu schreiben begann, ein Werk, das uns, wenn auch nicht in der ursprünglichen Gestalt, erhalten ist.

Aelfreds eigene Jugendbildung war eine sehr mangelhafte gewesen. Am besten hatte er ohne Zweifel die nationale Sage kennen gelernt und an englischen Liedern, die er las oder vernahm, seinen Sinn für die Größe germanischen Heldenthums und für die heimliche Schönheit der Muttersprache geschärft. Erst in späterm Alter fand er unter zahllosen Regierungsgeschäften Muße, Latein zu lernen, eine Anzahl Schriftsteller in dieser Sprache zu lesen. Seine Wißbegierde war eine außerordentlich rege. Aber nicht blos diese wollte er durch seine Studien befriedigen: sein Zweck war, die im Lande gesunkene, ja erloschene Gelehrsamkeit durch sein Beispiel wieder zu erwecken.

Bei dem großen Mangel an Büchern, der damals herrschte, kam es darauf an, eine Reihe von wissenschaftlichen und theologischen Schriften einer größern Anzahl von Lesern zugänglich zu machen; aber die Kenntniß des Lateins war in England fast geschwunden. Deshalb begann Aelfred zu übersetzen, und so wurde er zwar nicht der Schöpfer, wohl aber in höchster Potenz ein Förderer der englischen Prosa, ohne alle Frage der einflußreichste Schriftsteller seines Jahrhunderts.

Die ältesten Denkmale englischer Prosa bilden Gesetzsammlungen, deren schon der erste christliche König in England, Aethelberht von Kent zu Anfang des siebenten Jahrhunderts und nach ihm Hlothäre und Eadrik, zu Anfang des folgendes Jahrhunderts Wihträd im selben Reich veranstalteten. Ines, des westsächsischen Königs, Gesetze wurden nicht lange vor 694 aufgeschrieben; nach längerm Zwischenraum folgten die des großen Offa in Mercien, die uns verloren gegangen sind. Auch Aelfred trat als Gesetzgeber

auf. Sein auf einer Reviſion und Sichtung des geltenden Rechts beruhender Codex hat Manches aus Aethelberhts und gewiß auch aus Offas Geſetzen in ſich aufgenommen und ſollte wohl im Weſentlichen der Sammlung Ines als Ergänzung dienen. Bei aller conſervativen Tendenz fehlt es ihm nicht an neuen Beſtimmungen, welche von der geſteigerten Macht des Königthums und dem erhöhten Anſehen der Kirche zeugen. Umfangreicher und ausführlicher als die früheren Codificationen, nähert ſich Aelfreds Geſetzbuch in der Darſtellung auch mehr den Grenzen, wo das Gebiet künſtleriſcher Proſa beginnt; zumal in einigen Stellen der Einleitung, welche Auszüge aus dem moſaiſchen Geſetz mit Stellen aus dem neuen Teſtament durch kurze erzählende Zwiſchenglieder verbindet, um ſchließlich zu Aelfreds eigenem Beginnen überzuführen.

Urkunden und dergleichen begann man, wie es ſcheint, erſt im achten Jahrhundert auch in engliſcher Sprache zu ſchreiben.

Zuſammenhängende Ueberſetzungen von einzelnen Büchern der heiligen Schrift, von theologiſchen und liturgiſchen Werken gab es zu Aelfreds Zeit wohl noch gar nicht, oder was es in dieſer Art gegeben hatte, wie eine unvollendete Uebertragung des Johannesevangeliums, die Beda in ſeinen letzten Tagen unternommen, ſcheint ſchon damals nicht mehr vorhanden geweſen zu ſein. Man behalf ſich für den Unterricht mit Gloſſen, Interlinearverſionen.

Es gab aber damals ſchon Etwas, um das andere Völker England zu beneiden hatten: die Anfänge einer nationalen Geſchichtsſchreibung in der Mutterſprache — in den ältern Theilen der ſogenannten ſächſiſchen oder angelſächſiſchen Chronik.

Schon früh ſcheint man in engliſchen Klöſtern begonnen zu haben, zur Orientirung in der zeitgenöſſiſchen und jüngſtvergangenen Geſchichte ſich kurze annaliſtiſche Notizen zu machen, die man urſprünglich auf dem Rande der Oſtertafeln eintrug. Wo man ſich in dieſen chronologiſchen Ueberſichten zuerſt der engliſchen Sprache bedient hat, ob in Canterbury oder Wincheſter, möge dahin geſtellt bleiben. Jedesfalls war die alte geiſtliche,

ſpäter auch weltliche Hauptſtadt des Weſtſachſenlandes der Ort, wo dieſe Jahresberichte in der Nationalſprache am ſtetigſten fortgeſetzt wurden und wo aus ſo unſcheinbaren Anfängen zuerſt eine höhere Art der Annaliſtik ſich entwickelte.

Die älteſten Annalen ſind außerordentlich dürftig und lückenhaft. Allmählich aber, wenn auch keineswegs in regelmäßiger Progreſſion, werden der überſprungenen Jahre weniger, und die Nachrichten gewinnen an Ausführlichkeit, Bedeutung und Zuſammenhang. Einen bemerkenswerthen Aufſchwung nimmt die Darſtellung dieſer Jahrbücher in den Tagen Aethelwulfs, wo das Bewußtſein der von Ecgberht begründeten Größe Weſtſachſens und der Einfluß des klugen und gebildeten Biſchofs Swithun zu dieſem Erfolge zuſammenwirkten. Zu Aethelwulfs Zeit oder doch bald nach ſeinem Tode ſcheint man auch zuerſt an die Herſtellung einer zuſammenfaſſenden Redaction der vorhandenen Annalen*) gedacht zu haben. Manche Lücke in den älteren Partien wurde ausgefüllt, mancher Jahresbericht mit neuen Notizen bereichert, ausnahmsweiſe ſogar eine ausführliche Erzählung eingeſchaltet.**) Aus dem ſiebenten Jahrhundert wurde der annaliſtiſche Faden rückwärts bis zu den Tagen Hengeſts und Horſas fortgeſponnen. Zu dieſer wie jener Erweiterung mochte mündliche Ueberlieferung, nationale Sage und Dichtung den größten Theil des Stoffes liefern. — Der alte Katalog der weſtſächſiſchen Könige wurde bis Aethelwulf fortgeſetzt und mit Hinzufügung ſeines Stammbaums bis auf Kerdik an die Spitze des Werkes geſtellt, während gegen

*) Vielleicht fand bei dieſer Gelegenheit eine Verſchmelzung von Wincheſter- und Canterbury-Annalen ſtatt. Liegt eine ſolche überhaupt der älteſten bekannten Faſſung der weſtſächſiſchen Jahrbücher zu Grunde — was mir möglich, aber keineswegs erwieſen ſcheint —, ſo dürfte die Regierungszeit Aethelwulfs zu einem derartigen Proceß beſſer ſich geeignet haben als irgend eine frühere Epoche.

**) Sieh z. J. 755 die anticipirende Darſtellung von König Kynewulfs Tod, welche bei einer Vergleichung mit der Notiz z. J. 784, wo die Begebenheit ſich erſt ereignete, unzweifelhaft als eine Interpolation ſich herausſtellt, deren Grundlage ein engliſches Lied geweſen ſein wird.

den Schluß deſſelben der Nachricht von Aethelwulfs Tod (a. 855) ein anderes Geſchlechtsregiſter dieſes Fürſten beigegeben wurde, welches weit über Woden hinaus bis zu Noah, ja bis zu Adam gelangt.

In dieſer oder doch in einer nur durch geringfügige Zuſätze erweiterten Geſtalt befanden ſich die Wincheſter Annalen noch, als Aelfred den Thron beſtieg, und die erſten Jahre ſeiner Regierung waren der Hiſtoriographie ebenſowenig günſtig wie die Regierungszeit ſeiner ihm vorangegangenen Brüder. Erſt als die glänzenden Siege von 878 und der zunächſt folgenden Jahre dem Nationalſtolz neue Nahrung gegeben hatten und mit der erſtarkten Macht des Reichs das Gefühl der Sicherheit zurückgekehrt war, brach auch für die Annaliſtik eine neue Epoche heran, welche Aelfred ſowohl durch die begeiſternde Wirkung ſeiner Thaten als durch directe Förderung ſchriftſtelleriſcher Beſtrebungen hervorrief.

Die Annalen von 866, dem Jahre von Aethelreds Thronbeſteigung, bis 887 ſcheinen aus einem Guſſe gearbeitet. Nicht ein einziges Jahr wird übergangen, mehrere, zumal 871, 878 und 885 nehmen einen beträchtlichen Raum ein. Im Ganzen hat die Darſtellung eine gewiſſe Fülle gewonnen, die darauf beruht, daß die Begebenheiten — faſt nur Epiſoden aus dem immer erneuerten Kampf mit den Dänen — in ihrem Zuſammenhange erfaßt, der Faden, der in einem Jahresbericht fallen gelaſſen war, in dem folgenden wieder aufgenommen wird. An ſich iſt der Stil nicht nur concis, ſondern von einer gewiſſen nervigen Härte und Sprödigkeit; die Wortſtellung hat vielfach alterthümlichen Charakter und erinnert hie und da an die Freiheit der Poeſie,*) von deren Wortreichthum übrigens dieſe rein hiſtoriſche Proſa weit entfernt iſt.

*) Man vergleiche folgenden Satz z. J. 876, Earle, Two of the Saxon Chronicles parallel S. 78: and hie þâ under þâm hie nihtes bestælon þære fierde se gehorsoda here into Escanceaster. „Und ſie ſtahlen ſich da unter der Hand des Nachts hinweg von dem (Reichs)heere, das berittene (Dänen)heer nach Exeter.“ fierd iſt der ſtehende Ausdruck für das engliſche, wie here für das däniſche Heer.

Die Fortſetzung bis 991, welche die weſtſächſiſchen Annalen in den nächſtfolgenden Jahren erhielten, iſt von geringerer Bedeutung, da ſie über eine Epoche berichtet, in der England ſich des Friedens erfreute. In jenen Jahren wurde aber eine neue Redaction des Ganzen vorgenommen, welche ähnlich wie die des Jahres 855 die älteren Theile des Werks mit Zuſätzen verſah und einen ganz neuen Theil dem Ganzen vorausſchickte. Auf die bis Aelfred fortgeführte Liſte der weſtſächſiſchen Könige ließ man jetzt Annalen aus der vorengliſchen Geſchichte Britanniens folgen, mit dem Beginne unſerer Aera, genauer mit d. J. 60 vor Chr. anhebend. So erhielten die Jahrbücher von Wincheſter die Geſtalt, in der wir ſie kennen und wie ſie am reinſten das vom Erzbiſchof Parker dem Corpus Chriſti College zu Cambridge geſchenkte Manuſcript*) überliefert, deſſen älteſter, von einer Hand geſchriebener Theil bis zum Jahre 891 reicht.

Die Zuſätze, welche bei dieſer Redaction**) für die ältere Zeit gemacht wurden, ſcheinen im Gegenſatz zum neuen Material in der Edition von 855 faſt ausſchließlich aus lateiniſchen Quellen, namentlich aus Bedas Engliſcher Kirchengeſchichte, beziehungsweiſe dem dieſem Werke angehängten chronologiſchen Abriſſe geſchöpft. Dieſer Umſtand namentlich iſt es, der Aelfreds directe Einwirkung auf das Unternehmen verräth.

Inzwiſchen hatte der große König ſeine eigene ſchriftſtelleriſche Thätigkeit etwa ſeit dem Jahre 886 bereits begonnen, und dieſelbe blieb ſogar nicht ohne Einfluß auf die Compilatoren, die an der Redaction der Annalen betheiligt waren.

---

*) In der Bibliothek jenes Collegiums iſt es bezeichnet als M.C.C.C.C.CLXXIII.

**) Es war dies, wie es ſcheint, die letzte, die in Wincheſter ſelbſt veranſtaltet wurde. Man begnügte ſich dort in der Folge damit, die Jahrbücher fortzuſetzen und von dem Vorhandenen Abſchriften fertigen zu laſſen. Eine ſolche Abſchrift war bereits in oder bald nach 887 gemacht worden, da Aſſer, der 993 ſchrieb, in ſeiner Gesta Alfredi Kenntniß der Annalen nur bis z. J. 887 verräth.

Als erste Frucht jener Thätigkeit muß ein Werk genannt werden, dessen Verlust nicht genug beklagt werden kann. Es war Aelfreds Handbuch, das Asser für ihn angelegt hatte, in welches alle Stellen eingetragen wurden, die ihm bei der Lectüre einen besondern Eindruck gemacht hatten und welchem er durch eigenhändige Aufzeichnungen aus der Geschichte seines Volkes und Hauses einen besondern Werth verliehen.

Die Reihe der auf die Gegenwart gelangten Schriften Aelfreds eröffnet, wie es scheint, seine Uebertragung, genauer Bearbeitung des Geschichtswerks des spanischen Presbyters Orosius (Historiarum libri VII). Auf Anregung des h. Augustin und in engem Anschluß an einige der in die Schrift vom Gottesstaat niedergelegten Ideen unternommen, hervorgegangen (um das Jahr 418) aus der Hand eines warm fühlenden und nicht unbegabten, aber weder wissenschaftlich bedeutenden, noch großgesinnten Mannes, bildet dieses Werk, obgleich nur eine kritiklose, eilfertige Compilation aus älteren Quellen, den ersten Versuch einer Weltgeschichte von einem der nationalen Beschränktheit entrückten, natürlich einem christlichen Standpuncte. Der compendiarische Charakter desselben sowie die es durchziehende Tendenz, die Weltgeschichte als eine Geschichte von Leiden und Lastern darzustellen, wodurch das Christenthum vor dem Vorwurfe, den Verfall des römischen Reichs verschuldet zu haben, geschützt werden sollte, bedingten den großen Erfolg, dessen es sich im Mittelalter erfreute. Diesem Erfolge that die durchaus unklassische Form des Werks um so weniger Abbruch, als die Darstellung, von Empfindung belebt, gelegentlich in rhetorischem Schmucke einherschreitet. So wurde Orosius in solchen Epochen, die aus diesem oder jenem Grunde zu reineren Quellen nicht aufzusteigen vermochten, die Hauptautorität für die Kunde der alten Geschichte und stand auch da, wo die Verhältnisse günstiger lagen, Jahrhunderte lang mit jenen zuverlässigeren Gewährsmännern wenigstens in gleichem Ansehen.

Durch die Uebertragung dieser Schrift beschenkte König Aelfred seine Landsleute mit einem Elementarbuch der Geschichts-

kunde, aus dem trotz aller Mängel für ſie recht viel zu lernen war. Der engliſchen Sprache aber hatte er in dem Kampfe mit den Perioden eines oft nichts weniger als einfachen und klaren Stiliſten keine leichte Aufgabe geſtellt.

Die Aufgabe, im Ganzen unendlich ſchwieriger, war freilich nach einigen Seiten hin nicht ſo ſchwer als ſie es heutzutage ſein würde. Weniger ausgebildet als jetzt, war die Sprache aus demſelben Grunde weniger eigenſinnig, und wenn das Tempo ihrer Bewegung — entſprechend der Bewegung der Gedanken — ein langſameres war, ſo ließ ſie ſich um ſo williger in neue Gleiſe führen. Die weſentlichſte Erleichterung aber beſtand darin, daß die mittelalterlichen Ueberſetzer nicht, wie wir das von ihren Nachfolgern verlangen, ſich an die Stelle ihres Autors verſetzten, ſondern den Autor an ihrer eigenen Stelle ſich dachten.

Von keinem Ueberſetzer gilt dies in höherm Maß als von Aelfred. Es hatte dies aber verſchiedene Urſachen.

Zunächſt die Naivetät eines gewiſſermaßen kindlichen Standpuncts, dem bei geringer Erfahrung und geringer Uebung im Vergleichen, die Abſtraction von der ihn umgebenden Wirklichkeit ſchwer wird.

Dann Aelfreds mangelhafte Kenntniß des Lateins. Wie wir dies von einigen ſeiner Uebertragungen beſtimmt wiſſen, ſo bediente er ſich ohne Frage bei allen zum Verſtändniß des Originals der Beihülfe ſeiner gelehrteren Freunde, insbeſondere ſeines Aſſer, und dieſe Beihülfe, welche ihn nicht vor mehreren ſeltſamen Mißverſtändniſſen ſchützen konnte, verſchaffte ihm oft nur die Einſicht in den allgemeinen Sinn, nicht in die Einzelheiten einer ſchwierigen Stelle.

Endlich kommen der perſönliche Geſchmack und die pädagogiſche Rückſicht des Königs in Betracht, der vor Allem ſeinem Volke nützlich ſein wollte und deſſen Bedürfniſſe mit Recht an den eigenen maß.

So erklärt es ſich, wenn Aelfred auch da, wo er am genaueſten überträgt, bald „Wort für Wort“, bald nur „Sinn für

Sinn ſetzt",*) gewöhnlich aber ſich noch viel weiter gehende Abweichungen von ſeinem Autor geſtattet.

Im Oroſius nimmt Aelfred zahlreiche Auslaſſungen und Kürzungen vor, die ſich gegen den Schluß häufen. Die ſieben Bücher des Originals werden in ſechs zuſammengezogen, die Darſtellung der letzten Periode, von Auguſtus an, faſt nur in kurz reſumirender Weiſe wiedergegeben. Andrerſeits macht er eine Anzahl größerer und kleinerer Zuſätze: wiſſenswerthe Notizen, die er aus andern Quellen geſchöpft, Bemerkungen, die ſeinen Landsleuten die Verhältniſſe des Alterthums näher bringen ſollen oder die ihm unwillkürlich aus der Feder, weil aus dem Herzen fließen.

Von den kürzeren Einſchaltungen möge hier nur eine einzige erwähnt werden, die auch in die Annalen von Wincheſter**) übergegangen iſt. Von Titus redend, bemerkt Aelfred: „Er war ſo guten Willens, daß er ſagte, er habe den Tag verloren, an dem er nichts Gutes gethan."***)

Unter den größeren Zuſätzen ſind weitaus die bedeutendſten die, welche ſich in der geographiſchen Einleitung im erſten Capitel des erſten Buches finden. Sie beſtehen in einer ſelbſtändigen Beſchreibung ſämmtlicher Länder, in denen zu Aelfreds Zeit die germaniſche Zunge herrſchte, und ferner in dem ausführlichen Reiſebericht zweier Seefahrer, den der König aus ihrem eigenen Munde niederſchrieb. Der eine, ein Norweger Namens Ohthere, hatte u. A. die Küſte Skandinaviens ganz umfahren und war bis in das Weiße Meer vorgedrungen; der andere, Namens Wulfſtan, war von Schleswig aus nach dem Friſchen Haff geſegelt. Beide Berichte ſind in ihren geographiſchen und ethnographiſchen Einzelheiten von höchſtem Intereſſe und in anziehendem, klarem, ſachlichem Stil geſchrieben. Leider dauerte es lange, bis Aelfred auf dieſem Gebiete einen Nachfolger fand.

*) Vgl. die Vorrede zu Alfreds Gregorius ſowie die zum Boetius.

**) S. z. J. 81, Earle S. 8.

***) VI, 8, ed. Thorpe S. 480.

In derartigen Excurſen bewegt ſich Aelfreds engliſche Darſtellung natürlich am freieſten und naturwüchſigſten. Doch iſt ſie im Ganzen weder als ſteif noch als unidiomatiſch zu bezeichnen, wenn ſie auch hie und da den Eindruck des kindlich Unbeholfenen macht. Das Beſtreben, das loſere Gefüge der engliſchen Rede dem feſtgeſchloſſenen und verflochtenen Bau der lateiniſchen anzunähern, führt zu manchen Anakoluthen und Pleonasmen. Letztere betreffen namentlich die Fügewörter und ferner den Fall, wo einem Pronomen, das von der ſtiliſtiſchen Oekonomie gefordert wird, zur größern Deutlichkeit das Nennwort, welches es vertritt, nach kurzem Zwiſchenraum nachgeſandt wird,*) — ein Mittel, deſſen freilich auch ſpätere Schriftſteller ſich noch oft bedienen.

Nach dem Oroſius wandte Aelfred ſich der Historia ecclesiastica Anglorum ſeines großen Landsmannes Beda zu, einem nationalen Schatz, deſſen ganzen Werth er beſſer als irgend ein Anderer zu würdigen im Stande geweſen ſein wird. Eine ſolche Freiheit der Behandlung, wie er ſie der Weltgeſchichte des Spaniers angedeihen ließ, war bei dieſer in England entſtandenen, engliſche Verhältniſſe behandelnden Schrift nicht geboten. Allerdings hätte Bedas Darſtellung, welche in der Geſchichte des Südens weit hinter der Ausführlichkeit und Zuverläſſigkeit der Nachrichten über den Norden zurückſteht, bedeutende Einſchaltungen geſtattet, eine Arbeit, zu der Aelfred vorzugsweiſe geeignet und berufen war. Mag es nun ſein, daß der königliche Autor das in ſeinem Handbuch bereits Aufgezeichnete an einem andern Ort nicht wiederholen mochte, mag ein anderer Grund obgewaltet haben, Aelfred befliß ſich hier einer Enthaltſamkeit, für die die Nachwelt ihm wenig Dank weiß. Das höhere Intereſſe, das ſeine Zeit und ſein Volk an der Geſchichte Weſtſachſens und überhaupt des Sü-

*) Vgl. Oroſius II, 4, ed. Thorpe S. 306: he þâ Cirus hy þær besyrode, „er darauf, Cyrus, überraſchte ſie da"; heo þâ seo cwên Dameris mid mycelre gnornunge ymb þæs cyninges slege, hyre suna, ðencende wæs, „ſie dann, die Königin Tomyris, dachte in großer Trauer an den Tod des Königs, ihres Sohnes."

dens nahmen, fand in ſeiner Bearbeitung nur einen negativen Ausdruck, inſofern er bei den zahlreichen Kürzungen und Auslaſſungen, die er vornahm, und die u. a. faſt ſämmtliche von Beda mitgetheilten Actenſtücke beſeitigten, namentlich auch Nachrichten über nördliche Verhältniſſe unüberſetzt ließ.*)

Vielleicht drängte es Aelfred, dieſe Arbeit zum Abſchluß zu bringen, weil eine neue, ſchwierigere Aufgabe ihn bereits reizte. Irren wir nicht, ſo iſt an dieſer Stelle der Uebertragung von Boetius Schrift De consolatione philosophiae zu gedenken, desjenigen unter Aelfreds Werken, das — wie auch der Antiquar, der Geograph oder Ethnolog darüber denken möge — für die Culturgeſchichte im weitern Sinne den erſten Rang in der Reihe behauptet.

Den Spuren „des letzten Römers" begegnen wir im Mittelalter auf Schritt und Tritt; ſein „Troſt der Philoſophie" insbeſondere gehört zu denjenigen Büchern, an denen viele Generationen des Mittelalters ſich auferbaut, ſich im philoſophiſchen Denken geübt, woran die mittelalterlichen Sprachen zum Ausdruck abſtracter Gedanken ſich herangebildet haben. Eines ſo ehrenvollen Looſes war das Werk nicht unwerth. Auf ihm ruht ein letzter Glanz des klaſſiſchen Alterthums: ſowohl auf dem Inhalt, in dem der reinſte ethiſche Gehalt aus den Lehren der alten Philoſophenſchulen — insbeſondere der Neuplatoniker und Stoiker — mit dem Geiſte römiſcher Mannestugend ſich verbunden zeigt, wie auf der Form, insbeſondere auf den poetiſchen Theilen, welche die erörternde und argumentirende Proſa in wohlthuender Weiſe unterbrechen. Aber mit jenem letzten Glanz des entſchwundenen Tages vermählt ſich ſchon das Morgenroth eines neuen Tags, des Chriſtenthums, deſſen Geiſt, obwohl er nirgend zum confeſſionellen Ausdruck ge-

*) Schon längſt iſt darauf aufmerkſam gemacht worden, daß ein Mißverſtändniß aus Aelfreds Beda (I, 9) in die Annalen von Wincheſter (z. J. 381) übergegangen iſt. Der Compilator verband die Angabe der lateiniſchen chronologiſchen Epitome mit der Nachricht des engliſchen Textes der Kirchengeſchichte.

langt, doch das Ganze durchdringt und den Ideen der göttlichen Vorsehung und der Liebe ihre eigenthümliche Gestaltung gibt. — Dazu nun noch der Vorzug einer edel populären Darstellung in dialogischer Form, der Reiz der Situation, die uns den Senator Boetius im Kerker vorführt, wo er — der Zögling der Philosophie — von seiner Pflegemutter getröstet wird.

Wir können uns denken, mit welchen Gefühlen das männliche Herz des großen Sachsenkönigs am Abend eines vielbewegten Lebens jene edlen Lehren des Alterthums über die Werthlosigkeit des irdischen Glücks, über das höchste Gut, über die Pflicht des Weisen, im Kampfe mit dem Geschick die Gleichmuth zu bewahren, in sich aufnahm, wie er sich getrieben fühlte, seinem Volke diesen Schatz zu erschließen.

Die Arbeit war keine leichte. In Bezug auf dieses Werk insbesondere wird uns von William von Malmesbury mitgetheilt, daß Aelfred sich von Asser das Original erklären ließ, worauf er dann den Inhalt in englischer Sprache niederschrieb. Diese Uebertragung ist höchst merkwürdig. Man sieht, wie der König mit den Gedanken seines Autors und mit der eigenen Sprache ringt; Mißgriffe bleiben nicht aus; mit dem Ganzen wäre er nicht fertig geworden, wenn er auch hier wiederum nicht die größte Freiheit der Behandlung sich gestattet hätte.

Fehlen im englischen Boetius auch Einschaltungen von so augenfälliger Bedeutung, wie sie das erste Capitel des Orosius enthält, die Bearbeitung im Ganzen ist hier fast noch origineller als dort zu nennen. Gleich zu Anfang zieht Aelfred zusammen und versetzt die ursprüngliche Ordnung der Einzelheiten. Ganze Abschnitte läßt er aus. Ueberall, wo sich die Gelegenheit bietet, gibt er den Gedanken des Römers einen entschiedener christlichen Ausdruck. An zahlreichen Stellen ersetzt er antike Anspielungen, deren Sinn er manchmal nicht versteht, durch national-englische: Fabricius, dessen Name ihn an faber erinnert, wird zum Schmied Weland; die classica saeva, die wilden Kriegstrompeten, die im goldenen Zeitalter nicht ertönten, verwandeln sich in ein sciphere, ein Ding, von dem man

in jener Zeit der Unſchuld (wie in England vor 787) noch nichts erfahren hatte.*) Häufig — und dies iſt das wichtigſte — überläßt er ſich dem Strom der Gedanken, die ein Wort des Boetius bei ihm angeregt hat, und ſchreibt aus eigener Erfahrung und aus eigenem Herzen.

Daß hierbei der römiſche Philoſoph zu kurz kommt, iſt unleugbar. Manche Feinheit im Gedankengefüge des Originals — des Ausdrucks ganz zu geſchweigen — iſt bei Aelfred verwiſcht, und des Königs Bildung war nicht reich und reif genug, um etwas auf demſelben Gebiete Ebenbürtiges an die Stelle zu ſetzen. In hohem Grade aber beſaß der Ueberſetzer jene Feinheit und Hoheit des Geiſtes, welche aus dem Adel der Geſinnung hervorgeht, und indem er uns in ſein königliches Herz blicken läßt, gewährt er uns das rührendſte und ſchönſte Schauſpiel. Hier möge eine Stelle angeführt werden, die von Aelfreds neuerm Biographen mit Recht hervorgehoben wird:

> Daher wünſchte ich mir Stoff, um daran meine Macht zu üben, damit meine Talente und meine Macht nicht vergeſſen und vergraben würden. Denn jedes Talent und jede Macht iſt bald alt und verſchollen, wenn nicht Weisheit ſie begleitet: Denn Keiner kann irgend eine Leiſtung zu Tage fördern ohne Weisheit; denn was durch Thorheit geſchieht, kann Niemand für eine Leiſtung erklären. Dies kann ich nun am eheſten ſagen, daß ich darnach geſtrebt habe, würdig zu leben ſolange ich lebte, und nach meinem Leben den Menſchen, die nach mir kämen, mein Andenken in guten Werken zu hinterlaſſen.**)

Boetius forderte in einem Ueberſetzer ſowohl den Poeten wie den Proſaiker heraus. Zunächſt aber übertrug Aelfred auch die Metren in ungebundene Rede, eine Proſa, der es nicht an dem Reize friſcher Naivetät, an Wärme und Erhebung fehlt.

Beide Handſchriften des altengliſchen Boetius, die uns erhalten ſind, tragen nun an ihrer Spitze das — freilich wohl nicht

---

*) Boet. II, metr. 5, Aelfred c. 15, ed. Samuel Fox S. 48. sciphere iſt in den Annalen der ſtehende Ausdruck für eine däniſche Kriegs- und Raubflotte.

**) Aelfreds Boetius C. 17, ed. S. Fox S. 60.

aus Aelfreds Feder ſtammende — Vorwort, in dem berichtet wird, der König habe nachher dieſe Proſa in Verſe umgegoſſen. Und wirklich enthält die eine der beiden — zufällig die ältere, noch dem zehnten Jahrhundert angehörige Handſchrift — die Metren in allitterirenden Rhythmen wiedergegeben, während die jüngere das Ganze in Proſa bietet. Unter dieſen Umſtänden würden nur ſehr ſchwer wiegende Gründe uns dazu berechtigen können, Aelfred die poetiſche Bearbeitung der Metren abzuſprechen. Die Argumente, die man bisher für dieſe Anſicht geltend gemacht hat, ſcheinen mehr von einem gewiſſen Hang zum Skepticismus als von kritiſchem Sinne eingegeben. Wenn die poetiſche Faſſung auf der proſaiſchen beruht und — ſoweit Allitteration und Rhythmus es erlauben — dieſelben Worte wie dieſe anwendet, ſo iſt dies genau was wir zu erwarten hatten. Die Mißverſtändniſſe der engliſchen Proſa aber, die man dem Dichter zur Laſt gelegt hat, löſen ſich bei genauerer Prüfung in einer Weiſe auf, die auf den Dichter ſogar ein günſtigeres Licht wirft als auf den Proſaiker. Ein Reſultat, das billige Erwartung übertrifft, wenn man bedenkt, daß Aelfred einen Theil der mit Aſſers Hülfe angefertigten Ueberſetzung höchſt wahrſcheinlich ohne ſolche Beihülfe in rhythmiſche Form brachte.

Große Poeſie wird man nach dem Geſagten in der rhythmiſchen Bearbeitung von Boetius Metren nicht ſuchen dürfen. Nicht ſelten wirkt die proſaiſche Faſſung ſtärker auf Gefühl und Einbildungskraft als die gebundene. Auch dieſer fehlt es gleichwohl nicht an Wärme und Leben, ja an einem gewiſſen Schwunge — nur alle dieſe Eigenſchaften in einem ganz andern Sinne als die ältere Zeit ſie gekannt hatte. Wer von Kynewulf zu Aelfred kommt, kann ſich des Gefühls völliger Entnüchterung nicht erwehren. Aelfred ging eben durchaus die ſchöpferiſche Kraft dichteriſcher Phantaſie ab, und der poetiſche Reiz der Verſe des Boetius iſt von dem der altengliſchen Dichtung ſo weſentlich verſchieden, daß auch der Begabteſte in England an dem Unternehmen, Boetius im nationalen Stil reden zu laſſen, geſcheitert ſein würde. Die Geſetze der Allitteration zeigen ſich in Aelfreds Langzeilen ſchon

ziemlich zerrüttet, vielleicht jedoch weniger als man erwarten durfte. Viel weiter als der Vers ſteht die Diction vom alten Epos ab.

Hatte zur Uebertragung der Consolatio philosophiae weſentlich ein inneres Bedürfniß des Königs den Anſtoß gegeben, ſo war es vorwiegend die Rückſicht auf die Bedürfniſſe ſeines Volkes, die ihn zu ſeiner nächſten, ſoweit wir wiſſen, zugleich letzten ſchriftſtelleriſchen Arbeit beſtimmten. Von der Philoſophie wandte ſich Aelfred der praktiſchen Theologie zu, als er die Regula Pastoralis des großen Gregor zu überſetzen unternahm.

Der Papſt, von dem die Bekehrung Englands zum Chriſtenthume ausgegangen war, hatte, wie wir ſchon ſahen, durch ſeine Schriften auf die Theologie wie auf die Dichtung in dieſem Lande einen beſtimmenden Einfluß ausgeübt. Sein Werk über die Seelſorge, das in vier Abſchnitten das Ideal eines geiſtlichen Hirten aufſtellt, indem es zeigt, wie derſelbe zu ſeinem Amte gelangen, wie er leben, wie er lehren und wie er endlich durch Selbſtbetrachtung ſich die Demuth bewahren ſoll, bot in einer wenig gebildeten Form einen Schatz trefflicher Lehre dar, an der die mittelalterliche Kirche ſich lange orientirt hat. Nach England hatte dieſe Schrift ſchon der von Gregor entſandte Auguſtin mitgebracht. Die Zeit war gekommen, wo eine Wiedereinſchärfung der von Gregor gegebenen Lehren dem engliſchen Klerus im höchſten Grade noth that. Seine Uebertragung dieſer Schrift möglichſt zu verbreiten, war daher Aelfred ganz beſonders bemüht: jedem Biſchof ſeines Reichs ließ er eine Abſchrift derſelben zuſtellen.

Die Ueberſetzung ſelbſt wurde mit größerer Sorgfalt angefertigt als irgend eine der vorangegangenen Arbeiten. Sie iſt von allen Uebertragungen Aelfreds diejenige, die ſich dem Urtext am getreueſten anſchließt, und wenn auch ſie vielfach den Charakter der Paraphraſe zeigt, ſo fehlen doch durchaus Abweichungen der Art, daß ſie dem Werke das Gepräge einer freien Nachbildung aufdrücken könnten. Aelfreds Stil zeigt ſich daher hier auch nicht von der günſtigſten, weil nicht von der eigenthümlichſten Seite.

Der Litterarhiſtoriker wird unter ſeinen Arbeiten dieſer vielleicht das geringſte Intereſſe abgewinnen, wie groß auch ihre — durch die Reinheit der Ueberlieferung gehobene — Bedeutung für die Sprachforſchung iſt.

Der hohe Werth, den Aelfred ſelbſt auf dieſe Arbeit legte, ergibt ſich ſchon aus der langen Vorrede, durch die er ſie eingeleitet hat. Das Vorwort hat die Form eines Briefes des Königs an jeden ſeiner Biſchöfe. Sehnſüchtig gedenkt er darin der alten, glücklichen Zeiten, wo die engliſchen Könige Gott und ſeinen Boten gehorchten und im Kampfe wie in der Weisheit Erfolg davon trugen, wo die Geiſtlichkeit eifrig war im Lernen wie im Lehren und in Allem, was zum Dienſte Gottes gehört, wo das Ausland Weisheit und Gelehrſamkeit in England ſuchte. Dem ſtellt er die Gegenwart gegenüber, wo die Angeln im Auslande Gelehrſamkeit ſich holen mußten, wenn ſie deren haben wollten. Doch dankt er Gott, daß es um die Bildung in ſeinem Reiche beſſer beſtellt ſei als vor einigen Jahren. Damals habe es dieſſeits des Humbers nur ſehr wenige gegeben, die ihr Officium zu verſtehen oder auch nur einen Brief aus dem Latein in's Engliſche zu überſetzen vermocht hätten, und vermuthlich nicht viele jenſeits des Humbers. „So wenige waren ihrer, daß ich auch keines Einzigen ſüdlich von der Themſe mich erinnern kann aus der Zeit, als ich die Regierung antrat.“ Eindringlich ermahnt er ſeine Biſchöfe, ſich von weltlichen Angelegenheiten ſo oft als möglich frei zu machen, um die Erkenntniß, die ihnen Gott verliehen, wo ſie könnten zu befeſtigen. Daran knüpft ſich dann die Darlegung der Erwägungen, die ihn zu ſeinem Unternehmen geführt hatten.

Auf Aelfreds Anregung unternahm der Biſchof Werferth die Bearbeitung einer andern, mehr populären Schrift Gregors, ſeiner Dialoge. In der Form eines Geſpräches mit ſeinem Freunde, dem Diakon Petrus, einer Form übrigens, die hier zu keiner lebendigen Entwicklung gelangt und je weiter das Werk fortſchreitet, deſto mehr einem bloßen Vorwande ähnlich wird, berichtet der Papſt zunächſt über das Leben und die Mirakel ita-

lienischer Heiligen, unter denen dem h. Benedict von Nursia wie billig ein ganzes Buch, das zweite, gewidmet wird, und beschäftigt sich darauf — im vierten Buche — mit dem Leben der Seele nach dem Tode, wie es namentlich in einer Anzahl Visionen, die dem Verfasser schriftlich oder mündlich überliefert waren, sich darstellte. Durch dieses letzte Buch insbesondere, das für die Theologie durch die Entwicklung der Lehre vom Fegefeuer wichtig ist, haben Gregors Dialoge auf mittelalterliches Geistesleben und mittelalterliche Dichtung in nachhaltigster Weise gewirkt. Schon aus diesem Grunde muß man Verlangen tragen, die altenglische Bearbeitung des Werkes kennen zu lernen, die bis jetzt in Handschriften geschlummert hat, nunmehr aber, wie man hoffen darf, bald an die Oeffentlichkeit treten wird.

Von den letzten zehn Regierungsjahren Aelfreds waren fünf (893—897) wiederum von Kriegslärm erfüllt. Im Kampfe mit neuen Schaaren skandinavischer Seeräuber, die in den englischen Dänen willige Bundesgenossen fanden, gerieth das westsächsische Reich von neuem in die gefahrvollste Lage. Auch diesmal jedoch ging die Gefahr vorüber; die während der Friedensjahre von dem Könige eifrig gepflegte Wehrkraft des Reichs zu Land und namentlich auch zur See bewährte unter ihrem heldenmüthigen Kriegsherrn in glänzender Weise ihre Tüchtigkeit und wies den Feind schließlich in die alten Schranken zurück.

Das erhöhte Selbstgefühl des englischen Volkes, als es aus diesen Kämpfen siegreich hervorgegangen war, findet einen treffenden Ausdruck in der schwungvollen Darstellung, in der die englischen Annalen über diese Zeit berichten. In den Jahresberichten von 894 bis 897, die — ohne alle Frage von einem Verfasser herrührend — die kriegerischen Ereignisse in klarem Zusammenhange, in frisch lebendigem, kraftvollem, etwas militärisch angehauchtem Stil erzählen, bricht zum ersten Mal die Subjectivität des Geschichtsschreibers hervor, und zwar ist eine tüchtige, groß angelegte Persönlichkeit, die uns hier entgegentritt. Ueber friedliche Zeiten weiß der Mann wenig zu berichten. Die letzten Re-

gierungsjahre Aelfreds sind in seinen Annalen fast gar nicht vertreten. Des Königs Tod entlockt ihm folgende kurze Notiz:

901. Hier verschied Aelfred Athulfing sechs Nächte vor dem Feste Allerheiligen. Der war König über das ganze Angelnvolk mit Ausnahme des Theils, der unter der Dänen Herrschaft stand. Und er hielt das Reich dreißig Jahre, weniger ein halbes. Und da kam Eadweard, sein Sohn, zur Herrschaft.*)

Der Anfang der neuen Regierung gibt ihm nur in den Unternehmungen des Edelings Aethelwald Gelegenheit zu ausführlicher und lebendiger Darstellung. Von dem Jahre 910 ab aber beginnt sein Bericht, dem wachsenden kriegerischen Interesse entsprechend, wieder gleichmäßige Fülle und Anschaulichkeit zu gewinnen und den diesem Schriftsteller eigenen Ton, der bis zum Jahre 924 andauert. Mit diesem Jahre, das Eadweard den Gipfel seiner Macht ersteigen sah, wo ihn, der das Reich bis zum Humber erweitert hatte, die Angeln und Dänen Nordhumbriens, die Briten von Strathclyde und sogar die Schotten „zum Vater und Herrn", also zum Oberherrn erwählten, beschließt der Annalist seine Thätigkeit. Wohl verdiente es die Zeit, der er angehörte, in dem Berichte eines Mannes fortzuleben, den wir aus den wenigen Blättern, die er uns hinterließ, als einen der ersten, vielleicht den bedeutendsten Prosaiker Altenglands schätzen lernen.

VIII.

Was Aelfred von der Gelehrsamkeit sagte: früher habe das Ausland sie bei den Angeln gesucht, jetzt müßten die Angeln sie im Auslande sich holen, dasselbe gilt in einem gewissen Sinne auch von der geistlichen Poesie jener Tage. Das bedeutendste englische Gedicht dieser Gattung, das aus dem neunten Jahrhundert — leider nur fragmentarisch — uns überliefert ist, wir wollen es die jüngere Genesis nennen, nimmt durch Sprache, Stil und Vers

*) Earle S. 96. — Athulfing = Sohn des Athulf, Abkürzung für Aethelwulf.

in der engliſchen Nationaldichtung eine ſo exceptionelle Stellung ein, zeigt, wie neuere Forſchungen gelehrt haben, eine ſo innige Verwandtſchaft zu continentalſächſiſcher Kunſt, daß es wie ein ausländiſches, wenn auch in England acclimatiſirtes, Gewächs erſcheint. Mag es, wie man angenommen hat, eine engliſche Ueberſetzung und Bearbeitung einer altſächſiſchen Dichtung ſein, oder, wie mich faſt wahrſcheinlicher dünkt, mag darin das Werk eines in England anſäſſig gewordenen Altſachſen vorliegen,*) immer iſt der Geiſt, der in dieſer Geneſis lebt, derſelbe, der den deutſchen Heliand erfüllt, und aus ihm gefloſſen. Das nördliche Deutſchland, wo die von engliſchen Miſſionaren ausgeſtreuten Keime engliſcher Wiſſenſchaft und engliſcher Sprachgewalt jene ehrwürdige Dichtung als herrlichſte Blüthe an's Licht getrieben hatten, gab in der Geneſis einen Theil des Empfangenen der großen Schweſternation auf der britiſchen Inſel zurück.**)

Das Gedicht umfaßte als Ganzes jedesfalls die Schöpfung, namentlich des Menſchen, ſowie den Sündenfall. Was dem ſich noch angeſchloſſen haben mag, läßt ſich nicht mehr ſagen. Man darf daran erinnern, daß die von dem Dichter vorzugsweiſe benutzte Quelle, die von dem Biſchof Avitus von Vienne etwa im letzten Decennium des fünften Jahrhunderts in lateiniſchen Hexametern gedichteten De spiritalis historiae gestis libri V folgende Ueberſchriften tragen: De origine mundi, De originali peccato, De sententia dei, De diluvio mundi, De transitu

*) Ich wüßte nicht, was uns z. B. abhalten ſollte, an jenen — vielleicht aus Corvey herübergekommenen — Johannes zu denken, dem König Aelfred das Kloſter zu Athelney anvertraute. Die Geneſis könnte ganz wohl erſt im letzten Viertel des neunten Jahrhunderts geſchrieben ſein. — Was mir die Annahme einer Ueberſetzung unwahrſcheinlicher macht, iſt die Erwägung, daß der Engländer, der wæ̂r (wâr) in sôð zu ändern unterließ, wohl zahlreichere Germanismen ſtehen gelaſſen hätte, als im Gedicht nachgewieſen werden können.

**) Daß freilich auch in und nach Aelfreds Zeit engliſche Schriftwerke nach dem Continent wanderten, beweiſt u. A. das in Caſſel aufgefundene Blatt einer, wie es heißt, noch aus dem neunten Jahrhundert ſtammenden Handſchrift von Aelfreds Regula pastoralis.

maris rubri. Jedoch iſt nicht zu überſehen, daß in jener Partie unſrer Geneſis, welche dem zweiten dieſer Bücher entſpricht, auch ſchon das dritte Buch mitbenutzt worden iſt.

Avitus, einem der bedeutendſten mittellateiniſchen Poeten auf dieſem Gebiete, verdankt der jüngere Geneſisdichter jene kunſtvollere Anordnung des Stoffes, welche im Gegenſatz zur gewöhnlichen Weiſe die Erzählung von dem Fall der Engel zwiſchen die Erſchaffung und den Sündenfall des erſten Menſchenpaares epiſodiſch einſchiebt. Ihm verdankt er eine Anzahl wichtiger Motive, bedeutſamer Elemente der Charakteriſtik, wirkſamer Stellen. Im Ganzen aber hat er ſeine Quelle mit großer Freiheit benutzt, und es fehlt ſeinem Werke nicht an durchaus eigenthümlichen Zügen, die man bis auf Weiteres als Producte ſeiner Individualität anſehen darf.

Der Dichter war eine menſchlich frei, edel und tief angelegte Natur. Seine Geſtalten umfaßt er mit Wärme und theilt ihnen ſoviel wie möglich von dem eigenen Adel mit. Die Schuld des erſten Menſchenpaares bemüht er ſich — in echt tragiſcher Weiſe — als aus keinen unedeln Motiven entſpringend, ſchließlich nur als Folge eines Irrthums darzuſtellen. Selbſt ſeinem Satan fehlt es nicht an einer gewiſſen Würde und Größe. Es lebt in ihm etwas von jener unverwüſtlichen Kraft, die den großen Gegner Karls, Widukind erfüllte oder ſo manchen engliſchen Edeling, der ſich gegen den königlichen Vater oder Bruder empörte, wie denn die Idee der Gefolgsmannſchaft vom Dichter lebendig erfaßt und dargeſtellt wird. Nicht mit Unrecht hat man ſeit lange einen Miltoniſchen Klang aus den Reden herausgehört, die dem Satan in den Mund gelegt werden, wie z. B. aus folgender, die ſeinem Fall vorhergeht:

Was ſoll ich arbeiten? (ſprach er) Mir iſt durchaus nicht noth,
Einen Herrn zu haben! mit meinen Händen mag ich
Wirken ſo viel Wunder: ich hab' Gewalt gar groß,
Daß einen beſſeren Stuhl ich mir erbauen mag,
Einen höheren im Himmel! Was brauche ich um ſeine Huld zu dienen,
Zu begehen ſolches Jüngerthum? ich mag werden Gott wie er!

Es ſtehn mir ſtrenge Genoſſen bei, die mich im Streite nicht verlaſſen,
Hartmuthige Helden; ſie haben mich zum Herrn erkoren,
Die berühmten Recken: mit ſolchen mag man Rath erdenken,
Faſſen mit ſolchen Volksgenoſſen! meine Freunde ſind ſie gerne,
Mir hold in ihrem Herzen: ich mag ihr Herr wohl ſein
Und dieſes Reich beherrſchen! Drum dünkt mich recht das nicht,
Daß ich in irgend etwas brauche abzuſchmeicheln
Gott der Güter eines: ich will länger nicht ſein Jünger bleiben.*)

Pſychologiſche Vertiefung der Motive iſt eins der hervorragendſten Merkmale dieſes Dichters, deſſen reich entwickelte, etwas wortreiche und die Form der Variation zu ſehr bevorzugende Darſtellung**) viel gefühlvoller und weicher iſt als die Kädmoniſche, ohne darüber ſentimental zu werden. Was die Verſification betrifft, ſo wendet der Dichter mit Vorliebe jene langgedehnten Zeilen an, die wir oben S. 60 als Streckverſe bezeichneten, ganz wie der Verfaſſer des Heliand, dem er eine Anzahl formelhafter Bezeichnungen und Wendungen oft mit Glück, gelegentlich aber auch ohne die Verſchiedenheit der Dialekte und die Erforderniſſe der Allitteration zu beachten, entlehnt hat.

Dieſe jüngere Geneſis iſt uns nur inſoweit erhalten, als ſie im zehnten Jahrhundert dazu benutzt wurde, eine Lücke in der Ueberlieferung der ältern, ſagen wir Kädmoniſchen, Geneſis auszufüllen.***)

Auch von ſkandinaviſcher Kunſt zeigt ſich die engliſche Poeſie in dieſer Periode beeinflußt. Das unter dem Namen Reimlied bekannte Gedicht, welches in 87 Verſen eine Vergangenheit voll Reichthum, Macht und Glück im Gegenſatz zu

*) Genesis 278—291, Dichtungen der Angelſ. I, 9.

**) Dieſe Eigenſchaft ſcheint freilich durch ſpätere Interpolation noch geſteigert zu ſein, die zuweilen ſogar ein Element in den Text einführte, das der Confuſion ſehr ähnlich ſieht.

***) Dieſe Lücke umfaßte im Weſentlichen Gottes Verbot an das erſte Menſchenpaar und den Sündenfall. Uebrigens fehlt in der vorhandenen Handſchrift der ſogen. Kädmoniſchen Dichtungen das Blatt, welches den Anfang der Interpolation enthielt. Von der jüngern Geneſisdichtung ſind uns daher nur 617 Verſe (Gen. 235—851) erhalten.

einer traurigen Gegenwart ſchildert in einer Weiſe, die zuweilen lebhaft an Hiob gemahnt,*) zeigt ſeiner metriſchen Form nach neben der Allitteration den Reim der Cäſur mit dem Versſchluſſe, der in älterer engliſcher Dichtung nur gelegentlich auftritt, in conſequenter Durchführung. Mit Recht hat man daran erinnert, daß eben dies die Form iſt, die im ſkandinaviſchen Norden unter dem Namen Runhenda bekannt war, und daher in dem Reimlied das Reſultat einer Anregung vermuthet, die von einem altnordiſchen Dichter des zehnten Jahrhunderts ausgegangen ſein mag, von Egil Skalagrimsſon, der ſich zweimal in England aufhielt, an Aethelſtans Hof eines gewiſſen Anſehens genoß und in Nordhumbrien ein Gedicht in ebendieſer Form verfaßte. Weitere Folgen ſcheint dieſe Anregung zunächſt keine gehabt zu haben. Das Hervortreten des Reims in ſpäteren volksthümlichen Gedichten, oft als Erſatz der Allitteration und jedesfalls mit deren Zerrüttung auf's engſte verknüpft, iſt auf dieſe Quelle nicht zurückzuführen.

Die alteinheimiſche Tradition geiſtlicher Dichtung war noch nicht erloſchen; doch tragen die Werke, zu denen ſie anregte, deutlich die Merkmale einer verfallenden Kunſt an ſich.

Das Gedicht, das man füglich die gefallenen Engel betiteln kann,**) inſofern ſie die Qual und Verzweiflung der zu Teufeln gewordenen Lichtgeiſter zum Gegenſtande hat, zeigt uns zwei charakteriſtiſche Eigenſchaften altengliſch poetiſchen Stiles auf die Spitze getrieben. Zunächſt die Form der Variation im Großen. Immer von neuem läßt der Dichter die Gefallenen, zumal deren Führer, ihre Klagen anſtimmen, die Schönheit des Himmels, den ſie verloren, den Schrecken und das Elend, das ſie dafür eingetauſcht, Gottes Macht und Güte und die eigene Thorheit hervorheben. Dazwiſchen bringt er dann nach Art eines Homileten ſeine Ermahnungen an, um am Schluſſe noch einmal dem Bilde der Hölle das des Himmels gegenüber zu ſtellen, wo die Engel des Jubels

*) Vgl. beſonders c. 29 und 30 des bibliſchen Buchs.

**) Satan 1—365, Biblioth. der ags. Poesie I, 129 ff.

der Glückſeligkeit genießen und wohin die Menſchen, welche dem Heiland zu gehorchen trachten, gelangen werden. Nicht weniger geſteigert als die Form der Variation erſcheint — in engſter Verbindung mit ihr — ein elegiſches Pathos, deſſen Weichheit alles früher in der Art Dageweſene übertrifft. Unter der Wucht ſeiner Schmerzen und ſeiner Sehnſucht fällt der Satan ganz aus der Rolle und redet wie ein reumüthiger ſchwacher Sünder, zu Zeiten gar wie ein Prediger. Wie wäre es dem Dichter einer andern Zeit beigefallen, den Teufel ſich in Wendungen ergehen zu laſſen wie dieſe:

O du Helm der Heerſchaaren! o des Herren Glorie!
O du Macht des Schöpfers! o du Mittelkreis!
O du Glanzes lichter Tag! o du Gottes Jubel!
O ihr Engelſchaaren! o du Obenhimmel!
O daß ich all bin ledig des ewiglichen Jubels!
Daß ich nicht mit den Händen mag zum Himmel reichen
Noch auch mit meinen Augen aufwärts ſchauen
Noch auch mit meinen Ohren irgend hören
Den hellen Hochklang der himmliſchen Poſaunen.*)

Es fehlt dem Dichter nicht an Gedanken noch an Sprachgewalt; doch hat er es nicht vermocht oder nicht darnach geſtrebt, ſeine Gedanken in fortſchreitende Bewegung zu gliedern. Man iſt am Ende noch auf demſelben Fleck, auf dem man zu Anfang ſtand. Bemerkenswerth iſt übrigens in dieſer Dichtung, welche eine ſchon ziemlich ausgebildete Vorſtellung von der Hölle ſowie von dem Leben und Treiben der Teufel widerſpiegelt, die Energie, womit gewiſſe theologiſche Anſichten feſtgehalten und durchgeführt werden. Als Weltſchöpfer erſcheint überall Chriſtus, Gottes Sohn; ihm namentlich galt der von den gefallenen Engeln geführte Kampf, durch ihn ſind ſie beſiegt worden. Nun geſchieht es, daß auch dem Satan ein Sohn beigelegt wird, den er gleichſam an Chriſti Stelle hat erheben wollen.**)

---

*) Satan 164—172, Dichtungen der Angelſ. I, 133.

**) Vgl. V. 63 f. Segdest us to sôðe, þæt pîn sunu wære — meotod moncynnes: hafastu nu mâre sûsel!

Nur fragmentariſch erhalten iſt uns eine Dichtung,*) welche man nach Inhalt und Anlage mit Kynewulfs Chriſt verglichen hat. Der Kern des vorliegenden Fragments, das mit einer epiſodiſchen Erörterung über die Vergangenheit der Teufel — welche durch Chriſti Ankunft in Schrecken verſetzt werden — anhebt, bildet Chriſti Höllenfahrt und Auferſtehung, denen ſich Himmelfahrt und jüngſtes Gericht in ziemlich kurzer Faſſung anſchließen. Ob die Höllenfahrt auch im vollſtändigen Gedicht jene hervorragende Stellung einnahm, die ihr im Fragment zukommt, läßt ſich nicht entſcheiden. Möglich, daß ſie ſolche mit der Paſſion theilte, möglich auch, daß der Dichter die wichtigern Sätze des Credo in Beziehung auf Chriſtus zur Darſtellung gebracht hatte.**) In letzterem Falle wäre ſein Gedicht zwar im Ganzen dem Chriſt des Kynewulf ähnlich geweſen, hätte ſich jedoch nach Anlage und Behandlungsweiſe der populär chriſtlichen Vorſtellung von jenen Dingen enger angeſchloſſen. Die Erinnerung an Kynewulf läßt uns mit gedoppelter Kraft empfinden, daß in dieſer Dichtung, der es keineswegs an glücklichen Gedanken fehlt, die Ausführung des Plans doch eine verhältnißmäßig dürftige iſt. Auch die Diction, die im Ganzen noch die Eigenthümlichkeiten des ältern Dichtſtils aufweiſt, hat an poetiſcher Fülle und Gewalt, wenn auch nicht an Wortreichthum, abgenommen.

Ein anderes, bedeutend kürzeres Fragment***) zeigt uns Chriſtus, der vom Satan verſucht wird. Nachdem die Verſuchung, deren Darſtellung eine charakteriſtiſche, jedoch vielleicht mehr den Ausdruck als den Sinn betreffende Abweichung vom bibliſchen Bericht enthält, vorüber iſt, ſendet Chriſtus den Teufel in die Hölle, um ſie auszumeſſen und an ihrem Umfange um ſo beſſer zu erkennen, daß er gegen Gott gekämpft habe. Satan richtet den

*) Satan 366—664, Biblioth. der ags. Poesie I, 139 ff.

**) Es iſt jedoch andrerſeits denkbar, daß uns in dem Fragment eine nur des Eingangs beraubte Homilie für den Oſterſonntag ähnlichen Inhalts wie die proſaiſche in den Blickling Homilies (ed. Morris S. 83 ff.) vorliegt.

***) Satan 665—733, Biblioth. der ags. Poesie I, 147 f.

Auftrag aus und gelangt zu dem Resultate, daß vom Boden der Hölle bis zum Höllenthor die Entfernung 100,000 Meilen betrage. Auch bei diesem Bruchstück ist es unsicher, ob es etwa nur einer poetischen Homilie über die Versuchung Christi oder einem größern Ganzen angehört habe.

Die betrachteten drei Dichtungen mögen gegen den Ausgang des neunten oder im Anfang des folgenden Jahrhunderts entstanden sein. Die beiden zuletzt erwähnten dürften nicht lange nachher die Verstümmelung erlitten haben, deren Ergebniß uns vorliegt. In derselben Handschrift, die uns Genesis, Exodus und Daniel überliefert, wurden sie dann im Anschluß an die gefallenen Engel wie ein zusammengehöriges Ganze aufgeschrieben.

Um die Zeit, der diese Producte der geistlichen Muse angehören, tauchen gnomische Dichtungen in dialogischer Form auf. Der Wortkampf, sei es in Sprüchen oder Räthseln, sei es in Prahlreden, scheint auf alter und tiefeingewurzelter germanischer Sitte zu beruhen. Im altnordischen Wafthrudnismal sehen wir Odhin unter dem Namen Gangradr den weisesten und stärksten aller Riesen, Wafthrudnir besuchen und beide ihr Wissen in einem Kampfe messen, dessen Preis das Leben des Unterliegenden bildet. In England aber tritt die dialogische Gnomik, soweit sie uns erhalten, in Verbindung mit einer orientalischen, jedesfalls im Judenthum ausgebildeten Sage auf, welche den König Salomo im Gegensatz zu Marcolis, dem Mercur oder Hermes des klassischen Alterthums, als den Vertreter jüdischer Weisheit heidnischem Wissen und heidnischer Redegewalt gegenüber darstellte. An Stelle des Marcolis jedoch, dessen Name bei den germanischen Stämmen in das anklingende, bekanntere Marculf*) überging, erscheint in der altenglischen Dichtung Saturn, eine Vertauschung, die sich am besten doch wohl aus Verwechslung von Marcolis mit Malcol (Milcol, Milcom) d. i. Moloch, dem orientalischen Saturn erklärt. Zwei poetische Gespräche zwischen Salomo und Saturn sind uns

*) oder Marcolf, daher Morolf.

— beide lückenhaft — überliefert, deren Inhalt als ein durchaus christlicher, jedoch sowohl mit rabbinistischen wie mit germanischen Vorstellungselementen versetzt erscheint.

Im ersten derselben*) kommt Saturn, der Chaldäer Eorl, der aller Eilande Bücher erforscht und die Wissenschaft Libyens und Griechenlands sowie die Geschichte Indiens erschlossen hat, zu Salomo, um sich von ihm über die Kraft und Würde des Paternosters belehren zu lassen. Die verlangte Belehrung ertheilt Salomo in dunkler, geheimnißvoller Weise, indem er u. a. die verschiedenen Buchstaben, aus denen das Pater noster zusammengesetzt ist, nach Art der Runen gefaßt und personificirt, den bösen Feind bedrängen läßt. Daran schließt sich eine Schilderung des Treibens der bösen Geister, welche ihren Zusammenhang mit den germanischen Elben nicht verleugnen. Am Schluß der Unterredung findet sich Saturn zu seiner Befriedigung von Salomo an Weisheit überwunden.

Der zweite, vielleicht etwas ältere Dialog**) beginnt mit einer epischen Einleitung, in der unter den vielen Ländern, die Saturn durchzogen, auch Marculfs Heimath genannt wird. Der Dialog, in dem Frage und Antwort, Betrachtung und Gegenbetrachtung wechseln, zuweilen eine Frage durch eine andere erwidert wird, bewegt sich in vielfach mystischem Tone um die verschiedensten Gegenstände: um den Tod, das Alter, die ungleiche Vertheilung der Güter, das Geschick, den Fall der Engel, den Kampf des guten und des bösen Genius um den Menschen.

Der poetische Stil in diesen Gesprächen, noch mehr in den geistlichen Dichtungen, die unter dem Namen „Satan" zusammengefaßt zu werden pflegen, steht der ältern Dichtung näher als die Diction in den Metren des Boetius, wo ein neues, der prosaischen Rede verwandtes Element sich geltend macht. Namentlich

*) Kemble, Salomon and Saturnus S. 134—154, Biblioth. der ags. Poesie II, 354—359.

**) Kemble S. 154—176, Biblioth. II, 360—368.

aber hinsichtlich der Behandlung des Verses, der Allitteration unterscheiden sich diese von jenen. Wenn in Salomo und Saturn und in Satan Zahl und Lage der Stäbe der alten, aber fast nie ausnahmslos befolgten Regel zuweilen nicht entsprechen, so zeigt sich doch mit kaum nennenswerther Ausnahme die relative Tonstärke der Sylben bei der Allitteration berücksichtigt. Im Boetius dagegen finden sich in dieser Beziehung zahlreiche Freiheiten, die vereinzelt zwar schon früher vorkommen, in ihrer Häufung aber für den Verfall der alten Verskunst charakteristisch sind.

In viel höherm Grade noch bekundet solchen Verfall die Psalmenübersetzung, deren wir oben S. 61 gedachten und die in dieser Periode, schwerlich nach der Mitte des zehnten Jahrhunderts, entstand.*) Die Gleichgültigkeit, mit der die wichtigsten alten Regeln der Allitteration übertreten werden, in Verbindung mit einem vollständigen Mangel an Fülle und Schwung der Diction, läßt diese Uebersetzung bereits als eine Uebergangsstufe erscheinen zu jener Art rhythmischer und allitterirender Prosa, die gegen den Ausgang des zehnten Jahrhunderts sich so breit zu machen beginnt.

So bald ging jedoch der Sinn für nationale Verskunst, ging der poetische Schwung nicht bei allen Sängern unter. Ihn zu erhalten wirkte das Studium der alten Dichtungen, die fleißig abgeschrieben und oft genug vorgetragen wurden. Neues Leben gaben ihm große Ereignisse der nationalen Geschichte.

Die Sitte, solche Ereignisse in Liedern zu feiern, war uralt und erhielt sich auch zu einer Zeit, als die Triebkraft des englischen Epos bereits verkümmert war. Die spätere Geschichtschreibung, vor allem Heinrich von Huntingdon, der im zwölften Jahrhundert seine Historia Anglorum schrieb, hat Lieder dieser Art oft genug benutzt. Aus Darstellungen, wie sie Heinrich z. B. von der für

*) Der Dichter des Menologiums, das doch wohl zwischen 940 und 980 entstanden ist (vgl. unten S. 117), hat sie bereits benutzt.

die Zukunft Weſtſachſens ſo wichtigen Schlacht bei Burford (752) und dem unvergleichlichen Heldenmuth des Ealdormanns Aethelhun gibt, hat man mit Recht einen Nachklang nationaler Dichtung zu vernehmen geglaubt. Aehnlich ſcheint die Erzählung der Wincheſter-Annalen von König Kynewulfs gewaltſamem Ende und der Art, wie er von ſeinen Getreuen gerächt wurde, auf einem engliſchen Liede zu beruhen.

Im zehnten Jahrhundert nun beginnt dieſe Art Dichtung bei den Hiſtoriographen ſelbſt Pflege zu finden, wobei ſich ihr Charakter nicht unweſentlich ändert, das epiſche Element vor dem lyriſch-rhetoriſchen oder auch vor dem annaliſtiſch-referirenden zurücktritt.

In den Jahrbüchern von Wincheſter folgt auf jenen Abſchnitt herrlicher Proſa, der bis zum Jahre 924 reicht, eine Partie von ganz verſchiedenem Charakter. Die Annalen, welche den Zeitraum von 925 bis 975 umfaſſen, — die Zeit Aethelſtans, Eadmunds, Eadreds, Eadwigs, Eadgars, wo die Einheit des engliſchen Reiches ſich vollendete und befeſtigte und dieſes den Gipfel der Macht und des Glanzes erſtieg, — unterſcheiden ſich durch außerordentliche Dürftigkeit und Magerkeit und werden nur dadurch belebt, daß zwiſchen den kurzen, abgeriſſenen proſaiſchen Notizen vier Gedichte erſcheinen, welche den Leſer wie Oaſen in der Wüſte erfriſchen.

Weitaus das bedeutendſte an Umfang und poetiſchem Gehalt iſt das erſte derſelben (z. J. 937), welches den glänzenden Sieg darſtellt, den König Aethelſtan und ſein Bruder Eadmund über die Schotten unter ihrem König Conſtantin und die aus Irland herübergekommenen Nordmannen bei Brunanburh errangen. Das Gedicht möge hier ganz in Ueberſetzung folgen.

Hier erkämpften ſich König Aethelſtan, der Eorle Herr, der Männer Ringſpender, und auch ſein Bruder, Eadmund der Edeling, lebenslänglichen Ruhm im Streite, mit der Schwerter Schneiden bei Brunanburh. Sie ſpalteten den Schildwall, hieben die Kriegslinden mit dem Gebilde der Hämmer, die Sproſſen Eadweards, wie es ihnen anererbt war von ihrem Geſchlecht, daß ſie im Kampfe oft gegen jeglichen der Feinde ihr Land ſchützten, Hort und Heim. Die Feinde ſtürzten, die vom Schottenvolk und die Schifffahrer

fielen, dem Tod geweiht: das Feld wurde mit dem Blute der Männer gedüngt, seit die Sonne auf zur Morgenzeit, das herrliche Gestirn, über Gründe glitt, Gottes strahlende Leuchte, bis das edele Geschöpf zu seinem Sitze sank. Da lag mancher Streiter von Geeren durchbohrt aus dem Nordvolk, über den Schild geschossen, so auch von den Schotten, müde, kampfessatt. Die Westsachsen fort und fort setzten den ganzen langen Tag mit Reiterschaaren dem verhaßten Volke nach; sie schlugen die Heerflüchtigen von hinten mit Macht mit mühlsteingewetzten Schwertern. Die Mercier verwehrten nicht das harte Handspiel keinem der Helden, derer die mit Anlaf über des Oceans Gewühl in des Schiffes Busen das Land suchten, todgeweiht, zum Gefechte. Fünf lagen auf der Walstatt — junge Könige, vom Schwert getödtet; so auch sieben Eorle des Anlaf und eine Unzahl von dem Heere der Schiffer und der Schotten. Da ward in die Flucht geschlagen der Nordmänner Fürst, von Noth gedrängt zu des Schiffes Steven mit kleiner Schaar. Das Boot stieß in See, der König entkam, rettete auf der falben Fluth sein Leben. Ebenso kam da auch der Alte flüchtig nach seiner Heimath im Norden, Constantinus, der graue Kampfheld; zu rühmen brauchte er nicht das Schwertgemenge: er war seiner Maage verlustig, der Freunde entblößt auf dem Kampfplatz, beraubt im Streit, und seinen Sohn ließ er auf der Walstatt von Wunden zerfleischt, den jungen im Kampf. Zu prahlen hatte keinen Grund der grauhaarige Mann über den Schwertkampf, der alte Argliſtige, und Anlaf ebensowenig. Mit den Resten ihres Heeres hatten sie keine Ursache zu lachen, daß sie in der Kriegsarbeit den Preis davon getragen auf dem Kampfplatz, in dem Zusammenstoß der Heerzeichen, der Geere Begegnung, der Männer Gemenge, dem Austausch der Waffen, als sie auf dem Walfeld mit Eadweards Sprossen spielten. Es zogen darauf die Nordmänner in ihren nägelbeschlagenen Booten, der Speere blutiger Rest, auf die ††† See, über tiefes Wasser Difelin*) zu suchen und ihr Land wiederum, beschämten Muthes. So suchten auch die Brüder beide zusammen, König und Edeling, ihr Heim, der Westsachsen Land, des Kampfes sich rühmend. Sie ließen hinter sich Leichen verspeisen den Schwarzrock, den dunkelfarbigen Raben mit gekrümmtem Schnabel und den aschfarbigen Adler, hinten weiß, des Aases genießen, den gierigen Kampfhabicht, und jene graue Bestie, den Wolf im Walde. Nie ward eine größere Todesernte auf diesem Eilande je zuvor in Schaaren geschnitten mit des Schwertes Schneide, soweit uns die Bücher sagen, die alten Weisen, seit von Osten her Angeln und Sachsen herankamen, über die breite See Britannien suchten, die stolzen Kriegsschmiede, die Wälen besiegten, die ruhmgierigen Eorle, ein Heim sich erwarben.

Das Gedicht scheint nicht von einem Manne herzurühren, welcher der Schlacht beigewohnt hatte. Wenigstens erfahren wir

*) Dublin.

daraus sachlich nur soviel als sich in einer kurzen chronistischen Notiz hätte sagen lassen. Es fehlt dem Liede an der epischen Anschaulichkeit und der unmittelbaren Gewalt des Volksliedes und eben so sehr an poetischer Erfindung. Die patriotische Begeisterung aber, von der es getragen wird, der lyrische Schwung, der es durchzieht, verfehlen ihre Wirkung nicht; der reine Versbau, der glänzende Stil dieser Dichtung, in der die reichen von der Nationalepik überlieferten Mittel so glücklich verwerthet werden, erregen Bewunderung.

Ein kurzes Gedicht z. J. 942 berichtet die endgültige Annexion der fünf dänischen boroughs*) in Mercien durch König Eadmund und schildert die Freude der Bewohner derselben über ihre Befreiung vom dänischen Joch. In stilistischer Hinsicht bedeutender ist die Darstellung der Krönung Eadgars zu Bath i. J. 973. Unmittelbar daneben steht das Gedicht über Eadgars Tod, 975. Diese letztern Dichtungen tragen deutlich das Gepräge, daß sie auf den Zusammenhang, dem sie angehören, berechnet sind. Es ist recht eigentlich historische, ja annalistische Darstellung in poetischer Form.

In dieselbe Zeit mag der unter dem Namen Menologium bekannte poetische Kalender fallen, der im folgenden Jahrhundert der Abingdon-Recension der Englischen Annalen vorgesetzt wurde. Lateinische Vorbilder gab es seit Bedas Zeiten an prosaischen und poetischen Martyrologien die Fülle, und auch an englischen Vorgängern hat es dem Dichter dieses Kalenders nicht gefehlt, der jedesfalls sein Bestes von der ältern Nationaldichtung sich geborgt hat und in dessen Darstellung der trockene Stoff gelegentlich durch das hervorbrechende Gefühl für das Leben der Natur beseelt wird.

Inzwischen war die historische Dichtung im Volke nicht untergegangen, und im lebendigen Volksgesang lebte noch echte Poesie. Ein köstliches Denkmal solcher Poesie, ein Lied, aus dem unmittel-

*) Leicester, Lincoln, Nottingham, Stamford, Derby.

baren Eindruck des Ereigniſſes, welches es feiert, hervorgegangen, hat uns die Gunſt des Geſchicks, wenn auch nicht vollſtändig, ſo doch zum größten Theil erhalten. Daſſelbe verdankt ſeine Entſtehung einem der zahlreichen Dänenkämpfe, welche während der unheilvollen Regierungszeit des zweiten Aethelred England erſchütterten. Im Jahre 991 hatte eine Schaar von Normannen unter Juſtin und Guthmund einen Angriff auf die engliſche Oſtküſte gemacht und war, nachdem ſie Ipſwich geplündert, in Eſſex auf dem Pantafluß bis Maldon vorgedrungen. Unweit jener Stadt theilt ſich der Fluß in zwei Arme, von denen der ſüdliche den Nordabhang des Hügels beſpült, auf dem Maldon liegt. In dieſem Arme ſcheinen ſich die däniſchen Schiffe befunden zu haben, während die Mannſchaft das zwiſchen beiden Flußarmen gelegene Gebiet beſetzte. Da rückte von Norden her der oſtſächſiſche Ealdormann Byrhtnoth mit einem eilig zuſammengerafften Heerhaufen heran und hielt an dem nördlichen Arm des Pantafluſſes, an deſſen Ufern ſich der Kampf entſpann, der in dem Lied von Byrhtnoths Tod*) gefeiert wird.

Byrhtnoth brachte ſein Heer in Schlachtordnung und herumreitend ermahnte und ermuthigte er ſeine Krieger. Dann ſtieg er vom Pferd und ſtellte ſich mitten unter ſeinen treuen Gefolgsmännern auf.

Am andern Ufer ſtand ein Bote der Wikinge, der mit kräftiger Stimme, in drohendem Ton dem Eorl das Anliegen der Seefahrer vortrug: „Mich ſenden zu dir ſchnelle Seeleute. Sie entbieten dir, daß du ihnen ſchleunig Ringe ſendeſt, um Frieden zu erlangen. Euch iſt es beſſer, Tribut zu zahlen als mit uns in ſo hartem Kampf zu ſtreiten. Wenn du, der du hier der Reichſte biſt, deine Leute löſen willſt, den Seemännern nach ihrer eigenen Schätzung Geld geben, ſo wollen wir mit den Schätzen uns einſchiffen, in See gehn und euch Frieden halten.“ Byrhtnoth hielt den Schild feſt, ſchwang die ſchwanke Eſche und antwortete zornig

*) Biblioth. der ags. Poesie I, 343 ff.

und entſchloſſen: „Hörſt du, Seefahrer, was dieſes Volk ſagt? Sie wollen euch als Tribut Geere geben, giftige Lanzenſpitzen und alte Schwerter, Waffenſchmuck, der euch zum Kampfe nicht taugt. Bote der Seemänner, ſage deinem Volk, hier ſtehe ein rechtſchaffener Eorl mit ſeiner Schaar, der dieſen Erbſitz, Aethelreds Volk und Land vertheidigen will. Fallen ſollen Heiden im Kampf. Zu ſchimpflich dünkt es mich, daß ihr mit euern Schätzen unangefochten zu Schiffe gehen ſolltet, nun ihr ſo weit herwärts in unſer Land gedrungen ſeid. So leichten Kaufs ſollt ihr euch keinen Schatz erwerben: eher ſoll uns Spitze und Schneide geziemen, grimmes Kampfſpiel, bevor wir Tribut zahlen!“ Er ließ ſeine Krieger an dem Geſtade ſich aufſtellen. Die Meeresfluth, die den Pantaſtrom ſchwellte, verhinderte die Heere an einander zu kommen. An ſeinen Ufern ſtanden die Oſtſachſen und das Eſchenheer*) ſich gegenüber. Keiner vermochte den Andern zu verletzen; nur durch Pfeile wurden Einige gefällt. Es kam die Ebbe, die Schifffahrer ſtanden bereit, nach dem Kampf begierig. Da hieß der Helden Schirm einen kampfharten Kriegsmann, Wulfſtan, Keolas Sohn, die Brücke vertheidigen. Bei ihm ſtanden die beiden furchtloſen Krieger Aelfhere und Maccus. Kräftig vertheidigten ſie ſich gegen die Feinde, ſo lange ſie der Waffen zu walten vermochten. Da baten die leidigen Gäſte, man möchte ihnen einen Uebergang über die Furth gewähren. In ſeinem Uebermuth gab der Eorl ihnen das Ufer frei. Es rief über das kalte Waſſer der Sohn des Byrhthelm**) — die Männer lauſchten: „Jetzt, da euch Platz gemacht iſt, kommt ſchleunig zu uns, Männer, zum Kampfe! Gott allein weiß, wer der Walſtatt walten möge!“ Da wateten die Walwölfe, ohne das Waſſer zu ſcheuen, der Wikinge Schaar weſtlich über den Panta. Byrhtnoth ſtand dort mit ſeinen Helden in Bereitſchaft: er hieß ſie mit Schilden den Kampfhag wirken und die Schlachtordnung feſt gegen die Feinde behaupten. Da war die Zeit gekommen, wo dem Tod geweihte Männer fallen ſollten.

*) d. i. Schiffsheer.

**) d. i. Byrhtnoth.

Geſchrei ward erhoben, Raben kreiſten in der Luft und der Adler, nach Aas begierig: auf der Erde herrſchte Lärm. Die Speere flogen aus den Händen, der Bogen war geſchäftig, der Schild empfing die Spitze, bitter war die Kampfeswuth, die Männer fielen: auf beiden Seiten lagen die jungen Streiter. Da ſank Wulfmär, Byrhtnoths Maag, von Schwertern erſchlagen. Ihn rächte Eadweard, indem er mit ſeinem Schwerte einen der Wikinge zu ſeinen Füßen hinſtreckte. Die Kämpfer ſtanden feſt. Byrhtnoth feuerte ſie an. Von dem Geere eines Seemanns verwundet, ſtößt der Eorl mit dem Schild auf den Schaft, der zerbricht und zurückſpringt. Zornig treibt er ſeinen eigenen Geer dem Feinde durch den Hals bis an's Herz, daß ihm die Brünne zerbirſt. Es freute ſich der Held, er lachte und dankte Gott für das Tagewerk, das er ihm verliehen. Da entflog der Hand eines andern Feindes ein Speer, der ihn durchbohrte. Wulfmär der Junge, Wulfſtans Sohn, der an ſeiner Seite kämpfte, zog den blutigen Geer dem Helden aus dem Leib und ließ ihn zurückfliegen: die Spitze drang ein und ſtreckte den zu Boden, der Wulfmärs Herrn getroffen hatte. Da ſchritt ein gerüſteter Mann auf den Eorl zu, um ihn ſeiner Waffen zu berauben. Byrhtnoth zog ſein breites, braunes Schwert aus der Scheide und ſchlug ihn auf die Brünne; doch einer der Schiffsmänner lähmte dem Helden durch einen Streich die Hand. Das falbhilzige Schwert fiel ihm zur Erde, er vermochte die Waffe nicht länger zu halten. Der graue Kampfheld fuhr gleichwohl fort, die Jünglinge zu ermuntern; ſeine Füße verſagten ihm den Dienſt, er blickte zum Himmel und ſprach: „Ich danke Dir, Walter der Völker, für alle die Wonnen, die ich in der Welt erfuhr! Jetzt thut mir, milder Schöpfer, das am meiſten noth, daß Du meinem Geiſte Gutes gönnſt, auf daß meine Seele zu Dir kommen, in Deine Gewalt, König der Engel, in Frieden fahren möge!“ Da hieben ihn die Heiden zuſammen, und die beiden Helden, die neben ihm kämpften, Aelfnoth und Wulfmär, gaben an ihres Herrn Seite den Geiſt auf.

Nun wandten ſich Feiglinge zur Flucht. Zuerſt die Söhne

Oddas: Godrik verließ den Edlen, der ihm manches Pferd geſchenkt hatte, und entfloh auf dem eignen Roſſe ſeines Herrn; mit ihm ſeine Brüder Godwine und Godwig und mehr der Männer als ſich irgend geziemte. Gefallen war da des Volkes Fürſt, Aethelreds Eorl: alle ſeine Heerdgenoſſen ſahen, daß ihr Herr erſchlagen lag. Da eilten die ſtolzen Degen herbei, gewillt das Leben zu laſſen oder den Lieben zu rächen. Sie ermahnte da Aelfriks Sohn, der junge Krieger Aelfwine. Er ſprach: „Gedenkt der Reden, die wir oft beim Methe ſprachen, wenn wir auf der Bank Prahlrede erhoben, Helden in der Halle über harten Kampf! Nun mag es ſich zeigen, wer tapfer ſei! Ich will meinen Adel Allen kund thun, daß ich war in Mercien aus hohem Geſchlecht: mein alter Vater war Ealhhelm geheißen, ein weiſer Ealdormann, reich an weltlicher Habe. Nicht ſollen mir im Volk die Degen vorwerfen, daß ich dieſes Heer verlaſſen will, mein Heim ſuchen, nun mein Fürſt im Kampf erſchlagen liegt. Das iſt mir der Schmerzen größter: er war mir beides, mein Maag und mein Herr.“ Da ſchritt er fürbaß, der Blutrache gedenkend. Im ſelben Sinne redeten Offa und Leoffunu. Auch Dunhere, ein alter Keorl, nahm das Wort. Die Lanze ſchwingend, hieß er alle Helden Byrhtnoth rächen: „Nimmer möge der ſich ſcheuen, der ſeinen Herrn im Volk zu rächen gedenkt, noch um ſein Leben beſorgt ſein!“ Da gingen ſie vorwärts, des Lebens nicht achtend; einen harten Kampf begannen die Heerdgenoſſen, ſie baten Gott, es möge ihnen vergönnt ſein, ihren Freundherrn zu rächen und unter ihren Feinden aufzuräumen. Eifrig half ihnen der Nordhumbrier Aeſkferth, Ecglafs Sohn; unaufhörlich flogen und trafen ſeine Pfeile. Eadweard der Lange ſchwur, er wolle keinen Fußbreit weichen von der Stelle, wo ſein Fürſt lag. Er durchbrach den Schildwall und kämpfte, bis er ſeinen Schatzgeber an den Seemännern würdig gerächt, bevor er unter den Leichen lag. So that auch Aetherik und mancher Andere. Offa erſchlug den Seefahrer, Gaddes Verwandten. Doch bald wurde er ſelber zuſammengehauen. Er hatte gehalten was er ſeinem Herrn verſprach: daß ſie beide heil heimwärts

reiten oder beide im Heere fallen, auf der Walſtatt an ihren Wunden ſterben wollten. Wie ein echter Degen lag er neben ſeinem Herrn. Da kämpfte Wihſtan, Thurſtans Sohn; da feuerten die beiden Brüder Oswold und Eadwold die Helden an. Byrhtwold aber, der alte Geſelle, ſprach, indem er den Schild feſt hielt und die Eſche ſchüttelte: „Der Sinn ſoll deſto härter ſein, das Herz deſto kühner, der Muth deſto größer, je mehr unſere Kraft abnimmt! Hier liegt unſer Fürſt erſchlagen, der edele im Staube. Für immer möge trauern wer jetzt aus dieſem Kampfſpiel zu weichen gedenkt! Ich bin alt an Tagen; nicht von der Stelle will ich, ſondern meinem Herrn zur Seite, bei ſo theuerm Manne gedenke ich zu liegen!“ Zum Kampfe feuerte auch Godrik, Aethelgars Sohn, Alle an; oft ließ er ſeinen Speer gegen die Wikinge fliegen, hieb ſie und warf ſie nieder, bis er im Kampfe ſank. Das war nicht der Godrik, der aus der Schlacht entfloh.... An dieſem Puncte bricht das Fragment ab.

Voll von dramatiſchem Leben und von jener Wahrheit, die aus unmittelbarer Anſchauung hervorgeht, tief empfunden und in klarer Zeichnung gewaltig ausgeführt, gehört das Lied von Byrhtnoths Fall zu den Perlen altengliſcher Dichtung. In ſcharfem Gegenſatz zu dem Lied von Brunanburh, tritt das lyriſche Element hier viel mehr zurück als ſogar im Beowulf. Die Darſtellung iſt einfach, markig, edel, mit der des Epos verglichen, knapp, ja nüchtern; was zum Theil aus der Verſchiedenheit der poetiſchen Gattungen, zum Theil aus dem Abſtand der Zeiten ſich erklärt. Der Grundzug des Nationalgeiſtes aber iſt ſich gleich geblieben und damit auch der Grundcharakter der nationalen Kunſt. Wie die Ideen des Comitats und des Heldenthums hier noch ihr volle Kraft und Wirkung behaupten, ſo iſt die Dichtung noch im Vollbeſitz der Mittel, die zu ihrer Darſtellung nothwendig ſind.

Merkmale des Verfalls, der Auflöſung alter Kunſtformen zeigen ſich namentlich auf metriſchem Gebiet. Das Allitterationsgeſetz wird ſowohl in Beziehung auf die Lage des Hauptſtabs wie namentlich auf das Gewicht der ſtabreimenden Sylben häufig

übertreten. Das Verhältniß zwiſchen Satz und Vers iſt aus einem ſtreitenden ſchon ein ziemlich friedliches geworden: beide ſchließen häufig an derſelben Stelle ab. So fällt die Einheit des Verſes leichter in's Ohr; zugleich aber iſt der Weg betreten, der zu gänzlicher Zerſtörung dieſer Einheit führt. Da nämlich die Cäſur ihre alte Kraft behält, ſo tritt ihre Bedeutung in dem kleinen Umfang des nun iſolirt ſtehenden Verſes um ſo mächtiger hervor. Fortſchreitende Zerrüttung der Allitteration, häufigere Anwendung des in Byrhtnoth nur ſelten ſich einſtellenden leoniniſchen Reims werden daher unvermeidlich aus jener Einheit eine Zweiheit hervorgehen laſſen.

Daß die Volkspoeſie auf dem eingeſchlagenen Wege fortſchritt, erſehen wir aus manchen hiſtoriſchen Gedichten, die in jüngere Redactionen der Engliſchen Annalen aufgenommen worden ſind und deren — wahrſcheinlich mönchiſche — Verfaſſer ohne Frage von volksthümlicher Dichtung ſich beeinfluſſen ließen. Ich erinnere hier an jenes Gedicht auf den Tod Eadgars, welches zwei Handſchriften*) z. J. 975 mittheilen, namentlich aber an das bekannte Lied auf den Edeling Aelfred, den Sohn König Aethelreds, z. J. 1036, welches bei der vollkommenen Auflöſung der Allitterationsform und der häufigen Verwendung des Reims ſich wie ein Product der Zeit des Uebergangs in die mittelengliſche Periode und faſt wie ein Gedicht in kurzen Reimpaaren lieſt.

Andere Gedichte, wie z. B. das auf Eadweards des Märtyrers Tod (979),**) zeigen bei einer ſouverain unverantwortlichen Behandlung des Stabreims Abwechslung zwiſchen Lang- und Kurzzeilen. Vielfach macht ſich die Neigung geltend, die Allitteration auf die Kurzzeile zu beſchränken. Hie und da begegnen uns auch Stellen, wie in mehreren Handſchriften z. J. 959,***) welche ſich wie rhythmiſche, zuweilen allitterirende, zuweilen gereimte Proſa ausnehmen.

*) Cotton Tib. B. IV und Laud 636. Vgl. Thorpe S. 228, Earle S. 125.
**) Earle S. 129.
***) Thorpe S. 217, Earle S. 119.

Im Gegenſatz hierzu bewegt ſich der Dichter des Lieds auf den Tod Eadwards des Bekenners mit ziemlichem Anſtand in den Formen der alten Dichtweiſe.

IX.

König Aelfred hatte ſein Volk eigentlich erſt mit einer nationalen Proſalitteratur beſchenkt, und gleich nach ihm erhob ſich in dem Geſchichtſchreiber ſeiner letzten Thaten und der Erfolge ſeines Sohnes Eadweard ein Proſaiker von ungewöhnlicher Begabung, der leider an keine Leiſtung von größerem Umfang ſich gewagt zu haben ſcheint. Mit König Eadwards Tod trat dann eine längere Pauſe ein, während welcher die Production zwar nicht ſtillſtand, jedoch keine Werke zu Tage förderte, welche geeignet geweſen wären, zugleich in ſtiliſtiſcher Hinſicht ein Muſter abzugeben und die Erziehung des Volks im Sinne Aelfreds zu fördern.

In dieſer Zeit beginnt, ſoweit die Ueberlieferung reicht, eine mediciniſche Litteratur in engliſcher Sprache, deren älteſtes Denkmal jedoch ſchon eine gewiſſe gelehrte Tradition in den Kreiſen engliſcher Aerzte vorausſetzt. Das Læce Bôc (Leech Book) bildet eine umfangreiche Sammlung mediciniſcher Vorſchriften und Recepte für die verſchiedenſten Krankheiten mit Berückſichtigung der Veranlaſſung derſelben. Es beſteht aus zwei Büchern, denen jedoch in der Handſchrift, die es uns aufbewahrt hat, ein drittes gleichen Inhalts — und wohl derſelben Zeit angehörig — hinzugefügt worden iſt.*) Die Quellen, aus denen der Compilator des Læce Bôc, ſei es direct, ſei es indirect, geſchöpft hat, ſind mannigfaltige; eine bedeutende Rolle ſpielen griechiſche und römiſche Schriftſteller, deren erſtere den engliſchen Aerzten doch höchſt wahrſcheinlich nur in lateiniſchen Ueberſetzungen zugänglich waren.

*) Am Schluß des zweiten Buchs ſtehen einige lateiniſche Verſe, deren erſter lautet: Bald habet hunc librum Cild quem conscribere jussit. Saxon Leechdoms, ed. O. Cockayne II, 298.

Daneben wird gelegentlich die Autorität von Aerzten mit ſolchen Namen wie Oxa oder Dun geltend gemacht, unter denen man ſich doch wohl Engländer zu denken hat. An einigen Stellen iſt ſkandinaviſcher Einfluß unverkennbar. Intereſſant iſt die Notiz, die einer Anzahl Recepte (II, C. 44) beigefügt wird: „dies Alles ließ Dominus Helias, Patriarch zu Jeruſalem, König Aelfred alſo mittheilen.“ *) Bei dem alten Zuſammenhange zwiſchen der Arzneikunde und dem Aberglauben iſt es erklärlich, wenn letzterer in dem Læce Bôc eine große Rolle ſpielt. Manche Krankheiten werden auf Zauber, auf Einfluß übelwollender, mit höherer Macht begabter Weſen zurückgeführt und zu ihrer Beſeitigung oft gar ſeltſame Mittel, namentlich aber Segens- und Beſchwörungsformeln vorgeſchrieben, darunter eine in gaeliſcher Sprache. Spätere Arzneibücher verfahren darin nicht anders. In einer von der Harl. Handſchrift 585 überlieferten Receptenſammlung nehmen derartige Formeln in engliſcher oder lateiniſcher, ja zum Theil griechiſcher und hebräiſcher Sprache einen unverhältnißmäßig großen Raum ein; unter den engliſchen finden ſich dort mehrere alte, poetiſche Segen aufbewahrt.

Neben größern Sammlungen ſind manche auf fliegenden Blättern eingetragene Recepte und Zauberformeln auf uns gekommen. Außerdem kürzere mediciniſche Aufſätze, Abhandlungen über verſchiedene Gegenſtände des Aberglaubens: Einfluß der Mondesphaſe oder des Wochentags auf das Geſchick des Menſchen, der eben geboren wird, Traumdeutung und dergleichen mehr.

Beſondere Erwähnung möge noch das vermuthlich in der erſten Hälfte des elften Jahrhunderts entſtandene engliſche Herbarium finden, das in ſeinem erſten Theile auf Apulejus, im zweiten auf Dioskorides, jedoch nicht auf dem Urtexte, beruht. Wie hier die mediciniſche Verwendbarkeit der einzelnen Pflanzen, ſo wird in der an den Namen Sextus Placitus geknüpften Schrift Medicina

*) a. a. O. S. 290.

de quadrupedibus die der Vierfüßler erörtert. Auch diese Schrift erfuhr etwa um dieselbe Zeit eine englische Bearbeitung.

Auf dem Gebiet der geistlichen Prosa scheint im Verlauf des zehnten Jahrhunderts mehr als eine englische Schrift von theologisch zweifelhaftem Charakter aufgetaucht zu sein, ohne Frage mehr in Folge der geringen Bildung als einer heterodoxen Richtung im englischen Klerus. Aelfrik, der im letzten Jahrzehnt des Jahrhunderts zu schreiben begann, sagt in der Vorrede zu seinen Homilien: „ich sah und hörte viele Irrthümer in manchen englischen Büchern, die ungelehrte Männer in ihrer Einfalt für große Weisheit hielten." *) An einer anderen Stelle fragt er: „Wie können Einige die falsche Darstellung lesen, welche sie die Vision des Paulus nennen, da er selbst sagte, daß er dort verborgene Worte hörte, die kein irdischer Mensch sprechen kann?" **) Der Verlust solcher Schriften ist vom litterarhistorischen Standpuncte aus jedesfalls viel schmerzlicher zu beklagen als der Verlust mancher orthodoxen Homilie es sein würde.

Es fehlte jedoch nicht ganz an Büchern, die der damaligen Orthodoxie weder als apokryph noch als gefährlich erschienen. Aus einer Aeußerung Aelfriks können wir schließen, daß es zu seiner Zeit eine eingehende Darstellung des Leidens der Apostel Peter und Paul in englischer Sprache gab, die freilich auch erst kurz vor seinem Auftreten entstanden sein kann. Einiges von dem, was vor ihm vorhanden war, mag ihm unbekannt geblieben sein. Dahin dürfte die prosaische Bearbeitung des Lebens des h. Guthlak von Felix von Croyland gehören.

Interlinearversionen entstanden im zehnten Jahrhundert mehrere, zumal in Nordhumbrien. Ihre nähere Betrachtung gehört jedoch der Geschichte der Sprache, nicht der Litteratur an. Ich begnüge mich daran zu erinnern, daß der prächtige Evangeliencodex, der zu Sanct Cuthberhts Ehre in Lindisfarn ausgearbeitet

*) Homilies of Aelfric, ed. Thorpe I, 2.

**) a. a. O. S. 332.

worden war und bei der Verlegung des Bisthums nach Durham kam, und ebenſo das Rituale der Kathedrale von Durham ſowie ferner die ſogenannte Rushworth Gospels in dieſer Periode mit einer Interlinearverſion verſehen wurden.

Eine bedeutende Entwicklung der geiſtlichen Litteratur hatte vor allen Dingen eine Reformation des engliſchen Klerus zur Vorausſetzung. Bei allem guten Willen hatte Aelfred eine ſolche nicht in dem erforderlichen Maße durchſetzen können, ja eine Durchführung derſelben in der Weiſe, wie es ſpäter geſchah, wäre dem großen König, der ein ebenſo guter Politiker als Freund der Kirche, deſſen Humanität ebenſo ſtark war als ſeine Frömmigkeit, aus guten Gründen höchſt bedenklich erſchienen. Die ungeheure Förderung der nationalen Bildung, die unter ſeiner Regierung ſtattfand, war doch in überwiegendem Maße ſein eigenes Werk und trug ſchon dadurch einen volksthümlichen, laienhaften Charakter. Den Klerus, die Gelehrſamkeit in ſeinem Reich auf die frühere Stufe zu erheben, dazu reichte ſein eigenes Wiſſen, reichte die Kraft ſeiner Mitarbeiter nicht aus, und was in dieſer Beziehung geſchaffen wurde, ging unter ſeinen Nachfolgern bald wieder zu Grunde. Dies hatte aber zur nothwendigen Folge, daß auch die mehr populären Beſtrebungen Aelfreds nach ſeinem Tode keine kräftige Fortſetzung fanden. Immer nur eine Ausnahme werden die Männer bilden, in denen, wie bei Aelfred, das Pathos der Wißbegierde und der Menſchenliebe die mangelnde Gelehrſamkeit zu erſetzen vermag.

Der Klerus, deſſen Bild freilich in den Schriften ſeiner Reformatoren ſchwärzer erſcheinen wird als die Wirklichkeit, war im zehnten Jahrhundert ebenſo unwiſſend wie damals, als Aelfred zur Regierung kam, und wohl in noch höherem Grade verweltlicht. Daran, daß ihr Seelſorger Weib und Kinder hatte, mochte eine damalige Gemeinde vielleicht keinen großen Anſtoß nehmen; es kamen aber auch Fälle von Eheſcheidung und Bigamie im engliſchen Klerus vor. Manche Pfarrſtellen waren, wie es ſcheint, ſchon damals Sinecuren, deren Inhaber ihren Lieblingspaſſionen

nachgingen, ohne sich um ihre Heerde zu kümmern. Pferde, Hunde, Falken, kurz das Jagdvergnügen galt ihnen so hoch wie dem englischen Landedelmann, dessen Typus uns Fielding gezeichnet hat. Und nicht weniger als jener Landedelmann liebten sie einen guten Trunk und eine lustige Unterhaltung bei Tische. Zeichneten doch einige von ihnen sich als Bierdichter aus. Alles in Allem dürfen wir annehmen, daß der Klerus seiner intellectuellen Bildung nach nicht viel höher und daher sittlich um eine Stufe tiefer stand als das Laienvolk.

Das Klosterleben, auf dem nun einmal im frühern Mittelalter das Gedeihen der Wissenschaft beruhte, lag tief darnieder, ja war so gut wie erloschen. Beinahe alle englischen Klöster standen leer oder lagen in Trümmern. Was noch an Mönchen vorhanden war, mag sich durch mönchische Zucht wenig ausgezeichnet haben.

Daß auf solche Zustände eine Reaction in streng ascetischem Sinne erfolgte, war unvermeidlich. Fast gleichzeitig wie auf dem Continent, wo das Kloster Cluny der Mittelpunct solcher Bestrebungen wurde, begann sie sich in England zu regen, und hier entwickelte sie sich nicht ohne Zusammenhang mit Frankreich.*) Ihre Seele aber war der große Kirchenfürst Dunstan, eine von jenen scharf markirten Gestalten, wie sie sich an den Wendepuncten der Kirchengeschichte einzufinden pflegen.

Dunstan war ein leidenschaftlicher, energischer Charakter, in dem der kirchliche Eifer manche sanftere Regung erstickte, ein klarer Kopf, dem jedoch oft das Ziel deutlicher war als die Mittel, es zu erreichen. Nach einer strengen, ja mönchischen Erziehung**) kam er an den Hof König Aethelstans. Seine Jugendzeit wurde von einer Liebschaft und einer Krankheit bewegt. Dann folgte die Umkehr, das Einsiedlerleben, das demosthenische Studium, mit dem

*) Man erinnere sich der Sendung Osgars nach Fleury und der Reise des Abbo von Fleury nach England.

**) Nach den Englischen Annalen soll Dunstan 925 geboren sein, ein Datum, das man aus inneren Gründen für zu spät angesetzt halten darf.

Dunſtan die Uebung in allerlei Kunſtfertigkeit verband. Unter König Eadmund (940—946) begann er ſich öffentliches Anſehen zu erwerben und ſeine reifenden Ideen zu verwirklichen. Der König vertraute ihm ſeine Stiftung Glaſtonbury an, von der die Wiederbelebung des Mönchthums in England ausging, dem auch der folgende Herrſcher, Eadred (946—955) ſich günſtig erwies. Was Dunſtan wollte, läßt ſich in zwei Worten ſagen: das Mönchsleben auf Grund der Regel des h. Benedict zur urſprünglichen Reinheit und ſtrengen Zucht zurückführen und die ganze engliſche Kirche mit dem Geiſt des Mönchthums durchdringen. Bald bildete ſich um den Reformator eine ſtarke Partei, doch auch die Gegner ſchaarten ſich zuſammen. In Eadmunds älterm Sohne, König Eadwig (955—958) fanden Letztere eine mächtige Stütze. Dunſtan wurde in die Verbannung geſchickt. Mit der Thronbeſteigung Eadgars (958 bis 975) aber war der Sieg der Reformpartei entſchieden. Eine der erſten Regierungshandlungen des neuen Herrſchers war die Zurückberufung Dunſtans, für den er ſchon früher eine warme Bewunderung empfunden und den er jetzt in raſcher Folge zum Biſchof von Worceſter, London, endlich 961 zum Erzbiſchof von Canterbury erhob. Als Primas von England und Berather des Königs im Beſitze eines Einfluſſes, der ſich dem eines Richelieu annähernd vergleichen läßt, konnte Dunſtan nunmehr zu einer umfaſſendern Verwirklichung ſeiner Pläne ſchreiten. Den Weltgeiſtlichen wurden ihre Vergnügungen unterſagt, das Heirathen verboten, dagegen das Predigen, das Erklären der ſonn- und feſttäglichen Bibeltexte zur Pflicht gemacht. Allerorten erhoben ſich wiederhergeſtellte oder neugegründete Klöſter, welche die Frömmigkeit des Königs und mancher Großen auf's reichſte ausſtattete. An zahlreichen Stellen wurde der Säcularklerus aus ſeinen Pfründen vertrieben und durch Mönche erſetzt, ſofern nicht die Weltgeiſtlichen ſelbſt für den Ordensſtand optirten. Kurz es war eine gewaltſame Revolution, wodurch Dunſtan ſeine Reformgedanken in's Leben führte.

Eine mächtige Stütze in dieſen Kämpfen und Beſtrebungen

fand Dunſtan an Männern wie Biſchof Oswald von Worceſter, vor allem aber an Aethelwold, der dieſelben Ziele wie er, doch mit größerer Beſonnenheit anſtrebte und am meiſten thätig war, die Mittel herbeizuſchaffen, wodurch der ideelle Kern jener Ziele gefördert und ſomit Dauerndes geſchaffen werden konnte.

Aethelwold hatte mit Dunſtan an König Aethelſtans Hof ſeine Jugend verlebt, war mit ihm am ſelben Tage zum Prieſter geweiht worden und folgte ihm auch nach Glaſtonbury, wo er im Benedictinerhabit ſeine — immer eifrig betriebenen — Studien fortſetzte, um darin für jene Zeit ein Meiſter zu werden. Von König Eadred zum Abt von Abingdon ernannt, wirkte er raſtlos für die Größe ſeines Kloſters, ſteigerte die Zahl der Mönche auf mehr als das vierfache — einige hatte er aus Glaſtonbury mitgebracht —, ließ einen ſeiner Getreuen (Osgar) aus Fleury eine Abſchrift der Regel des h. Benedict, zugleich mit mündlicher Anweiſung über die Ausübung derſelben, holen, wußte frühere Beſitzungen ſeiner Abtei wieder an ſie zu bringen und von König Eadgar bedeutende neue Schenkungen zu erhalten. Mit des Königs Unterſtützung, ja — wie er ſagt — auf deſſen Befehl baute er zu Abingdon ein prachtvolles Münſter, das er auch aus eigenen Mitteln mit reichem Schmuck und koſtbarem Geräthe beſchenkte. Im Jahre 963 wurde er Biſchof von Wincheſter und von da ab Dunſtans rechte Hand. Die „Prieſter“ des Neuen Münſters in der Biſchofsſtadt mußten gar bald vor „Mönchen“ aus Abingdon weichen. Das Kloſter zu Ely wurde durch Aethelwolds Sorge wiederhergeſtellt und bedeutend ausgeſtattet, zu Peterborough, wo von dem frühern Bau nur altes Gemäuer im Wald vorhanden geweſen ſein ſoll, eine neue Gründung in's Leben gerufen, in deren Nähe zu Thorney in nicht langer Friſt ein anderes Kloſter emporſtieg. Ueberall wurde die Regel des h. Benedict und die Zucht von Glaſtonbury und Abingdon eingeführt.

Was aber Aethelwolds Andenken wirklich ehrwürdig macht, das iſt ſeine Sorge für den Unterricht des Klerus und dadurch des Volks. In der Schule des Alten Münſters zu Wincheſter,

welche unter ihm der Ausgangspunct höherer Bildung für einen großen Theil Englands wurde, war er selbst lehrend und ermahnend thätig. Bei seiner hohen Stellung, seiner Beredsamkeit, seinem Wissen mußte sein Eifer den seiner Schüler entzünden. Vor allem theilte er ihnen auch die eigne Liebe für die Mutterſprache mit, welche neben dem Latein eifrig gepflegt und an den Schriften Aelfreds geübt wurde.

Aethelwold war selbst als Schriftsteller thätig, wenn auch nur auf einem beschränkten Gebiet. Berühmt, obschon ihrem Haupttheil nach noch nicht veröffentlicht, ist die — keineswegs wörtlich gehaltene — englische Uebertragung der Regula sancti Benedicti, die er auf den Wunsch König Eadgars zum Besten derer, die ohne gelehrte Bildung in den Mönchsstand traten, verfaßte. Dieser Uebersetzung fügte er einen die Geschichte der englischen Kirche betreffenden Anhang*) bei, in dem er namentlich die Verdienste König Eadgars um die Sache, der er sein Leben geweiht hatte, in schwungvoller Sprache feiert.

Aethelwold überlebte Eadgar und seinen unglücklichen Sohn Eadmund den Märtyrer (975—979) und starb 984, vier Jahre vor Dunstan. Die Zeit, wo die von ihm gestreute Saat auf dem Gebiete der nationalen Litteratur so reiche Frucht hervorbringen sollte, erlebte er nicht mehr. Doch traten noch während Eadgars Regierung Erscheinungen an's Licht, welche jene Zeit wenigstens ankündigten.

Im Jahre 971 entstanden die englischen Homilien, welche die Blickling-Handschrift uns — zum Theil in fragmentarischer Gestalt — aufbewahrt hat. Höchst wahrscheinlich nicht direct aus Aethelwolds Schule in Wincheſter hervorgegangen, sind sie doch ohne alle Frage ein Erzeugniß der durch Dunstan, Aethelwold und ihren Anhang hervorgerufenen geistigen Richtung.

Der Homilet redet vielfach im Tone eines Bußpredigers, der das Ende aller Dinge als nahe bevorstehend verkündet. „Kein

*) Saxon Leechdoms III, 432 ff.

noch ſo heiliger Mann auf Erden und auch keiner im Himmel — ſagt er in der Homilie am Himmelsfahrtstage — wußte je, wann unſer Herr dieſer Welt ein Ende ſetzen wird am Tage des Gerichts, als nur der Herr allein. Wir wiſſen jedoch, daß die Zeit nicht fern iſt, da die Zeichen und Vorzeichen, von denen unſer Herr weiſſagte, daß ſie vor dem jüngſten Tage ſich ereignen würden, alle eingetroffen ſind mit einziger Ausnahme deſſen, daß der verfluchte Fremdling, der Antichriſt noch nicht auf dieſe Erde kam. Es iſt aber nicht fern mehr, daß auch jenes geſchehen wird; denn dieſe Erde muß nothwenig in dem Zeitalter enden, welches jetzt gegenwärtig iſt, da deren fünfe bereits vergangen ſind. In dieſem Weltalter wird alſo dieſe Erde ein Ende nehmen, und von demſelben iſt bereits der größere Theil vergangen, genau neunhunderteinundſiebzig Jahre in dieſem Jahre."*) Freilich fügt der Prediger hinzu, die Weltalter ſeien nicht alle von gleicher Länge geweſen und kein Menſch könne wiſſen, wie lang Gott das gegenwärtige Jahrtauſend geſtalten wolle; doch wird dies ſeine Zuhörer nicht abgehalten haben, gerade dem Ende des laufenden Jahrhunderts mit Schrecken entgegenzuſehen. — Der Homilet gefällt ſich in Schilderungen des jüngſten Gerichts und der ihm vorhergehenden Zeichen, der Hölle und ihrer Qualen — Dinge, von denen er eine ſehr ausgebildete Vorſtellung beſitzt. Ernſt und eindringlich mahnt er zur Buße und auch Biſchöfe und Prieſter zu reinem und gottgefälligem Wandel. — Seine theologiſche Gelehrſamkeit iſt nicht groß und etwas confus, ſo gut er auch in der Heiligenlegende Beſcheid weiß. Häufig ſchöpft er aus apokryphen Quellen: aus der Visio Pauli, dem Evangelium Nicodemi. Worte, die in der Bibel verſchiedenen Perſonen in den Mund gelegt werden, läßt er zuweilen von einer und derſelben Perſon ſprechen und fügt auch wohl Solches hinzu, das nur in den erläuternden Ausführungen der Commentatoren und Homileten enthalten iſt. An wirkungsvoller Ausgeſtaltung der Scenen,

*) Blickling Homilies, ed. R. Morris S. 117 f.

welche er vorführt, ſcheint ihm mehr zu liegen als an ängſtlich hiſtoriſcher Genauigkeit und buchſtäblicher Bibeltreue.

Seine Sprache enthält manche alterthümliche Elemente, auch ſchwerfällige Pleonasmen, wie den Gebrauch des Artikels nach dem Poſſeſſivpronomen und — beſonders in einigen Homilien, wie in I und XI — des Subſtantivs nach dem perſönlichen Fürwort, wodurch es vertreten wird. Gleichwohl iſt die Darſtellung im Ganzen lebendig, von einer gewiſſen Innigkeit durchzogen, manchmal ergreifend.

Etwa zwanzig Jahre nach der Entſtehung dieſer Homilien begann Aelfrik zu ſchreiben, der unter Aethelwolds Werken jedesfalls das vorzüglichſte bildet.

Gegen den Anfang von Eadgars Regierung geboren, wuchs er von vornherein in jener Atmoſphäre auf, welche Dunſtan und Aethelwold erſt um ſich verbreiten mußten. Eine milde und liebevolle, zugleich aber entſchiedene Natur, erhielt er ſeine Bildung in der Münſterſchule Aethelwolds, dem er ſtets ein pietätsvolles Andenken bewahrte und auf deſſen Ideen er ganz und gar einging. Ohne bedeutende Energie ſchöpferiſcher Kraft beſaß er in hohem Grade die Gabe, ſich Thatſachen und Ideen geiſtig anzueignen und in ſeinem Kopfe zu einem wohlgefügten Zuſammenhange zu verarbeiten, ſowie eine große Leichtigkeit des ſprachlichen Ausdrucks. Rückſichtsvoll und kühn zugleich, mit einem ſichern Blick für das praktiſche Bedürfniß des Augenblicks, einem feinen Takt in der Behandlung von Perſonen und Verhältniſſen, gewann der hochgebildete Prieſter, der Mönch von fleckenloſem Wandel, der gelehrte Theologe ſich manche Freunde unter Geiſtlichen und Laien. Unter den Letzteren iſt beſonders der Ealdormann Aethelweard, der Eidam des heldenmüthigen Byrhtnoth hervorzuheben, der eine für den Nichtkleriker bedeutende litterariſche Bildung mit großer Vorliebe für die Mönche — die auch ſeinen berühmten Schwiegervater kennzeichnet — vereinigte. Näher noch als Aethelweard ſcheint deſſen Sohn Aethelmär unſerm Aelfrik geſtanden zu haben.

Mehr als einmal wurde Aelfrik zu verschiedenen kirchlichen Geschäften verwandt, namentlich aber — als sein eigentliches Talent bekannt geworden war — wurde er häufig zur Abfassung von Schriften aufgefordert, wie sie das Bedürfniß von Geistlichen oder Laien dringend erheischte. Nur um diesem Bedürfniß zu entsprechen, nicht aus einem mächtigen Triebe zur litterarischen Production oder aus Ruhmsucht, wurde Aelfrik Schriftsteller, indem er das Werk des großen Aelfred, an dessen Stil er sich gebildet hatte, ruhmreich weiterführte.

Seine erste Arbeit bildete, wie es scheint, ein Doppelcyclus von Homilien — im Ganzen achtzig an der Zahl*) — für das ganze kirchliche Jahr. Diese Sammlung, bekannt unter dem Namen Homiliae catholicae, widmete er dem Erzbischof Sigerik, der von 990 bis 994 auf dem Stuhl von Canterbury saß. Mit den Blickling-Homilien verglichen, zeichnen sich Aelfriks Lehrreden durch umfassende und gediegene theologische Gelehrsamkeit aus, von der er einen maßvollen, auf den Standpunct der Zuhörer berechneten Gebrauch macht. Die Kirchenväter, vor allen Gregorius, auch Beda, dienen ihm als Muster und Quellen, doch wahrt er sich stets eine gewisse Selbständigkeit und verräth sowohl da, wo er seine Vorlage kürzt, als da, wo er sie erweitert, einen verständigen, nüchternen Sinn. Charakteristisch für seine Richtung, die bei strengster Gläubigkeit sich von mancher Ueberschwänglichkeit fern hielt und aus Vorsicht lieber das Zuviel als das Zuwenig mied, ist folgender Passus über die Geburt der h. Jungfrau:

> Was sollen wir sagen mit Bezug auf Mariens Geburtszeit, als daß sie erzeugt wurde von Vater und von Mutter, wie andere Leute, und geboren an dem Tage, den wir sexta idus Septembris nennen? Ihr Vater hieß Joachim und ihre Mutter Anna, fromme Menschen nach dem alten Gesetz; jedoch wir wollen nicht mehr von ihnen schreiben, damit wir nicht in irgend einen Irrthum verfallen. Auch das Evangelium dieses Tages ist für Laien sehr schwer zu verstehen; es ist zum größten Theil mit Namen heiliger Männer ausgefüllt, und diese erfordern eine sehr weitläufige

*) In einer neuen Ausgabe des zweiten Theils dieser Sammlung fügte Aelfrik noch einige Homilien hinzu.

Erklärung ihrer geiſtlichen Bedeutung nach. Daher laſſen wir es ungeſagt.*)

Wie ſeine Vorbilder — und wie auch ſein Vorgänger, der Blickling-Homilet — bevorzugt Aelfrik die allegoriſche Deutung der bibliſchen Texte, gewöhnlich jedoch unter Beobachtung der Vorſicht, die wir an ihm rühmten.

Aelfriks Darſtellung zeichnet ſich durch Klarheit und gefällige Rundung aus. Seine Sprache zeigt der Aelfrediſchen gegenüber in Formen und Wendungen ein moderneres Gewand, das ſich leichter dem Gedankengefüge anſchmiegt. Der Ton ſeiner Predigten iſt verſtändiger, nüchterner als der der Blickling-Homilien, verräth jedoch zugleich ein warmes Gefühl, eine hohe Meinung von dem Beruf des Predigers und erhebt ſich zuweilen zu einem wirkungsvollen Pathos. Auch Aelfrik iſt überzeugt, daß der jüngſte Tag nahe bevorſtehe, und dieſe Ueberzeugung gerade beſtimmte ihn, ſein Buch zu ſchreiben, damit die Menſchen, durch „Buchgelehrſamkeit" geſtärkt, im Stande wären, der ihrer wartenden Verſuchung durch den Antichriſt zu widerſtehen.**)

Um die Erlernung des Lateins Anfängern zu erleichtern — denn er wollte durch ſeine engliſchen Homilien dem Bedürfniß, nicht aber der Trägheit entgegenkommen — ſchrieb Aelfrik dann eine Grammatik, einen Auszug aus Priscians Institutiones grammaticae, dem er eine engliſche Interlinearverſion beifügte. Ein ſachlich geordnetes lateiniſch-engliſches Gloſſar ſollte in derſelben Richtung wirken. Ebenſo das ſogenannte Colloquium Aelfrici, eine lateiniſche Unterredung zwiſchen Lehrer und Schüler zu dem Zwecke, eine Anzahl ſchwierigerer, in der Converſation jedoch unentbehrlicher Wörter dem Letztern einzuprägen. Auch das Colloquium iſt — wenigſtens in einer der beiden Handſchriften,***) die es uns überliefern, — engliſch gloſſirt.

*) Homilies of Aelfric, ed. Thorpe II, 466.

**) Homilies of Aelfric I, 2. 4.

***) In der Cotton-Handſchrift (Tib. A. 3), nicht jedoch in der Oxforder Handſchrift, welche das Colloquium in der durch den jüngern Aelfrik (Aelfrik Bata) erweiterten Geſtalt bietet.

In dieſelbe Zeit wie dieſe grammatiſchen Schriften dürfte eine kurze aſtronomiſch-phyſikaliſche Abhandlung in engliſcher Sprache fallen — ihr Titel lautet bald De temporibus, bald De computo, auch wohl De primo die saeculi —, welche ſich über die Eintheilung des Jahres, über die Sterne ſowie über einige meteorologiſche Erſcheinungen verbreitet und auf Grund verſchiedener Schriften Bedas (De temporum ratione, De temporibus, De natura rerum) zuſammengeſtellt iſt.

Mit einer neuen Sammlung von Homilien beſchenkte dann Aelfrik — um das Jahr 996 — die engliſche Kirche, insbeſondere aber die Klöſter in ſeinen Heiligenleben, Passiones sanctorum,*) von denen bisher nur einige wenige veröffentlicht worden ſind. Hier bedient er ſich faſt immer der Form gebundener Rede, die nicht ſelten ſchon in der ältern Sammlung zur Anwendung gelangte. Kaum darf man ſagen, daß er in Verſen ſchreibt. Die Freiheit, womit das Allitterationsgeſetz gehandhabt wird, die einfache Diction, die ſich über den Stil der ungebundenen Rede nicht erhebt, laſſen die Bezeichnung als rhythmiſche, allitterirende Proſa für dieſe Form am geeignetſten erſcheinen. Die Vorzüge der Darſtellung in Aelfriks allitterirenden Homilien ſind ſchließlich derſelben Art wie in den rein proſaiſchen.

Ealdormann Aethelweard und ſein Sohn Aethelmär hatten zur Abfaſſung der Passiones sanctorum vorzugsweiſe Anlaß gegeben. Dem Erſtern verdanken wir außerdem Aelfriks Bearbeitung einiger Bücher des alten Teſtaments, die um 997 entſtand.

Schon unter den Heiligenleben finden ſich zwei Homilien, die als auszügliche Bearbeitungen altteſtamentlicher Bücher — der Könige und der Makkabäer — ſich darſtellen, beide in allitterirender Form abgefaßt. Etwa gleichzeitig mit denſelben mag Aelfrik das

*) Einige derſelben, wie das ſehr ausführliche Leben des h. Martin nach Sulpicius Severus und das Leiden des h. Eadmund nach Abbo von Fleury, waren ohne Frage ſchon früher als ſelbſtändige Schriften entſtanden. Uebrigens finden ſich zwiſchen den Heiligenleben auch Homilien andern Inhalts.

Buch der Richter und das Buch Eſther — gleichfalls unter Anwendung des Stabreims — bearbeitet haben. Vielleicht noch etwas früher war die ſehr freie, obwohl nicht allitterirende Bearbeitung des Buchs Hiob entſtanden, welche mit der Homilie über Hiob im zweiten Cyclus der Homiliae catholicae große Aehnlichkeit hat.

Jetzt wurde Aelfrik von Aethelweard aufgefordert, ihm die Geneſis zu überſetzen. Er hegte jedoch Bedenken, dieſen Wunſch zu erfüllen: mancher Zug in dem Leben der alten Patriarchen, ihre Vielweiberei z. B., ſchien ihm wenig geeignet, engliſchen Chriſten als Beiſpiel zu dienen. Als Aethelweard ihm dann ſagte, er beſitze bereits eine Ueberſetzung der Geneſis von Iſaak bis zum Schluß, Aelfrik brauche daher nur den Anfang des Buchs zu übertragen, da unterzog er ſich zögernd der ihm geſtellten Aufgabe. Unter Benutzung jener ältern fragmentariſchen Verſion übertrug er die Geneſis — nicht ohne einiges Wenige auszulaſſen, im Uebrigen jedoch getreu — in gutes, nerviges, fließendes Engliſch, indem er gewiſſe ſprachliche Eigenthümlichkeiten ſeines Vorgängers in den dieſem angehörigen Partien unangetaſtet ließ. Auch die übrigen Bücher des Pentateuchs ſcheinen wenigſtens theilweiſe ſchon überſetzt geweſen zu ſein. Indem Aelfrik auch dieſe — jedoch nur auszugsweiſe — übertrug, machte er ſich wiederum die Arbeit ſeiner Vorgänger zu Nutze. Das Gepräge ſeines eigenen Sprachgebrauchs drückte er am reinſten ſeiner Bearbeitung des vierten moſaiſchen Buchs auf, wo er ebenſo ſelbſtändig wie in der erſten Hälfte der Geneſis erſcheint. Die Allitteration, deren er ſich ſonſt für einzelne Partien der Darſtellung bedient, gelangt in dieſem vierten Buch zur Herrſchaft. Dem Pentateuch fügte Aelfrik dann in kurzer Friſt das Buch Joſua — auch dieſes nur auszugsweiſe und allitterirend übertragen — hinzu. Von anderer Hand, wie es ſcheint, wurde ſpäter ſeine Bearbeitung des Buchs der Richter dem Ganzen angehängt.

Aelfriks Anſehen war inzwiſchen immer höher geſtiegen. Biſchof Wulfſige von Sherborne ertheilte ihm jetzt ſogar den Auftrag,

einen Hirtenbrief an die Priester seiner Diöcese abzufassen, welche wohl dem Cölibat zu widerstreben fortfuhren und auch sonst einer Wiedereinschärfung der auf dem Concil von Nicäa festgestellten Satzungen und Vorschriften für den priesterlichen Stand bedürfen mochten. Aelfrik löste diese Aufgabe vermuthlich zur Zufriedenheit des Bischofs, jedesfalls aber in gründlicher und würdiger Weise in einer zweitheiligen Schrift — bekannt unter dem Namen der Canones Aelfrici —, welche zuerst von dem Priesterthum und der Art, wie der Priester leben soll, handelt, sodann specielle liturgische Vorschriften und dergleichen bietet. Das Capitel von dem Cölibat spielt, wie sich denken läßt, eine Hauptrolle.

Anziehend und charakterisch für den Verfasser ist das kurze lateinische Schreiben an Bischof Wulfsige, wodurch Aelfrik seinen Hirtenbrief begleitete:

> Bruder Aelfrik in Demuth dem ehrwürdigen Bischof Wulfsinus Gruß im Herrn. Wir haben deinem Befehle gerne gehorcht, allein wir wagten es nicht, von dem bischöflichen Rang zu schreiben, da es eure Sache ist zu wissen, wie ihr in guten Sitten Allen ein Beispiel werden und eure Untergebenen durch fortgesetzte Ermahnungen zum Heile führen sollt, das in Christus Jesus ist. Ich sage gleichwohl, daß ihr häufiger zu euern Klerikern reden und ihre Nachlässigkeit rügen solltet, da die kanonischen Vorschriften und die kirchliche Lehre durch ihre Verkehrtheit fast zu Grunde gerichtet sind. Befreie daher deinen Geist und sage ihnen, welche Gebote die Priester und Diener Christi zu halten haben, auf daß du nicht in gleicher Weise verloren gehest, wenn du einem stummen Hunde gleich giltst. Wir aber schreiben diesen Brief, der in englischer Sprache folgt, als wäre er aus deinem Munde aufgezeichnet und du hättest zu den dir untergebenen Klerikern so geredet.

Im Jahre 1005 wurde der gelehrte und verdiente Priester zum Abt des Klosters Ensham in Oxfordshire eingesetzt. Die Stiftung war von Aethelmär auf's reichste ausgestattet und mit Benedictinern bevölkert, der Art, daß sie wie eine Schöpfung jenes edlen Mannes angesehen wurde. Durch Aethelmär vermuthlich, der einen großen Theil seines spätern Lebens selbst in Ensham zubrachte, wurde Aelfrik mit einer Anzahl angesehener Männer der Umgegend bekannt, die ihn zu neuen schriftstellerischen Leistungen

veranlaßten, ihrerſeits aber zur Verwirklichung ſeiner Ideen einen mächtigen Einfluß geltend machen konnten: mit Wulfgeat zu Ylmandune (Ilmingdon auf der Grenze zwiſchen Warwickſhire und Glouceſterſhire), Sigwerd zu Eaſthealon in Oxfordſhire, Sigeferth.*)

An Wulfgeat richtete er ein eingehendes Schreiben, das außer einigen dogmatiſchen Puncten namentlich die Pflicht der Verſöhnlichkeit behandelt. An Sigeferth ſchrieb er einen Brief „über die Reinheit, die ordinirte Männer bewahren ſollen", jene Idee, die ihm ſo ſehr am Herzen lag, die er, wo er konnte, verfocht, wenngleich ſeine Anſichten — weniger ſchroff als die Dunſtans und Aethelwolds — nicht ſchlechtweg jede Conceſſion, jeden Compromiß verſchmähten. An Sigwerd endlich richtete er ſeinen Tractat De veteri et de novo testamento, eine populäre Einleitung in beide Teſtamente, die Auguſtins und namentlich Iſidors Einfluß verräth, vorzugsweiſe zur Belehrung der Laien beſtimmt, welche zur Leſung der in engliſcher Ueberſetzung vorhandenen Theile der h. Schrift ermahnt werden.

Schon früher, gleich im Beginn ſeiner Wirkſamkeit als Abt hatte Aelfrik für die Mönche von Ensham einen Auszug aus Aethelwolds Bearbeitung der Benedictinerregel gemacht. Nicht lange darnach ſetzte er dem geliebten Lehrer, deſſen Werk er weiterführte, ein ſchönes Denkmal in der lateiniſch geſchriebenen Vita Ethelwoldi, die er dem Biſchof Kenulf von Wincheſter widmete. Seine raſtloſe Thätigkeit förderte noch eine Anzahl anderer Schriften zu Tage, einen Tractat über die ſiebenfältige Gabe des h. Geiſtes, eine Ueberſetzung der Regel des h. Baſilius, mehrere Homilien — vor Allem einen neuen Hirtenbrief, den er etwa um das Jahr 1014 auf Befehl des Erzbiſchofs Wulfſtan von York ſchrieb. Dieſer Brief, bekannt unter dem Namen Sermo ad Sacerdotes, nimmt ſich im Ganzen wie eine zweite, erweiterte und verbeſſerte Auflage des für Wulfſige geſchriebenen aus.**) Es ſind dieſelben Vor-

*) Wulfgeat, Sigwerd, wohl auch Sigeferth waren wie Aethelmär königliche Miniſterialen (þegnas, Degen, Thane).

**) Auch dieſer zweite Hirtenbrief iſt zweitheilig und wird von Aelfrik

ſchriften, dieſelben Ideen, nur zum Theil weiter ausgeführt, anders geordnet, eingehender begründet.

Soweit wir Aelfrik auf ſeiner arbeitsvollen Laufbahn begleiten können, iſt er ſich in ſeinen Beſtrebungen, ſeinen Ideen und der Art, wie er ſie zur Geltung zu bringen ſuchte, gleich geblieben. Seine Kenntniſſe mochten zunehmen, ſeine Argumente an Tiefe und Geſchloſſenheit gewinnen — der Kern ſeines Weſens wie ſeiner Schriften iſt bei ihm überall derſelbe. Von Anfang an erſcheint er uns als eine fertige, vollkommen ausgebildete Perſönlichkeit. Auch ſein Stil iſt ſchon in der erſten Homilienſammlung eben ſo klar, fließend und gelegentlich energiſch wie in ſeinen ſpäteſten Schriften. Immer leichter mochte ihm im Laufe der Zeit der ſprachliche Ausdruck ſich fügen, die Allitteration immer williger ſich einſtellen. In künſtleriſcher Hinſicht darf man es vielleicht als ein Unglück bezeichnen, daß Aelfrik ſich dem verführeriſchen Reiz des Stabreims ſo früh hingegeben, der ihn nun nicht wieder los ließ. Die Schriften der zweiten Periode ſind faſt ausnahmslos mit dieſem poetiſchen Schmuck umkleidet, auch die Regel des h. Baſilius, auch die Einleitung in das alte und neue Teſtament. Die Concinnität des proſaiſchen Ausdrucks hat hierdurch jedesfalls nicht gewonnen.

Aelfriks Todesjahr iſt uns unbekannt. Sein ganzes Leben iſt uns nur in ſeinen Werken erhalten; frühzeitig wurde jenes über dieſen vergeſſen. Von ſeinen Schriften aber ging eine höchſt bedeutende Wirkung aus.

Durch Aelfrik wurde der engliſche Klerus angeregt und in die Lage verſetzt, die religiöſe Volksbildung auf eine höhere Stufe zu heben. Durch ſeine Bemühungen vorzugsweiſe begann in der engliſchen Kirche — unter der Pflege zumal der Benedictiner — von neuem eine gewiſſe geiſtige Regſamkeit, eine litterariſche Thätigkeit ſich zu entfalten. Die durch Aelfrik eröffnete Periode litterariſcher Production hat zwar mehr praktiſchen und populären als

ſelbſt als duae epistolae bezeichnet. — Zuerſt lateiniſch geſchrieben, wurde er von dem Verfaſſer auf Wulfſtans Befehl in's Engliſche übertragen.

wissenschaftlichen Charakter: sie fördert vorwiegend Homilien, Heiligenleben, Uebersetzungen, Bearbeitungen von Büchern über kirchliche Zeitrechnung, von Benedictionalien und Officien zu Tage. Um so unmittelbarer war ihre Wirkung auf das Volk und seine Sprache. Durch ihr bloßes Vorhandensein aber liefert diese Litteratur den Beweis, daß der englische Klerus zur Zeit der Eroberung weder so träge noch so unwissend war als seine Gegner ihn darzustellen liebten.

Noch bei Lebzeiten Aelfriks begegnet uns ein anderer bedeutender Prediger, der wahrscheinlich von dem großen Abt die Anregung zu schriftstellerischer Thätigkeit erhielt. Es ist dies der schon genannte Wulfstan — mit seinem lateinischen Namen Lupus —, der von 1002 bis 1023 Erzbischof von York, bis 1016 zugleich Bischof von Worcester war. Aus Wulfstans Feder sind uns außer einem Sendschreiben an die Bevölkerung seiner Kirchenprovinz eine Anzahl Homilien — man hat deren 53 gezählt — erhalten. Erst eine derselben ist bis jetzt veröffentlicht worden.*) Sie stammt aus dem Jahre 1012, aus einer Zeit, wo die Leiden des englischen Volks unter der dänischen Invasion ihren Gipfel erreicht hatten. Mit tief empfundenem Pathos klagt der Homilet die Irreligiosität, den unsittlichen Wandel des Volks als die Ursache dieser Leiden an und verkündet das größere Strafgericht, das bevorstehe, die Ankunft des Antichristes, das Ende der Welt. Das Alles in einem Stil, der geringere litterarische Ausbildung, weniger Kunst verräth als der Aelfrikische, jedoch in seiner schlichten Volksthümlichkeit voll Leben und reich an Farben ist.

Wie Aelfrik einen Theil des alten Testaments bearbeitet und aus dem neuen wenigstens die Perikopen in englischer Sprache mitgetheilt hatte — in seinen Homilien —, so währte es nicht lange bis eine vollständige Uebertragung der Evangelien erschien. Freilich wandte sich der Uebersetzerfleiß auch Schriften von zweifelhafterm Werthe zu, wie denn das sogenannte Evangelium

*) Sermo Lupi ad Anglos quando Dani maxime persecuti sunt eos. Diese Predigt wurde vier Jahre vor Aethelreds Tod gehalten.

Nicodemi wohl auch in der erſten Hälfte des elften Jahrhunderts einen engliſchen Bearbeiter fand.

Die Kenntniß der lateiniſchen Sprache war durch Aethelwolds und Aelfriks Beſtrebungen ohne Frage gehoben und verbreitet worden. Gegen den Ausgang des zehnten Jahrhunderts beginnen die Verſuche in lateiniſcher Darſtellung ſich zu mehren. Eine genauere Kenntniß der klaſſiſchen Litteratur und im Zuſammenhang damit eine beſſere Latinität des Stils wurde zwar erſt in der Periode nach der Eroberung unter energiſcher Mitwirkung der Normannen erreicht. Was Aethelwold und Aelfrik leiſteten und anregten, war jedoch für die Renaiſſance des zwölften Jahrhunderts nicht ohne Bedeutung. So mag hier beiſpielsweiſe der jüngere Aelfrik, mit dem Zunamen Bata, Erwähnung finden, der das Colloquium ſeines Lehrers mit Zuſätzen verſah, ſowie der Mönch und Cantor zu Wincheſter, Wulſtan, ein Schüler Aethelwolds, der ein Buch De tonorum harmonia ſchrieb, die Miracula sancti Swithuni des derſelben Schule angehörigen Lantferth in Hexameter umſetzte, den Wiederaufbau ſeiner Kirche in Diſtichen beſang*) und die Vita Ethelwoldi einer Umarbeitung unterzog, bei der ſie außer einigen Redefloskeln nicht viel gewann.

Auch auf dem Gebiete der nationalen Hiſtoriographie macht ſich das Eindringen des Lateins bemerklich. Die Chronik des Fabius Quäſtor Ethelwerdus, in dem man Aelfriks Gönner, den Ealdormann Aethelweard doch wohl mit Recht erblickt hat, bildet das erſte vorgeſchobene Glied einer Reihe von Verſuchen, die engliſche Geſchichte, welche Beda mit ſpeciellem Bezug auf die kirchlichen Verhältniſſe, Aſſer in biographiſchem Sinne behandelt hatte, in weiterem Umfange lateiniſch darzuſtellen. Der Hauptſache nach aus den Wincheſter-Annalen geſchöpft, ohne bedeutenden ſelbſtändigen Werth, führt dieſe Chronik den Faden der Hiſtorie bis auf Eadgars Tod herab, alſo bis zu dem Punct, wo wir die Betrachtung der engliſchen Annaliſtik in der Nationalſprache fallen gelaſſen haben.

*) Dieſes Gedicht brachte Wulſtan in der Einleitung zu den Miracula und ebenſo in der Vita Ethelwoldi an.

Der Hauptſitz dieſer Annaliſtik war bis dahin Wincheſter geweſen. Nunmehr aber war es mit der hiſtoriographiſchen Blüthe dieſer Stadt vorbei. Aethelwold und ſeine Nachfolger ſcheinen an der Fortführung des Nationalwerks wenig Intereſſe genommen zu haben. Eine längere Notiz zum Jahre 1001 und einige wenige magere Annalen zur Ausfüllung des vorhergehenden Raumes war das Letzte, was man in Wincheſter den älteren Aufzeichnungen hinzufügte. Das Parkermanuſcript ſcheint nicht lange darauf nach Canterbury gelangt zu ſein. Andere kirchliche Mittelpuncte treten nunmehr in den Vordergrund: Canterbury, Worceſter, Abingdon. Wenn man in Canterbury zunächſt ſich darauf beſchränkte, die Wincheſter-Annalen zu vervielfältigen, — wie denn während der erſten Hälfte des elften Jahrhunderts hier zwei Redactionen derſelben abgeſchrieben wurden, von denen die eine bis 997, die andere bis 1001 reicht, — ſo wurde in Worceſter eine wirklich productive Thätigkeit entwickelt. Schon zu Aelfreds des Großen Zeit hatte man hier — vielleicht unter Werferths Einfluß — nordhumbriſche und merciſche Annalen geſammelt und, wie es ſcheint, das zehnte Jahrhundert hindurch geſchichtliche Aufzeichnungen, wenn auch mit längern Unterbrechungen, fortgeführt. Um 1016 wurde eine große Compilation veranſtaltet, welche die Wincheſter-Annalen mit heimiſchem Material vermehrte und bis auf die Gegenwart, den Tod des zweiten Aethelred fortführte. Die Regierung des großen Knut (1016—1035), unter dem England wiederum einer lange entbehrten Ruhe genoß, war gleichwohl der nationalen Hiſtoriographie wenig günſtig. Zwar bedeutete die Herrſchaft des däniſchen Königs auf der Inſel keineswegs Unterdrückung des engliſchen Elements, welches im Gegentheil fortfuhr, das ſtammverwandte nordiſche ſich zu aſſimiliren. Die officielle Regierungsſprache blieb auch unter Knut die weſtſächſiſche. In dieſer erließ er ſeine Geſetze, welche den von früher her geltenden im Weſentlichen ſich anſchloſſen und weſtſächſiſches, merciſches, däniſches Recht beſtehen ließen. Als das am meiſten cultivirte der unter Knuts Zepter vereinigten Länder nahm England im

Norden eine hervorragende Stellung ein und zog aus ſeinen erweiterten Verbindungen Vortheile, die für die Zukunft ſeines Handels als folgenreich ſich erwieſen. Trotz alledem war die Regierung Knuts eine Zeit der Fremdherrſchaft, der Demüthigung, welche diejenigen am tiefſten empfinden mußten, deren Seele das Bild der glorreichen Zeiten eines Eadweard, Aethelſtan, Eadmund, Eadgar aus Hiſtorie oder Dichtung ſich am lebendigſten eingeprägt hatte. Unter Eadward dem Bekenner (1042—1065), dem letzten Sproß des alteinheimiſchen Fürſtengeſchlechtes, nahm das engliſche Nationalgefühl einen neuen Aufſchwung. Zwar hatte der Sohn des Aethelred und der Emma, unter ſeinen mütterlichen Verwandten am normanniſchen Hofe erzogen, das franzöſiſche Weſen, die franzöſiſche Sprache lieb gewonnen; zwar umgab er ſich auf dem engliſchen Thron mit einer Anzahl franzöſiſcher Günſtlinge und gab ſeinen Hof ihren Einflüſſen preis. Allein gerade in dieſer erſten unmittelbaren Berührung mit dem romaniſchen Element wurde das engliſche Volk ſich ſeines eigenen Weſens recht bewußt und ſteigerte ſich in ihm der Trieb nationaler Selbſterhaltung. Derſelbe Geiſt, der die ſchließlich ſiegreiche Nationalpartei, der einen Godwin und Harold beſeelte, erfüllt auch den Annaliſten von Worceſter, der über die Zeiten König Eadwards, über Godwins Verbannung und ſeine Rückkehr in warmer, lebendiger Darſtellung berichtet. — Auch in Abingdon begann das hiſtoriſche Intereſſe ſich ſtärker geltend zu machen. Auch hier entſtand — um 1046 — eine neue, mit ſelbſtändigem Material vermehrte Redaction der engliſchen Annalen, welcher eine in Canterbury gefertigte Abſchrift der Wincheſter-Redaction (bis 997 reichend) und ein Exemplar der Worceſter-Annalen zu Grunde liegt. Bis 1056 fortgeführt, ſcheint dann die annaliſtiſche Thätigkeit in Abingdon auf einige Jahre einzuſchlafen, um unter Harold wieder zu erwachen, deſſen Feldzug gegen Swegen, deſſen Sieg bei Stamford die letzten hier beſchriebenen Ereigniſſe bilden. In Worceſter erzählte man weiter — von Wilhelm dem Eroberer und der großen Entſcheidungsſchlacht, welche den Schluß dieſes Zeitraums bezeichnet.

Um die Zeit, wo die Ereigniſſe ſich vorbereiteten, welche der Geſchichte Englands, ſeiner Sprache und Litteratur ganz neue Bahnen anweiſen ſollten, ſehen wir die nationale Idee mächtiger als je zuvor im engliſchen Volk ſich erheben, das ſeiner Einheit und Unabhängigkeit in der Wahl Harolds einen kühnen Ausdruck gibt. Um dieſelbe Zeit hatte die engliſche Sprache für die Zwecke proſaiſcher Darſtellung einen hohen Grad der Ausbildung erlangt, im Verhältniß zu frühern Epochen eine große Geſchmeidigkeit und Leichtigkeit der Bewegung. Die geiſtliche Beredtſamkeit, die theologiſche Litteratur überhaupt ſtand in Blüthe, die nationale Geſchichtſchreibung begann wieder kräftig die Flügel zu ſchlagen. Die große Zeit der Dichtung war freilich vorbei, jedoch die Möglichkeit nicht ausgeſchloſſen, daß eine neue Epoche derſelben nahe bevorſtehe. In der Volkspoeſie bereiteten ſich neue Formen vor, und auch neue Ideen begannen ſich geltend zu machen. Schon im Liede von Byrhtnoths Fall offenbart ſich neben dem Geiſt des germaniſchen Heldenthums und des Comitats deutlicher als in ältern Heldenliedern der Geiſt des Chriſtenthums. Der Gegenſatz zu den Heiden, das Vertrauen auf den Chriſtengott, welche dem franzöſiſchen Epos ſein eigenthümliches Gepräge aufdrücken, ſprechen ſich im Byrhtnoth kräftig aus, wenn ſie auch noch nicht das treibende Moment der Dichtung geworden ſind, wenn auch die Anſchauung gänzlich fehlt von einer welthiſtoriſchen Miſſion des eigenen Volkes, die Kirche, die Chriſtenheit zu ſchützen und auszubreiten. — Und auch neue Stoffe, Stoffe, wie ſie das romantiſche Mittelalter darzuſtellen und auszuſchmücken liebte, hatten ſchon in die engliſche Litteratur Eingang gefunden. Der ſpätgriechiſche Roman von Apollonius von Tyrus, der höchſt wahrſcheinlich in lateiniſcher Uebertragung nach England gelangt war,*) eine Erzählung voll ſentimentaler Weichheit und überraſchenden, ſchlecht verknüpften Abenteuern, jedoch nicht ohne ſpannende Situationen und wirkſame Motive, die ſelbſt einen Shakſpere noch am Ende ſeiner Lauf-

*) Auch unter den für die Gegenwart erreichbaren Geſtalten des Romans trägt die älteſte das Gewand der lateiniſchen Sprache.

bahn zu einigen ſeiner ſchönſten Scenen begeiſtern konnten, war bereits von gewandter Feder in fließendes Engliſch übertragen und damit den Männern, die ſich an den Liedern von Beowulf, von Aethelſtan und Byrhtnoth zu ergötzen pflegten, eine neue, fremdartige Welt erſchloſſen worden, wo Alles weicher, anmuthiger, aber auch kleiner war als daheim. Ebenſo hatte die Alexanderſage in einem Briefe Alexanders an Ariſtoteles*) ihren erſten Einzug in engliſches Gebiet gehalten, und ſtaunend las man dort von den Wundern des Orients.**)

So zeigen ſich in England vor der normanniſchen Eroberung bereits Erſcheinungen, welche das ritterliche, romantiſche Mittelalter ankündigen. Keime zur Entwicklung im Sinne dieſes Mittelalters waren vorhanden, neue Keime würde der Wind von Süden und Oſten her hinzugetragen haben, und wer will behaupten, daß der Boden unfähig geweſen, neue Frucht zu tragen, wenn nicht die Normannen durch ihre gewaltſame Eroberung ihn neu beſtellt hätten? Es iſt leicht, in den politiſch-ſocialen Verhältniſſen des engliſchen Reichs unter Eadward und Harold die Seiten aufzudecken, die nothwendig zur Zerrüttung deſſelben hätten führen müſſen: die wachſende Macht des Großgrundbeſitzes, den Verfall des Standes der Freien, die Bildung der neuen großen Eorlſcipes. Ebenſo leicht iſt es, im Geiſtesleben der Nation auf die Schwierigkeiten hinzuweiſen, welche einer innigen Verſchmelzung der altnationalen Anſchauungen mit den Ideen, die im elften Jahrhundert die Welt zu beherrſchen begannen, entgegenſtanden. Derartige Betrachtungen ſind aber um nichts weniger müßig als diejenigen, welche der Geſchichte zum Trotz die innere Lebensfähigkeit des durch äußere Gewalt zu Grunde Gerichteten darzuthun ſuchen. Die Geſchichte hat immer Recht und bedarf keines Anwalts.

---

*) Epistola Alexandri ad magistrum suum Aristotelem de situ Indiae, Narratiunculae anglice conscriptae, ed. T. O. Cockayne S. 1 ff.

**) De rebus in Oriente mirabilibus, a. a. O. S. 33 ff.

Zweites Buch.

Die Uebergangszeit.

Tant ont li conteor conté
Et li fableor tant fablé
Por lor contes ambeleter
Que tot ont feit fables sanbler.

Wace.

I.

Seit dem Ausgang des neunten Jahrhunderts waren die Normannen an der nordfranzösischen Küste zu beiden Seiten der unteren Seine seßhaft geworden. Um das Jahr 912 nahm ihr Führer Hrolf (Rolf, Rollo) die terra Northmannorum von König Karl dem Einfältigen zu Lehen, heirathete des Lehnsherrn Tochter und ließ sich taufen. So bildete sich, im Lauf der Zeit um Bessin und Cotentin vergrößert, die Normandie als ein französischer Vasallenstaat, in politischer Hinsicht bedeutend selbständiger als die dänischen Gebiete in England sich zu behaupten vermochten, dagegen noch weniger national gefärbt als diese. Wie kosmopolitisch jenes mit verschiedenen fremden Bestandtheilen versetzte nordische Piratenvolk war, zeigte sich erst recht einer Cultur gegenüber, welche der eignen nicht blos weitaus überlegen, sondern, wie die Sprache, die sie vermittelte, eine durchaus fremdartige war. Des Landes und Besitzes froh, vermählten die Normannen sich mit romanischen Frauen, denen natürlich die Erziehung der Kinder anheimfiel. So wurde in unglaublich kurzer Zeit Alles Christ und Franzose. In der Hauptstadt des Herzogthums, in Rouen, hatte man schon unter Wilhelm Langschwert, dem Sohne Hrolfs, die Sprache der Väter vergessen. Die Männer späterer Generationen bewahrten nur noch eine dunkle Erinnerung an die Herkunft ihres Volkes. Im elften Jahrhundert unterschied der normannische Stamm in Frankreich sich von der übrigen Bevölkerung des Nordens um Nichts mehr als die Bewohner einer Provinz sich überhaupt von denen einer andern unterschieden.

Das aber, was sie kennzeichnete und wodurch sie sich hervorthaten, war charakteristisch für die Jugend des Stammes sowohl als für seine Vergangenheit. Ein frischer Zug von Leben und Energie geht durch alle ihre Unternehmungen: Nichts wird lässig, Alles stramm und eifrig betrieben und gründlich abgemacht. In seltenem Grade verbinden sie das Feuer der Begeisterung mit einem klaren, auf das Praktische gerichteten Blick, mit einem feinen Instinct für die lebensfähigen, zukunftsmächtigen Kräfte der Zeit. Die politische Organisation ihres Herzogthums legt schon früh Zeugniß ab von jenem Beruf zur Staatenbildung und Gesetzgebung, der sich später an größeren Aufgaben bewähren sollte. Auf religiösem Gebiete schließen sie sich der strengsten Form der damaligen Orthodoxie an. Das Mönchswesen findet in der Normandie den günstigsten Boden zu seiner Entfaltung. Eine Menge von Kirchen und Klöstern erheben sich; in Verbindung damit Schulen, deren Ruf bald weit und breit erklingt. Von entscheidender Bedeutung für den Aufschwung wissenschaftlicher Thätigkeit in der Normandie war die Eröffnung der Klosterschule zu le Bec (i. J. 1046) durch Lanfranc von Pavia. Unter den zahlreichen Schülern, welche der Ruf des großen Theologen dahin zog, fand sich bald auch derjenige ein, der seines Lehrers ebenbürtiger Nachfolger werden sollte: Anselm von Aosta. Neben den Bekämpfer des Berengar von Tours, den gelehrten Begründer der Herrschaft Roms auf dem Gebiete des Dogmas, stellt sich der fromme und tiefe Denker, dessen kühne Speculationen der mittelalterlichen Schulphilosophie eine neue Epoche eröffneten.

Der alte normannische Trieb zu Wanderungen und Abenteuern befriedigte sich jetzt auf Pilgerfahrten und durch Kriegszüge, welche einzelne Schaaren junger Normannen im Dienste irgend eines fremden Fürsten oder auf eigne Rechnung im Gefolge eines heimischen Großen machten. Oft waren die Pilger zugleich Krieger, hatten die Kriegszüge religiöse Ziele. Wo es galt, den Kampf gegen den Feind der Christenheit, gegen die Mauren und Araber aufzunehmen, standen die Normannen in erster Schlachtreihe und

zeichneten ſich durch Bravour und Gewandtheit aus. So in Spanien, auf Sicilien, in Apulien und Calabrien. Ihrer Kühnheit und Verſchlagenheit gelang es, ganz Unteritalien, ſpäter auch Sicilien zu erobern. In Italien war es, daß jenes merkwürdige Bündniß zwiſchen dem Papſtthum und den Normannen geſchloſſen wurde, welches der Geſchichte des elften Jahrhunderts ſein Gepräge aufgedrückt und die weitreichendſten Folgen erzeugt hat.

So ſtanden die Normannen um die Mitte des elften Jahrhunderts an der Spitze der abendländiſchen Nationen, berühmt durch kriegeriſche Tugend und diplomatiſche Gewandtheit; eifrige Söhne der Kirche, Säulen des Papſtthums; Vermittler des franzöſiſchen Elements, zu deſſen Entwicklung ſie mächtig beigetragen; durch ihre Anſchauungen, Sitte und ganze Cultur die erſten Repräſentanten des Ritterthums, die erſten Bethätiger jenes Geiſtes, der gegen den Schluß des Jahrhunderts in den Kreuzzügen — nicht ohne ihre eifrige Mitwirkung — zur vollen Entfaltung gelangen ſollte.

Im Lichte eines Kreuzzuges ließ auch Herzog Wilhelm, jener gewaltige Herrſcher von eiſerner Willensſtärke und unerſchöpflichen Hülfsquellen, den Zug erſcheinen, den er gegen England unternahm. Auch Rom, deſſen Intereſſen wiederum mit den normanniſchen zuſammenfielen, vermochte er dazu, ſein Unternehmen zu ſegnen, und jetzt ſtrömte ihm von allen Seiten Hülfe zu. Mit einem vortrefflich ausgerüſteten Heere, deſſen normanniſcher Kern durch Schaaren aus den verſchiedenſten Gegenden Frankreichs und den anliegenden Landſtrichen verſtärkt war, ſetzte er über den Kanal, landete und marſchirte nach Haſtings. Kaum hatte Harold mit großer Anſtrengung den nördlichen Feind bezwungen, als er von Wilhelms Landung erfuhr und ſich dem neuen Feind mit Aufbietung aller Kräfte entgegenwarf. Bei Senlac wurde dann in langwierigem, blutigem Ringen durch Harolds Tod und die ſchließliche Niederlage ſeines Heeres der Streit entſchieden, der Grund gelegt zur Eroberung Englands, die das Jahr 1071 vollendet ſah.

Seit der Einführung des Chriſtenthums hat keine Begebenheit die Entwicklung der engliſchen Nation in dem Maße beſtimmt wie dieſe Eroberung, deren Bedeutung über die eines Dynaſtiewechſels weit hinaus ging.

Durch dieſelbe erhielt England eine fremde Ariſtokratie, fremde Richter und Beamte, fremde Biſchöfe und Aebte, zum großen Theil auch in ſeinen Klöſtern fremde Mönche. Ein neuer Geiſt drang in das engliſche Staatsweſen ein, der Geiſt eines romaniſchen Feudalſtaates, der freilich hier an den möglichſt geſchonten nationalen Inſtitutionen, vor allem an der Macht eines Königthums, dem nicht nur die Kronvaſallen, ſondern auch deren ſämmtliche Hinterſaſſen den Eid der Treue zu leiſten hatten, eine wirkſame Schranke fand. Eine fremde Sprache wurde am Hofe, auf den Burgen der Barone und Ritter geſprochen und drang allmählich in die Gerichtshöfe und in das Reichsparlament ein, in demſelben Maße wie der dreimal jährlich wiederkehrende königliche Hoftag, zu dem nur Erzbiſchöfe, Biſchöfe, Aebte, Grafen, Barone und Ritter erſchienen, das alte Witenagemot außer Brauch ſetzte. Fremde Sitten wurden in den höheren Kreiſen herrſchend. Normanniſche Bauten begannen ſich allerorten zu erheben. Eine normanniſch-franzöſiſche Litteratur fing an ſich in England zu entfalten.

Die Entſcheidungsſchlacht des Jahres 1066 ſtellt in ihrem Verlauf und ihrem Ausgang gleichſam ſymboliſch einen großen Wendepunct in der Geſchichte Englands, ja Europas dar. Aus den Thaten Harolds und ſeiner Getreuen ſchimmert es wie ein prächtiges Abendroth des alten deutſchen Heldenthums; auf die Normannen fällt das junge Licht des romaniſchen Mittelalters, welches hier den Anfang macht, ſich die germaniſche Culturwelt zu unterwerfen.

II.

Als die Normannen bei Senlac in die Schlacht zogen, ſtimmten ſie das Rolandslied an. Es iſt alſo kein Zufall, wenn die

älteſte Geſtalt dieſer ehrwürdigſten und gewaltigſten aller franzöſiſchen Dichtungen uns in einer anglonormanniſchen Handſchrift überliefert iſt. So feſt war der normanniſche Stamm mit der franzöſiſchen Nationalität verwachſen, daß die vorzugsweiſe in der Isle de France lebendigen Erinnerungen an die einſtige Größe des Frankenreichs, die Sagen von Karl dem Großen und Roland, welche die Grundlage des franzöſiſchen Nationalepos bildeten, ihm in Fleiſch und Blut übergegangen waren. Doch nicht blos dieſes. Ein poſitiver und mächtiger Einfluß auf die Entwicklung jenes Epos war von den Normannen ausgegangen. Wer anders als ſie hatte die Ideen neu belebt, welche — jene alten Ueberlieferungen durchdringend — ſie zum Spiegelbild des Bewußtſeins der Gegenwart erhoben: die Idee des im Dienſte Gottes und der Kirche kämpfenden Heldenthums, die Idee von der großen Miſſion des Frankenvolks? Und andrerſeits: hatten die Normannen nicht hülfreiche Hand geleiſtet bei der Verdrängung der alten karolingiſchen Dynaſtie durch eine neue, echt franzöſiſche? — ein Dynaſtiewechſel, welcher deutlich bekundete, daß aus romaniſch-keltiſchen und germaniſchen Elementen eine neue Nation hervorgegangen war, und der es ermöglichte, daß die Erinnerung an den urſprünglichen Gegenſatz jener Elemente allmählich aus dem Bewußtſein verſchwand. So hat der normanniſche Stamm dem franzöſiſchen Nationalbewußtſein und der erſten Aeußerung deſſelben, dem nationalen Epos mit zur Geburt verholfen.

Das Rolandslied iſt das Werk eines Volkes, das beſſer auf die Poeſie der That als die des Wortes ſich verſteht. Wie ſpröde und nüchtern, jeden Schmuck verſchmähend iſt die Darſtellung! Aber wie gewaltig iſt die Conception des Ganzen, wie einheitlich und geſchloſſen, in allen Theilen von der herrſchenden Idee durchleuchtet iſt die Compoſition! — Roland, der treue Vaſall ſeines großen Oheims, der Hort der chriſtlichen Sache, welche zugleich die Sache Frankreichs iſt, der Ritter ohne Furcht und Tadel, in dem die franzöſiſche Nation das ideale Abbild ihres eignen Weſens erblickte, fällt als das Opfer ſchnöden Verrathes und der eigenen

zu hoch gesteigerten Ehrliebe. Aber sein Tod wird blutig gerächt, und indem die Feinde des Glaubens eine völlige Niederlage erleiden, siegt trotz dem Untergange des Helden, ja durch seinen Untergang die Sache, der er sein Leben lang gedient hatte.

Geist und Stil dieser Dichtung mag uns eine Stelle vergegenwärtigen, deren Wirkung es keinen Eintrag thut, wenn sie nun schon unzählige Male von Litterarhistorikern citirt worden ist. Sie betrifft Rolands Ende.

> Graf Roland lag unter einer Fichte, nach Spanien hat er sein Antlitz gekehrt, Mancherlei trat ihm da in die Erinnerung: die vielen Länder, die der Held erobert hatte, das süße Frankreich, die Männer seines Geschlechts, der große Karl, sein Lehnsherr, der ihn auferzog. Da kann er Thränen und Seufzer nicht zurückdrängen. Aber auch seiner selbst will er nicht vergessen, er bekennt sich als Sünder und fleht Gott um Erbarmen: Wahrheit des Vaters, die niemals trog, die Sanct Lazarus vom Tode auferweckte und Daniel vor den Löwen rettete, rette meine Seele aus allen Gefahren, die ihr drohen wegen der Sünden, die ich in meinem Leben übte! Seinen rechten Handschuh reichte er Gott zur Buße dar, Sanct Gabriel hat ihn aus seiner Hand empfangen. Ueber seinen Arm hielt er das Haupt geneigt, mit gefaltenen Händen ist er hingeschieden. Gott sandte ihm seinen Cherub und Sanct Michael zur Noth, mit ihnen kam Sanct Gabriel; sie tragen des Grafen Seele in das Paradies.*)

Wie ein altdeutscher Held gedenkt Roland im Sterben seiner Siege, seines Lehnsherrn, seiner Sippe; keine zarte Empfindung für die zurückgelassene Geliebte — für Alda, die seinen Fall nicht überleben wird — mischt sich ein. Aber er gedenkt auch seines ewigen Heiles und bekennt seine Sünden, er stirbt als Vasall, als Streiter Gottes, der seine Seele zu sich nimmt. Das christliche Element hat mit dem deutschen Heldenthum jene innige Verbindung eingegangen, welche für das französische Epos wie für die französische Nation jener Zeit charakteristisch ist. Eine solche Durchdringung beider war nur möglich bei einem Volk, welches — wie die Westfranken und wie die Normannen — seine heidnische Vergangenheit zugleich mit der Muttersprache vergessen,

*) Chanson de Roland, ed. Theodor Müller V. 2375—2396.

welches mit fremden Bestandtheilen zu einer neuen Nationalität sich verschmolzen hatte.

Eine romanische Nation tritt uns hier entgegen, deren Geist sich fast noch klarer in der Form als in dem Inhalt ihres Epos ausprägt. Der Vers ruht hier nicht auf denjenigen Sylben, welche vermöge ihres Bedeutungsgehalts mit größerer Kraft hervorgestoßen werden, sondern jede Sylbe erscheint zunächst als gleichberechtigt, und der Vers baut sich gleichsam aus rhythmischen Atomen auf, deren Zahl seinen Charakter bestimmt. Ihre Ordnung bestimmt ihn nur in so weit, als die Arsis am Versschluß und in der Cäsur stets eine betonte Sylbe erfordert. Statt der Allitteration, welche Worte und Begriffe hervorhebt, tritt hier der Endreim in seiner ursprünglichen, nur die Vocale ergreifenden Gestaltung (Assonanz) auf, um die Einheit des Verses anzuzeigen und die einzelnen Verse zur Einheit größerer rhythmischen Systeme zu verknüpfen. Diese Systeme sind hier noch von höchster Einfachheit: fortlaufende Assonanz verbindet eine beliebige Anzahl zehnsylbiger Zeilen zu einem auch inhaltlich sich abschließenden Ganzen.

Mit ebenso einfachen Mitteln operirt die Darstellung. Wenn sie in größerm Maße als die prosaische Rede sich der Appositionen und Epitheta bedient — und auch dies läßt sich nicht ohne Einschränkung behaupten —, so sind diese Appositionen und Epitheta an sich um Nichts sinnlicher oder bildlicher als die, welche man im täglichen Leben anwandte, haben nichts Räthselhaftes und nichts Poetisches an sich. Bilder, Metaphern stellen sich überhaupt sehr selten ein, von Gleichnissen hat man im ganzen Rolandslied ein einziges nachgewiesen. Die Satzfügung ist noch wenig entwickelt, zum Ausdruck complicirterer Gedankengewebe durchaus ungeeignet. Ohne Verflechtung und vielfach ohne Verknüpfung wird ein Sätzchen einfach an das andere gereiht. Die Wortstellung ist freier als in dem spätern Französisch, jedoch hinlänglich gebunden, um stets klar und durchsichtig zu sein.

Wenn nun der Dichter mit so geringen Mitteln eine großartige

Wirkung erreicht, so beruht das darauf, daß seine Seele von großartigen Ideen und Empfindungen erfüllt ist, daß er die Bilder und Scenen, welche er darstellen will, mit großer Klarheit und Bestimmtheit schaut, daß er den Ueberblick über die äußere und innere Ordnung der Begebenheiten festzuhalten weiß, daß er endlich mit dem einfachsten Ausdruck für seine Anschauungen sich begnügt. Daher die Lebendigkeit und Anschaulichkeit seiner Darstellung, welche bald begeisternd, bald rührend und erschütternd wirkt, daher seine Fähigkeit, das Vor- und Nacheinander der Dinge klar auseinander zu halten, die Motive nach ihrer Bedeutung abzustufen und so unser Interesse rege zu erhalten und zu steigern. Sein Gesichtskreis ist freilich beschränkt, sein ästhetischer wie sein ethischer Sinn einseitig gebildet; Situationen, die sich gleichen, durch Kunst der Darstellung zu differenziren hat er noch nicht gelernt; nur wo die Handlung einen Gipfelpunct erreicht, erhebt auch der Dichter sich zu echter Größe. Es ist die Dichtung eines hochbegabten, aber noch wenig entwickelten Volks, dessen Geist von wenigen großen Ideen ganz erfüllt wird und das für diese Ideen in jugendlichem Feuer erglüht.

Aus dem Geiste, der das Rolandslied geschaffen, gingen die Kreuzzüge hervor.

In der Zeit der Kreuzzüge und unter dem Einfluß des Culturumschwungs, der von ihnen ausging, begann dann für die französische Nationalepik eine neue Epoche der Entwicklung und Fortbildung. Gesteigerte Culturverhältnisse hatten die höhern Stände von der Masse der Nation schärfer gesondert, eine ritterlich höfische Dichtung blühte auf, und die Volkspoesie hätte baldiger Verkümmerung und Entartung nicht entgehen können, wenn nicht der Stand der fahrenden Spielleute und Sänger, der jongleurs sich ihrer angenommen und als Vermittler zwischen den verschiedenen Klassen der Gesellschaft die Traditionen des nationalen Epos weitergeführt hätte. Unter der Pflege der Jongleurs gewann das Epos an Ausdehnung und Mannigfaltigkeit, an Reichthum der Gestalten und Situationen, was es an innerem Gehalt

einbüßte. Es entstand eine große Anzahl selbständiger Dichtungen, deren Keime in der Volkspoesie schon vorhanden gewesen waren, die aber jetzt vollständige epische Ausgestaltung und Ausschmückung erhielten. Unerschöpflichen Stoff bot die Erinnerung an den großen, Jahrhunderte lang fortgesetzten nationalen Kampf gegen die Ungläubigen. Daneben traten die Fehden der späteren Karolinger mit ihren Vasallen — Fehden, welche die Dichtung fast alle den großen Karl selbst ausfechten ließ. Seltener bewegt sich die Darstellung in mehr biographischer Weise um Karl oder andere Mitglieder seines Hauses. Dagegen fehlt es den entlegenern Provinzen des Reiches nicht an selbständigen Sagen, die sich zu besondern epischen Kreisen ausbilden, wenn gleich die Anziehungskraft, die vom Mittelpunct ausgeht, auch ihren Bau bestimmt.

Dieser ganzen epischen Entwicklung, wie sie seit dem Ausgange des elften Jahrhunderts in Frankreich sich vollzog, blieb das anglonormannische England ziemlich fremd, sagen wir lieber: es nahm im Ganzen nur receptiv an ihr Theil. Auch jenseits des Kanals fuhren die Normannen fort, den Liedern von Karl und seinen Kämpfen, seinen Vasallen und seinen Gegnern gerne zu lauschen, die epischen Sänger, die von dem Continent herüberkamen, wohl zu empfangen und zu bewirthen; aber die Zeit, wo der normannische Stamm in die französische Nationalepik schöpferisch eingegriffen hatte, war vorbei; die zahlreichen Keime epischer Production, die er in Frankreich ausgestreut, gelangten nicht durch *seine* Pflege zur Entfaltung. Er fühlte sich in England selbständig, von der französischen Nation losgelöst, bald begann er sich auf dem fremden Boden heimisch zu fühlen. Neuen großen Aufgaben sah er sich gegenüber; wie hätte er diese zu lösen vermocht, wenn er in demselben innigen Zusammenhange mit dem französischen Volksgeist geblieben wäre wie in früheren Zeiten? Auch bei den Normannen der Normandie bildete sich bald ein Gefühl des Gegensatzes zu den eigentlichen Franzosen aus, das seit der Mitte des zwölften Jahrhunderts sich bedeutend verschärfte und schließlich in bittern Haß überging.

Dazu kam ein Andres. Mit dem elften Jahrhundert ging das normanniſche Heldenzeitalter zu Ende. Es legte ſich das Feuer der Begeiſterung für jugendliche Ideale. Der nüchterne, auf das Praktiſche, Nützliche gerichtete Zug machte ſich im Charakter des Stammes wieder ſtärker geltend; zugleich ein gewiſſer Hang zur Ironie, zu leiſem Spott.

Es iſt bezeichnend, daß noch vor dem Ausgang des elften Jahrhunderts unter den Normannen eine Dichtung wie der Charlemagne entſtehen konnte.

Das Gedicht gehört dem franzöſiſchen Nationalcyclus an, nimmt aber darin eine Ausnahmeſtellung ein. Man iſt beinahe verſucht, es für eine Parodie der chansons de geste anzuſehen.

Der Dichter ſchöpft aus der ſchon im zehnten Jahrhundert verbreiteten volksthümlichen Tradition von Karls Reiſe nach dem heiligen Lande. Man brachte damit die in Saint Denis befindlichen Reliquien in Zuſammenhang. Im Charlemagne — und das iſt nicht unwichtig für die Entſtehung der Graalſage — bringt Karl aus dem Morgenlande auch die Schale mit, deren Chriſtus ſich bei der Abendmahlsfeier bedient hatte.

Mit dieſer ehrwürdigen Tradition hat nun der normanniſche Dichter ein Motiv verflochten, das dem Tone des Fabliau beſſer entſprochen hätte als dem des Epos. Am Hofe des Kaiſers Hugo von Konſtantinopel geriren Karl und ſeine zwölf Pairs ſich unter einander als arge Renommiſten und machen ſich anheiſchig, allerlei Kunſtſtücke — von zum Theil moraliſch bedenklichem Charakter — auszuführen. Gezwungen ihre ſcherzhaften Prahlreden zu verwirklichen, ziehen ſie ſich nicht ohne übernatürliche Hülfe glücklich aus der Verlegenheit. Daß trotzdem der Charakter dieſer Helden nicht in den Staub gezogen wird, daß namentlich Karl ſeine Würde nicht einbüßt und daß bei dieſer ſeltſamen Verquickung eines religiöſen und eines frivol weltlichen Elements das erſtere nicht zu Schaden kommt, — iſt ein ſtarkes Zeugniß für den Tact und die Begabung des Dichters.

Nach mehr als einer Seite hin anziehend, interessirt der Charlemagne uns auch durch seine Form. Die epische Tirade des Gedichts besteht nicht aus Zehnsylblern, sondern aus Alexandrinern, die uns hier zum ersten Mal begegnen und der französischen Nationalepik im Uebrigen noch lange fremd bleiben.

Besser als die lebendige Volkspoesie ließ sich Wissenschaft und Litteratur nach England verpflanzen.

Frankreich war damals und wurde immer mehr das Centralland wissenschaftlicher Cultur in Europa, und die Normandie nahm an der geistigen Bewegung, die es durchzog, regen Antheil. Die Klosterschule zu le Bec übte unter Lanfranc und Anselm eine in weite Fernen wirkende Anziehungskraft.

Schon vor der Eroberung fehlt es nicht an wissenschaftlichen Beziehungen zwischen England und dem benachbarten Continent. Engländer vollenden in französischen oder flandrischen Klöstern ihre Ausbildung, französische oder flandrische Geistliche ziehen nach England, wo man ihre Kenntnisse und ihre Arbeitskraft gerne verwerthet. Welchen Aufschwung mußte dieser Verkehr nehmen, als England durch tausend Fäden mit der Normandie verknüpft war, als Lanfranc auf dem erzbischöflichen Stuhl von Canterbury saß und die englische Kirche und ihren Klerus energisch zu romanisiren begann. England — freilich nicht sofort dessen Bevölkerung englischer Zunge — wurde ganz in den Strom wissenschaftlichen Lebens hineingezogen, der auf dem Continent circulirte. Mächtig wirkte der Ruhm und die Blüthe der französischen Schulen, diese geistige Gemeinschaft zu erhalten und stets neu zu beleben; vor allem der Glanz, den im zwölften Jahrhundert die Pariser Universität auszustrahlen begann. Tausende und aber Tausende von lernbegierigen Jünglingen wanderten von der britischen Insel nach dem Hauptsitze der scholastischen Wissenschaft, dem die in den ersten Anfängen befindliche Oxforder Hochschule noch keine ernste Concurrenz machen konnte. Die neuen Theorien, welche französische Denker aufstellten, die Kämpfe, welche im Schooß der fran-

zöſiſchen Kirche und Theologie ausgefochten wurden, fanden in England ſofort ihren Widerhall.

Eine reiche wiſſenſchaftliche und kirchliche Litteratur in lateiniſcher Sprache blüht bald nach der Eroberung in England auf. Unter den zahlreichen normanniſchen und überhaupt ausländiſchen Klerikern, die im Gefolge der Eroberer nach England kamen — um dort Pfründen und Ehrenſtellen zu erwerben, die beſten Plätze in den beſtehenden Klöſtern einzunehmen oder neugegründete Klöſter zu füllen —, fanden ſich manche, die wiſſenſchaftliche Bildung mit energiſcher Productivität verbanden. Durch Vertrautheit mit den lateiniſchen Klaſſikern, durch die Reinheit ihres lateiniſchen Stils waren ſie den engliſchen Geiſtlichen durchgängig weit überlegen, ebenſo durch ihre dialektiſche Bildung. Bald ſehen wir einen Theil des einheimiſchen Klerus ſich den Ankömmlingen anſchließen, von ihnen lernen und in ihrem Sinne mitarbeiten, Einige ſogar in weiter Ferne neue Keime wiſſenſchaftlichen Aufſchwungs ſammeln, während Andere in einer Art nationaler Abſonderung auf einem antiquirten Standpunct verharren. In der zweiten und dritten Generation ſehen wir neben neuen Einwanderern und Männern engliſchen Blutes die Söhne der Eroberer, zum Theil Kinder aus national-gemiſchten Ehen, ferner auch Walliſer die Fahne der Wiſſenſchaft hochhalten, die immer zahlreichere Jünger um ſich verſammelt.

Die verſchiedenſten Zweige wiſſenſchaftlicher Thätigkeit wurden in England gepflegt, auf beinahe allen Gebieten bedeutende Werke zu Tage gefördert.

Als Erzbiſchof von Canterbury ſchrieb Lanfranc um 1080 jenen berühmten Liber scintillarum, in dem er die Theorie der Transſubſtantiation als die orthodoxe Abendmahlslehre verficht und Berengars von Tours entgegenſtehende Anſicht, die übrigens den Anſchauungen der altengliſchen Kirche nahe ſtand, als eine ketzeriſche darzuſtellen ſucht. In England verfaßte Anſelm († 1109) ſeine Schrift De incarnatione Verbi, hier begann er den Tractat Cur deus homo?, den er in Italien vollendete; in England ſchrieb

er in ſpäteren Jahren ſeine Abhandlung De voluntate und die tiefſinnige Unterſuchung De concordia praescientiae et praedestinationis et gratiae Dei cum libero arbitrio. Der Mönch Osbern zu Glouceſter (um 1150) verfaßte einen Commentar zum Pentateuch und zum Buch der Richter. Der gelehrte Robertus Pullus, der in Oxford Vorleſungen über die h. Schrift hielt und ſpäter (1144 und 45) in Rom Cardinal und Kanzler der römiſchen Kirche wurde, ſtellte eine Art Compendium der theologiſchen Wiſſenſchaft zuſammen (Libri sententiarum). Hugo von Rouen († 1164), der ſcharfſinnige Verfaſſer der Quaestiones theologicae, Robert von Melun († 1167), der in ſeiner Summa sententiarum (oder Summa theologiae) ſeine Speculation einen kühnen Flug nehmen läßt, gehörten während eines Theils ihres Lebens, der Letztere auch durch ſeine Geburt und ſeinen Tod, England an.

Schwer überſehbar iſt die ascetiſche und erbauliche Litteratur ſowie die Menge der Heiligenleben, die in jener Zeit an's Licht traten. Für manche von den altengliſchen Schriftſtellern ignorirte Heilige, zumal iriſche und walliſiſche, wurde hierbei der Kreis ihrer Verehrer erweitert; während andererſeits einige engliſche Heilige vor der ſcharfſpürenden normanniſchen Orthodoxie Mühe hatten, ſich in ihrer Würde zu behaupten. Auch auf dieſen eigentlich mönchiſchen Litteraturgebieten ſehen wir übrigens einen feinern Geſchmack, eine beſſere Latinität allmählich zur Geltung gelangen, wie denn die bedeutendſten Schriftſteller es nicht verſchmähten, dahin gehörige Stoffe zu bearbeiten. Nicht wegen hervorragender klaſſiſcher oder gar äſthetiſcher Bildung, wohl aber wegen einer der Myſtik verwandten Innigkeit des Gemüths möge hier der mönchiſch beſchränkte, ſtreng ascetiſche, aber von wärmſter Chriſtenliebe erfüllte Ailred (Aethelred) von Rievaux († 1166) Erwähnung finden, der Verfaſſer des Speculum charitatis, des Dialogs De spirituali amicitia, des Liber de institutione inclusarum und zahlreicher anderer, theologiſcher und hiſtoriſcher Schriften.

Die mathematiſchen und Naturwiſſenſchaften fanden eifrige Pflege. Bereits um 1082 taucht in Gerland der Verfaſſer eines Computus und einer Abhandlung über den Abacus auf. Einen neuen Computus (oder Compotus, wie er ſchreibt) verfaßte um 1124 Roger mit dem Beinamen Infans. Um dieſe Zeit hatte Athelard (Aethelward) von Bath bereits begonnen, die reicher entwickelte und kühner vorgehende Wiſſenſchaft der Araber, die er in ihrer Heimath aufgeſucht, dem Abendlande zugänglich zu machen, theils in Ueberſetzungen mathematiſcher und aſtronomiſcher Schriften — darunter der Elemente des Euklid —, theils in mehr ſelbſtändigen Compilationen und Abhandlungen. Von einer leidenſchaftlichen Liebe für wiſſenſchaftliche Erkenntniß beſeelt, einer Leidenſchaft, die er in der Schrift De eodem et diverso im Gewande einer anziehenden Allegorie dargeſtellt hatte, kämpfte er muthig gegen den das Abendland beherrſchenden blinden Autoritätsglauben und vertrat die Rechte der Vernunft, während er das Vernunftgemäße der neuen von den Arabern entlehnten phyſikaliſchen Theorien darzuthun ſuchte — vor allem in ſeinen Quaestiones naturales. Um 1140 ſaß der Anglonormanne Robert de Retines mit ſeinem Studienfreund, dem Dalmatier Hermann, zu den Füßen arabiſcher Lehrer zu Evora in Spanien, namentlich mit aſtronomiſchen Studien beſchäftigt, die er dann auf den Wunſch des Abtes von Cluny, Peters des Ehrwürdigen, unterbrach, um den Koran in's Latein zu übertragen.

Neben der Wiſſenſchaft nahm auch die lateiniſche Poeſie einen neuen Aufſchwung. Wenn in dem Gedicht auf die Schlacht bei Senlac (De bello Hastingensi oder de Hastingae praelio) von Biſchof Guy von Amiens, der i. J. 1068 die Königin Matilda als Almoſenier nach England begleitete, die Form tief unter der Bedeutung des Inhalts ſteht, ſo zeigen bereits die Epigramme des Godfrid von Wincheſter († 1107) eine große Gewandtheit in Handhabung der poetiſchen Mittel, die der Autor glücklich dem Martial abgelauſcht hat, eine für das Mittelalter ſehr anerkennenswerthe Reinheit des Stils und der Sprache. Erhebliche klaſſiſche Bil-

dung mit großer technischer Virtuosität verband Reginald von Canterbury (um 1120), der jedoch, von dem Reize des Reimes gefesselt, in seiner langathmigen Legende des h. Malchus durch eine ununterbrochene Reihe von leoninischen Hexametern das Ohr ermüdet und den Geschmack beleidigt, in kleinern Dichtungen dagegen manchmal den richtigen Ton findet und seiner — wie es scheint, südfranzösischen — Heimath Fagia in verschränkt gereimten Halbhexametern*) ein reizendes Loblied singt. In gut gebauten, fließenden Distichen stellte nicht lange vor der Mitte des zwölften Jahrhunderts Laurence von Durham in seinem Hypognosticon die biblische Geschichte dar — ein Werk, das von fleißigem Studium klassischer Autoren zeugt und dem es ebensowenig an hübschen Ideen wie an Eleganz des Ausdrucks gebricht; während er in der Consolatio pro morte amici in den Spuren des Boetius wechselnde, nicht ohne Kunst gebaute Rhythmen in prosaische dialogische Darstellung einmischt. Auch Laurences Zeitgenosse, der vorzugsweise als Historiker bekannte Heinrich von Huntingdon, versuchte sich mit Glück auf verschiedenen Gebieten — dem didaktischen, lyrischen, epigrammatischen — der Poesie.

Am meisten Bedeutung für die Gegenwart darf wohl die historische Litteratur jener Zeit beanspruchen. Eine normannische Geschichtschreibung gab es bereits seit dem Ausgang des zehnten Jahrhunderts. Damals schrieb Dudo von S. Quentin in lebendigem, schwungvollem, nicht selten auch schwülstigem Stil und in vielfach barbarischem Latein seine drei Bücher über die Sitten und Thaten der ersten normannischen Herzöge (bis auf den Tod Richard I., 996). In der zweiten Hälfte des elften Jahrhunderts entstanden dann die in etwas einfacherer, knapperer Form gehaltenen Historiae Normannorum des Wilhelm von Jumièges, der, für die Zeit der älteren Herzöge durchaus auf seinen Vorgänger fußend, die geschichtliche Darstellung bis über die Schlacht bei Senlac hinaus

*) Beziehungsweise in Hexametern mit Mittel- und Endreim von folgender Bildung:

– ∪ ∪ – ∪ ∪ – ‖ – – ∪ ∪ – ∪ ∪ – ∪

fortführte und seinerseits bald nach 1135 einen anonymen Fortsetzer sowie nachher auch Interpolatoren fand. Ein anderer Wilhelm, der von der Stadt, wo er seine Jugendbildung erhielt, den Namen von Poitiers führt, und der, in die Normandie zurückgekehrt, zuerst als Kriegsmann, dann als Hofkaplan des Eroberers thätig war, schließlich aber Archidiakon zu Lisieux wurde, beschrieb das Leben und die Thaten seines mächtigen Gönners in einer den Ton wärmster Panegyrik athmenden, dabei aber eine Fülle interessanter Thatsachen enthaltenden Schrift (Gesta Guilelmi ducis Normannorum et regis Anglorum), deren Form das nicht ganz erfolglose Bemühen verräth, den klassischen Mustern, denen auch zahlreiche Floskeln abgeborgt werden, nachzustreben.

Auf englischem Boden sehen wir nach der Eroberung ein reges historisches Interesse sich bethätigen, das bis in die höchsten Kreise des Klerus reicht. Als Beispiel möge uns jener zu Beauvais geborene Ernulf gelten, der 1107 Abt zu Peterborough, 1114 Bischof von Rochester wurde und dem die Geschichtsforschung die unter dem Namen Textus Roffensis bekannte wichtige Urkundensammlung verdankt. — Zahlreiche Biographien und Specialchroniken entstanden an den verschiedensten Orten. Daneben aber auch Werke von umfassenderer Tendenz und allgemeinerer Bedeutung. Der englische Mönch Eadmer von Canterbury, der warme Anhänger und Bewunderer Anselms, beschrieb die Geschichte seiner eigenen Zeit in der Historia novorum (die Periode von 1066 bis 1122 umfassend), welche eine hochwichtige Geschichtsquelle bildet und in der Vita Anselmi desselben Verfassers eine werthvolle Ergänzung findet. Ordericus Vitalis (1075 bis nach 1143), der Sohn eines verheiratheten Priesters aus Orleans, jedoch in England (am Ufer des Severn) geboren und bis zu seinem zehnten Jahre erzogen, schrieb in der Abtei S. Evroult in der Normandie, wo er fast sein ganzes späteres Leben zubrachte, eine Historia ecclesiastica in dreizehn Büchern, in welcher er eine große Anzahl der verschiedensten Quellen — zumal französische und normannische, aber auch englische — benutzte und zum Theil vollständig in seinen Text auf-

nahm. Das weitſchichtige Werk, deſſen Theile nicht zur ſelben Zeit und nicht alle in der Ordnung entſtanden, die ihnen ſchließlich angewieſen wurde, bietet zuerſt eine Chronik von der Geburt Chriſti bis auf die Zeit des Autors, welche namentlich kirchliche Dinge berückſichtigt, behandelt dann die Geſchichte der normanniſchen Kriege und der normanniſchen Kirche bis auf den Tod des Eroberers, um ſchließlich die hiſtoriſche Darſtellung bis auf das Jahr 1141 fortzuführen. Eine reiche Fundgrube anziehenden, zumal culturhiſtoriſch wichtigen Materials, das allerdings beſſerer Sichtung bedurft hätte, iſt Ordericus Kirchengeſchichte für die Zeit nach der Eroberung von großer Bedeutung.

Mehr abſeits von dem Strome normanniſcher Geſchichtſchreibung, wenn auch nicht unberührt von dem geſchichtlichen Hauche, der jene Zeit durchweht, — der engliſchen Vergangenheit zugewandt ſtehen Florenz von Worceſter und Simeon von Durham, die beide vor Ordericus ſchrieben und ſtarben. Florenzens Chronicon ex chronicis, von der Erſchaffung der Welt bis auf das Todesjahr des Autors (1118) herabgeführt, bildet ſeinem Kerne nach eine Compilation der bis 1082 reichenden Weltchronik des Marianus Scotus,*) welche es zugleich fortſetzt, und der engliſchen Jahrbücher von Worceſter. Als Geſchichtsquelle ſteht es an ſelbſtändigem Werth bedeutend tiefer als die Fortſetzung (bis 1141), die es bald von anonymer Hand erhielt. Werthvoller, wenn auch ebenſowenig originell, iſt die Historia de gestis regum Anglorum (bis 1129) des Simeon von Durham, der nicht nur aus Florenz und uns zugänglichen Redactionen der Engliſchen Annalen, ſondern auch aus verloren gegangenen, nordhumbriſchen Quellen ſchöpfen konnte.

Seit Beda, der überdies zunächſt Kirchenhiſtoriker war, hatte die engliſche Geſchichte keinen ihrer würdigen Bearbeiter gefunden; denn was die in der Nationalſprache geſchriebenen Annalen Treffliches boten, beſchränkte ſich doch immer nur auf die Darſtellung

*) Ein geborner Irländer, der in Deutſchland zuerſt als Mönch, dann als eingemauerter Klausner lebte und 1082 oder 1083 zu Mainz ſtarb.

einzelner Kämpfe, Unternehmungen, Begebenheiten oder auf kurze Rückblicke. Schriftsteller aber, wie Aethelweard, wie Florenz und Simeon, schlossen sich nach Inhalt und Form durchaus den Annalen an. Eine zusammenhängende, pragmatische Behandlung des seit Bedas Tagen in's Unermeßliche angeschwollenen Stoffs, beruhend auf umsichtiger Benutzung der damals noch reicher fließenden Quellen und in gleichmäßiger, angemessener Darstellung ausgeführt, war nicht vorhanden. Bald nach Simeon aber trat in Wilhelm, dem Mönch und Bibliothekar im Kloster zu Malmesbury, ein Schriftsteller auf, der sich an solcher Leistung versuchte. Von zarter Jugend an dem Studium ergeben, über den Büchern brütend, erwarb Wilhelm sich eine große Belesenheit auf den verschiedensten Litteraturgebieten. Sein Lieblingsstudium aber war die Geschichte, und da mag ihm denn frühzeitig die tiefe Kluft zum Bewußtsein gekommen sein, die zwischen den alten Meistern der Historik und den neuern Annalisten und Chronisten, zumal seiner Heimath, gähnte; bald stieg ihm auch wohl die Frage auf, ob diese Kluft nicht in etwa zu überbrücken sei. Von gesundem Urtheil und nicht ungebildetem Geschmack, war Wilhelm der Mann dazu, aus dem reichen Stoff, den ihm seine Gelehrsamkeit zuführte, eine richtige Auswahl zu treffen, die Einzelheiten zweckmäßig zu verknüpfen und zu gruppiren und in ansprechender Form darzulegen. Kritik im Sinne unserer Zeit darf man freilich in seinen Werken ebensowenig suchen wie eine tiefere Anschauung der geschichtlichen Entwicklung. Manche Irrthümer und Fabeln hat er anstandslos in seine Darstellung aufgenommen, deren künstlerischer gehaltene Form die Solidität des Inhalts nicht selten gefährdet hat. Sein Blick ist übrigens für einen Mönch des zwölften Jahrhunderts nicht beschränkt, sein Standpunct im Ganzen ein unparteiischer. Aus einer gemischten Ehe entsprossen, und zwar, wie wir annehmen dürfen, der Sohn eines normannischen Vaters und einer englischen Mutter, war er in der Lage, den Vorzügen beider Stämme gerecht zu werden und ihre Fehler nicht zu unterschätzen. Vor allem liebte er seine Heimath, zumal den Fleck Erde, auf dem

er lebte, wo vor Jahrhunderten Aldhelm gewaltet hatte und begraben lag. Mächtig zieht ihn die englische Vergangenheit an, deren ältere Epochen seit der Christianisirung ihm in einem idealen Licht erscheinen, während das Bild der Zeit kurz vor der Eroberung ihm freilich nicht ungetrübt geblieben ist von dem Nebel, den normannische Prälaten und Historiographen darüber zu verbreiten suchten. Die Erforschung der altenglischen Geschichte, nicht am wenigsten der Litteraturgeschichte, findet in seinen Schriften reiche Ausbeute. Unter denselben ist zunächst seine Historia regum Anglorum (von der englischen Einwanderung bis 1120) zu erwähnen, der sich später die Historiae novellae (von 1126 bis 1143) anschlossen, ferner namentlich seine vier Bücher De gestis pontificum Anglorum, sein Leben Aldhelms und seine Schrift De antiquitatibus Glastoniensis ecclesiae.

Als Historiker Wilhelm von Malmesbury nicht ebenbürtig, doch als Quelle fast eben so wichtig und nach einer andern Richtung hin besonders anziehend ist Heinrich, der Archidiakonus von Huntingdon, der, nachdem er in seiner Jugend lateinische Verse gemacht und im Jahre 1135 in seiner Schrift De summitatibus rerum die damals brennende Frage nach dem Zeitpunct des Weltendes erörtert hatte, auf den Wunsch des Bischofs Alexander von Lincoln eine Geschichte von England unternahm, die er zuerst bis 1135, später bis 1154 fortführte. Für die altenglische Zeit bilden Beda und die Englischen Annalen seine Hauptquellen, die er nicht selten einfach ausschreibt oder übersetzt. Zugleich aber schöpfte er aus mündlicher Ueberlieferung und aus der Volkspoesie, und wie er aus den Annalen das schöne Lied auf die Schlacht bei Brunanburh — nicht ohne einzelne Mißgriffe — in sein Latein übertrug, wie er aus jetzt verschollenen Dichtungen mittellateinischer Poeten mehrere Verse in seine Darstellung verwob, so glaubt man manchmal in seiner rhetorisch gefärbten Prosa, in seinen malerisch detaillirten Erzählungen den Abglanz eines verloren gegangenen Volkslieds zu erblicken. Reich an neuen, wichtigen Nachrichten ist die Darstellung der anglonormannischen Zeit, besonders der Epoche,

über die Heinrich als Augenzeuge oder auf die Mittheilung von Augenzeugen und Wohlunterrichteten hin zu ſchreiben vorgibt.

Wie ein Eindringling nimmt ſich in dem Kreiſe dieſer Hiſtoriker Galfrid von Monmouth aus, der im Jahre 1152 Biſchof von S. Aſaph wurde und um 1154 ſtarb. Der walliſiſchen (kymriſchen) Sprache kundig, wie denn Wales ſeine Heimath geweſen ſein mag, in der Sagenkunde verſchiedener Völker wohl bewandert, in den Poeten wohl beleſen und ſelber mit Luſt und Talent zu fabuliren begabt, unternahm er im vierten Decennium des Jahrhunderts (etwa 1132—35) in ſeiner Historia Britonum ein Werk groß-artiger Täuſchung, bei dem er doch wohl weniger der Betrogene als der Betrüger geweſen zu ſein ſcheint. Die keltiſche Welt in England war in Folge der normanniſchen Eroberung in eine gewiſſe Gährung gerathen, die alten Feinde des britiſchen Stammes waren durch eine fremde Macht niedergeworfen, ihre Verſuche das fremde Joch abzuſchütteln furchtbar geahndet worden, im äußerſten Südweſten der Inſel in einer Weiſe, welche die engliſche Bevölkerung decimirte und die britiſche für eine Weile wieder emporkommen ließ. Neue Hoffnungen und alte Erinnerungen wurden unter den Kelten wach, und der friſche geiſtige Luftzug, der mit den Normannen in die Inſel drang, der kosmopolitiſche Charakter, den dieſe — ungleich den Angeln — in allen Dingen, auch in der Litteratur bewährten, gab neue Anregung, neue Mittel, jenen Ideen feſte Geſtalt zu geben. Man träumte von einer Wiederherſtellung der einſtigen Größe des britiſchen Reichs, man erzählte ſich von Merlin und ſeinen Prophezeiungen. Gelehrte knüpften wohl auch den Urſprung des britiſchen Volks an Troja, wie man viel früher ſchon bei den Franken gethan. Der lange Zeitraum zwiſchen der Anſiedlung der Briten in Albion und dem Anfang geſchichtlicher Kunde ſchien in geheimnißvollen Nebel gehüllt, aus dem hie und da einige verſchwommene, ſagenhafte Geſtalten hervortauchten. Die Zeit der ſächſiſchen Einwanderung aber war mit einer Anzahl in Bardenliedern gefeierter Helden bevölkert, deren Ruhm jedoch überſtrahlt zu werden begann von dem Namen

Arthurs, der zuerſt einen heldenmüthigen Führer der Briten, einen Sieger über die Sachſen in zwölf Schlachten, ſpäter — als unter dem Einfluß der Karlsſage die britiſchen Ueberlieferungen reichere Ausgeſtaltung erhielten — einen mächtigen König und Welteroberer bezeichnete. Von Arthurs Heldenthaten wie von den Anfängen der Briten, deren Name an einen römiſchen Conſul Brutus angeknüpft wird, handelte eine lateiniſch geſchriebene Geſchichte der Briten von höchſt zweifelhaftem Alter, deren Autor die verſchiedenſten Namen trägt, am beſten aber unter dem des Nennius bekannt iſt. Dieſes Werk, das vielleicht nicht lange vor ſeiner Zeit entſtanden war, legte Galfrid ſeiner neuen Historia Britonum oder Historia regum Britanniae zu Grunde, in dem er unter Benutzung antiker Poeten und Proſaiker ſowie von Ueberlieferungen und Märchen der verſchiedenſten Art, nicht ohne ſeiner eigenen Phantaſie die Zügel ſchießen zu laſſen, das Gerippe mit Fleiſch und Blut umkleidete und der ſtaunenden Welt, ſeinen Collegen Wilhelm von Malmesbury und Heinrich von Huntingdon, die von ſolchen Dingen Nichts gewußt hatten, eine lange wohl geſchloſſene Genealogie britiſcher Herrſcher nebſt Bericht über die Städte, die ſie gegründet, die Thaten, die ſie verrichtet, die Erlebniſſe, die ſie erfahren, vorlegte. Von Locrin, von Gordobuc, von Leir (Lear) und ſeinen Töchtern erfuhr die gelehrte Welt jetzt zum erſten Male. Vor allem aber trat die Geſtalt Arthurs jetzt in glänzendem Lichte hervor, ein ritterlicher König und Held, von übernatürlichen Mächten begabt und beſchützt, von tapfern Degen und einem glänzenden Hof umgeben, ein Mann von wunderbaren Schickſalen und einem tragiſchen Ende. Genaue chronologiſche und geographiſche Angaben, Anknüpfung an beglaubigte Thatſachen der engliſchen und Weltgeſchichte gaben der Darſtellung einen Schein von hiſtoriſcher Treue, den zu erhöhen die Fiction eines britiſchen (alſo kymriſchen) Buchs dienen ſollte, welches Galfrid von Walther, Archidiakonus zu Oxford, erhalten und als Quelle gewiſſenhaft benutzt zu haben vorgibt.

Gab es nun auch manche Gelehrte, die das Lügengewebe

durchschauten, die große Menge ließ sich fortreißen. Man glaubte den Erzählungen, die mit so gravitätischer Miene von einem Benedictiner, einem Bischof vorgetragen wurden, und fand jedesfalls ihren Inhalt äußerst anziehend. Der Sinn für das Wunderbare und Geheimnißvolle fand nicht weniger als der Sinn für das Ritterliche und Heldenhafte oder für den Glanz und die Pracht eines königlichen Lebens darin seine Nahrung, und Galfrids rhetorisch, ja poetisch gefärbter Stil ließ jene Elemente alle zur rechten Geltung kommen.

Die Wirkung des Werkes war daher eine ungeheure. Galfrids Einfluß hat sich das ganze Mittelalter hindurch gesteigert und reicht, durch tausend Kanäle verbreitet, bis tief in die neuere Zeit herein, bis Shakspere, ja bis Tennyson.

Schon vor der Mitte des zwölften Jahrhunderts fand die Historia Britonum einen Epitomator in Alfred von Beverley, der dann an seinen Auszug aus Galfrid eine aus andern Autoren excerpirte Darstellung der englischen und der normannischen Zeit (bis 1129) anschloß (Annales sive Historia de gestis regum Britanniae). Um dieselbe Zeit drangen Galfrids Erdichtungen in die normannische Nationallitteratur ein.

III.

Die normannische Poesie in England, soweit sie uns überliefert ist, debütirt im Anfang des zwölften Jahrhunderts mit didaktischen Reimwerken und Legendichtung, denen sich dann bald eine historische Poesie anschließt. Der Zusammenhang mit der lateinischen Litteratur der Epoche liegt klar vor Augen.

In formeller Hinsicht sehen wir in diesen Dichtungen zuerst unstrophische Reimpaare angewandt. Die ältere französische Poesie ist durchaus strophisch, weil sie gesungen wurde, sei es auch zum Theil nur nach Art eines Recitativs. Auch von der Legendichtung gilt dies, nicht blos dort, wo sie wie in der Chanson d'Alexis sich des epischen Versmaßes und der fortlaufenden Asso-

nanz — jedoch bei bestimmter Verszahl — bedient, sondern auch dort, wo sie kürzere Zeilen, paarweise gereimt, an einander reiht, wie im Lied auf Leodegar. Gelehrte Abhandlungen freilich ließen sich zwar in Maß und Reim bringen, jedoch weniger gut singen, und sobald man zu lesen und zu singen begann, hörte die Nothwendigkeit auf, nach je zwei oder drei Verspaaren eine Satzpause zu machen. So ergab sich das unstrophische Reimpaar ganz von selbst. Ein anderes Resultat des Schreibens und Lesens an Stelle des Singens war die Verwandlung der Assonanz in den Reim, der freilich in der ersten Zeit nicht ohne gelegentliche Licenzen angewendet wird.

Unter Heinrich I., der ein Zögling Lanfrancs war und — wie sein Beiname Beauclerc anzudeuten scheint — selber litterarisches Interesse bethätigte, dichtete Philipe von Thaun (jetzt Than in der Nähe von Caen in der Normandie), woher das Geschlecht des Dichters stammen und zum Theil nach England ausgewandert sein mochte. Um 1113 oder 1119 entstand sein Computus oder Cumpoz, in dem er, wie seine lateinischen Vorgänger, im Interesse des kirchlichen Dienstes von der Zeiteintheilung und in Verbindung damit vom Thierkreis, vom Mond u. s. w. sowie von den kirchlichen Fest- und Fastenzeiten — zum Theil unter Hinzufügung einer allegorischen Deutung — handelt. Seine Quellen bildeten Beda, Gerland und andere von ihm namhaft genannte Computisten. Diese Schrift, welche er seinen Oheim Hunfrei von Thaun, Kaplan des königlichen Seneschalls Yun (Eudo) widmete, ist in unvollendeter Gestalt auf uns gekommen. Es ist dies nicht sehr zu bedauern; denn der wenig poetische Gegenstand hat durch die poetische Form wenig gewonnen, und das kurze — sechssylbige*) — Versmaß, dessen Philipe sich bedient und das den Reim so häufig wiederkehren läßt, hat seinem Stil bald durch Verstümmelung, bald durch nutzlose Dehnung seiner Sätze, entschiedenen Eintrag gethan.

*) Das Reimpaar aus sechssylbigen Versen kann seinem Ursprunge nach als ein leoninisch gereimter Alexandriner aufgefaßt werden.

Größere Gewandtheit zeigt er ſchon in ſeiner folgenden Dichtung, die auch ihrem Inhalte nach unterhaltender iſt, ſeinem Bestiaire, welches er der ſeit 1121 mit König Heinrich vermählten Adelheid von Löwen widmete. Es tritt uns hier ein anglonormanniſcher Phyſiologus entgegen, deſſen lateiniſche Quellen noch nicht genau conſtatirt ſind, der übrigens in ſyſtematiſcher Ordnung die „Thiere" (bestes) von den Vögeln ſondert und dann beiden Gattungen — wie es ſcheint, in Folge eines afterthought — die der Steine folgen läßt. Auch dieſes Gedicht ſchrieb Philipe zum größern Theil in ſechsſylbigen Verſen. In der dritten Abtheilung aber wählt er ſich ein bequemeres Metrum, den Achtſylbler, welcher in ſtrophiſcher Gliederung ſchon in den Gedichten von der Paſſion Chriſti und vom Leodegar, alſo im zehnten Jahrhundert auftritt und in unſtrophiſcher Geſtalt die vorherrſchende Versform für die gelehrte Poeſie wie für den höfiſchen Roman und die poetiſche Erzählung werden ſollte.

Noch vor Philipes Phyſiologus war der Königin Adelheid eine andere Dichtung von anderer Hand gewidmet worden: die Legende des h. Brandan, deren Verfaſſer ſich Benedeit (Benedict) nennt und als apostoile (apostolicus) bezeichnet, was doch hier unmöglich, wie ſonſt gewöhnlich, ſoviel als Papſt bedeuten kann. Es iſt bezeichnend, daß die anglonormanniſche Poeſie gleich von Anfang an auch keltiſche Heilige feiert, ohne ſich auf ſolche zu beſchränken, die — wie ſeiner Zeit die Schottenmönche in Nordhumbrien — an der Bekehrung Englands einen Antheil gehabt hatten. Freilich war die Brandanlegende dem Stoffe nach ganz beſonders einem Zeitalter gemäß, in welchem die Kreuzzüge blühten und der Menſchen Blick ſehnſüchtig in die Ferne mit ihren verſchleierten Wundern gerichtet war. Brandan war ein iriſcher Abt des ſechſten Jahrhunderts, den die — auf iriſchen Schiffermärchen beruhende — Legende eine Entdeckungsfahrt nach dem irdiſchen Paradies, der terra repromissionis sanctorum unternehmen läßt. Mit ſiebzehn Gefährten, welche nicht alle die Heimath wiederſehen, durchſchifft der heilige Abt weite Meeresſtrecken. Wun-

derbare Erlebniſſe, ſeltſame, oft ſchreckhafte, zuweilen liebliche oder ehrwürdige Geſtalten, zauberhafte Inſeln, Gefahr und Noth, aus der Gottes Hand ſie immer wieder rettet, lernen ſie auf ihrer Fahrt kennen; ſelbſt in die Schrecken der Hölle werfen ſie im Vorüberfahren einen Blick und treffen auf einem Fels im Meere den Verräther Judas an, ein hülfloſes Opfer der Wellen, die ihr grauſames Spiel mit ihm treiben — an den wenigen Tagen, wo er von den Qualen der Hölle aufathmen darf. Endlich nach mehr als ſiebenjährigem Herumirren gelangen ſie in das von dichten Wolken umhüllte, von einer Mauer aus Gold und Edelſteinen umgebene Paradies, wo ein Engel ſie empfängt, ihnen den von Drachen und einem feurigen Schwert verſperrten Zugang eröffnet und ſie einen Theil der Reize und Wunder, die es enthält, ſchauen läßt — um ſie dann erleuchtet und getröſtet in die Heimath zu entlaſſen. — Im zehnten Jahrhundert, vielleicht gar noch früher, wurde dieſe Legende unter dem Titel Navigatio sancti Brendani in lateiniſcher Sprache aufgezeichnet. Aus dieſer Quelle ſchöpfte der anglonormanniſche Dichter, der ihr im Ganzen treu folgt: drei Abenteuer werden übergangen, dafür dann die Höllenſtrafen des Judas für die einzelnen Wochentage ſpecialiſirt. In ſeiner Darſtellung kommt der Stoff, dem es an dem kindlichen Reiz des Geheimnißvollen nicht mangelt — leider ebenſowenig an den Ausgeburten einer tendenziös abirrenden Phantaſie — zu wirkſamer Geltung. Sein Stil iſt einfach und klar, nicht ohne einen Anflug jener nüchternen Eleganz, welche die normanniſche klerikale Poeſie überhaupt kennzeichnet. Eigenthümlich iſt die metriſche Form dieſer Dichtung. Es ſind kurze Reimpaare, deren Verſe — buchſtäblich genommen — alle acht Sylben zählen. Vom Standpunct der romaniſchen Verskunſt aus aber muß man ſagen, daß hier männlich reimende Achtſylbler mit weiblichen Siebenſylblern abwechſeln. Liegt hier ein Einfluß der engliſchen Poeſie vor, der ein klingender Versausgang gleichwerthig mit zwei Hebungen galt?

Philipe wie Benedeit fanden im Laufe der Zeit zahlreiche Nachfolger.

Nicht lange nach ihnen tauchen auch poetiſche Ueberſetzungen der Diſticha des Cato, der Proverbia Salomonis ſowie poetiſche Predigten auf. Vor allem aber hebt bereits unter König Stephan eine hiſtoriſche Dichtung an. Es iſt höchſt merkwürdig, wie international, wie vermittelnd dieſe gleich zu Anfang Stellung nimmt. Nichts, was auf engliſchem Boden geſchehen iſt, gilt ihr als fremd.

Im fünften Decennium des Jahrhunderts ſchrieb Geffrei Gaimar eine Geſchichte der Briten (Estorie des Bretons), die uns leider verloren gegangen iſt. Wir wiſſen aber, daß ſeine Quelle Galfrids Historia Britonum bildete, von der ſeine Gönnerin Conſtance, Gemahlin des Raul Fitz Gilebert, in deren Auftrag er ſchrieb, durch Vermittlung des in Yorkſhire anſäſſigen Edelmanns Walter Espec aus des Grafen von Glouceſter Beſitz ein Exemplar entliehen hatte. An die britiſche Geſchichte ſchloß dann Gaimar — ähnlich wie Alfred von Beverley — die engliſche an (Estorie des Engleis), welche er nach verſchiedenen Quellen, zu einem großen Theil nach den Wincheſter-Annalen, bearbeitete und über die Eroberung hinaus bis zum Ausgang des elften Jahrhunderts fortſetzte. Die Abſicht, welche er am Schluß des Werkes äußert — denn die Estorie des Engleis iſt uns glücklicher Weiſe erhalten —, die Geſchichte Heinrichs I. zu beſchreiben, ſcheint nicht zur Ausführung gelangt zu ſein. An dieſem Stoff hatte ſich übrigens, wie Gaimar uns mittheilt, um dieſelbe Zeit ein anderer Dichter Namens David verſucht. Gaimars engliſche Geſchichte iſt in kurzen Reimpaaren*) in fließender, oft lebendiger Sprache abgefaßt. Einen erhöhten Reiz gewinnt ſie dadurch, daß der Dichter gelegentlich volksthümliche Ueberlieferungen in ſeine Darſtellung verwebt, wie er denn gleich zu Anfang die däniſch-engliſche Sage von Havelok, von der noch ſpäter die Rede ſein wird, ausführlich erzählt.

*) „Kurze Reimpaare" ſchlechtweg bedeutet in unſrer Darſtellung, ſofern es ſich um franzöſiſche Poeſie handelt, ſolche aus Achtſylblern.

Galfrids Historie fand etwa zehn Jahre später eine neue poetische Bearbeitung, welche die des Gaimar in den Schatten stellte und so deren Untergang mit verschuldet haben mag. Diese neuere Bearbeitung entstand in der Normandie, deren Litteratur für diese Zeit von der anglonormannischen nur künstlich sich sondern ließe; ihr Verfasser hieß Wace (d. i. Wistace, Eustace).

Nicht lange nach dem Anfang des zwölften Jahrhunderts auf der Insel Jersey geboren, erhielt Wace seine erste Schulbildung in der Stadt Caen, um dann in der Isle de France, also doch wohl in Paris, seine Studien zu vollenden. Nach Caen zurückgekehrt, scheint er dann selbst als Lehrer (clers lisanz) an einer der dortigen Schulen thätig gewesen zu sein. Seine Mußestunden widmete er der Poesie. Während der langen Zeit, die er in Caen zubrachte, hat er seiner eigenen Aussage nach eine große Anzahl „Romane" verfaßt, d. h. lateinische Schriften in's Romanische — also hier in's Normannische — übertragen, was dazumal gewöhnlich in poetischer Form geschah. Vermuthlich dichtete er so namentlich Legenden, nach denen die Nachfrage um so größer war, als man an den kirchlichen Festtagen der Gemeinde in ihrer Sprache — und gewöhnlich in Versen — die Bedeutung des Festes, beziehungsweise die Legende des gefeierten Heiligen vorzutragen pflegte. Zu einem ähnlichen Zweck hatte seiner Zeit in England Aelfrik seine allitterirenden Heiligenleben geschrieben.

Ein echter Normanne, wandte sich Wace gerne Stoffen zu, die bei seinem Volke populär waren oder gar eine gewisse nationale Bedeutung beanspruchen konnten. So dichtete er das Leben jenes Nicolaus von Patras, dessen Gebeine normannische Kaufleute aus Bari (in Süditalien) um 1087 aus der Kirche zu Myra (in Lycien) geraubt und in ihre Heimath gebracht hatten, von wo aus der Ruf des Heiligen mit der Kunde von der fortdauernden Wunderkraft seiner sterblichen Reste sich rasch über Europa, namentlich in der Normandie verbreitete. So feierte er in einer andern Dichtung das auf Veranlassung Wilhelms des Eroberers eingesetzte Fest der

Empfängniß Mariä, das bezeichnend genug auch unter dem Namen la fête aux Normands bekannt iſt.

An größere Aufgaben ſcheint er ſich erſt nach 1150 gewagt zu haben. Um die Zeit, wo der Sohn des Gottfried von Anjou und der Matilda als Heinrich II. den engliſchen Thron beſtieg, war Wace mit der Uebertragung der Hiſtorie des Galfrid von Monmouth beſchäftigt, die er nach ihrer Vollendung (1155) Heinrichs Gemahlin, der von den Sängern der Zeit gefeierten Eleonore von Poitou widmete. Vielleicht war die Pfründe, welche Heinrich dem Dichter zu Bayeux verlieh, eine Belohnung für eben dieſe Widmung. Waces Geste des Bretons oder, wie das Gedicht im Laufe der Zeit — wegen des keltiſchen Stoffs mit keltiſchem Namen — genannt wurde, Waces Brut d'Engleterre*) hat zur Verbreitung der altbritiſchen Königsfabeln außerordentlich viel beigetragen. Eben dadurch hat es auch die Entwicklung derſelben, wenigſtens der Sagen von Artus — wie wir nach romaniſchem und mittelhochdeutſchem Vorgang den König fortan nennen wollen — mächtig gefördert. Von Artus erzählte man ſich ſowohl in der kleinen wie in der großen Bretagne, und je mehr ſeine Geſchichte nach Galfrids Darſtellung bekannt wurde, deſto größer wurde die Verſuchung, allerlei Ueberlieferungen, Sagen und Märchen zu ihm in directe oder indirecte Beziehung zu ſetzen, deſto lebendiger wurde auf dieſem Gebiete der geiſtige Austauſch zwiſchen Armorika und der britiſchen Inſel. Was dann bretoniſche Jongleurs, die ſich früh einen großen Ruf erwarben, von ihm Neues ſangen, wurde in der Normandie, in Anjou, bald auch im übrigen Frankreich in franzöſiſcher Sprache wiederholt, und ähnlich mochte es in England gehen. Schon zu Waces Zeit erzählten ſich die Bretonen allerlei Fabeln von der Tafelrunde, die Artus gegründet haben ſollte und welche Galfrid noch unbekannt war. Wace begnügt ſich damit, der Gründung zu erwähnen, über

*) Endlich auch einfach Brut. Daher in neuerer Zeit Roman de Brut, wobei man an jenen Brutus, von dem die Briten abſtammen ſollen, gedacht zu haben ſcheint. Kymriſch brut aber bedeutet „Geſchichte," „Chronik."

die an die Tafelrunde geknüpften Erzählungen zuckt er die Achseln. Gerade in einem Werke dieser Art verhielt er sich gegen die mündliche Ueberlieferung äußerst spröde. War doch gewiß die ganze Autorität eines gravitätischen lateinischen Autors dazu nöthig, ihm die Artusgeschichte überhaupt glaubhaft zu machen, und er wollte nur Wahrhaftes berichten. In einer spätern Dichtung*) erwähnt er des Waldes von Broceliande und der wunderbaren Quelle, die nach bretonischen Erzählungen sich dort befinden sollte, fügt jedoch hinzu, er selbst habe die Stelle besucht, aber keine Wunder angetroffen. Die Zusätze, die Wace zu Galfrids Erzählung gemacht hat, — sie sind nicht sehr beträchtlich — verdankt er zum größten Theil lateinischen Quellen, zumal Heiligenlegenden. Dann aber pflegt er in Schilderung von Schlachten, Festen und dergleichen die Darstellung seines Autors zu erweitern, auszuschmücken; wo z. B. Musik gemacht wird, zählt er die verschiedenen Gattungen von Instrumenten auf, deren man sich bediente. Dadurch wird er seiner Quelle nach mittelalterlichen Begriffen nicht untreu; aber das ganze Costüm erhält so einen lebendigeren, farbenreicheren, die ritterliche Zeit, der Wace angehört, entschieden widerspiegelnden Charakter.

In spätern Jahren unternahm Wace zu Ehren seines königlichen Gönners, der aus dem Geschlechte Rollos (Hrolfs) stammt, eine Geschichte der Normannen (Geste des Normans), die unter dem Namen Roman de Rou bekannt ist. Sein Werk erfuhr, wie es scheint, eine längere Unterbrechung, bevor er seine Darstellung der Regierung Herzog Richards I. vollendet hatte, und wurde dann von ihm bis zum Jahre 1106 fortgeführt. Als er die Feder niederlegte (nach 1170), hatte er die Gunst des Königs, über dessen Kargheit er sich beklagen muß, verloren, und ein Anderer war an seiner Stelle zum Hofhistoriographen ernannt. — Der Roman von Rollo schließt die Reihe der Werke des patriotischen Dichters würdig ab. Auf Grund der Geschichtsbücher des Dudo von S. Quentin und des Wilhelm von Jumièges sowie anderer, zum Theil unbekannter Quellen erzählt Wace die Geschichte seines Stammes und

*) Im Roman von Rollo.

ſeiner Herzöge in anziehender, lebendiger Darſtellung, die bei gewiſſen Gelegenheiten — ſo namentlich in der Schilderung der Schlacht bei Senlac — durch die reiche Fülle des Details, durch die Begeiſterung, welche man aus den einfachen Worten des Dichters herausfühlt, eine bedeutende Wirkung nicht verfehlt. — Nicht ſelten ſchöpft er aus mündlicher Ueberlieferung, wenn ihm glaubwürdige Perſonen und nicht Jongleurs ihre Träger ſind, und manche von den Vätern auf die Söhne vererbte Sage und Anekdote hat er in ſeine Geſchichte verwebt und ſo gut erzählt, daß Uhland ein paar darunter der Ueberſetzung für werth hielt. Leider iſt von dem Roman von Rollo nur der zweite — allerdings bedeutend größere — Theil in der urſprünglichen Geſtalt auf uns gekommen. Den erſten Theil kennen wir nur in einer ſpätern Ueberarbeitung, welche von dem Auftreten Rollos an auch das Metrum geändert und Waces kurze Reimpaare in epiſche Tiraden aus Alexandrinern umgearbeitet hat.*)

Wace kann uns als der typiſche Vertreter der ältern normanniſchen Poeſie — ſoweit ſie ſich nicht in volksthümlichen Formen bewegt — gelten. Die charakteriſtiſchen Eigenthümlichkeiten jener Dichtung gelangen faſt nirgend in dem Grade wie bei ihm zur Entfaltung. Eine gewiſſe Nüchternheit und Sprödigkeit, der ſich eine Art ſchalkhafter Naivetät beimiſcht. Die Diction ohne beſondern Schwung und ohne Fülle, jedoch keineswegs ohne Rundung und Eleganz, vor allem einfach und durchſichtig, ſich in leicht dahinfließenden kurzen Reimpaaren mühelos bewegend. Ein gewiſſer Laconismus des Ausdrucks, der ſich gern der Antitheſe bedient und zum Organ volksthümlicher Spruchweisheit vortrefflich

*) Gleich zu Anfang des Abſchnitts in Alexandrinern ſagt der Dichter, er wolle die vers kürzen. Vers bedeutet hier natürlich nicht Verſe, ſondern — wie gewöhnlich — größere rhythmiſche Abſätze, und dieſe werden allerdings bei gleichem Inhalt kürzer, wenn die Verſe, aus denen ſie beſtehen, wachſen. Da aber die aus Reimpaaren beſtehenden Abſätze, welche nur durch den Inhalt beſtimmt werden, ganz verſchiedenen Umfang haben können, ſo hat jene Aeußerung nur dann Sinn, wenn dem Dichter der Alexandriner kurze Reimpaare vorlagen, die er in ſeine epiſchen Tiraden umgoß.

eignet. Derſelbe Begriff wird gewöhnlich durch daſſelbe Wort ausgedrückt, das ſich ſo in verſchiedenen Satztheilen emphatiſch wiederholt. Derſelbe Gedanke tritt nicht ſelten in neuer Form zum zweiten Male auf, ſei es in ſofortigem Anſchluß an die zuerſt gewählte Form, ſei es nach längerm Zwiſchenraume am Schluß einer Abſchweifung, wonach der Dichter leicht und beſtimmt wieder in den geraden Weg einlenkt. Amplification in der Aufzählung iſt beliebt. An keiner Stelle aber eine Häufung oder variirende Wiederholung, welche der Klarheit und Leichtigkeit Eintrag thäte. An keiner Stelle erhalten wir den Eindruck eines leidenſchaftlich erregten Gemüths, das ſich im Ausdruck zu corrigiren, zu überbieten ſucht; nie wird das Zuſammengehörige getrennt, das logiſch-grammatiſche Gefüge des Satzes geſtört.

Der Dichter arbeitet mehr mit dem Kopf als mit dem Herzen, und da ſeine Gedanken nicht ſehr tief gehen, ſeine Phantaſie nicht ſehr hoch ſteigt, ſo vermag er zwar zu belehren und zu unterhalten, jedoch weder zu erſchüttern noch zu erheben.

IV.

Vor der zweifachen Concurrenz des Lateins, welches das Ohr der Gelehrten mehr als je feſſelte, und des Anglonormanniſchen, welches die Sprache der Mächtigen und der Mode war, vermochte das Engliſche im Vordergrund der Litteratur ſich nicht zu behaupten. Mehr und mehr zog es ſich in das Dunkel zurück, wie um Kräfte zu ſammeln für beſſere Zeiten.

Bedeutſam für dieſes Zurückweichen ſind die Schickſale der Engliſchen Annalen.

In der Chriſtuskirche zu Canterbury, wo man ſeit der erſten Hälfte des elften Jahrhunderts die Parkerhandſchrift der Annalen von Wincheſter beſaß, wurden bald nach Lanfrancs Erhebung zum Erzbiſchof elf zerſtreute, beſonders für Canterbury wichtige Notizen für den Zeitraum 1005—1070 darin eingetragen: die letzte bezieht ſich auf den neuen Primas und ſeinen Streit mit dem Erzbiſchof

Thomas von York. Darauf Schweigen bis lange nach Lanfrancs Tod, und nun findet sich ein Fortsetzer, der in lateinischer Sprache und in zusammenhängender Darstellung über die Zeit von Lanfrancs Primat berichtet, wobei namentlich kirchliche Dinge berücksichtigt werden und die Zeit nach den seit des Erzbischofs Ordination verflossenen Jahren berechnet wird. Die Erwähnung der Wahl und der Consecration Anselms bildet den Schluß.

Besser erging es der englischen Annalistik in Worcester. Hier saß von 1062 bis 1095 jener Wulstan auf dem Bischofssitz, der von Lanfranc bei Wilhelm dem Eroberer der litterarischen Unwissenheit — ohne Erfolg — angeklagt wurde und der allerdings weder die klassische Bildung noch die dialektische Gewandtheit der normannischen Prälaten besaß, im Uebrigen aber ein ebenso klarer und unterrichteter Kopf als energischer und redlicher Charakter war und des wissenschaftlichen, insbesondere historischen Interesses keineswegs ermangelte. Auf seine Veranlassung stellte der Subprior Hemming ein Cartular der Kirche von Worcester zusammen. Wulstans Kaplan, der Mönch Colman, den er später zum Prior von Westbury machte, beschrieb nach dem Tode seines Gönners dessen Leben in englischer Sprache — nach Wilhelms von Malmesbury Urtheil dem Inhalte nach mit ernster Anmuth (lepore gravi), der Form nach kunstlos und einfach (simplicitate rudi). Unter Wulstan wurden dann auch die Worcester-Annalen fortgesetzt. Im letzten Viertel des zwölften Jahrhunderts begegnet uns ein Annalist, dessen Darstellung bei einer gewissen Weite und Tiefe der Anschauung ein Anflug von Melancholie kennzeichnet und der zu den besten Stilisten in seiner Sphäre gehört. Er muß Wulstan nahe gestanden haben und könnte mit jenem Colman identisch sein, wie kunstlos auch dessen Sprache einem Wilhelm von Malmesbury erscheinen mochte. Von dem gewaltigen Eroberer, den er mit eigenen Augen gesehen, entwirft unser Annalist folgendes Charakterbild:

> Der König Wilhelm, von dem wir reden, war ein sehr weiser und sehr mächtiger Mann und majestätischer und gewaltiger als irgend einer seiner

Vorgänger. Er war mild gegen die guten Menſchen, die Gott liebten, und über die Maßen hart gegen diejenigen, die ſeinem Willen widerſtrebten ..... Er ſetzte Eorle gefangen, die gegen ſeinen Willen handelten. Biſchöfe ſetzte er von ihrem Biſchofsſitz und Äbte aus ihrer Abtsgewalt, und Degen warf er in den Kerker, und zuletzt ſchonte er ſeinen eigenen Bruder Odo nicht .... Unter andern Dingen iſt der gute Friede nicht zu vergeſſen, den er in dieſem Lande herſtellte, ſo daß ein Mann, der ſich ſelbſt in Acht hatte, den Buſen voll Gold unbehelligt durch ſein Reich reiſen konnte, und Keiner es wagte einen Andern zu erſchlagen, hätte dieſer ihm auch noch ſo viel Uebles zugefügt .....*)

Das Werk dieſes Worceſterſchen Annaliſten iſt uns in einer zu Peterborough entſtandenen Compilation erhalten. Die vorhandene Worceſter-Redaction reicht nur bis zum Jahre 1079.

In Peterborough gab die Feuersbrunſt, die im Jahre 1116 das Münſter und faſt alle anliegenden Gebäude, jedesfalls auch den größern Theil der vorhandenen Bücher und Urkunden zerſtörte, wie zum Bau eines neuen Münſters, ſo auch zur Abfaſſung eines neuen Annalenwerks Anlaß. Dieſe ſcheint um 1121 ſtattgefunden zu haben. Man ging mit äußerſter Sorgfalt zu Werke und gab ſich große Mühe — allerdings weniger im Intereſſe der hiſtoriſchen Wahrheit als des eignen Kloſters, Dinge, die ſich zum Glück nicht immer widerſtrebten. Unter Benutzung verſchiedener Quellen, der Annalen von Wincheſter, Abingdon, für die ſpätere Zeit beſonders derer von Worceſter, woher man eine bis 1107 reichende Redaction erhalten zu haben ſcheint, ferner auch unter Verwerthung einheimiſcher Nachrichten, mit geſchickter Einſchaltung einer Anzahl gefälſchter Urkunden, welche alte Schenkungen und Verleihungen von Privilegien an die Abtei bezeugen ſollten, — ſo ſtellte man ein bis auf die Gegenwart (1121) reichendes Ganze zuſammen, das ſich recht anmuthig lieſt und in dem treffliche Partien von ernſtem Intereſſe mit erbaulichen, wohl auch mit idylliſchen Nachrichten — Berichten über die Witterung, die Ernte — abwechſeln. Deutlich macht ſich in dieſer Compilation einerſeits ein mehr mönchiſch beſchränkter Geſichtskreis geltend im Gegenſatz zum nationalen Standpunct der meiſten ältern Annaliſten, andrer-

*) Earle S. 221 f.

ſeits aber auch ein Streben nach litterariſchem Erfolg durch Auswählen des Anziehenden aus dem hiſtoriſchen Stoff, ein Streben, das ſpäter in der lateiniſchen Hiſtoriographie immer mehr um ſich gegriffen hat. Von 1122 bis 1131 wurden die Annalen von Peterborough, wie es ſcheint, ziemlich ohne Unterbrechung fortgeſetzt. Dann aber vergingen, wie die jüngere Geſtaltung der Sprache verräth, mehrere Jahre bis der Zeitabſchnitt von 1132 bis 1154 eine — nicht ohne Talent ausgeführte — Darſtellung fand. Mit dem Regierungsantritt Heinrichs II. bricht der Faden der altengliſchen Annaliſtik in deren letzter Werkſtätte ab. Um jene Zeit hatte Gaimar ſeine Geſchichte der Briten und der Angeln bereits geſchrieben, und Wace arbeitete an ſeinem Brut. Seit 1122 aber führte man in Peterborough auch eine lateiniſche Chronik, und wie um 1117 Florenz den Inhalt der engliſchen Annalen von Worceſter zu einem großen Theile in ſein Chronicon ex chronicis aufgenommen hatte, ähnlich, wenn auch in geringerm Maße, verfuhr mit denen von Peterborough Hugo Candidus, der um 1155 ſeine Coenobii Burgensis historia beendete.

Das religiöſe Bedürfniß von Geiſtlichen und Laien ſicherte die theologiſche Litteratur in engliſcher Sprache vor gänzlichem Untergang. Die Werke berühmter Homileten der frühern Zeit wurden nach wie vor fleißig geleſen und abgeſchrieben. Unter der Hand des Schreibers erhielten die Wörter zum Theil eine etwas moderniſirte Geſtalt, ſelten gewordene und nicht leicht verſtändliche Ausdrücke wurden auch wohl durch geläufigere erſetzt. Zuweilen verräth ein Irrthum die Hand, welche ältere Schriftzüge in neuere umſchrieb. — Doch nicht allein auf Ab- und Umſchreiben beſchränkte man ſich; man compilirte auch, ahmte nach, ſchaltete auch wohl Stellen aus älteren Autoren in neuere Darſtellung ein. Nicht leicht iſt es, in den vorhandenen Homilienſammlungen aus dieſer Epoche ohne die Hülfe äußerer Kriterien das verſchiedenen Köpfen, verſchiedenen Zeiten Angehörige von einander zu ſondern. Doch unterliegt es keinem Zweifel, daß dieſe Litteratur im Weſentlichen theils eine Erneuerung, theils ein Abglanz der Arbeiten des zehnten

und elften Jahrhunderts iſt. Namentlich auch von dem Geiſte Aelfriks nährt ſie ſich. Die Homilien des großen Abtes wurden mehr als einmal abgeſchrieben, moderniſirt, nachgeahmt. Solche Stellen, die ſich auf das h. Abendmahl bezogen und der orthodoxen, von Lanfranc ſiegreich verfochtenen Lehre widerſtritten, pflegte man zu ſtreichen. Im Ganzen drang Aelfriks mächtiges Wort in nur wenig veränderter Geſtalt zum Volke. Beſſeres fürwahr hatten auch die normanniſchen Prediger ihren Zuhörern nicht zu bieten.

Auch die Evangelienüberſetzung aus der erſten Hälfte des elften Jahrhunderts erſchien im Laufe des zwölften in verjüngter Geſtalt (Hatton Gospels); es entſtanden neue Gloſſen zum Pſalter und eine neue Verſion der Regel des h. Benedict. Sogar auf dem Gebiete der Naturwiſſenſchaft und der Medicin war man nicht unthätig. Eine neu entſtandene illuſtrirte Handſchrift des Herbarium Apuleii wurde mit einigen engliſchen Gloſſen verſehen. Das auf Apulejus und Dioskorides beruhende altengliſche Herbarium nebſt der Medicina de quadrupedibus wurde mit veränderter Anordnung des Stoffs, mit manchen Auslaſſungen und Zuſätzen erneuert. Wohl ebenfalls als eine Abſchrift oder Bearbeitung einer älteren engliſchen Vorlage, kaum als directe Uebertragung aus lateiniſchen Quellen dürfte die Sammlung von Recepten anzuſehen ſein, welche um jene Zeit entſtand und von dem kurzen Ueberblick über die ältere Geſchichte der Medicin, der an ihre Spitze geſtellt iſt, den Titel peri didaxeon (*περὶ διδάξεων*) — d. h. etwa „von den Schulen“ oder „von den Lehrſyſtemen“ — erhalten hat.

Dieſe ganze proſaiſche Litteratur des zwölften Jahrhunderts, zumal die homiletiſche, iſt nun außerordentlich wichtig und anziehend für den Grammatiker.

Denn in jener Zeit ſehen wir die engliſche Sprache einen bedeutungsvollen Proceß der Umbildung durchmachen, der ſich ſehr allmählich, ſeit der Mitte des Jahrhunderts in etwas beſchleunigtem Tempo vollzieht. Manche, zumal die vocaliſchen Laute erfahren

eine Modification, die unbetonten Endſylben werden in ihrem Vocalgehalt geſchwächt, frühere Unterſchiede verwiſcht, die Flexionen beginnen ſich zu verwirren. Im Wortſchatz wird die Anwendung einzelner Wörter ſelten oder hört ganz auf, indem ſie durch andere erſetzt werden. Im Ganzen zeigt ſich Verarmung und Vergröberung.

Der Einfluß der normanniſchen Herrſchaft war hierin mehr in negativer als in directer Weiſe wirkſam. Die Sprache ging ihren natürlichen Entwicklungsgang. Mit dem Aufhören des nationalen Staates aber zerbröckelte die Einheit der Schriftſprache, provinzielle und volksthümliche Elemente tauchten von allen Seiten auf. In den Litteraturdenkmälern, wie wir ſahen, größtentheils Erzeugniſſen des Schreiber- und Compilatorenfleißes, ſtellt daher die Sprache ein Bild chaotiſcher Mannigfaltigkeit dar, in der ältere Formen mit neueren um den Vorrang kämpfen, bis gegen Ausgang des Jahrhunderts den letzteren entſchieden der Sieg ſich zuneigt.

Germaniſch iſt dieſe Sprache noch durchaus ſowohl ihrem Bau als ihren elementaren Beſtandtheilen nach. Nur verſchwindend wenige romaniſche Elemente ſind (zumal in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts) in ihren Wortſchatz gedrungen, in der Regel noch ohne die entſprechenden engliſchen Vocabeln ſofort zu verdrängen. Sie betreffen — wie zu erwarten — vorwiegend Dinge und Begriffe, die an Kirche und Cultus, an die Verfaſſung des Lehnſtaats, das Heerweſen oder das äußere Leben der feudalritterlichen Geſellſchaft anknüpfen. Bedeutungsvoll gemahnen in ſächſiſchem Munde Wörter wie castel, justise, prisun.

V.

Der engliſche Volksgeſang war unter normanniſcher Herrſchaft nicht verſtummt, und gewiß ſang das Volk nicht blos Liedchen wie dasjenige, von dem der Mönch von Ely in der Geſchichte

ſeiner Kirche*) uns den Anfang mittheilt, indem er König Knut ſelbſt als den Dichter bezeichnet:

Merie sungen muneches binnen Ely,
Tha Cnut chyning reu ther by;
Roweth, cnihtes, noer the land,
And here we thes muneches sang.

Fröhlich ſangen die Mönche binnen Ely, als Knut der König vorbeiruderte; rudert, Knappen, dem Lande zu, und laßt uns dem Geſange der Mönche lauſchen —

„mit noch mehr anderen anderen Worten, quae usque hodie (um 1166) in choris publice cantantur et in proverbiis memorantur.“ Wie man laut Wilhelms von Malmesbury Zeugniß zu ſeiner Zeit auf öffentlicher Straße von der Vermählung Gunhilds, der Tochter Knuts, mit Kaiſer Heinrich ſang, ſo erklangen gewiß auch hiſtoriſche Lieder anderer Art — Lieder von Schlacht und Kampf.

Das alte Epos war ſchwerlich mehr lebendig, doch wurde noch manches Stück epiſcher Sage, wenn auch in modificirter Geſtalt, fortgepflanzt. So die Sage vom alten, epiſchen Angelnkönig Offa, die man auf den großen Offa von Mercien übertragen hatte. Das mittelengliſche Gedicht von Wade, worauf u. a. Chaucer anſpielt, — leider iſt es uns verloren gegangen — beruhte doch ohne Frage auf Ueberlieferungen, ja auf Liedern, die wie ſchon früher, ſo gewiß auch im zwölften Jahrhundert verbreitet waren; denn jener Wade iſt, wie ſchon das ihm beigelegte Boot bezeugt, Niemand anders als der alte Wada (altn. Wadi, mhd. Wate), der Vater Welands (Wielands). Welands des Schmieds Name taucht noch in der Poeſie des vierzehnten Jahrhunderts auf und iſt dem engliſchen Volke in gewiſſen Gegenden bis tief in die neuere Zeit hinein geläufig geblieben.

Mythologiſche Vorſtellungen waren im Volke noch recht mächtig. Von Elben und andern geiſterhaften Weſen, wozu jetzt die romaniſchen Feen traten, wiſſen engliſche Schriftſteller des zwölften Jahrhunderts manches Wunderbare zu berichten. Auch die

*) Hist. El. II, 27, bei Gale S. 505. Wir haben uns ein paar kleine Änderungen des Textes erlaubt.

alten Götter lebten, wenn auch unter neuen Namen, in heruntergekommener Geſtalt, fort. In dieſer Zeit oder wenig ſpäter mag es geweſen ſein, daß Woden den Namen Robin erhielt, der die populärfranzöſiſche Form für das deutſche Ruprecht bildet, welches uns lebendiger an den alten Beinamen des Gottes: Hruodperaht (d. i. der Ruhmglänzende) erinnert. Robin Goodfellow ſteht dem deutſchen Knecht Ruprecht gegenüber. In der Sage von Robin Hood andrerſeits ſcheint die alte, gleichfalls an Woden ſich knüpfende Vorſtellung vom wilden Jäger, vom Himmel auf die Erde übertragen, die menſchlichere Geſtalt eines wackern Wildſchützen und outlaw angenommen zu haben.

Solche outlaws waren zu jeder Zeit beliebte Volkshelden, zumal aber in normanniſcher Zeit, wo ſich — anfänglich wenigſtens — eine Art nationaler, ja patriotiſcher Regung in die ſympathiſche Bewunderung für dieſelben einmiſchte, und wo andrerſeits die furchtbare Strenge der Jagdgeſetze denjenigen, welche über ihre Vollſtreckung zu wachen hatten, den bitterſten Haß zuzog. Frühzeitig bemächtigte ſich daher die dichtende Phantaſie der Geſchichte ſolcher Helden.

Dichtung und Wahrheit enthält ohne alle Frage ſchon die — dem Anſcheine nach — ziemlich früh im zwölften Jahrhundert entſtandene lateiniſche Darſtellung der Thaten jenes Hereward des Sachſen, der mit wenigen Anhängern in den Marſchen von Ely Jahre lang der Macht des Eroberers trotzte. Es ſei hier bemerkt, daß der Verfaſſer der Gesta Herewardi Saxonis als eine ſeiner Quellen die Geſchichte von Herewards Jugend aus der Feder eines in deſſen Dienſt ſtehenden Prieſters Leofrik von Brun namhaft macht und dabei berichtet, daß dieſer Leofrik beſtrebt geweſen ſei, aus alten Erzählungen (fabulis) oder aus zuverläſſigen Mittheilungen die Thaten der Rieſen und Krieger kennen zu lernen und ſie — wie es ſcheint, in engliſcher Sprache*) — aufzuzeichnen

*) Der Ausdruck ob memoriam Angliae literis commendare (Chroniques anglo-normandes II, 2) iſt eigenthümlich und vieldeutig.

In ſpäterer Zeit ſahen auch normanniſche Barone ſich in die Lage des Rechtsloſen, Geächteten verſetzt, wie unter König Johann jener Fulke Fitz Warin, den ein anglonormanniſches Gedicht feiert, welches uns in einer Proſa-Auflöſung erhalten iſt und von welchem es auch eine poetiſche Nachbildung in engliſcher Sprache gegeben hat.

In altengliſche Zeit hinauf gehen, ohne jedoch ihrem Kern nach eine Beziehung zum Inhalt des alten Epos zu haben, einige Sagen, deren hiſtoriſchen Hintergrund die Einfälle und Anſiedlung der Dänen und die ſich daraus ergebenden Beziehungen zwiſchen England und Dänemark bilden. Namentlich im öſtlichen England dürften ſie daher auch heimiſch geweſen ſein. Zum Theil im elften, zum Theil vielleicht erſt im zwölften Jahrhundert zu einem gewiſſen Abſchluß gelangt, jedoch noch immer neuer Fort- und Umbildung fähig, waren ſie dem Anſcheine nach ein beliebtes Thema der engliſchen Spielleute, welche — von ihrer einſtigen Stellung tief herabgeſunken, von den ausländiſchen jongleurs und menestrels in Schatten geſtellt — im Volke gleichwohl noch immer willige Zuhörer fanden. Auch normanniſche Dichter verſchmähten es nicht, ſolche Stoffe — in engerm oder freierm Anſchluß an ihre engliſchen Vorbilder — zu behandeln, und ihre Behandlungsweiſe blieb wiederum nicht ohne Einfluß auf die Geſtaltung, welche die nationale Poeſie dieſen Sagen gab. Mächtiger noch wurde dieſe engliſche Spielmannsdichtung von der unter franzöſiſch-normanniſchem Einfluß ſich umbildenden Sitte der Zeit, von den die Luft durchziehenden neuen Anſchauungen und Ideen in ihrer Entwicklung beſtimmt.

Deutlich tritt dieſe Einwirkung namentlich in der Sage von Horn zu Tage, welche — obwohl vielleicht ältern Urſprungs — erſt in ſpäterer Zeit die Form erhielt, in der ſie uns überliefert iſt; während die Sage von Havelok, wie wir aus Gaimars Darſtellung ſchließen müſſen, ſchon zu Anfang des zwölften Jahrhunderts in ihren Hauptumriſſen feſt umſchrieben war. In beiden Sagen handelt es ſich um einen Königsſohn, der, ſeines Erbes

beraubt, über das Meer in die Fremde — ſei es flieht, ſei es geſtoßen wird, lange Jahre hier verweilt und nach zahlreichen Abenteuern ſich ſein Land wiedererobert und ſich an ſeinen Feinden rächt. In beiden Sagen tritt dann eine Prinzeſſin, die Braut oder Gattin des Helden, auf; aber während im Havelok das Element der Liebe ſo gut wie gar keine Rolle ſpielt, iſt es im Horn geradezu in den Mittelpunct des Intereſſes getreten. Im Havelok ſind die geographiſchen, wenn auch nicht die hiſtoriſchen, Anknüpfungspuncte an die Wirklichkeit in klarer Beſtimmtheit gegeben. In die Hornſage ſcheint in beiden Beziehungen eine unlösbare Verwirrung eingetreten zu ſein.

Beide Sagen tauchen in der engliſchen Poeſie bald nach der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts auf.

Weniger urſprünglich, aus einer Verquickung von Localüberlieferung, hiſtoriſchen Reminiscenzen, bekannten märchenhaften und romantiſchen Motiven und willkürlicher Erfindung hervorgegangen ſcheinen die Sagen von Guy von Warwick und Bevis von Hampton — beide zuerſt von anglonormanniſchen Dichtern und nach ihrem Vorgange dann in engliſchen Verſen behandelt.

Eine mittlere Stellung dürfte die Sage von Waltheof einnehmen, deren Inhalt ſowohl wie der Name des Helden den — wie ſehr auch entſtellten — geſchichtlichen Kern deutlich erkennen läßt. Das engliſche Gedicht, welches dieſen Helden feierte, iſt leider verloren gegangen, der franzöſiſche Roman von Waldef, der eine Nachbildung deſſelben ſein ſoll, noch nicht herausgegeben und war bis vor Kurzem auch ſo gut wie unzugänglich. Es gibt aber noch eine lateiniſche Proſaüberſetzung*) aus dem Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts, deren Verfaſſer, John Bramis, ein Mönch von Thetford — unweit Ely — für einen Theil das engliſche Original, für den Reſt den franzöſiſchen Text benutzt zu haben ſcheint.

Manche Erinnerung aus der ältern Zeit ſeiner Geſchichte mag

*) Vgl. darüber Wright, Essays on subjects connected with the literature etc. of England in the middle ages II, 97 ff.

im zwölften Jahrhundert im englischen Volk noch lebendig gewesen sein. Alles Andere aber überstrahlte das Bild König Aelfreds, das wie ein kostbares Erbgut von Vater auf Sohn sich fortpflanzte, nicht ohne einzelne Züge einzubüßen, nicht ohne mit neuen vermehrt zu werden, — im Ganzen jedoch dem Originale ähnlich: jenem Herrscher, der wie keiner sein Volk geliebt, dem Mann voll Kraft und Milde, der zugleich König, Vater, Lehrer seines Volks gewesen.

In letzterer Eigenschaft wurde Aelfred allmählich als ein Urheber volksthümlicher Weisheit angesehen. Eine Anzahl Sprüchwörter und Lebensregeln führte man auf ihn zurück.

Im zwölften Jahrhundert gab es Sammlungen gnomischer Gedichte unter dem Titel Parabeln oder auch Lehren (documenta) Alfreds. In mehreren Versionen, verschieden an Umfang, Anordnung, zum Theil auch an Inhalt, wurden diese der Folgezeit überliefert.

Ein paar Redactionen aus dem dreizehnten Jahrhundert sind uns erhalten, das Vorhandensein anderer wird durch Citate in einer gleichzeitigen Dichtung bezeugt. Mit Recht hat man in der vollständigeren Redaction neuerdings drei verschiedene Theile unterschieden, wobei es jedoch zweifelhaft bleibt, ob dieselben in der That verschiedenen Epochen ihre Entstehung verdanken, da Altes und Junges sich hier auch innerhalb kleinerer Abschnitte verbindet.

Der Eingang des Spruchgedichts zeigt uns König Aelfred auf einer feierlichen Versammlung, umgeben von den Großen seines Reichs.

> Zu Seaford saßen manche Degen (Thane), viele Bischöfe und viele Buchgelehrte, Eorle stolz, gewaltige Ritter. Da war der Eorl Alfrich, der im Gesetze sehr erfahren war, und auch Alfred, der Angeln Hirt, der Angeln Liebling, in Engelland war er König. Da lehrte er sie, wie ihr hören mögt, auf welche Weise sie ihr Leben führen sollten. Alfred war in Engelland ein gar starker Herrscher. Er war König und Gelehrter, sehr liebte er Gottes Geschöpfe. Er war weise in Worten und klug in Werken. Er war der weiseste Mann in ganz Engelland.

Es folgen nun die Ermahnungen und Sprüche, in Abschnitte

eingetheilt, deren jeder mit den Worten: þus queþ Alured (þus quad Alfred), „Alſo ſprach Alfred", beginnt. Gottesfurcht, Weisheit, Gerechtigkeit, Arbeitſamkeit, die Vergänglichkeit des Lebens, die Eitelkeit irdiſcher Güter — ſolcher Art ſind die behandelten Themata. Daran ſchließen ſich mehr ſpecielle Vorſchriften für beſondere Lebenslagen, Regeln der Weltklugheit; Vorſicht in der Wahl eines Weibes und kluge Behandlung der Gattin wird recht eindringlich gepredigt.

Alſo ſprach Alfred: Sei du nimmer ſo toll noch ſo weinberauſcht, daß du je deinem Weibe dich ganz anvertrauſt. Denn ſähe ſie dich in Gegenwart all deiner Feinde, ſie würde, wenn du ſie mit Worten erzürnt hätteſt, es um Nichts in der Welt unterlaſſen, dir dein Mißgeſchick vorzuwerfen. Das Weib iſt worttoll und hat zu raſche Zunge. Wenn ſie auch möchte, ſie kann ſie nicht beherrſchen.*)

Wichtig iſt die Versform, in der dieſe Sprüchwörter Alfreds auftreten. Sie zeigen uns die alte Langzeile mitten in der Entwicklung zum kurzen Reimpaar begriffen. Unvollkommen durchgeführte, zuweilen gehäufte Allitteration wechſelt oder verbindet ſich auch mit dem Reim, der wie die Allitteration die zwei Hälften einer Langzeile an einander knüpft.**) Indem aber der Reim die Versglieder, welche er bindet, an den auslautenden Sylben ergreift, indem er ferner — ungleich der Allitteration — zwiſchen der erſten und der zweiten Halbzeile keinen Unterſchied machen kann, läßt er uns — wir deuteten ſchon früher darauf hin — das von ihm Verknüpfte als ein Zweifaches, als ein Paar empfinden. Während Folgendes ſich klar als eine Einheit darſtellt:

wit and *wisdom* — and i*w*riten rede,

Folgendes trotz der Häufung der Stäbe noch als Einheit empfunden wird:

---

*) Proverbs of Alfred No. 17, bei Kemble, Dialogue of Salamon and Saturnus S. 235 f.

**) Selbſtverſtändlich zeigt ſich in einigen Sprüchen der Reim conſequenter durchgeführt, die Allitteration zerrütteter als in andern. Jene brauchen deswegen nicht nothwendig älter zu ſein als dieſe.

He wes *w*is on his *w*ord — and *w*ar on his *w*erke,

wird man aus der Zeile:

He wes king and he wes *clerk* — wel he luuede godes *werk*

nur ein durch den Reim verbundenes Verspaar heraushören, und die Allitteration, auf die Kurzzeile beſchränkt (*k*ing, *c*lerk — *w*el, *w*erk), erſcheint als ein bloßer Schmuck.

Gleiche oder doch ähnliche formelle Eigenthümlichkeiten beobachteten wir ſchon an einigen Dichtungen des elften Jahrhunderts, beſonders an dem Lied auf den Edeling Aelfred (z. J. 1036). Halten wir ſpätere Erſcheinungen damit zuſammen, ſo drängt ſich uns die Annahme auf, daß die Volkspoeſie des zwölften Jahrhunderts, ſoweit ſie ſchöpferiſch war, ſich vorzugsweiſe in ſolchen Formen bewegt habe.

VI.

Auch in der ſpecifiſch geiſtlichen Dichtung — wozu die Sprüchwörter Alfreds doch wohl nicht zu ſchlagen ſind — machte ſich bald der Reim geltend. Zwar ſcheint hier die alte Langzeile ſich länger rein erhalten zu haben. Von zwei poetiſchen Reden der Seele an den Leichnam aus dem zwölften Jahrhundert begnügt ſich die eine faſt durchaus mit der Allitteration, mag auch deren Anwendung vielfach dem ſtrengen Geſetz nicht entſprechen.

Dagegen aber begannen die geiſtlichen Poeten frühzeitig durchaus neue, fremden Muſtern nachgebildete Formen anzuwengen, Formen, welche trotz vermuthlicher Urverwandtſchaft ſich von den einheimiſchen viel weſentlicher unterſcheiden als es oberflächlicher Betrachtung erſcheinen mag. Denn in ihnen lebt der Rhythmus einer fremden Sprache, der nun auch auf das Engliſche einzuwirken begann.

Zuerſt tauchen dieſe neuen Rhythmen im Süden Englands auf, woraus jedoch keine vorſchnelle Schlüſſe zu ziehen ſind.

Auf jenem zwiſchen Avon und Stour gelegenen Gebiete, wo die Grenzen dreier Grafſchaften, Dorſet, Wilts und Hampſhire,

zuſammenſtoßen, entſtand vielleicht noch unter der Regierung Heinrichs I. die in der Litterargeſchichte unter dem Titel Poema morale bekannte Dichtung. Es iſt eine Predigt in Verſen, welche jedoch durch größere Freiheit der Gedankenbewegung und Einmiſchung eines ſubjectiven, ja lyriſchen Elements ſich über den Bereich ihrer Gattung erhebt.

Der Prediger beginnt damit, einen wehmüthigen Blick auf ſein Alter zu werfen, auf das Leben, das ihm verfloſſen iſt, ohne daß er es recht benutzt hätte:

Ich bin jetzt älter als ich war an Jahren und an Lehre,
Gewachſen iſt mir Kraft und Macht, wenn nur der Geiſt es wäre.
Zu lange war ich wie ein Kind in Worten wie in Thaten,
Noch bin ich, zwar an Jahren alt, dem Kinde gleich berathen.
Ein unnütz Leben lebt' ich, ach! ich glaub' es noch zu leben,
Beſinn' ich ernſtlich mich darauf, ſo macht mich Furcht erbeben.
Meiſt Alles was ich noch gethan, glich kindiſch eitlem Spiele,
Gar ſpät kam die Beſinnung mir, hilft Gott mir nicht zum Ziele.
Manch eitles Wort hab' ich geſagt, ſeit ich die Sprach' erlanget,
Und manche Thorheit auch geübt, vor der mir jetzo banget.
Gar zu häufig ſündigt' ich in Werken und in Worten,
Geſammelt habe ich beinah' Nichts, verſchwendet allerorten.
Meiſt Alles, das mir einſt gefiel, das will mir jetzt mißfallen,
Wer viel dem eignen Willen folgt, der täuſcht ſich ſelbſt vor Allen.
Wohl konnt' ich damals beſſer thun, hätt' ich das Glück gefunden,
Jetzt möcht' ich, doch ich kann nicht mehr, vom Alter feſt gebunden.
Das Alter ſchlich an mich heran, bevor ich es ſah kommen,
Es hatten Rauch und Nebel mir der Augen Licht benommen.
Wir ſind zu träge gut zu thun und gar zu flink im Böſen,
Die Menſchen ſcheut man mehr als Ihn, der kam uns zu erlöſen.
Wer da er kann nicht Gutes thut, wie ſehr er es bereuet
Am Tage, wo geerntet wird die Saat, die er geſtreuet.

So wendet der Dichter ſich an jeden Menſchen mit der Mahnung, die Zeit nicht ungenützt verſtreichen zu laſſen, ſondern gute Werke zum Himmel vor ſich her zu ſenden, auf Niemand ſich zu verlaſſen, ſondern für ſich ſelbſt zu ſorgen. Im Himmel iſt unſer Schatz ſicher untergebracht, dorthin ſollen wir unſer Beſtes ſenden. Jeder kann ſich den Himmel erwerben, da Gott mit wenig zufrieden iſt: er ſieht auf den Willen. Gott weiß und ſieht Alles: was ſollen

wir denn ſagen oder thun beim jüngſten Gericht, welches auch die Engel fürchten? An zwei Stellen redet der Dichter vom jüngſten Gericht; zweimal ſchildert er, aus dem Schatz der mittelalterlichen Tradition ſchöpfend, die Qualen der Hölle. Sehr lebendig iſt die Schilderung der Seelen, die von der Hitze zur Kälte, von der Kälte zur Hitze ſtreben, denen in der Gluth der Froſt, im Froſt die Gluth ein Segen dünkt, die ruhelos hin und her wallen wie das Waſſer vor dem Wind. „Das ſind diejenigen, welche unbeſtändig waren in ihrem Sinn, welche Gott Verſprechungen machten, die ſie nicht hielten, welche ein gutes Werk begannen und es nicht vollendeten, welche bald hier, bald dort waren und nicht wußten was ſie wollten.“ Der Prediger gelangt dann zu den Mitteln, ſich vor der Hölle zu ſchützen: der Kern aller Gebote Gottes beſteht in der Liebe zu ihm und zu dem Nächſten. Er warnt vor dem breiten Weg, der leicht hinabführt durch einen düſtern Wald in ein ödes Feld und preiſt den ſchmalen und ſteilen Weg, der zum Himmel führt. Es folgt eine Schilderung der Wonne des Himmels, welche nicht in irdiſcher Pracht und in ſinnlichem Genuß beſteht, ſondern in der Anſchauung Gottes, der die wahre Sonne voll Klarheit, der Tag ohne Nacht iſt. „Zu dieſer Wonne führe uns Gott!“

Durch Tiefe und Wärme der Anſchauung und Geſinnung, durch einen gewiſſen Adel der Empfindung, durch eine geiſtige Auffaſſung geiſtlicher Dinge ſchließt ſich der Dichter des Poema morale den Homileten der altengliſchen Kirche würdig an. Aber während er ſich in ihrem Ideenkreiſe bewegt, äußert er ſeine Gedanken in einer neuen Form.

In dem Verſe, deſſen er ſich bedient, erkennen wir leicht den der antiken Poeſie wohlbekannten jambiſchen Septenar, genauer katalektiſchen Tetrameter. Der Dichter geſtattet ſich die Freiheit, im erſten wie im zweiten Versglied bisweilen den Auftakt zu beſeitigen; doch beobachtet er im Uebrigen eine ziemlich regelmäßige Abwechslung zwiſchen Hebung und Senkung. Solchem Rhythmus entſpricht mit Nothwendigkeit eine von der alten abweichende Be-

handlung des Worttons, und ſo tritt uns hier zum erſten Male ein Betonungsprincip entgegen, welches der ganzen weitern Entwicklung der engliſchen Metrik ſein Gepräge aufgedrückt und auch für die Sprache ſelbſt, für die Geſchichte zumal der nebentonigen und tonloſen Sylben von Bedeutung geweſen iſt. Nicht plötzlich und nicht ohne Kampf wurde das alte Princip beſeitigt. Noch Jahrhunderte lang lebte es in den einheimiſchen Versarten fort. Freilich iſt es ſehr zweifelhaft, ob man gegen den Ausgang des Mittelalters die allitterirenden Verſe noch ſo richtig zu leſen vermochte, wie man ſie der Tradition gemäß baute.

Eine andere Neuerung, für welche die mittellateiniſche und die franzöſiſche Poeſie gleichmäßig das Beiſpiel abgeben konnten, beſteht in der conſequenten Durchführung eines Endreims, der nicht Cäſur und Versſchluß deſſelben Verſes, ſondern verſchiedene Verſe verbindet. Bei unſerm Dichter bilden je zwei Langzeilen eine Strophe, mit deren Schluß auch der Satz zum Abſchluß zu kommen pflegt; ein kleinerer Ruhepunct trennt die beiden Hälften der Strophe von einander.

Nicht weniger als Rhythmus und Metrum ſticht die dichteriſche Rede im Poema morale fremdartig von der alten Weiſe ab. Wie viel weniger aus der Fülle der Anſchauung fließend, wie abſtract und dürftig erſcheint ſie z. B. neben der Diction eines Kynewulf! Dafür aber iſt ſie klarer, einfacher und gewandter, und wenn die regelmäßig wiederkehrenden, durch den Reim hervorgehobenen Ruhepuncte — zumal bei der Kürze der Strophen und der Ausdehnung des Gedichts — eine gewiſſe Monotonie hervorrufen, ſo verleihen ſie andrerſeits der Rede eine gefällige Rundung und geſteigerten Nachdruck. Die Dispoſition des Poema morale iſt weder in homiletiſcher noch in poetiſcher Hinſicht untadelig. Es wird uns daher ſchwer, den vollen Eindruck nachzuempfinden, den das Gedicht auf die Zeitgenoſſen, auf gläubig geſinnte Zuhörer machen mußte. Daß er ein ſehr bedeutender war, wird ſowohl durch zahlreich vorhandene Abſchriften als durch den Einfluß, den es unverkennbar auf ſpätere Dichter äußerte, bezeugt.

Viel weniger reich an Ideen, an dichterischer Begabung und formeller Gewandtheit erweist sich der ebenfalls dem englischen Süden, zeitlich aber der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts angehörige Verfasser einer poetischen Erklärung des Paternosters. Merkwürdig ist sein Werk namentlich dadurch, daß es das älteste bekannte Gedicht ist, in dem die Form der kurzen Reimpaare consequent durchgeführt wurde. Und zwar liegt hier nicht etwa eine frühzeitige Entwicklung der in Alfreds Sprüchwörtern begegnenden nationalen Form vor. Freilich hat hier wie dort die Kurzzeile vier Hebungen, das Reimpaar deren acht. Während aber im einheimischen Vers der klingende Ausgang zwei Hebungen trägt, wenigstens zwei Hebungen gleich gerechnet wird, zählt er im „Paternoster" — bis auf ein paar Ausnahmen — nur für eine. Wir haben hier demnach männliche und weibliche Reime im romanischen Sinne vor uns und werden so an das französische kurze Reimpaar aus achtsylbigen Versen erinnert, welches ja auch schließlich auf einer Langzeile von acht Hebungen, dem jambischen Tetrameter beruht.

VII.

Während die englische Poesie sich in neuen Formen versuchte, ohne noch in Geist und Inhalt den Einfluß fremder Kunst zu verrathen, war die romanische Dichtung in mächtiger Entfaltung begriffen. England aber war durch neue Beziehungen mit der romanischen Welt verknüpft worden. Auch solche Theile dieser Welt, die ihm früher ferner gelegen hatten, traten jetzt mit ihm in Verbindung, und zwar gerade Gebiete, in denen die Poesie einen neuen, eigenthümlichen Aufschwung genommen hatte.

Heinrich, der Graf von Anjou und Maine, der Herzog der Normandie, der Lehnsherr der Bretagne, war durch seine Vermählung mit Eleonore von Poitou (1152), Graf von Poitou und Herzog von Aquitanien geworden. Seit 1154 trug er auch die englische Krone. Der König von England gebot somit über den ganzen westlichen Theil Frankreichs, ein doppelt so großes Gebiet

als ſein Lehnsherr, der franzöſiſche König beherrſchte. In dem Weltreich der Plantagenets traten Stämme nord- und ſüdfranzöſiſcher, germaniſcher und keltiſcher Zunge in engere Berührung, und das in einer Epoche raſch fortſchreitender Cultur und allgemeiner Erregung der Geiſter, wo die Kreuzzüge die europäiſchen Nationen unter einander und mit den Morgenländern zuſammenführten. Der Hof, die Umgebung Heinrichs II. bildete den Mittelpunct, wo die verſchiedenen Culturſtrömungen, die das weite Gebiet durchzogen, ſich trafen und neue Verbindungen eingingen.

Zwiſchen 1152 und 1154, in der Normandie empfing die verführeriſche Eleonore von Poitou die begeiſterte Huldigung eines jungen, ſüdfranzöſiſchen Dichters — ohne Rang, ohne Namen, den ausgenommen, den er ſich durch ſeine Lieder gemacht, und dieſer Dichter folgte ihr dann auch nach England. Es war der berühmte Troubadour Bernart von Ventadorn, derjenige, mit dem die ſüdfranzöſiſche oder — wie man ſie gewöhnlich bezeichnet — provenzaliſche Kunſtpoeſie in ihre Blüthezeit eintritt. Die Anfänge dieſer neuen Dichtung gehören noch dem elften Jahrhundert an. An der Spitze der uns bekannten Reihe von Troubadours ſteht ein Ahn Eleonorens — ſchön, geiſtvoll, verführeriſch und leichtfertig wie ſeine Enkelin, eine glänzende, ritterliche Erſcheinung — Guilhem von Poitiers, Graf von Poitou und Herzog von Aquitanien (1071—1127).

In dem ſüdlichen Frankreich, jenem von der Natur wunderbar begünſtigten, von alter Cultur getränkten, durch das Mittelmeer dem Verkehr mit Italien, Griechenland und dem Orient geöffneten Lande, hatte ſich früher als anderswo mit geſteigertem Wohlſtande eine Verfeinerung der Lebensgenüſſe und in deren Gefolge feinere Sitte und Bildung eingefunden. Frühzeitig unterſchied ſich hier der Adel von dem Volke nicht blos durch größere Macht, durch Reichthum und Glanz des Lebens, ſondern auch durch eine gewiſſe Eleganz der Formen, durch eine der gelehrten Elemente nicht ganz entbehrende, im Weſentlichen

aber doch weltmänniſche Geiſtesbildung. Wenn in den Normannen die männliche Seite des Ritterthums, die prouesse zum erſten Male zum vollen Durchbruch kam, ſo bei den Provenzalen die weibliche Seite deſſelben, die courtoisie. Frauenverehrung ſtand im Mittelpunct der im ſüdlichen Frankreich ſich entfaltenden ritterlichen und höfiſchen Sitte, welche — wie immer in bevorzugten, excluſiven Kreiſen, zumal in Epochen jugendlicher Cultur — gar bald eine höchſt conventionelle Färbung erhielt. Die Minne bildet daher auch den Grundton der Poeſie, die ſich in den Kreiſen des ſüdfranzöſiſchen Adels entwickelte und die, wie ſie individuellen Stimmungen Ausdruck geben, perſönlichen Abſichten dienen ſollte, von vornherein einen höchſt ſubjectiven, zugleich aber von der herrſchenden Sitte energiſch beſtimmten Charakter annahm.

So entſtand zum erſten Male in einer abendländiſchen Sprache des Mittelalters eine eigentlich erotiſche und eigentlich lyriſche Kunſtpoeſie.

Die Minne, welche zunächſt den Gegenſtand der Troubadoursdichtung bildet und deren Seele bleibt, auch nachdem ganz verſchiedene Themen ihr zur Seite getreten ſind, hat einen ſehr gemiſchten Charakter. Häufig zeigt ſie eine ſtark ſinnliche, manchmal eine frivole Seite. Der Gegenſtand, auf den ſie ſich richtet, iſt gewöhnlich eine verheirathete Frau, da die jungen Mädchen in klöſterlicher Abgeſchiedenheit gehalten zu werden pflegten. Eben hieraus aber ergibt ſich für den Liebenden die Schwierigkeit, ſich der Geliebten zu nähern, oder — für den Fall, daß dieſe die Gattin des Herrn iſt, — die Gefahr, die mit ſeiner Werbung verbunden iſt, die höhere Verehrung, mit der er zur Gebieterin ſeines Herzens emporblickt. Daher die Gewohnheit, der Geliebten einen Verſtecknamen beizulegen, daher die dunkeln Anſpielungen, von denen dieſe Gedichte voll ſind, daher auch die geſteigerte Pflicht der Verſchwiegenheit, wenn Einer die Gunſt der Geliebten ſich erwarb. Damit hängt denn auch die weiche, ſehnſüchtige, überſchwängliche Stimmung zuſammen, die ſich frühzeitig und immer

ſtärker in dieſer Poeſie ausſpricht, die Stimmung, der das kleinſte Zeichen der Huld von Seiten der Herrin über Alles geht, der ihr bloßer Anblick ſchon hohe Wonne bereitet, ja die in Gedanken, im bloßen Sinnen ihr Glück findet. So fehlt es dieſer Liebe nun doch nicht an einer gewiſſen Idealität, die bei manchen Dichtern freilich über den conventionellen Schein nicht hinausgeht, bei andern aber aus tiefſtem Gefühle hervorquillt. Und die Sitte an ſich, welche das zarte Geſchlecht zum Gegenſtand der Verehrung macht, ihm die höhere Gewalt und die Herrſchaft zuerkennt, beruht ſie nicht auf idealem Grund? Läßt ſie ſich doch ohne den Einfluß des Chriſtenthums — und wohl auch des Germanenthums — nicht hinreichend erklären; bildet doch der Cultus der Jungfrau Maria den Anfang der überſchwänglichen Frauenverehrung. Und wenn ein wackerer Troubadour, das alte Verhältniß umkehrend, die Liebe beweibter Männer zu andern Frauen als eine „falſche, ſchlechte Liebe“ bezeichnet, gegen die Liebe vermählter Frauen, wenn ſie ſich auf einen würdigen Gegenſtand richtet, Nichts zu erinnern findet, — ſo mag das nach einer Seite hin höchſt bedenklich ſein, man mag es ſogar „krankhaft“ finden, jedesfalls verräth es den Geiſt einer Zeit, in der aus natürlicher Reaction gegen die rohe Anmaßung der Gewalt eine große Verfeinerung der Gefühle eingetreten war.

In techniſcher Beziehung baut die Poeſie der Troubadours natürlich auf der Grundlage der Volkspoeſie, iſt aber — der Lebensatmoſphäre, in der ſie gedieh, entſprechend — von Anfang an beſtrebt, ihre Formen künſtleriſch und individuell zu geſtalten. Auf die Erfindung neuer Strophenformen und Melodien — denn ſeine Lieder wurden geſungen — gründet der Dichter zunächſt ſeinen Anſpruch auf den Namen Troubadour (trobaire, trobador), d. i. Finder, im Gegenſatz zum Jongleur (juglar), der die Lieder Anderer vortrug oder die Tradition der volksthümlichen Dichtung weiterführte.

An die Stelle der Aſſonanz tritt der Reim, der nun nicht blos unmittelbar auf einander folgende Verſe bindet, ſondern als

verſchränkter oder eingeſchalteter Reim ſich gefällig durch die Strophe, ja durch das ganze Gedicht ſchlingt, manchmal auch zugleich das Innere des Verſes ergreift, den Schluß einer Zeile mit dem Anfang der folgenden bindet oder in kunſtvoller Ordnung in jeder Strophe die Stelle wechſelt. Mannigfaltige Versarten werden nach und nach für die Zwecke des Liedes verwandt; nicht ſelten baut ſich die Strophe aus verſchiedenen Rhythmen auf, die durch ein feines Gehör zu einem muſikaliſchen Ganzen verknüpft werden. Dazu bildet ſich allmählich eine techniſche Sonderung der lyriſchen Gattungen, die — theils durch den Inhalt, theils durch die Form beſtimmt — ihre beſondere Namen erhalten. So der vers als Bezeichnung der einfachern Liedform der ältern Troubadours, die chanso als das künſtleriſch ausgebildete Minnelied, das sirventes (Dienſtgedicht) als das im Dienſte eines Herrn gedichtete politiſche oder moraliſche Lied, welches auch das Kreuzlied und das Klagelied (planh) als Unterabtheilungen in ſich ſchließt, die tenso oder das joc partit (Streit — getheiltes Spiel) zur Bezeichnung eines Gedichts, in dem zwei Dichter — ſich ſtrophenweiſe abwechſelnd — irgend einen Satz verfechten und bekämpfen. Andere Gattungen, welche epiſchen, zum Theil auch dramatiſchen Gehalt in ſich faſſen und trotz der kunſtvollen Ausbildung, die ſie erhielten, ihren volksthümlichen Urſprung noch weniger als der vers verleugnen, reihen ſich den obigen an: die Romanze, worin der Dichter ein eignes Erlebniß, eine Begegnung erzählt, die Paſtourelle (pastorela), welche ihn in galantem Geſpräch mit einer Schäferin vorführt, das Tagelied (alba), welches die Trennung zweier Liebenden beim Tagesanbruch ſchildert, das Tanzlied in verſchiedenen Formen u. ſ. w. Im Laufe der Zeit macht ſich dann die Neigung geltend, die Gattungsnamen nach Form oder Inhalt bis in's Kleinliche zu ſpecialiſiren. Erwähnung verdient aber noch das descort, weil es wie die kirchlichen Sequenzen, mit denen es zuſammenhängt, und wie das nordfranzöſiſche lai — der gewöhnlichen Weiſe der Kunſtpoeſie entgegen — aus ungleichen Strophen aufgebaut iſt.

In dieſen Formen und Gattungen äußert ſich nun eine Poeſie, der es zwar durchweg an plaſtiſcher Individualiſirung, häufig auch an Unmittelbarkeit gebricht, die ſich gerne in verſtandesmäßiger Zergliederung der Gefühle, in Abſtractionen und Allgemeinheiten ergeht und unter der Herrſchaft der Convention — zumal auf dem Gebiete des Minnelieds — leicht in Monotonie ausartet, die aber durch techniſche Vollendung, durch Wohllaut der Sprache, durch die geiſtvolle Art, womit daſſelbe Thema immer neu variirt wird, oft durch die Feinheit und Zartheit, oft durch die Kühnheit der Gedanken unſre Bewunderung erregt, manchmal auch von der Macht der Leidenſchaft oder der Tiefe der Empfindung, die ſich in ihr ausſpricht, ein warm pulſirendes Leben erhält, das uns hinreißt. — Die Satzbildung iſt bei den meiſten Dichtern einfach und klar; das Verſtändniß wird aber vielfach dadurch erſchwert, daß der Dichter, ſei es aus Vorſicht, ſei es um ſich künſtleriſch auszuzeichnen, abſichtlich ſeine Gedanken in einen eigenthümlichen, dunkeln Ausdruck kleidet, ſeltene Wörter und ſchwere Reime ſucht; und die Sprache — mit ihrer Menge vieldeutiger Vocabeln — gibt ſich zu jenem Zwecke nur zu willig her. — Ausgeführte Gleichniſſe ſind bei den Troubadours nicht ſelten, manchmal ſind ſie ziemlich geſucht. Zur Vergleichung dienen neben dem, was Leben und Natur der Erfahrung bieten, Reminiscenzen aus der klaſſiſchen Mythologie, mittelalterliche Romanhelden, Geſtalten aus dem Phyſiologus.

Wie ſchon geſagt wurde, waren es zuerſt Fürſten und Edle, welche die neue Kunſt übten, und ſo lange dieſe in Blüthe ſtand, fehlte es ihr nicht an adligen Sängern. Gar bald aber arbeiteten ſich auch niedrig Geborne in höfiſche Sitte und höfiſche Dichtweiſe hinein, und gerade unter den Troubadours dieſes Schlags finden ſich diejenigen, welche den vollſten Ton echter Empfindung anzuſchlagen wiſſen. Im Verlauf der Zeit tauchen dann auch Kleriker und Mönche in der Reihe der Kunſt- und Liebesdichter auf, was im Mittelalter uns kaum wunder nehmen kann.

Der älteſte Troubadour, den wir kennen, Guilhem von Poitiers,

bedient sich verhältnißmäßig einfacher Formen. Neben der Canzone (chanso) pflegt er mit Vorliebe auch mehr volksthümliche Gattungen, den „Vers", die Romanze, letztere in leichtfertigem, ja lascivem Tone. Seine Lieder haben meist einen frischen, kecken, selbstbewußten Charakter; ja der Stolz auf seine persönlichen Vorzüge oder auf seine Kunst spricht sich wohl auch unverhüllt darin aus. Sogar da, wo er als schmachtender Liebhaber auftritt, kann er eine aus dem Gefühl der Ueberlegenheit hervorgehende humoristische Regung nicht immer unterdrücken. Besonders zart ist unter seinen Liedern dasjenige gehalten, worin nach dem Ausdruck eines großen Kenners dieses Litteraturgebiets „die wichtigsten Charakterzüge der Minnepoesie, die sich später völlig entfalteten, wie in der Knospe liegen."

Wir theilen aus demselben ein paar Strophen mit,*) um uns den neuen Ton, der in der abendländischen Poesie erklingt, lebendig zum Bewußtsein zu bringen:

Ihr muß sich jede Wonne neigen,
Die Macht ihr dienen weit und breit
Ob ihrer holden Freundlichkeit,
Dem milden Blick auch, der ihr eigen,
Laßt einen hundert Jahr erreichen,
Sie sättigt ihn zu keiner Zeit...

Da es nichts Schön'res gibt im Leben,
Kein Mund es sagt, kein Aug' erblickt,
Behalt' ich sie, die mich beglückt,
Um mir die Seele zu erheben
Und frische Kraft dem Leib zu geben,
Daß ihn das Alter nimmer drückt.

Ich bin, will sie mir Gunst gewähren,
Zum Nehmen und zum Dank bereit,
Zum Huld'gen und zur Heimlichkeit,
Will stets erfüllen ihr Begehren

---

*) Nach der Uebersetzung von Friedrich Diez, Leben und Werke der Troubadours S. 7.

Und halten ihren Ruf in Ehren,
Ihr Lob verkünden weit und breit.

Nichts darf ich wagen ihr zu ſchicken,
Sie zürnt, und das nimmt mir den Muth,
Noch ſelbſt — ſo bin ich auf der Hut —
Wag' ich mein Leid ihr auszudrücken;
Doch ſie ſollt' auf mein Beſtes blicken,
Das ganz in ihren Händen ruht.

Auf Guilhem folgt ein nichtadliger Sänger, Cercalmon, aus deſſen Liedern ſchon ein weicherer Ton klingt. Bald nach dieſem tritt Marcabru auf, ein Findling, der durch die Kraft ſeines Geiſtes ſich zum Troubadour emporarbeitete, ein Mann von eigenthümlicher, doch in ſich vollendeter Lebensanſchauung und bedeutender Begabung, mit großer Vorliebe für das Didaktiſche, die ſittlichen Gebrechen ſeiner Zeit mit ſcharfer Geißel züchtigend, zum Kreuzzug in feurigen Worten ermahnend, dann aber auch in einer Romanze mit tiefſter Empfindung ein verlaſſenes Mädchen als das Opfer des Kreuzzugs ſchildernd, in ſeiner ganzen Kunſt — trotz ſeiner Vorliebe für ſeltne, dunkle Worte — voll volksthümlicher Anklänge. Zur ſelben Zeit, wenn nicht noch früher, begegnet uns Jaufre Rudel, der Prinz von Blaya, deſſen romantiſche — aus Uhlands Ballade bekannte — Geſchichte zu der tiefen Sehnſucht, die in ſeinen Liedern ſich äußert, wohl ſtimmt.

Durch Bernart von Ventadorn, der unſern Ausgangspunct bildete, erhielt die Gattung der Canzone ihre volle künſtleriſche Ausbildung. In techniſcher Beziehung verdankt ſie ihm wahrſcheinlich den Gewinn des epiſchen Zehnſylblers — deſſen Cäſur Bernart eine für den lyriſchen Zweck berechnete Modification erfahren ließ — und damit einen breiteren Fluß und ſtattlichern Ton. Mehr noch verdankt ſie ihm dem Gehalt nach. Vor allen andern Troubadours weiß uns Bernart zu rühren durch das tiefe Gefühl, welches in ſeinen Liedern in künſtleriſcher, gelegentlich reicher, jedoch nie überladener Form, in einfach edler Sprache, oft mit kindlicher Naivetät, zum Herzen ſpricht.

Seit Bernarts Auftreten finden wir in der provenzalischen Lyrik zahlreiche Anspielungen auf die Plantagenets und die Verhältnisse in ihrem Reich. Manche Troubadours standen in enger Beziehung zum englischen Hof, einige griffen sogar thätig in die Politik ein. Hier tritt sofort das Bild Bertrans von Born uns in die Erinnerung, jenes ruhelosen, für den Kampf begeisterten Burgherrn von Autafort, der Heinrich II. so viel zu schaffen machte, der bald die aquitanischen Barone gegen ihren Lehnsherrn, bald die Söhne gegen den eignen Vater hetzte. Bertran hat die Kunstgattung des politischen Sirventes auf ihren Höhepunct geführt. In seinen Liedern spricht sich eine Leidenschaft, ein Leben, eine Energie aus, welche in Verbindung mit vollendeter Virtuosität der Formgebung eine unwiderstehliche, packende, zündende Wirkung üben.

Einer der Plantagenets, Richard Löwenherz, erscheint dann selber unter dem Namen „der Graf von Poitiers" in der Reihe der Troubadours, wenn auch von den zwei Liedern, die wir von ihm besitzen, eines zugleich französisch überliefert ist und vielleicht beide von ihm in dieser Sprache gedichtet sind.

Um die Zeit, wo Bernart von Ventadorn an den Hof Eleonorens ging, begann die provenzalische Poesie auf die nordfranzösische mächtig einzuwirken. Die räumliche Nähe, die Aehnlichkeit der Sprachen machten unvermeidlich, was dann von den verwickelten dynastischen und Territorialverhältnissen und dem Wandertrieb mancher Dichter und Sänger bedeutend gefördert wurde.

Im nördlichen Frankreich hatten auf volksthümlicher Grundlage und in mehr volksthümlichem Sinne bereits die Anfänge einer lyrischen Kunst sich gebildet, welche nun von der weit vorgeschrittenen provenzalischen Schwester rasch in höhere Formvollendung und feinen höfischen Ton hineingerissen wurde. Die französische Dichtung erhielt ein Minnelied und ein jeu parti, welche nach Form und Inhalt den Charakter der provenzalischen Muster — im Ganzen nur als schwache Abbilder derselben — wiederholen. Das Sirventes dagegen bildete sich im Norden nicht zur selbständigen Gattung

aus; was man hier unter sirventois verſtand, entſpricht vielmehr dem geiſtlichen Lied. Von den Unterarten des provenzaliſchen Sirventes iſt auf franzöſiſchem Gebiet nur das Kreuzlied bedeutender vertreten, wie denn das religiöſe Lied überhaupt, welches die Gottesminne mit dem Schwung und der Zartheit der irdiſchen Minne beſingt, ſich hier reicher entwickelte.

Originell und bedeutend erſcheint die franzöſiſche Lyrik vor allem da, wo ſie ſich an ihre eigene Volkspoeſie anlehnt, in der Gattung des lai, der Romanze, der Paſtourelle. Hier übertrifft ſie die provenzaliſche Dichtung weit an Reichthum der Erfindung, an friſcher Lebendigkeit der Darſtellung, an Tiefe des Gefühls oder an naiver Schalkheit und an Witz. In der chanson d'histoire endlich, der die Provenzalen Nichts an die Seite zu ſtellen haben und der etwa unſere heutige Ballade entſprechen würde, ſehen wir die Liederform, welche der Entſtehung des Epos vorherging, auf romantiſche, ſtatt auf nationale Verhältniſſe angewandt, im Bau der Strophe kunſtmäßig beſchränkt, bald auch mit reinen Reimen geziert, die Entwicklung des Epos eine Zeit lang begleiten.

Wie unter den Troubadours, ſo begegnen uns auch unter den lyriſchen Trouvères ritterliche Sänger, wie der Kaſtellan von Coucy, wie Quesnes von Bethune, ja auch Fürſten, wie ein Herzog von Brabant und jener berühmte Thibaut von Champagne, König von Navarra. Von Anfang an betheiligen ſich jedoch auch Nichtadlige an der neuen Kunſt, wie Creſtien von Troies in der Champagne; beſonders aber in Flandern, in Artois, in der Picardie ſehen wir das bürgerliche Element kräftig in die Entwicklung auch der Kunſtlyrik eingreifen.

Im Norden und Oſten des franzöſiſchen Sprachgebiets ſcheint die höfiſche Lyrik namentlich Pflege gefunden zu haben; weniger im Weſten, in der Normandie.

Im anglonormanniſchen England aber, deſſen hoher Adel ſowohl provenzaliſche als nordfranzöſiſche Minnepoeſie kennen lernte, war der Boden zu einer ſelbſtändigen Production auf dieſem Gebiete wenig geeignet. Eine Kunſt, welche vor allem höfiſchen Ton

und höfische Form erstrebte, konnte in französischer Sprache schon damals nur dort recht gedeihen, wo man nach Paris als dem eigentlichen Mittelpunct blickte. Bereits in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts sehen wir bei den französischen Kunstdichtern das Bewußtsein durchbrechen, daß die Sprache der Isle de France eigentlich die einzig courfähige sei. Um dieselbe Zeit aber begann das Normannische in England sich durch Vermischung ursprünglicher Vocalnüancen zu vergröbern, während es mit dem Normannischen des Continents schon um mehr als ein halbes Jahrhundert hinter der Entwicklung des Französischen der Mitte zurückgeblieben war. Auch die anglonormannische Metrik begann unter dem Einfluß der englischen die romanische Reinheit und Glätte einzubüßen.

Eine lyrische Kunstschule kam in England nicht zur Entwicklung. Was man hier in dem Genre dichtete, mag wohl selten die höfische Vollendung erreicht haben. Am meisten wurde — wie es scheint — in geistlicher Lyrik producirt. Im dreizehnten Jahrhundert begegnen wir auch politischen Liedern in anglonormannischer Sprache, die jedoch nichts weniger als höfischen Charakter haben.

Trotz der geringern Betheiligung Englands an der französischen Minnepoesie, streute diese hier doch manche Keime aus, die für die spätere Entwicklung der nationalen Lyrik von Bedeutung waren. Durch die verschiedensten Kanäle aber hat sie in mittelbarer Weise auf die Sitten und Anschauungen der Gesellschaft und so wiederum auf die Litteratur des Landes gewirkt. Darum war es erforderlich, sie eingehender und zwar in ihrem Ursprung zu betrachten. Größere, directere Bedeutung für die englische Dichtung hat freilich die höfische Epik der Franzosen gehabt, und diese hat auch ihrerseits dem anglonormannischen England Manches zu verdanken.

VIII.

Das höfiſche Epos oder, wie man paſſender ſagt, der höfiſche Roman entwickelte ſich unter dem Einfluß der lyriſchen Kunſtpoeſie theils aus gelehrten, theils aus mehr volksthümlichen Elementen.

Charakteriſch für die Gattung — im Gegenſatz zum Nationalepos — iſt zunächſt der Stoff, der aus der Fremde ſtammt. Man bezieht ihn aus Alexandrien, aus Byzanz, aus Italien — in allen dieſen Fällen durch das Medium des Lateins —, oder aus Wales, Cornwall, der Bretagne, ſei es durch Vermittlung bretoniſcher Lieder und franzöſiſcher Nachahmungen derſelben, ſei es durch Vermittlung lateiniſcher und franzöſiſcher Proſadarſtellungen, die dann gewöhnlich voll willkürlicher und tendenziöſer Erfindung ſind. Es iſt leicht zu begreifen, daß eine Epik, die darauf ausging, einen ausgewählten Kreis zu unterhalten, ſich um Stoffe bemühte, welche neu und „weit her" waren, Stoffe überdies, die zum großen Theil von merkwürdigen Abenteuern und Wundern wimmelten und in denen ſich Sitten und Anſchauungen äußerten, welche einem mehr verfeinerten Zeitalter zuſagen mußten.

Zuerſt fand die Sage von Alexander in die abendländiſche Litteratur Eingang. Sie gehört im Weſentlichen noch dem Alterthum an. In Alexandrien, jener Stadt, welche durch ihren kosmopolitiſchen Charakter die weltumſpannenden Ideen ihres großen Gründers nicht übel ausdrückte, ſcheint ſie ſich vorzugsweiſe gebildet, dort etwa zu Anfang des dritten Jahrhunderts unſerer Zeitrechnung in der unter Kalliſthenes Namen gehenden griechiſchen Darſtellung kriſtalliſirt zu haben. Das Werk des Pſeudokalliſthenes wurde dann im Laufe der Zeit durch mehrere lateiniſche Bearbeitungen — denen gewöhnlich verſchiedene Redactionen des Urtextes zu Grunde lagen — im Abendland verbreitet. Unter dieſen ragt die des Julius Valerius durch ihr Alter, die des im zehnten Jahrhundert ſchreibenden neapolitaniſchen Erzprieſters Leo durch ihre innere Bedeutſamkeit hervor.

Schon vor der normanniſchen Eroberung ſahen wir einen Brief, in dem Alexander nach Hauſe von den in Indien geſchauten und erlebten Wundern berichtet, in's Engliſche überſetzt. Mehrere ſolcher Briefe ſind in den Pſeudokalliſthenes aufgenommen, gerade ſie bildeten vielleicht die älteſte Darſtellungsform der Sage. — In der zweiten Hälfte des elften Jahrhunderts fand die geſammte Darſtellung des Archipresbyters Leo einen poetiſchen Bearbeiter in Alberic von Beſançon, von deſſen einfach edler, lebensvoller Ausführung wir im Original leider nur den Eingang, das Ganze in der deutſchen Nachbildung des Pfaffen Lamprecht (um 1125) beſitzen. Andere franzöſiſche Alexanderdichtungen folgten. Am berühmteſten iſt die geworden, welche in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts aus der Feder eines Klerikers aus Chateaudun, Lambert des Krummen, floß und welcher der zwölfſylbige Vers den Namen Alexandriner zu verdanken ſcheint. Sie fand einen Fortſetzer und Ueberarbeiter in Alexandre von Paris — aus Bernay —, deſſen Arbeit von der Lamberts ſich jetzt ſchwerlich mehr wird ſondern laſſen. Aus einer weniger reinen Quelle geſchöpft, in minder einfach großartigem Sinne gehalten als Albericks Dichtung, läßt dieſer Alexanderroman gleichwohl das erhabene Bild des großen Mannes, — an dem das Mittelalter nur das auszuſetzen fand, daß er kein Chriſt geweſen, — in hinlänglich klarem Licht hervortreten, um den Dichter zu rechtfertigen, der dieſes Bild nicht nur Königen, ſondern auch Rittern, Klerikern, Frauen und Jungfrauen als Spiegel vorhält. An ſchönen Einzelheiten, Schilderungen iſt die Darſtellung reich, und es fehlt ihr nicht an Sentenzen, welche — bereits in echt franzöſiſcher Weiſe — in den Umfang eines Verſes gefaßt, vielfach antithetiſch zugeſpitzt, ſich dem Gedächtniß nachhaltig einprägen. Mit Recht griff Lambert für ſeine Dichtung zur epiſchen Tirade, obwohl es ihm keineswegs — wie neueren Gelehrten — einfiel, ſeinen Roman ein Lied nennen zu wollen. Für die ſtreng höfiſche Form iſt die Geſtalt des Helden, iſt die Sage zu groß. In jener konnte das Mittelalter das Muſter eines Königs, Man-

nes, Ritters ſchauen; in dieſer ſind die Grundlinien wenigſtens der großartigen Wirklichkeit noch zu erkennen — zumal im heroiſchen erſten Theil, aber auch noch in dem märchenhaften zweiten Theil, ſo ſehr auch hier eine üppige orientaliſche Phantaſie, deren Thätigkeit gerade an dieſem Punct, bei Alexanders Zügen im fernen Oſten anſetzte, ſich in überſchwänglichen Träumen ergangen hat.

Unter den — ſchon ihrem Kern nach der Dichtung angehörigen — Sagen des klaſſiſchen Alterthums lag die Aeneasſage bei Vergil, die thebaniſche bei Statius vor, Beide dem Mittelalter geläufige und beliebte Dichter. Vergils Aeneide fand ſchon ziemlich früh — ich vermuthe, in den ſechziger Jahren des zwölften Jahrhunderts — einen Nachdichter, der, mit großem Talent begabt, leider ſeinem klaſſiſchen Autor zu ſelbſtändig gegenüberſteht und deſſen fein gegliedertes Epos in einen langathmigen, mit allerlei mittelalterlich-höfiſchem Detail ausſtaffirten, übrigens lebendig darſtellenden Ritterroman verwandelt hat.*)

Die Trojaſage dagegen, an welche die von Aeneas anknüpft, floß jener Zeit nur aus ſehr trüben Quellen zu. War auch Homer damals dem Weſten nicht abſolut unzugänglich, ſoviel iſt ſicher, daß unter Tauſenden, die ſeinen Namen nannten, kaum Einer war, der von ſeiner Bedeutung eine Ahnung hatte, und daß die am meiſten klaſſiſch gebildeten Dichter des zwölften Jahrhunderts — ich erinnere an Joſeph von Exeter — wo ſie den trojaniſchen Krieg beſangen, nicht aus ihm, ſondern aus jenen trüben Quellen den Stoff entlehnten.

Zwei lateiniſche Proſadarſtellungen der Trojaſage ſtanden da-

*) Auch von dieſem franzöſiſchen Aeneasroman ſind uns — diesmal nicht durch die Ungunſt des Geſchicks, ſondern durch die Schuld der Gelehrten — zur Zeit nur Bruchſtücke bekannt, was um ſo mehr zu bedauern iſt, als er für die Ausbildung der höfiſchen Epik in Frankreich eine ähnliche, wenn auch nicht gleich große, Bedeutung gehabt haben dürfte wie die ihm nachgebildete Dichtung Heinrichs von Veldeke (um und nach 1175) für dieſelbe Kunſtgattung in Deutſchland. Möge eine vollſtändige Veröffentlichung des Originals nicht lange mehr auf ſich warten laſſen!

mals im Vordergrunde: eine ausführliche und eine kurz gefaßte, beide angeblich aus dem Griechischen übersetzt, die kürzere gar von einem so wohlbekannten Autor wie Cornelius Nepos. Beide prätendiren ursprünglich von einem Zeitgenossen, ja Theilnehmer des trojanischen Kriegs verfaßt zu sein, die ausführliche Schrift von dem Kretenser Dictys, der auf griechischer, die kürzere von dem Phrygier Dares, der auf troischer Seite gekämpft habe.

Es ist nicht unmöglich, daß die Ephemeris belli Troiani des Pseudodictys, welche in der vorliegenden Gestalt etwa in den Anfang des fünften Jahrhunderts gehören mag, wirklich auf einem griechischen Original beruht. Die Gestalt der Sage steht, wie sehr auch entstellt, der ältern Ueberlieferung beträchtlich näher als bei Dares. Der Verfasser hat aus guten Quellen geschöpft, aus Homer, den Cyklikern, namentlich auch aus den tragischen Dichtern des griechischen Alterthums. Nur ist die eigentliche Poesie des Stoffes unter seinen Händen verflogen, die Sage ihres mythischen Gehalts entkleidet, die epische Maschinerie beseitigt.

So schlecht er war, so war Dictys — ich rede nicht als Feind der „finstern Jahrhunderte" — für das Mittelalter noch zu gut. Wenigstens, obwohl er bekannt war und benutzt wurde, gab man doch Dares vor ihm den Vorzug.

Zwei Umstände namentlich mochten diesen der damaligen Welt empfehlen; der epitomarische Charakter seiner Darstellung, deren Inhalt man sich leicht aneignen und dann beliebig ausschmücken und erweitern konnte, ferner der Umstand, daß Dares auf Seiten desjenigen Volks gestanden, von dem mittelalterliche Nationen gern ihren Ursprung herleiteten, wie dies vor ihnen die stolze Roma gethan.

Dares Schrift De excidio Troiae historia ist im Uebrigen ein elendes, dürres, oft sich selbst widersprechendes Machwerk im schlechtesten Latein, — etwa im sechsten Jahrhundert unserer Zeitrechnung entstanden. Mit Interesse aber nehmen wir in dieser Darstellung die ersten Elemente zu Gestaltungen wahr, welche in der mittelalterlichen Poesie sich üppig entwickelt haben und noch

von einem Shakſpere neue Umbildung erfahren ſollten. Troilus, der in älterer Ueberlieferung kaum genannt wird, der bei Dictys nur auftritt, um von Achilleus getödtet und von den Troern beklagt zu werden, ſpielt bei Dares unter Priamus Söhnen eine bedeutende Rolle; nach Hektors Tod tritt er entſchieden in den Vordergrund der Darſtellung. Kalchas gehört ſeiner Herkunft nach der troiſchen Partei an und geht erſt auf eine Weiſung des delphiſchen Orakels in's Lager der Griechen über.

Die Hiſtorie des Dares fand nun in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts zwei poetiſche Bearbeitungen. Die eine, in lateiniſchen Verſen von dem Engländer Joſeph von Exeter um 1188 geſchrieben, iſt namentlich in formeller Hinſicht von Intereſſe, inſofern ſie ſich durch eine für jene Zeit höchſt gebildete, ja glänzende Diction auszeichnet. Große Bedeutung für die Fortbildung der Sage hat dagegen die andere, wohl etwas früher entſtandene Bearbeitung: der franzöſiſche Roman de Troie.

Der Dichter deſſelben, Benoit von Sainte More, der höchſt wahrſcheinlich dem weſtlichen, unter angeviniſchem Zepter ſtehenden Theile des nördlichen Frankreichs angehörte, hat neben Dares auch Dictys und andere, zum Theil unbekannte, Quellen benutzt. In wieweit das von ihm gebotene Neue auf eigener Combination und Erfindung beruht, wird ſich mit Sicherheit nicht feſtſtellen laſſen. Die Details der Ausführung, das Coſtüm, die ritterlich-höfiſche Färbung des Ganzen gehören ohne Zweifel ihm; für das Uebrige ſieht man ſich auf Vermuthungen angewieſen. Bei Benoit finden wir nun — um von Anderm zu ſchweigen — nicht blos, wie bei Dares, die Elemente, ſo zu ſagen den Anſtoß zur mittelalterlichen Troilusſage, wir finden bereits die weſentlichen Grundlinien derſelben vor. Briſeida (für Briſeis), von der Dares*) ihm ein anziehendes Portrait, aber auch weiter Nichts bot, wird ihm die Heldin einer ſchönen, mit Liebe durchgeführten Epiſode. Sie iſt die in Troja

*) Am Schluß des dreizehnten Capitels, welches im Uebrigen die Portraits der griechiſchen Fürſten enthält, wie das vorhergehende die der Trojaner und Trojanerinnen.

zurückgebliebene Tochter des Kalchas und die Geliebte des Troilus. Nach der Gefangennahme des Antenor schlägt Kalchas den Griechen vor, diesen gegen seine Tochter auszuwechseln. Der Antrag findet Beifall, und auch in Troja geht man auf die Sache ein. Briseida soll ihrem Vater wiedergegeben werden. Heftiger Schmerz und trauriger Abschied der beiden Liebenden, die sich ewige Treue zuschwören. Doch bald vergißt Briseida ihren Schmerz und ihre Liebe über der Bewerbung eines neuen Liebhabers, des Diomedes.

Benoits Dichtung leidet an großer Länge und Breite. Er liebt es, ab ovo anzufangen, gelehrte — geographische, ethnographische, mythologische — Excurse anzuknüpfen, ausführlich zu schildern und überhaupt möglichst viele Worte zu machen. Gleichwohl kann man seiner Darstellung einen gewissen Reiz, manchen Partien wirkliche Poesie nicht absprechen. Benoit ist eine empfängliche, ziemlich fein organisirte, keineswegs phantasielose Natur, mit etwas zu viel oder zu wenig Gelehrsamkeit — daher mit einem Anflug von Pedanterie — im Uebrigen ein Mann, der durchaus unter dem Einfluß der ritterlich höfischen Zeit und ihrer Dichtung steht und die meisten seiner zeitgenössischen Collegen in ihren Vorzügen wie in ihren Fehlern überbietet.

Die Sagen von Alexander, von Troja, von Aeneas, von Theben und was sonst aus der alten Geschichte oder Epik stammt, pflegen wir unter dem Namen: antiker Sagenkreis zusammenzufassen. Auch das Mittelalter faßte sie als gleichartig oder zusammengehörig auf und stellte die Romane, welche sie behandelten, den contes d'aventures gegenüber.

Auf dem Gebiete der Abenteuerromane macht sich in hohem Grade die freie, d. h. in neuen Combinationen reproducirende, oft mit Zeit, Ort und Personennamen willkürlich schaltende, Erfindung geltend, — mag diese Erfindung nun vorwiegend Einem oder Vielen gleichmäßig angehören, mag sie der Phantasie des französischen Kunstdichters entsprungen oder ihm überliefert sein, mögen endlich die Elemente, durch deren Combination sie Neues schafft, ihr aus Kunst- oder aus Volkspoesie zufließen.

Einen bedeutenden Rang unter dieſen Elementen nehmen die aus ſpätgriechiſchen und byzantiniſchen Romanen entnommenen ein.

Sehr früh war die Geſchichte von Apollonius von Tyrus durch eine lateiniſche Ueberſetzung, welche auch uns das vorauszuſetzende Original vertreten muß, bei den abendländiſchen Völkern bekannt geworden. Schon vor der Eroberung wurde ſie — wie wir ſahen — in's Engliſche übertragen. In Frankreich aber ſetzte man in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts den Stoff — unter Veränderung der Namen und Orte — in eine, freilich ſehr loſe, Beziehung zur Karlsſage und behandelte ſie in der Form der chansons de geste (Jourdain de Blaivies) — um dieſelbe Zeit etwa, wo in Italien Gottfried von Viterbo die Fabel in lateiniſchen Verſen bearbeitete, die er ſeinem Pantheon einverleibte.

Die Kreuzzüge, welche die Abendländer in vielfache Berührung mit Byzanz brachten, verſchafften ihnen ohne Frage eine gewiſſe Kenntniß der ſpätgriechiſchen und byzantiniſchen Romanlitteratur. Mochten nun ganze Werke, welche in dem Fall in der Urſprache als untergegangen angeſehen werden müßten, — etwa durch das Latein hindurch — in's Franzöſiſche übertragen werden, mochte mündliche Ueberlieferung ganze Fabeln in's weſtliche Europa tragen, mochten nur einzelne Motive auf dieſe Weiſe ſich fortpflanzen, — ſo viel iſt ſicher, daß ein nicht unbeträchtlicher Theil der franzöſiſchen Abenteuerromane von Byzanz aus ihren Stoff oder ihre eigenthümliche Färbung erhalten haben.

In vielen iſt der typiſche Charakter ihrer Vorbilder deutlich wiederzuerkennen. Der Inhalt: ein Liebespaar, das verfolgt oder getrennt wird und allerlei Abenteuer erlebt, aus ſtets ſich wiederholender Gefahr glücklich gerettet wird; in der Ausführung: Abweſenheit aller inneren Motivirung und aller Charakterſchilderung, Vorherrſchen des Zufalls, Weichlichkeit und Sentimentalität in der Behandlung des erotiſchen Elements; dazu detaillirte Beſchreibung von ſchönen Gärten, Brunnen u. ſ. w. Von romanhaftem Apparat ſind beſonders Stürme, Schiffbrüche, Land- oder

Seeräuber, an deren Stelle auch Kaufleute, die in Menſchen handeln, treten können, Höhlen, in die man ſich verſteckt, u. dergl. beliebt.

Spätgriechiſche Elemente, mit orientaliſchen gemiſcht, ſind in der Geſchichte von Flos und Blancflos (Floire et Blancheflor) unverkennbar. Für andere Romane, wie die von Partonopeus von Blois, wo der ſchöne allegoriſche Mythus von Amor und Pſyche benutzt iſt, von Athis und Prophilias, hat man geradezu — ob mit Recht, bleibe dahingeſtellt — byzantiſche Originale angenommen. In Creſtiens von Troies „Cliget", wo wir bald an den Hof zu Conſtantinopel, bald an den des Artus geführt werden, iſt wenigſtens ein Motiv verwandt, welches ſich ſchon in den Epheſiſchen Geſchichten des Xenophon von Epheſus und dann in Charitons Geſchichte von Chäreas und Kalirrhoe findet. Es iſt daſſelbe Motiv — das Sichtodtſtellen der Heldin — welches u. a. in der Sage von Romeo und Julia, hier jedoch um einen tragiſchen Ausgang herbeizuführen, wiederkehrt. Eine gewiſſe Verwandtſchaft mit ſophiſtiſchen oder byzantiniſchen Liebesromanen können wir auch in „Wilhelm von Palermo" wahrnehmen. Die Fabel, welche verſchiedene Elemente in ſich verſchmolzen enthält, dürfte bei den Normannen in Sicilien oder Süditalien ihre Ausbildung gefunden haben.

Die größte Bedeutung für den Abenteuerroman haben die keltiſchen Sagen gehabt.*) Mehrere derſelben wurden in bretoniſchen Lais behandelt und darnach von franzöſiſchen Jongleurs geſagt und geſungen. Darauf folgen die Romane der Kunſtdichter und zünftigen Schriftſteller — in Verſen oder in Proſa. Manche fremde, orientaliſche und andere, Elemente wurden jenen Sagen auf ihrer Wanderung eingemiſcht, bald in naiver Weiſe, bald mit

*) Einige neuere Gelehrte rechnen die Artus- und Triſtanromane nicht zu den romans d'aventures — inſofern mit Recht, als das Mittelalter für dieſe Gruppe innerhalb der Gattung — mit Shakſpere zu reden — a particular addition in Bereitſchaft hatte; gleichwohl ſtehen ſie im catalogue mit den andern.

Bewußtſein und Abſicht. Seit Galfrid von Monmouth der Ueberlieferung von Artus eine feſte Geſtalt gegeben, zog dieſe eine Menge ſonſtiger keltiſcher Traditionen, Sagen, Märchen in ihren Zauberkreis. Zu den aus Galfrid bekannten Namen von Artushelden treten neue hinzu, und ihren Trägern werden nun allerlei Abenteuer und Großthaten beigelegt. Zum Theil auch werden dieſelben Erzählungen von ältern auf neuere Namen übertragen, wie Lanzelot in den Artusromanen die Stelle als Liebhaber der Königin einnimmt, die bei Galfrid Mordred inne hat. Schon bei Creſtien von Troies, dem älteſten Dichter von Artusromanen, den wir kennen, ſehen wir ganz individuelle Erfindung in die Sagenbildung eingreifen, wie denn der Cliget wie ein Verſuch ausſieht, dem Intereſſe, welches man in den ſiebziger Jahren des zwölften Jahrhunderts in Frankreich an Byzanz nahm, dadurch Rechnung zu tragen, daß hier ein byzantiniſcher Held in den Kreis der Artusritter eingeführt wird, wobei — wie wir ſahen — auch ſpätgriechiſche Romanmotive zur Verwendung gelangen.

Sogar kirchliche Legenden zog die Artusſage an ſich. Schon bei Galfrid von Monmouth fehlt es ihr nicht an religiöſen Momenten, welche der Darſtellung zuweilen eine myſteriöſe Färbung geben. Eigentlich Myſtiſches tritt erſt mit der Graalſage in den Artuskreis.

In der zweiten Hälfte des elften Jahrhunderts beſchäftigte ſich die Phantaſie — wie es ſcheint — nicht ſelten mit der Frage, was aus dem Kelche, der Schale geworden ſei, in der Chriſtus das Abendmahl gefeiert hatte. Zu dem heiligen Land, den Stätten, wo der Heiland gelebt und gelitten, mit ihren Erinnerungen und Reliquien, zog damals ein ſehnſüchtiges Verlangen die Herzen hin. Wie konnte es aber eine heiligere Reliquie geben als jene Schale — heiliger ſelbſt als das Kreuz, an dem Chriſtus die Welt erlöſt hatte. Der dogmatiſche Streit über die Transſubſtantiation zwiſchen Lanfranc und Berengar lenkte die Gedanken in ebendieſelbe Richtung. Kein Wunder daher, wenn der Dichter des Char-

lemagne den großen Kaiſer unter andern Reliquien auch jene Schale mitbringen läßt. Indeß das war nur ein Zeichen der Zeit, ein Anfangspunct zur Entwicklung einer Legende von dem Abendmahlskelch war damit nicht gegeben.

Zur Anknüpfung einer ſolchen eignete ſich wohl Nichts beſſer als die Geſchichte des Mannes, der Chriſtus Leib vom Kreuz genommen und begraben hatte, Joſeph von Arimathia. Die ältere kirchliche Legende hatte ihn zu einem neuen Zeugen der Auferſtehung Chriſti gemacht, inſofern der Auferſtandene ihn aus dem Kerker, in den ihn die Juden geworfen, befreit und ihn in ſeine Wohnung geführt haben ſollte. Es lag nahe, Joſeph nun auch zu einem Zeugen des Geheimniſſes der Transſubſtantiation zu machen. Dazu kam, daß durch Sagenmiſchung und chronologiſche Verwirrung die Gefangenſchaft Joſephs aus einer ganz kurzen zu einer vierzig Jahre dauernden geworden war. An Stelle der Befreiung durch den auferſtandenen Chriſtus trat nun ein anderes Motiv. Der Heiland verſchafft dem Gefangenen Licht und Nahrung, indem er ihm die Abendmahlsſchale, den Graal (d. h. Schüſſel) bringt.

In Frankreich, ſcheint es, hat man ſo an die Legende des Joſeph von Arimathia die Graalſage angeknüpft, und mehrfache Anzeichen weiſen auf die öſtlichen, damals dem deutſchen Reich gehörigen Gebiete, auf die Vogeſengegend hin.

Dahin ſcheint auch der Ritter Robert von Boron zu gehören, der in den ſechziger Jahren des zwölften Jahrhunderts ſein Gedicht vom Graal — bekannt unter dem Namen Le petit saint Graal — ſchrieb, das ſpäter auch in Proſa aufgelöſt wurde. Es hat durchaus den Charakter einer Legende, deren Mittelpunct der Graal bildet. Die Perſonen ſind Joſeph, ſein Schwager Bron, deſſen Kinder und ihre Gefährten. Die Handlung ſpielt im Orient. Gegen den Schluß ziehen Brons Kinder auf Gottes Befehl zu den Thälern von Avaron (?), um die Völker zu bekehren, Bron ſoll den Graal mit ſich in den Occident nehmen. Dort wird einer ſeiner Nachkommen ihn in der Hut des Graals — als deſſen

letzter Hüter — ablöſen. Dem Ganzen ſcheint die Idee einer myſtiſchen Kirche neben der ſichtbaren und officiellen zu Grunde zu liegen, einer Kirche, die dann freilich ihre eigenen Apoſtel und Diener hat. In wiefern dogmatiſche Anſichten gewiſſer Secten jener Zeit hineinſpielen, wäre intereſſant zu unterſuchen.

In England, wo ſich unter Heinrich II. die Tendenzen nach kirchlicher Selbſtändigkeit erneuerten, fand dieſe Legende einen fruchtbaren Boden. Man benutzte ſie dazu, der engliſchen Kirche einen von Rom unabhängigen Urſprung zu geben. Joſeph, der bei Robert de Boron im Orient zurückbleibt, kommt hier mit ſeinem Sohn Joſephe — einer neuen wichtigen Perſönlichkeit, die von Chriſtus ſelbſt zum Biſchof geweiht wird — und andern Gefährten nach Großbritannien. Sie bekehren das Land zum Chriſtenthum, und Joſeph und ſein Sohn ſterben daſelbſt und werden dort begraben. So erſcheint die Legende in der Proſaerzählung, die unter dem Namen le grand St. Graal bekannt iſt. Die Fabel iſt hier auch ſonſt vielfach modificirt, durch zahlreiche neue Geſtalten und Epiſoden erweitert worden. Der Graal ſpielt eine wichtige Rolle, und ebenſo das Geheimniß der Transſubſtantiation. Dazu kommt dann ein wunderbarer Schild, den Joſeph beſitzt. Ein kriegeriſches, ritterliches Element hat ſich hier bereits mit dem religiöſen verbunden und auch die Artusſage ſchon zu der Legende in Beziehung geſetzt. Die von den Bekehrern Großbritanniens, welche ſich mit Töchtern der Landeskönige vermählt haben, gegründeten Dynaſtien werden bis auf Artus Zeit fortgeführt. Der Graal wird in einem nordhumbriſchen Walde aufbewahrt, wo ihn „ein reiner Jüngling", Galaad, der Sohn des Lanzelot, ſchließlich finden ſoll.

Im Anſchluß an dieſe Erzählung führt nun ein anderer Proſaroman — La queste del saint Graal — uns mitten in die Zeit und den ritterlichen Kreis des Artus. Unter allen Rittern, welche den Graal ſuchen, gelangt nur Galaad an's Ziel. Der Graal, aus dem Chriſtus ſelbſt emporgetaucht iſt und das Abendmahl ertheilt hat, wird dann von Galaad, den Parcival und

Bohors begleiten, nach dem Orient zurückgebracht. Bei Galaads Tod aber wird er in den Himmel entrückt.

Beide Romane — wie noch andere — werden auf Grund handſchriftlicher Notizen dem unter Heinrich II. lebenden Walter Map zugeſchrieben, der ſie aus dem Lateiniſchen überſetzt haben ſoll. Ob mit Recht, wird ſich — wenn überhaupt — erſt dann entſcheiden laſſen, wenn eine kritiſche Ausgabe dieſer Texte aus den, wie es ſcheint, viel jüngern und keineswegs anglonormanniſchen Handſchriften vorliegt. Daß aber in England und zwar unter Heinrich II. dieſe Romane ihrem Kern nach entſtanden ſeien, ſcheint aus innern Gründen unzweifelhaft.

In den achtziger bis neunziger Jahren des zwölften Jahrhunderts ſchrieb dann Creſtien von Troies ſeinen Conte del Graal. Hier iſt der Held der Erzählung nicht Galaad, ſondern Parcival, und das ritterlich romantiſche Element tritt ſo ſehr in den Vordergrund, daß die eigentliche Legende gewiſſermaßen nur in duftiger Ferne erſcheint und der Graal zwar noch das Ziel der Handlung, jedoch nicht mehr den Mittelpunct der Darſtellung bildet. Leider hat Creſtien ſeine Dichtung nicht vollendet und auch nicht bis zu dem Puncte fortgeführt, wo die Mehrzahl der Fäden, welche ſie mit der Legende verknüpfen, erſt ſichtbar geworden wären. — Seine franzöſiſchen Fortſetzer, Interpolatoren und Nachfolger intereſſiren uns hier weniger als ſein deutſcher Interpret Wolfram, der die Erzählung in einer von der Legende durchaus abweichenden Weiſe zum Abſchluß gebracht, im Ganzen aber den phantaſtiſchen Stoff durch pſychologiſche Vertiefung und ideelle Durchdringung im Sinne echter Religioſität und ſchöner Menſchlichkeit, wenn auch nicht künſtleriſch bezwungen, doch in eine höhere, wahrhaft poetiſche Sphäre gehoben hat. Das was er ſtofflich Neues bringt, haben wir entweder auf ihn ſelber oder auf den von ihm namhaft gemachten — im Uebrigen ſpurlos verſchwundenen — Provenzalen Kyot zurückzuführen.

Unter den keltiſchen Sagen, welche ſich lange der Artusſage gegenüber ſelbſtändig und daher reiner erhielten, nimmt die erſte

Stelle die von Triſtan ein, von deren altfranzöſiſchen Bearbeitungen uns mehrere — die größeren freilich nur fragmentariſch — erhalten ſind, während der Triſtanroman des Creſtien von Troies ganz verloren gegangen ſcheint. In den vorhandenen Fragmenten alter Triſtanromane hat man an einigen Stellen die ſtrophiſche Form, deren ſich die Jongleurs bei dem Vortrag ihrer Lieder bedienten, noch deutlich nachgewieſen. Die Anſicht, wonach ein Theil der höfiſchen Romane wirklich auf ſolchen Liedern beruhe, die dann ihrerſeits vielfach bretoniſche Lais zur Vorausſetzung haben mochten, findet hier eine Beſtätigung. Zugleich ſehen wir, wie das kurze Reimpaar, welches — wenn wir den nicht ganz hierher gehörigen Alexander Lamberts und ſeiner Fortſetzer ausnehmen — die ſtehende Form des höfiſchen Romans bildet, ihm nicht nur von der legendariſchen, didaktiſchen, hiſtoriſchen Poeſie überliefert, ſondern auch von der Jongleurspoeſie in dieſen Sagenkreiſen nahe gelegt wurde. Auch andere Anzeichen ſprechen dafür, daß in dieſer Jongleursdichtung eine kurze Strophe aus entweder einreimigen oder paarweiſe reimenden Achtſylblern für manche Süjets eine beliebte Form geweſen ſei. Selbſt das älteſte Erzeugniß epiſcher Kunſtdichtung in Frankreich, der Alexander des Alberic von Beſançon iſt in Tiraden aus achtſylbigen Verſen geſchrieben.

Die einfache Form des kurzen Reimpaars gibt nun dem Romandichter keine Gelegenheit, auf dem Gebiete der metriſchen Technik mit der Virtuoſität der höfiſchen Lyriker zu wetteifern. Nur in einem beſchränkten Umfang dieſes Gebiets kann er ſeine Kunſt bethätigen: in der Behandlung des Enjambements, namentlich aber des Reimes, den man nicht nur rein zu geſtalten, ſondern häufig durch mehr Sylben als nöthig iſt durchzuführen ſtrebt und gern zu allerlei grammatiſchen Spielereien verwendet. Damit hängt dann die Neigung zuſammen, die freilich bei den Epigonen der höfiſchen Kunſt am meiſten ausgebildet erſcheint, überhaupt in der Rede lautlich ähnliche oder ſtammverwandte Wörter zur ſchärferen Hervorhebung des Gedankens dicht neben einander zu ſtellen.

Die Diction iſt im Ganzen wenig ſinnlich und bedient ſich

selten kühnerer Bilder. Ausgeführte Gleichnisse kommen vor, jedoch nicht so oft als in der höfischen Lyrik.

Die ganze Rede unterscheidet sich von der prosaischen hauptsächlich nur durch größere Eleganz, Fülle und Rundung. Weniger nüchtern als die normannisch-klerikale Poesie, gestattet sich die französische Kunstepik gern ein anmuthiges Abschweifen, eine gewisse Freiheit in der Wortfügung, unter anderm den Gebrauch der Parentheſe. In dem maßvollen Gebrauch solcher Freiheit, welche die Durchsichtigkeit der Rede nicht beeinträchtigen darf, in einer glücklichen Ueberwindung der metrischen Hindernisse — derart, daß die gebundene Form nirgend die freie Bewegung des Gedankens zu hemmen, sondern sie zu fördern scheint, die Uebergänge vermittelt, die Gegensätze schärfer hervortreten läßt — bewährt sich die Kunst des höfischen Epikers.

In höherm Sinne bewährt sich diese Kunst in der Auswahl des Stoffes, in der Beseitigung des Ueberflüssigen, in der Erfindung oder geschickten Anknüpfung der Episoden, in der richtigen Ordnung der verschiedenen Erzählungsmomente, wodurch die Uebersichtlichkeit ermöglicht, der glücklichen Abstufung der Motive, wodurch das Interesse gesteigert wird; endlich in der psychologischen Begründung des Geschehenden, in der Charakteristik.

Das Zeitalter aber verlangte von dem Kunstepiker eine möglichst anschauliche Darstellung des ritterlichen Lebens und der ritterlichen Ideale. Daher ausführliche Beschreibung von Kämpfen, Festen, Liebesscenen, Waffen, Kleidern; daher ein besonders sorgfältig gearbeiteter Dialog, worin gerne Fragen, welche die Ritterehre und die Liebe, die prouesse und die courtoisie berühren, verhandelt werden, der manchmal durch feine Ironie uns die Zeit vergegenwärtigt, wo man neben äußern Vorzügen auch geistige Ueberlegenheit geltend zu machen suchte, der andrerseits oft — in kurzer Wechselrede sich bewegend — die sprachliche Gewandtheit und geistige Schlagfertigkeit der Epoche uns bezeugt.

Gern unterbricht der Epiker auch den Gang seiner Erzählung

durch Betrachtungen ethiſcher und pſychologiſcher Art, wobei Gefühle in feiner, ja ſpitzfindiger Weiſe analyſirt werden.

Eine tiefergreifende Einheit der Handlung haben wir gewöhnlich nur da zu erwarten, wo der Stoff ſie mit ſich brachte. Da wo er eine Menge von ſchlecht motivirten und zuſammenhangsloſen Abenteuern vor ſich hat, glaubt der höfiſche Kunſtdichter ſich genug zu thun, wenn er die Thaten ſeiner Haupthelden motivirt und dafür ſorgt, daß unſre Theilnahme an ihren Schickſalen nicht einſchläft, womöglich geſteigert wird, vor allem, daß uns die Langeweile nicht ergreift. Der ideelle Gehalt der höfiſchen Romane beſchränkt ſich gewöhnlich darauf, daß theils in Handlungen, theils in Reden dieſelben immer wiederkehrenden höfiſch-ritterlichen Ideen zur Darſtellung gelangen.

Um die Entwicklung des höfiſchen Romans haben ſich, ſcheint es, namentlich zwei Männer verdient gemacht: der unbekannte Verfaſſer des „Eneas“*) und noch mehr als er Creſtien von Troies.

Creſtien iſt der fruchtbarſte und zugleich der am meiſten ausgebildete Dichter in dieſer Sphäre, wie er einer der älteſten iſt und nicht lange nach 1150 ſeine Laufbahn begann.

Andere haben ihn gelegentlich durch die Wahl des Stoffes oder durch einzelne Vorzüge übertroffen; Keiner vereinigt in ſolcher Vollkommenheit wie er alle Merkmale des höfiſchen Dichters in ſich, Keiner bewegt ſich mit ſolcher Sicherheit wie er auf der ſchmalen Linie, die ſeine Kunſt ihm vorzeichnet, Keiner verſteht es in ſolchem Grade, ſich gehen zu laſſen und doch weiſe zu beſchränken.

Wie er ſich durch metriſche und ſprachliche Virtuoſität, durch Kunſt der Erzählung, durch Feinheit der pſychologiſchen Motivirung auszeichnet, ſo ragt er auch durch die edle Geſinnung hervor, die ihn befähigt, die ritterlichen Ideale möglichſt rein und menſchlich ſchön herauszuarbeiten. Wohlwollen und Zartgefühl

*) Deſſen Identität mit Benoit von Sainte More mir ſehr unwahrſcheinlich iſt.

liegen hier den feinen Formen des höfiſchen Verkehrs zu Grunde, und neben Ruhmbegierde und Thatendurſt ſind es doch auch tief menſchliches Mitgefühl und echte Mannesehre, welche den Ritter ſeinen Abenteuern entgegentreiben.

Bei alledem iſt das conventionelle Element zu mächtig, und wir wundern uns nicht, wenn es bei den Epigonen faſt allen ethiſchen Gehalt überwuchert, andrerſeits aber bald die Satire herausgefordert hat.

Neben den metriſchen Roman ſtellt ſich die metriſche Novelle, die ſich aus den Liedern der Jongleurs gewiß ſehr früh entwickelte, wenn auch die uns erhaltenen Denkmäler dieſer Gattung nicht über die zweite Hälfte des zwölften Jahrhunderts hinausgehen, und ihre eigentliche Blüthe wohl erſt mit dem dreizehnten Jahrhundert beginnt. In Bezug auf Formbehandlung und Ton erfuhr die Novelle vom Roman entſchiedenen Einfluß; auch ſie geſtaltete ſich höfiſch. Gleichwohl wahrte ſie ſich größere Anſpruchsloſigkeit und größere Freiheit, die allerdings nicht ſelten die Grenzen des Anſtandes überſchreitet.

Drei Arten ſind innerhalb der Gattung zu unterſcheiden: das lai, welches auf Liedern — gewöhnlich bretoniſchen — zu beruhen vorgibt, das fabliau und das dit, welche dieſen Anſpruch nicht erheben und ſich dadurch von einander unterſcheiden, daß jenes mehr volksthümlich gehalten iſt, dieſes einen Anflug von Gelehrſamkeit und didaktiſcher, oft religiöſer Tendenz zeigt. Es war unvermeidlich, daß dieſe Arten ſich vielfach miſchten, beſonders die beiden letztern; die Bezeichnungen wurden oft willkürlich angewandt.

Das Metrum anlangend war das kurze Reimpaar allen drei Arten geläufig; daneben bedient ſich das dit — zumal ſeit dem dreizehnten Jahrhundert — auch anderer Formen, oft einer (gewöhnlich vierzeiligen) einreimigen Strophe aus Alexandrinern.

Nicht immer bezeichnen die Artnamen eine epiſche Darſtellung. Wie das Wort lai, das ja eigentlich „Lied“ bedeutet, auf lyriſchem Gebiet ein in volksthümlichem Ton gehaltenes, aus un-

gleichen Strophen bestehendes Gedicht benennt, so geben sich Form und Name des fabliau und des dit zu didaktischen und satirischen Darstellungen, Aufzählungen, Sittenschilderungen u. s. w. her. Oft werden darin zwei oder mehrere Dinge angeführt, welche um den Vorrang streiten, eine Dichtart, die auch ihre besonderen Namen (desbat, desputoison, estrif) führt und an das jeu parti der Kunstlyrik erinnert.

Soweit es sich um eigentliche Erzählung handelt, sind vorzüglich drei Stoffkreise zu unterscheiden: die keltische Sage, die namentlich in den Lais zu Hause ist, die Legende, welche sich mit weltlicher Erzählung verbindet und so den conte dévot erzeugt, der sich dem Dit leicht unterordnet, endlich und vor allem das orientalische Märchen, das sich gern in jede andere Art von Ueberlieferung einmischt. Erst in zweiter Linie kommen die Trümmer des germanischen Mythus, Entlehnung aus antiken Schriftstellern, die ihrerseits dem Orient viel verdanken, einheimische Sage, die an wirklich Geschehenes anknüpft, oder gar freie Erfindung in Betracht.

Aus Indien stammt die Hauptmasse der mittelalterlichen Novellenstoffe. Sie verbreiteten sich theils vereinzelt auf schriftlichem oder mündlichem Wege, theils und doch wohl hauptsächlich in größern Sammlungen, in denen eine Reihe einzelner Erzählungen von einer übergeordneten, wie von einem Rahmen zusammengehalten werden. Durch das Persische, Arabische, Rabbinische hindurch gelangten diese Sammlungen nach Europa, wo sie theils von Osten her durch das Griechische, theils auf einem andern Wege direct in die mittellateinische Litteratur Eingang fanden. Vielfach modificirt, erweitert, gekürzt, älterer Erzählungen beraubt, mit neuen vermehrt, verrathen diese Novellen- und Märchencyklen doch manchmal auch in ihren jüngsten abendländischen Gestaltungen ihren morgenländischen Ursprung.

Die Einzelerzählungen, die sich auf dem weiten Wege von Indien bis an den atlantischen Ocean aus einem größern Zusammenhang loslösten, erlebten ihrerseits mannigfache Schicksale.

Einerſeits ſetzten ſie gewöhnlich durch mehrere Metamorphoſen hindurch ihr Sonderdaſein fort, zugleich aber verleibten ſie ſich oft einem andern, ſei es ebenfalls alten, ſei es neugeſchaffenen Ganzen ein.

Von allen abendländiſchen Litteraturen war es nun die franzöſiſche, die ſich zuerſt dieſer Stoffe bemächtigte, indem ſie ſowohl einzelne Erzählungen aufgriff als auch ganze Sammlungen in ſich aufnahm.

Von ſolchen Sammlungen mögen zwei: das Buch der ſieben weiſen Meiſter und die Disciplina clericalis hier Erwähnung finden.

Das erſtere, deſſen Geſchichte ſich bis nach Indien zurückverfolgen läßt, wenn auch das indiſche Original verloren gegangen iſt, trat der franzöſiſchen Poeſie in zweifacher Geſtaltung gegenüber. Die am meiſten verbreitete, der alten Tradition näher ſtehende, in ſich wieder zahlreiche Varietäten umfaſſende Verſion führt den Titel Historia septem sapientum Romae. Mehrere franzöſiſche Bearbeitungen unter dem Namen Roman des sept sages ſind auf dieſe Quelle zurückzuführen. Die andere, auf lothringiſchem Boden entſtandene, um das Jahr 1184 aus der Feder Johanns, eines Mönches der Abtei Haute Seille (alta silva) gefloſſen, zeichnet ſich im Ganzen wie im Einzelnen durch zahlreiche Sondereigenthümlichkeiten aus, die zum Theil ihre Erklärung darin finden, daß der Verfaſſer die Ueberlieferung nur ungenau kannte und Manches aus mündlicher Mittheilung ſchöpfte. Unter den Einzelerzählungen finden ſich ſolche, die in der Bevölkerung ſeiner Heimath verbreitet geweſen ſein werden. Die Rahmenerzählung — in ihren Grundlinien freilich identiſch mit der in andern Faſſungen gegebenen — hat Modificationen erfahren, welche vielleicht den Normannen in Sicilien oder Süditalien ihren Urſprung verdanken. Dieſe Schrift, bekannt unter dem Namen Dolopathos, wurde bereits zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts von einem Dichter Namens Herbert in franzöſiſche Verſe übertragen.

Die Disciplina clericalis, deren Rahmen ein Dialog zwiſchen

einem arabiſchen Philoſophen und ſeinem Sohn bildet, wurde i. J. 1106 in Spanien von einem getauften Juden, Petrus Alphonſus, nach arabiſchen Quellen bearbeitet. Sie hat mindeſtens zwei poetiſche Uebertragungen in's Franzöſiſche gefunden, deren eine unter dem Titel Le castoiement d'un père a son fils am beſten bekannt iſt.

In der Behandlung der fremden Stoffe bethätigt die franzöſiſche Poeſie eine mächtige Aſſimiliſationskraft, zumal Einzelerzählungen gegenüber, deren Stoff ſie ganz in ihr eigenes Fleiſch und Blut umſetzt.

Am meiſten von dem heimathlichen Duft bewahren noch die bretoniſchen Lais. Sie haben gewöhnlich einen romantiſchen Charakter, der ſich auch dort nicht verleugnet, wo das Süjet ein komiſches iſt. In der Regel iſt es aber geeignet, zum Ernſt, zur Rührung zu ſtimmen; häufig zieht ſich ein elegiſcher, ſehnſuchtsvoller Ton durch.

Im Fabliau, das den Ernſt zwar keineswegs ausſchließt, herrſcht doch gewöhnlich ein ſcherzhafter, neckiſcher Geiſt vor, der manchmal in Ausgelaſſenheit übergeht, dabei aber immer mit ſchalkhafter Naivetät eine gewiſſe epiſche Würde zu wahren weiß. Oft werden Ehemänner, Bauern, Kaufleute, beſonders aber Kleriker in kitzlichen Situationen vorgeführt, die Sitten der Zeit mit großer Heiterkeit bloßgelegt und die Diener der Kirche lachend an den Pranger geſtellt.

Das Dit, welches — wie wir ſahen — gern fromme, halblegendariſche Erzählungen mit ſeinem Schilde deckt, dem übrigens jeder Stoff recht iſt, gibt ſpäter die Form ab, in der manche Romane von leichter überſichtlichem Inhalt auf gekürzten Umfang gebracht werden.

In der poetiſchen Novelle hat die Kunſt zu erzählen, wodurch ſchon im Mittelalter die Franzoſen ſich hervorthaten, nicht wie im Romane mit dem Wirrſal einer weitſchichtigen Materie zu kämpfen. Der Stoff an ſich iſt anziehend und enthält bereits die Einheit des Intereſſes, ja der Idee. Der Dichter braucht nur das Detail

mit Feinheit herauszuarbeiten und mit der einfachen Anmuth des Ausdrucks zu schmücken, die so manchem Franzosen zu Gebote stand.

IX.

An dieser ganzen epischen Litteratur nahmen die Normannen wie die Anglonormannen thätigsten Antheil. Die Artus- und Tristansagen haben sie fortgebildet und den Franzosen vermittelt, die Graalsage wäre ohne sie gar nicht zur Entfaltung gelangt. Auch an Dichtern, welche derartigen und andern Stoffen die kunstgerechte Form gaben, fehlte es ihnen nicht. Für das Gebiet des höfischen Romans genüge es, Denis Piramus, den Verfasser des Partonopeus von Blois, Hues von Rotelande, den Dichter des Hippomedon und des Protesilaus, Philipe von Reimes, den Dichter des Roman de la manekine und der Blonde d'Oxford zu nennen. Namentlich aber auf dem Gebiete der Lais und Fabliaux erwarben sich die Normannen auf dem Continent wie in England verdienten Ruf. Andere Namen werden hier verdunkelt von dem der Marie de France, die — wenn auch in Frankreich geboren — jedesfalls einen großen Theil ihres Lebens in England zugebracht hat. Mariens Lais zeichnen sich durch eine edle, rührende Einfachheit des Tones, durch große Feinheit der Auffassung und Grazie des Ausdrucks aus, und auch in ihrer Uebertragung äsopischer Fabeln — für die sie ein englisches Original benutzt hat, das auf einen König von räthselhaftem Namen zurückgeführt wird — zeigt sie manche Eigenschaften, die sie zur würdigen Vorläuferin eines Lafontaine machen.

Zu den anglonormannischen Dichtern im eigentlichen Sinne kann man Marie de France freilich nicht rechnen, schon wegen der Reinheit ihrer Sprache und ihres Verses. Zur Zeit, wo sie dichtete, im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, hatte die Verderbniß des Normannischen in England schon bedeutende Fortschritte gemacht, und der Einfluß der englischen Verskunst auf die französische machte sich bei den meisten Dichtern in hohem Grade gel-

tend. Verkennung des ſyllabiſchen Princips und der Bedeutung der Cäſur, Untereinandermiſchung verſchiedener Versarten ſind an der Tagesordnung. Derartige metriſche Eigenthümlichkeiten begegnen ſchon in anglonormanniſchen Dichtungen aus der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts.

Neben dem Roman, dem Lai, dem Fabliau fuhren die Anglonormannen fort, die Legende und andere Zweige geiſtlicher Poeſie, nicht zum wenigſten auch die hiſtoriſche Dichtung zu cultiviren.

Die poetiſche Darſtellung der Geſchichte nahm unter Heinrich II. und vielfach durch ſeine Anregung einen neuen Aufſchwung. Wir haben geſehen, wie Wace für ihn ſeinen Roman de Rou ſchrieb. Als dieſer die königliche Gunſt verloren hatte, unternahm Meiſter Benoit, in dem wir doch ganz gewiß Niemand anders als Benoit von Sainte More zu erkennen haben, im Auftrage des Gebieters eine neue Chronik der normanniſchen Herzöge, welche ſich durch ähnliche Vorzüge und ähnliche Fehler auszeichnet wie der Roman de Troie. Um dieſelbe Zeit etwa beſchrieb in England, in Wincheſter der geiſtliche Kanzler der Kathedrale, Jordan Fantosme den Krieg Heinrichs II. gegen Schottland (1173 bis 74) in einem Werke, deſſen Inhalt angeblich auf Berichten von Augenzeugen beruht und das den Eindruck der Unparteilichkeit und der hiſtoriſchen Treue macht, ſofern die poetiſche Form und Darſtellung, der ein lebhafter Dialog zuweilen großen Reiz verleiht, der Wahrheit nicht nothwendig Dichtung beigemiſcht hat. Mit gleich gutem Griff wie Lambert der Krumme für ſeinen Alexanderroman, wählte Jordan für ſeine Dichtung die epiſche Tirade aus Alexandrinern, welche damals überhaupt beliebt wurde und aus der chanson de geste den Zehnſylbler zu verdrängen, auf andern Gebieten neben das kurze Reimpaar zu treten begann. Seine Alexandriner baut nun aber Jordan mit anglonormanniſcher Freiheit in einer Weiſe, die bald an die engliſche Langzeile, bald an den katalektiſchen jambiſchen Tetrameter erinnert, im Ganzen aber ohne Frage auf engliſchen Einfluß zurückzuführen iſt; endlich miſcht er auch Zehnſylbler ein. Ganz ähnlich verfuhr etwa ſechzig

bis ſiebzig Jahre ſpäter der unbekannte Dichter einer Legende des heiligen Albanus (Vie de seint Auban).

Die Eroberung eines Theils von Irland, die König Heinrich i. J. 1172 gelungen war, fand im Anfang des folgenden Jahrhunderts ihren Darſteller in einem unbekannten Dichter, der ebenfalls wohlunterrichtet und redlich bemüht ſcheint, das ihm bekannt Gewordene nach beſtem Wiſſen mitzutheilen.

Die nationalengliſchen oder anglodäniſchen Ueberlieferungen zogen — wie ſchon oben angedeutet wurde — die normanniſchen Dichter frühzeitig an. Schon zu Anfang des zwölften Jahrhunderts ſcheint ein normanniſches Lied von Havelok entſtanden zu ſein, auf dem einerſeits die Darſtellung der Sage bei Gaimar, andrerſeits ein jüngeres, wohl nicht viel ſpäter als 1150 entſtandenes Gedicht beruht. Seltſamer Weiſe beruft ſich dies auf ein bretoniſches Lai als ſeine Quelle, und auch andere Spuren weiſen darauf hin, daß wirklich die Kelten — auf der britiſchen Inſel oder auf dem Continent — ſich dieſer doch keineswegs keltiſchen Ueberlieferung bemächtigt hatten.

Nahm die Havelokſage ſo die Geſtalt eines Lai an, ſo wurde die Hornſage dagegen in die Form und den Stil der chanson de geste gekleidet.

Entſchiedener noch widerfuhr dies der Sage von Beuves de Hanstone, die in ihrer franzöſiſchen Faſſung ſogar direct an den karolingiſchen Sagenkreis anknüpft. Guy von Warwick dagegen erhielt die Form des höfiſchen Romans.

Auch Geſtalten aus der anglonormanniſchen Geſchichte wurden im Laufe des dreizehnten Jahrhunderts in romanhaften Dichtungen gefeiert. Wir erwähnten ſchon den Baron Fulke Fitz Warin, der von König Johann geächtet wurde. In die Zeit deſſelben Königs fällt das abenteuerliche Leben des Mönchs Euſtace, der für einen Meiſter der ſchwarzen Kunſt galt und der, im Gebiet des Grafen von Boulogne geboren, in der ſpäteren Zeit ſeines Lebens nach England kam und zu König Johann in enge Beziehung — zuerſt freundliche, dann feindliche — trat. Endlich ſehen wir auch keinen Geringern

als Richard Löwenherz Gegenstand der Dichtung werden, wie er schon früh ein Held der Volkssage war.

Kehren wir noch einmal zur Zeit Heinrichs II. zurück. In derselben Epoche, welche die französische und provenzalische Poesie zur höchsten Blüthe sich entwickeln sah, erreichte auch die mittelalterliche Renaissance, die Wiederbelebung der klassischen Studien in England ihren Höhepunct. Die Meister derselben pflegten Anregung und Unterweisung in Frankreich sich zu holen, wo die Beschäftigung mit der Antike — trotz vielfacher Anfeindung — vor religiösem Fanatismus und dem Ueberwuchern der dialektischen Schulweisheit noch nicht in den Hintergrund des klerikalen Gesichtskreises getreten war und schon damals auch auf die Nationallitteratur befruchtend einzuwirken begann. Nicht nur Vergil und Statius wurden in französische Sprache umgesetzt; vor allen Andern erfreute sich Ovid, der Dichter der feinen römischen Gesellschaft, des Beifalls jener höfischen Zeit. Schon Crestien von Troies übertrug — wahrscheinlich am Anfang seiner Laufbahn — die Ars amandi und die Remedia amoris sowie manche Mythen aus den Metamorphosen, und seinem Beispiel ahmten in der Folge Viele nach.

Um Heinrichs II. Hof gruppiren sich in engerer oder weiterer Nähe eine Reihe dem geistlichen Stand angehöriger, vielfach auch zu politischen Geschäften verwandter Männer, welche große Gelehrsamkeit mit einer gewissen weltmännischen Bildung verbanden und in ihren der Litteratur gewidmeten Mußestunden über dem Alterthum die Gegenwart, über der Theorie das Leben nicht vergaßen. Gerne beschäftigen sie sich in ihren Schriften mit der Geschichte ihrer Zeit oder mit der Topographie ihres Landes, geben manchmal Anekdoten, auch Legenden und Sagen zum besten, welche die damalige Geistesrichtung illustriren, und schildern die Sitten der Epoche, das Leben des Klerus, der Orden, das Treiben am Hofe nach scharfer Beobachtung mit lebendigen Zügen und frischen Farben.

Vor allen Andern ragt durch Gelehrsamkeit und durch feine

Geistesbildung Johann von Salisbury hervor, der in Chartres und Paris die Grundlage zu seiner Vertrautheit mit den Klassikern und der philosophisch-theologischen Wissenschaft gelegt hatte, der Freund, Vertraute und Biograph Thomas Bekets, der spätere Bischof von Chartres († 1180). Sein etwa 1156—1159 entstandenes Hauptwerk — bekannt unter dem Namen Polycraticus — zeichnet sich sowohl durch eine großartige Belesenheit aus, welche u. a. auch die dem Verfasser in Uebersetzung zugänglichen Schriften Platons und Aristoteles umfaßt, wie durch geistige Durchdringung des massenhaften, nicht unkünstlerisch geordneten Stoffs, endlich durch lebendige Darstellung in einem durchweg guten Latein. Von der Schilderung der Thorheiten und Unsitten des Hofes ausgehend, gelangt der Verfasser zu den wichtigsten, namentlich politischen und philosophischen Untersuchungen, deren letztere nach einer Erörterung der verschiedenen Systeme der alten Philosophie in der Darlegung seines eigenen, in ihrem Kern die Ethik berührenden Systems ihren Abschluß finden. Mit der Logik beschäftigt sich der um 1159 geschriebene Metalogicus, in dem Johann einen Gegner, der ihn wegen seiner Beschäftigung mit der Philosophie verspottet hatte, gebührend zurückweist.

Weniger fein und tief angelegt als Johann, mit mehr weltlicher Färbung, derber und schärfer in den Aeußerungen seiner satirischen Laune, übrigens gelehrt und klassisch gebildet, ein Mann von Geist, nicht ohne echt sittlichen Kern, so gibt sich der berühmte Walter Map zu erkennen, der am englischen Hofe eine angesehene Stellung einnahm, häufig den König auf seinen Reisen begleitete und im Jahre 1196 als Archidiakonus zu Oxford starb. Die Folgezeit hat eine große Anzahl lateinischer wie französischer Werke an seinen Namen geknüpft, darunter Graal- und Artusromane in Prosa und burschikose Studentenlieder. Ein treues Bild von seiner Persönlichkeit können wir aus seiner Schrift De nugis curialium gewinnen, welche — wie schon der Titel andeutet*)

*) De nugis curialium lautet schon ein Nebentitel des Polycraticus.

— durch den Polycraticus angeregt, an wiſſenſchaftlicher Bedeutung ſich dieſem nicht vergleichen kann, dafür eine viel umſtändlichere Schilderung des engliſchen Hofes, der engliſchen Geſellſchaft enthält und in Anekdoten, Sagen, mit Betrachtungen gemiſcht, durch ſcharfe Satire — zumal gegen die Ciſterzienſer — gewürzt, dem Culturhiſtoriker ein reiches Material bietet.

Willkommenes Licht auf die Geſchichte der Zeit fällt aus den — mit großem Aufwand von Kunſt und Gelehrſamkeit — geſchriebenen Briefen des Peter von Blois, der ebenfalls Archidiakonus, zuerſt zu Bath, dann zu London war, dazwiſchen (1191 bis 93) als Sekretär der Königin Eleonore fungirte und Map nur um ein paar Jahre überlebte. In ſeiner Jugend hatte er Liebesgedichte geſchrieben, was er ſpäter bereute, ohne das Vergnügen daran ganz vergeſſen zu können. Sie ſind uns verloren gegangen, wie ebenfalls Peters Schrift De gestis Henrici.

In anziehender, von Wilhelms von Malmesbury Weiſe beeinflußter Darſtellung ſchrieb Wilhelm von Newbury (1136 bis 1208) die Geſchichte ſeiner Zeit bis zum Jahre 1197. Das Zeitalter begann an den Hiſtoriker Anforderungen zu ſtellen, die ihm zwar ein Sporn ſein mußten, ſeine Kunſt über das Niveau einer trocknen Annaliſtik zu erheben, die ihn aber andrerſeits leicht auf Bahnen verlocken konnten, welche ſich mit dem Ernſt der Geſchichtſchreibung nicht vertrugen. Man verlangte vor allem intereſſantes Detail, pikante Anekdoten, Sagen und dergleichen.

Aus dieſem Zeitgeſchmack erklären ſich dann auch Erſcheinungen wie die Otia imperialia des Gervaſius von Tilbury. Gervaſius war ein Laie, der ſich die Gunſt des deutſchen Kaiſers Otto IV. zu erwerben wußte und von ihm zum Kanzler und Marſchall des Königreichs Arelat ernannt wurde. Zu dieſes Kaiſers Unterhaltung ſchrieb er i. J. 1212 die genannte Schrift, eine merkwürdige Miſchung aus weltgeſchichtlichem, geographiſchem, naturwiſſenſchaftlichem, ſagenhaftem und legendariſchem Material, ein Buch übrigens, das auch den heutigen Leſer anzuziehen und zu feſſeln vermag. In frühern Jahren hatte Gervaſius für den jungen

König Heinrich, der i. J. 1183 ſtarb, ein Anekdotenbuch (Liber facetiarum) geſchrieben.

Reiche Ausbeute an mannigfaltigem Stoff findet der Culturhiſtoriker auch in den zahlreichen Schriften jenes Gerald de Bary († 1223), der einem normanniſchen Vater und einer dem walliſiſchen Fürſtengeſchlecht verwandten Mutter entſtammt, während ſeiner Jugend in Wales erzogen, unter dem Namen Giraldus Cambrensis bekannt iſt. Ein Mann von umfaſſendem, vielſeitigem Wiſſen und gewaltiger Suada, nicht ohne Eitelkeit und Ehrgeiz, ein ſcharfer Kopf und raſcher Beobachter, dabei abergläubiſch, wenn er auch die Erfindungen Galfrids von Monmouth mit Verachtung abweiſt, hat er über Theologie, Politik, Topographie, Geſchichte, Heiligenlegende und Anderes geſchrieben — durchweg in klarer, gefälliger Darſtellung, gelegentlich mit Wärme und Beredtſamkeit. Eine Fundgrube für den Geſchichtsforſcher, Antiquar und Sagenforſcher bildet ſeine Topographia Hiberniae, der er eine Schrift über die Eroberung Irlands (Expugnatio Hiberniae) folgen ließ, ſowie ſeine Topographia Cambriae. Intereſſant iſt auch ſeine Selbſtbiographie (De gestis Giraldi laboriosis) und vielleicht in noch höherm Grade ſein Speculum ecclesiae, eine heftige Satire gegen die Mönche und die römiſche Curie.

Weniger gefällig, trockner, aber als die wichtigſte Geſchichtsquelle für die Zeit von 1170 bis 1192 von unſchätzbarem Werth verdient die — wahrſcheinlich im nördlichen England entſtandene — Schrift De vita et gestis Henrici II et Ricardi I Erwähnung. Früher an den Namen des Abtes Benedict von Peterborough geknüpft, wird ſie von einigen neueren Forſchern — wohl mit Unrecht — dem Biſchof Richard von London († 1198), dem Sohne Nigels, beigelegt. Dieſer Richard ſchrieb in drei Rubriken (Kirchengeſchichte, politiſche Geſchichte, Verſchiedenes), daher unter dem Titel Tricolumnis oder Tricolumnus, eine Geſchichte ſeiner Zeit, die verloren gegangen ſcheint, von jenen Forſchern aber mit einem Theile der Gesta Henrici II für identiſch gehalten wird. Eine andere Schrift Richards, der etwa von 1158 bis zu ſeinem Tode könig-

licher Schatzmeiſter war, iſt uns erhalten: der um 1178 entſtandene Dialogus de scaccario, der in klarem, lebendigem Stil — wenn auch etwas barbariſchem Latein — von der Verfaſſung und dem Verfahren des Exchequers handelt. Etwa zehn Jahre ſpäter ſchrieb der Oberrichter Ranulf von Glanvilla ſeinen Tractatus de legibus Angliae.

Die lateiniſche Poeſie fand in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts in England nicht weniger Pflege als in der erſten Hälfte deſſelben. Beinahe alle bedeutenden Latiniſten, die wir erwähnt haben — ich nenne nur Johann von Salisbury und Gerald de Bary — ſchrieben auch in Verſen. Ebenſo Alexander Neckam (1157—1217), wohl der größte Polyhiſtor ſeiner Zeit, der uns außer manchen grammatiſchen Abhandlungen namentlich eine proſaiſche und eine poetiſche Naturgeſchichte hinterlaſſen hat.

Vor allen andern engliſchen Dichtern, die es wagten, nach dem Kranz der lateiniſchen Muſe zu ringen, zeichnete ſich Joſeph von Exeter, der Sänger des trojaniſchen Krieges aus, nicht unebenbürtig ſeinem noch berühmtern franzöſiſchen Zeitgenoſſen Walther von Chatillon, der nach Curtius und Juſtin in ſchönen, das Mittelalter bezaubernden Verſen eine Alexandreis ſchrieb.

Unter Richard I. wurden die Geſetze der lateiniſchen Poetik zuſammengeſtellt und durch Beiſpiele erläutert von Galfrid von Vinſauf (de Vinosalvo), auch Galfridus Anglicus genannt, in einer an ſich wenig anziehenden Dichtung (Nova Poetria), welche Galfrid dem Papſt Innocenz III. widmete. Um 1193 entſtanden, jedoch erſt nach König Richards Tod (1199) vollendet, hat dieſe Schrift auf die Verskünſtler des dreizehnten Jahrhunderts einen beſtimmenden Einfluß geübt, und Galfrids Name hatte noch zu Chaucers Zeit einen guten Klang.

Neben der mehr akademiſchen Dichtung kannte das Mittelalter eine lateiniſche Poeſie andrer Art, eine Poeſie, die ſich in der alten Sprache frei und ungezwungen wie im Hauskleid bewegte und ſich dem Leben enger anſchloß. Dieſe Poeſie, ihrem Weſen nach durchaus internationaler Art, ſcheint ſchon im zehnten Jahr-

hundert Pflege gefunden, im elften und namentlich im zwölften Jahrhundert aber einen gewaltigen Aufschwung genommen zu haben. Die Träger dieser nichtakademischen Dichtung gehörten vorzugsweise der jüngern und ältern akademischen Jugend, den studirenden Klerikern an, die — an sich zum Wandern geneigt — im Zeitalter der Kreuzzüge die Länder zu durchschwärmen begannen und ein abenteuerreiches, in der Regel wenig erbauliches Leben führten, das in ihren Liedern einen Abglanz findet. Wein und Liebe bilden vor allem die Themata, die sie — den Spuren der Alten folgend, gleichwohl in durchaus selbständiger Weise — besangen. Aehnlich wie die spätlateinische Volkspoesie, wie vielfach der Kirchengesang, an deren Formen sie anknüpften, bauten sie ihre Verse gern ohne Rücksicht auf die Quantität in blos rhythmischer Weise und schmückten sie mit dem Reim aus, den sie oft mit bewundernswürdiger Virtuosität beherrschen. Ihre Lieder sind höchst wahrscheinlich von Bedeutung gewesen für die Anfänge der romanischen Minnepoesie, wie im weitern Verfolg zwischen der Dichtung der fahrenden Kleriker und der Nationaldichtung bei mehrern abendländischen Culturvölkern eine Wechselwirkung statt fand. Von conventionell höfischem Wesen hielten sie sich frei; ihre Kunst ist der ungeschminkte Ausdruck üppiger Jugendkraft, die von der Antike in eine Art pantheistischer Begeisterung für Natur und Schönheit hingerissen wird. Ihre Verse haben einen kecken, frischen Ton, manchmal einen echt bacchischen Schwung, wie das berühmte Mihi est propositum in taberna mori, das Bruchstück einer Generalbeichte*) des „Erzpoeten Walther", der doch wohl so wenig nach Frankreich wie nach England gehört, wenn auch seine Lieder dort nicht weniger Anklang fanden als in Deutschland. Wie die Spielleute, die Jongleurs, in deren Reihen sie sich nicht

*) Auch bekannt unter dem Namen Confessio Goliae. Die vagirenden Kleriker wurden vielfach Goliarden genannt, was vielleicht mit dem romanischen gaillard, gagliardo zusammenhängt. Daraus mögen sie selbst in übermüthiger Laune den Namen Golias als Personification des sittenlosen Klerus gebildet haben.

ſelten miſchten, ſcheinen auch die Vaganten vielfach zwiſchen Kunſt- und Volkspoeſie vermittelt zu haben; in manchem franzöſiſchen Liebes- und Trinklied, in manchem Fabliau glaubt man ihre Hand zu erkennen. Wie die Troubadours neben die Canzone das Sirventes ſtellten, ſo beſangen die Vaganten oder Andere in ihrem Stil außer Wein, Weibern und Würfeln auch ernſte Dinge, hiſtoriſche Ereigniſſe. Vor allem liebten ſie die Satire, die unter ihren Händen gegen den Klerus, am meiſten gegen die römiſche Curie ihre Spitze kehrte.

In das Leben und Treiben zu Salerno und Paris, vorzüglich der „engliſchen Nation" an letzterer Univerſität eröffnet eine Dichtung aus dem letzten Viertel des zwölften Jahrhunderts uns einen Einblick: das Speculum stultorum des Nigellus, welches ſeinem Geiſte nach den Vagantenliedern auf's engſte verwandt iſt. Den Inhalt des in Diſtichen geſchriebenen Poems bilden die ſeltſamen Abenteuer eines über die Kürze ſeines Schwanzes unzufriedenen, überhaupt nach höhern Dingen ſtrebenden, ehrgeizigen Eſels Namens Brunellus, der als Repräſentant des Mönchthums gemeint iſt. Die verſchiedenen Orden aber, auch die der Nonnen, werden einer ſcharfen Prüfung unterzogen, bei der ihnen auch kein gutes Haar bleibt.

X.

Aus der vornehmern lateiniſchen und romaniſchen Welt treten wir jetzt wieder in den Kreis, wo die engliſche Zunge erklang. Die Litteratur, die dieſem Kreiſe angehört, nimmt gegen den Anfang des dreizehnten Jahrhunderts einen neuen Aufſchwung. Zugleich ſcheint ſie der Einwirkung der fremden Dichtung ſich mehr zu erſchließen — freilich zuerſt nur in beſchränktem Maße und keineswegs überall.

Auf der Schwelle des neuen Jahrhunderts tritt uns die ehrwürdige Geſtalt Layamons entgegen.

Layamon, Sohn des Leovenath, war Prieſter zu Arley Regis in Worceſterſhire, am rechten Ufer des Severn. Eine ſinnig und poetiſch angelegte Natur, von der Vergangenheit mächtig angezogen, doch ohne tiefere wiſſenſchaftliche Bildung: etwas Franzöſiſch und wenig Latein, von vaterländiſcher und klaſſiſcher Geſchichte ſehr unvollkommene Kunde. Er mochte ſein Wiſſen mehr aus mündlicher Ueberlieferung als aus Büchern ſchöpfen. Jedesfalls gab er Schriften, welche die Phantaſie anregten, vor trockenen annaliſtiſchen Darſtellungen und gelehrten Abhandlungen den Vorzug. Für den ſchwungvollen Rhythmus der nationalen Lieder beſaß er ein empfängliches Ohr. Eine Menge Sagen und Localüberlieferungen hatte er in ſich aufgeſpeichert. Die Gegend, wo er lebte, muß an Trümmern der Vergangenheit in Leben und Sitte reich geweſen ſein. Dort hatte der Däne nie dauernd Fuß gefaßt, dort gab es keine große Handelsſtädte, welche den Verkehr mit dem Auslande in Schwung brachten. Die normanniſche Eroberung freilich hatte auch jenes Gebiet in ihren Bereich gezogen, auch dort hatten ſich Franzoſen angeſiedelt und es fehlte nicht an manchen Beziehungen zur Normandie. Nicht gar weit von Arley, den Severn etwas höher hinauf, war Ordericus Vitalis Geburtsſtätte. Allein die Zeit, während welcher Sieger und Beſiegte ſich fremd gegenüber geſtanden hatten, war noch nicht lange vorüber. Nur wenige Männer engliſchen Stammes mag es damals in Worceſterſhire gegeben haben, denen die normanniſch-franzöſiſche Cultur auch nur in dem Maße wie Layamon erſchloſſen war. Dagegen lebten die engliſchen Bewohner jener Gegenden von der Zeit ihrer erſten gewaltſamen Anſiedlung an in ſteter Nachbarſchaft und Berührung mit den Walliſern. Ein Austauſch geiſtigen Beſitzes zwiſchen Kelten und Germanen war auf die Dauer in der walliſiſchen Mark unvermeidlich. Mehr als eine keltiſche Sage mußte Eingang finden in die engliſche Ueberlieferung. Seit dem Emporblühen der britiſchen Königsmärchen und des Artuscultus im zwölften Jahrhundert mochte in der walliſiſchen Mark manche Tradition — keltiſcher oder germaniſcher Herkunft — durch Anlehnung an den großen britiſchen

Sagencyclus erhöhte Bedeutung gewinnen, neue Ausſchmückung erfahren.

In ſolchem geiſtigen Luftkreis lebte Layamon, als ihm der Gedanke kam, die Geſchichte derjenigen zu ſchreiben, „welche England ſeit der großen Fluth ... zuerſt in Beſitz hatten", oder, wie ein Normanne es vielleicht damals ſchon bezeichnet haben würde, einen Brut zu verfaſſen. Dem in ländlicher Abgeſchiedenheit lebenden Prieſter ſcheint es große Mühe gemacht, ſelbſt Reiſen gekoſtet zu haben, ſich die Bücher zu verſchaffen, welche er für ſeinen Zweck brauchte. Endlich gelang es ihm, Aelfreds Beda, Bedas Originalwerk und Waces Geste des Bretons zu erwerben. Die beiden erſten Werke boten ihm für ſeinen Zweck nur geringe Ausbeute. Er ſcheint ſie auch mit geringem Fleiß ſtudirt zu haben. Bis auf die Erzählung von Papſt Gregors Begegnung mit angelſächſiſchen Gefangenen zu Rom, welche zur Bekehrung Englands Anlaß gab, findet ſich bei Layamon kaum eine Spur, die auf Benutzung von Bedas Kirchengeſchichte hindeutete. Sogar über das Verhältniß der engliſchen Ueberſetzung zum Original und die Urheber beider Texte iſt er nicht in's Reine gekommen. Den engliſchen Text ſchreibt er Beda ſelbſt zu, das lateiniſche Original ſcheint er zu meinen, wenn er von einem Buch ſpricht, welches Sanct Albin *) gemacht, und der holde Auguſtin, der die Taufe nach England brachte. So bleibt nur Waces Gedicht übrig, und dieſes bildet in der That die Grundlage von Layamons Werk, wenn er auch für das Detail ſeiner Erzählung eine Reihe von anderen, ſei es ſchriftlichen, ſei es mündlichen Quellen benutzt hat.

Wace hatte die farbenreiche, etwas geſpreizte Proſa Galfrids in das franzöſiſche kurze Reimpaar übertragen, welches zu ſeiner Zeit populär zu werden begann und das er ſo gewandt zu handhaben wußte. Der abenteuerliche, myſtiſch-ritterliche Inhalt hatte ſo ein anſpruchsloſes, naives Gewand erhalten, das ihn beſſer

*) Albinus, Abt zu Canterbury († 732), wird von Beda wegen ſeiner Gelehrſamkeit und der reichen Materialien, die er zur „Kirchengeſchichte" beiſteuerte, geprieſen und auctor ante omnes atque adjutor huius opusculi genannt.

kleidete als die pathetiſche Rhetorik des Originals. Layamon, in deſſen Geiſt auch die keltiſchen Ueberlieferungen ſich in den Glanz und die Würde der engliſchen Epik kleideten, griff zum altnationalen Vers als dem ihm natürlichen Auskunftsmittel. Dieſe Form behandelt er nun ſo, wie er ſie aus den Volksliedern, die er in Worceſterſhire ſingen hörte, kannte. Nicht ängſtlich wird überall die Allitteration feſtgehalten, noch weniger der Reim ausgeſchloſſen; der Vers ſcheint auch da, wo die Allitteration herrſcht, vermöge der Gliederung des Satzes oft in zwei kurze Zeilen zu zerfallen. So liegt hier ein Metrum vor, das von dem der Geste des Bretons äußerlich ſo gar weit nicht abweicht. Allein die Geſetze altengliſcher Betonung und Rhythmik ſind überall in ſtrenger Geltung; die Allitteration, welche doch vor dem Reim weitaus den Vorrang behauptet, bringt eine Fülle kraftvoller epiſcher Anklänge mit ſich; die Diction, bei aller Einfachheit würdevoll, hat nicht ſelten echt epiſchen Schwung. So athmen wir hier ganz andere Luft als bei dem nüchternen normanniſchen Trouvère. Layamons Sprache, welche trotz ſeiner franzöſiſchen Quelle nur eine geringe Anzahl fremder Elemente in ſich aufgenommen hat, iſt reich an alten Formen, Ausdrücken, Wendungen, welche uns oft einen Blick in die Tiefe der engliſchen Vorzeit eröffnen. Das Alles bezeugt einen Dichter, der ſeine Vorlage nicht einfach überſetzte, ſondern den fremden Stoff in volksthümlicher Weiſe in ſich verarbeitete und aus ſeiner Anſchauung heraus die Form für denſelben fand.

Wenn Galfrids Hiſtorie ſchon unter Waces Händen an Umfang bedeutend gewachſen war, ſo ſchwillt die Erzählung bei dem engliſchen Nachdichter zu koloſſalen Dimenſionen an. Während Layamon nur einiges Wenige von dem, was er in ſeiner Quelle vorfand, übergeht, verfährt er faſt überall erweiternd und zuſetzend. Die bei Wace häufig nur angedeuteten Situationen malt er gerne aus. Den trocknen Bericht über eine Rede oder ein Geſpräch verwandelt er oft in eine dramatiſche Scene. Aber auch eine Menge ganz ſpecieller Züge, Umſtände, Namen, ja ganze Erzählungen flicht er

ein, wobei er häufig den Stoff nicht blos vermehrt, ſondern von ſeiner Quelle geradezu abweicht, ſich zu ihr in Widerſpruch ſetzt. Einige von den Einſchaltungen Layamons könnten aus Localüberlieferungen ſolcher Orte ſtammen, welche von des Dichters Heimath nicht gar weit ablagen, ſo die Sage von der Gründung Glouceſters, die Erzählung von der Einnahme Cirenceſters durch Gormund, welche er vollſtändiger gibt als Wace. Doch erſtreckt ſich der Schauplatz der von ihm eingeflochtenen Epiſoden über die ganze britiſche Inſel und darüber hinaus. Manche dieſer Zuthaten ſcheinen aus britiſchen Quellen zu ſtammen, einige beruhen unzweifelhaft auf engliſcher Ueberlieferung. In der Verknüpfung der einzelnen Erzählungen mit dem Ganzen begeht der Dichter nicht ſelten arge Anachronismen, wie wenn er lange vor der engliſchen Einwanderung die cheorles von Oſtanglen unter den Zwillingsbrüdern Ethelbald und Aelfwald gegen Gratian ſich erheben läßt. Unter den verſchiedenen Erweiterungen ragen an Umfang und Bedeutung die auf Artus ſich beziehenden hervor. Sie zeigen uns, wie geſchäftig zu jener Zeit im weſtlichen England keltiſche und engliſche Phantaſie auf jenem Sagengebiet arbeitete. In Layamons Darſtellung der Artusſage fehlt es ſogar nicht an Nachklängen des germaniſchen Mythus. Gleich an Artus Wiege finden ſich Elbe ein, welche ihm ſchöne Gaben für das Leben verleihen:

> Sobald er zur Welt kam, empfingen ihn Elbe. Sie ſangen über ihn mit ſtarkem Zauber. Sie gaben ihm Gewalt, der beſte aller Ritter zu ſein; ſie gaben ihm ein Zweites: ein mächtiger König zu werden; ſie gaben ihm das Dritte: ein langes Leben zu führen; ſie gaben dem Königskind gar treffliche Tugenden, ſodaß er freigebig war vor allen lebenden Männern. Dies gaben ihm die Elbe, und ſo gedieh das Kind.*)

Als Artus ſich zu dem Angriff gegen Bath rüſtet, zieht er die Brünne an, welche ein elbiſcher Schmied mit ſeiner köſtlichen Kunſt anfertigte. Er hieß Wygar, der kluge Werkmann.**) So

*) Layamons Brut, ed. Sir F. Madden II, 384 f.

**) a. a. O. II, 463.

müſſen verdunkelte Ueberlieferungen aus der nationalen Urzeit zur Verherrlichung des nationalen Feindes dienen. An vielen Stellen mögen ſich deutſche und keltiſche Sage berühren oder miſchen. Wer vermöchte zwiſchen beiden Elementen eine ſcharfe Grenzlinie zu ziehen? Und erſcheint nicht die ganze Artusſage als ein internationales, wenn auch in Wales gezeitigtes Product?

Ueber den Urſprung der Tafelrunde, deren Name zuerſt bei Wace auftaucht, theilt Layamon eine anziehende, wie es ſcheint, echt volksthümliche Erzählung mit, von der die Artusſage anfänglich vielleicht Nichts wußte.

Hoch poetiſch iſt die Darſtellung von Artus letzten Schickſalen: der Traum, der ihn, während er in Gallien zu Felde liegt und auf die Eroberung Roms ſinnt, von Modreds und der Wenhever (Genevra) Verrath unterrichtet,*) ſeine Rückkehr, ſein Kampf mit Modred und ſein Ende. Die zuletzt bezeichneten Stellen mögen hier folgen:

Am Tambre**) trafen ſie zuſammen, die Stätte heißt Camelford, immerfort dauert jener Name. Und zu Camelford waren ſechzigtauſend und darüber verſammelt: Modred war ihr Häuptling. Da ritt der mächtige Arthur hin mit unermeßlichem Heere, das freilich dem Tode geweiht war. Am Tambre trafen ſie auf einander. Sie hoben ihre Heerzeichen, rückten einander entgegen, ſie zogen ihre langen Schwerter und ſchlugen auf die Helme, daß das Feuer hervorſprang; Speere ſplitterten, Schilde wurden zerſtückelt, Schäfte zerbrochen. Da kämpfte eine unermeßliche Heermenge. Der Tambre fluthete mit ungeheuerm Blutſtrom. Da vermochte Keiner im Kampfe irgend einen Kämpen zu erkennen oder zu ſehen, wer beſſer, wer ſchlechter kämpfte: ſo dicht war das Gemenge. Denn jeder ſchlug grade darauf los, Ritter oder Knecht. Da wurde Modred erſchlagen und des Lebenslichts beraubt, und alle ſeine Ritter im Kampfe gefällt. Da wurden all die Tapferen erſchlagen, Arthurs Mannen, hohe und niedere, und alle Briten von Arthurs Tafel und ſeine Pfleglinge alle aus vielen Königreichen. Und Arthur ſelbſt war von breitem Walſpeer verwundet; fünfzehn ſchreckliche Wunden hatte er erhalten, in die kleinſte konnte man zwei Handſchuhe ſtecken. Da blieb dort im Kampfe von zweihunderttauſend Mann,

*) Von jenem Traume Artus wiſſen Wace und Galfrid eben ſo wenig wie von der Art ſeiner Entführung nach Avalun.

**) Beſſer Camel, früher Camlan.

die dort zerhauen lagen, Nichts übrig außer König Arthur allein und zweien ſeiner Ritter. Arthur war wunderſchwer verwundet. Da trat ein Jüngling zu ihm ſeiner Sippe. Es war Cadors, des Grafen von Cornwall Sohn. Conſtantin hieß der Jüngling, er war dem König theuer. Arthur blickte auf ihn, da er am Boden lag, und ſprach dieſe Worte aus gramvollem Herzen: „Du biſt willkommen, Conſtantin; du warſt Cadors Sohn. Ich übergebe dir hier meine Königreiche, und ſchirme du meine Briten dein Leben lang, und halte ihnen alle Geſetze, die in meinen Tagen gegolten haben, und all die guten Geſetze, die in Uthers Tagen galten. Und ich will nach Avalun fahren zu der ſchönſten aller Jungfrauen, zu der Königin Argante, der herrlichen Elbin. Und ſie wird meine Wunden alle heilen, mich ganz geſunden laſſen mit heilkräftigem Tranke. Und nachher will ich wiederkommen zu meinem Königreich und unter den Briten wohnen in großer Wonne.“ Während er dies ſagte, da kam von der See her ein kleines Boot, von den Wogen getragen, und zwei Frauen darin von wunderbarer Bildung. Und ſofort nahmen ſie Arthur und brachten ihn in das Boot und legten ihn ſanft hin, und davon fuhren ſie. Da wurde erfüllt was Merlin weiland ſagte, daß ungeheurer Schmerz über Arthurs Hingang ſein würde. Die Briten glauben noch, er ſei am Leben und wohne in Avalun bei der ſchönſten aller Elbe, und noch immer ſpähen die Briten, wann Arthur zurückkehre. Nie wurde der Mann geboren noch von einem Weibe erwählt, der mit Wahrheit Mehr von Arthur ſagen könnte. Aber weiland war ein Weißage, Merlin geheißen. Der kündete mit Worten — ſeine Ausſprüche waren wahrhaft —, daß ein Arthur den Briten noch zu Hülfe kommen werde.*)

So erhebt ſich Layamons Darſtellung weit über die ſeiner Quelle. Unter allen engliſchen Dichtern ſeit der Eroberung ſteht Keiner dem altengliſchen Epos ſo nahe, wie kaum eine metriſche Chronik des Mittelalters an poetiſchem Werth ſich mit Layamons „Brut“ vergleichen dürfte. Am glänzendſten bewähren ſich die Vorzüge ſeiner Schreibart da, wo es gilt, Schlacht und Kampf, auch den Kampf mit der wogenden See, zu ſchildern. Zeigt ſeine Diction hier auch keineswegs die Fülle, welche der altepiſchen Sprache eignete, ſo iſt ſie doch im Vergleich mit der Folgezeit reich zu nennen, im höchſten Grade wirkſam und anſchaulich. Auch Layamon bedient ſich ſelten eigentlicher Bilder, noch ſeltener der Vergleiche. Das ſehr maleriſch und fein ausgeführte Gleichniß, welches er einmal der Fuchsjagd entlehnt, wendet er ſo an, daß

*) a. a. O. III, 140 ff.

Absicht und Anspruch des Dichters nicht hervortreten. Er legt es nämlich seinem Helden (Artus) in den Mund, der froh über die Unterwerfung seines Feindes, des Kaisers Childrik, mit lauter Stimme ausruft:

Dank sei dem Herrn, der aller Gerichte waltet, daß der starke Childrik meines Landes müde ist. Er hat mein Land getheilt unter seine Ritter, mich selbst gedachte er aus meinem Volke zu vertreiben, mich zu erniedrigen und mein Reich zu besitzen und mein Geschlecht ganz zu zerstören, mein Volk dem Untergange zu weihen. Aber ihm ist es ergangen wie es dem Fuchs ergeht. Wenn er am kühnsten ist auf dem Felde und freien Spielraum hat und Vögel in Fülle, da klettert er in seiner wilden Art und sucht Felsen auf, wirkt sich Höhlen in der Wildniß. Mag da kommen was will, er kennt keine Sorge. Er glaubt stark zu sein, das kühnste aller Thiere. Aber wenn ihm Männer nahe kommen unterm Berge mit Hörnern, mit Hunden, mit hellem Geschrei, da rufen die Jäger, da bellen die Hunde, sie treiben den Fuchs über Thal und Hügel. Er flieht nach dem Holme und sucht seine Höhle, in die innerste Ecke seiner Höhle birgt er sich. Da ist der kühne Fuchs alles Heils beraubt, und man gräbt nach ihm auf jeder Seite. Dann ist in höchster Noth das stolzeste aller Thiere. So erging es Childrik, dem starken und mächtigen. Er glaubte mein ganzes Königreich in seine Gewalt zu bringen; aber jetzt habe ich ihn zum nackten Tod getrieben, ob ich ihn nun erschlagen oder erhängen wolle.*)

Eine höchst bedeutsame Erscheinung, steht Layamon auf der Scheide zweier großer Perioden, welche er in eigenthümlicher Weise vermittelt. Noch einmal vergegenwärtigt er uns auf das lebendigste eine Zeit, die für immer dahin ist. Zugleich ist er der erste unter den englischen Dichtern, welcher aus französischen Quellen geschöpft, der erste, welcher von König Artus in englischen Versen gesungen hat.

XI.

Es dauerte ziemlich lange bis Layamon's Beispiel Nachahmung fand. Fehlt es auch nicht an Spuren, welche darauf hindeuten, daß schon im ersten Drittel des dreizehnten Jahrhunderts Sagen wie die von Karl dem Großen und den zwölf

*) a. a. O. II, 450 ff.

Pairs aus der Halle des normanniſchen Barons in die Geſindeſtuben und von dort in das Dorf getragen wurden, ſo iſt es doch ſehr zweifelhaft, ob die Litteratur mit ſolcher Wanderung geiſtigen Beſitzes etwas zu thun hatte. Von dem, was engliſche Harfner und Sänger, seggers oder disours damals geſagt und geſungen haben mögen, iſt uns überhaupt nur Wenig, in der urſprünglichen Geſtalt wohl Nichts mehr erhalten. Wir wiſſen nicht, wie ſie ſich zu ihren vornehmeren normanniſchen Collegen ſtellten; ihr Verdienſt als Vermittler zwiſchen den fremd ſich gegenüberſtehenden Stoff- und Gedankenkreiſen entzieht ſich für jene Epoche faſt ganz unſrer Beurtheilung. Auf litterariſchem Gebiet fiel zunächſt den Geiſtlichen die Aufgabe der Vermittlung zu, und die litterariſche Thätigkeit des Klerus, wenn nicht ſein Intereſſe, blieb noch geraume Zeit auf geiſtliche und didaktiſche Stoffe beſchränkt. Auf dieſen Gebieten aber beginnt nicht lange nach Layamons Auftreten ein leiſer, jedoch mächtiger Einfluß der neuen, größtentheils aus Frankreich ſtammenden Bildungsfermente ſich geltend zu machen.

Aber vorzugsweiſe nur im Süden Englands läßt ſich für die nächſte Zeit dieſer Einfluß beobachten: die Gegenden, welche wir nach dem alten Stammesnamen als angliſche bezeichnen wollen, zeigen ſich während eines halben Jahrhunderts davon nur wenig berührt. Ihnen wenden wir zuerſt unſern Blick zu.

Im nordöſtlichen Theil des vormaligen Königreichs Mercien lebte im erſten Viertel des dreizehnten Jahrhunderts*) ein Mönch Namens Orm als Inſaſſe eines Auguſtinerkloſters. Die Gegend lag durchaus im Bereich der däniſchen Invaſionen und Anſiedlungen, und es iſt leicht möglich, daß Orm ſelbſt, deſſen Name keinen engliſchen Klang hat, von väterlicher Seite däniſcher Herkunft war.

Die Völkermiſchung in jenen Gegenden hatte der Sprache

*) Zeit und namentlich Ort ſind nicht abſolut ſicher; doch kann die Angabe im Text im ſchlimmſten Fall nicht weit von der Wahrheit abliegen.

kenntlich ihr Gepräge aufgedrückt. Manche nordiſche Ausdrücke waren eingedrungen. Präfixe und Endſylben waren zu einem großen Theil geſchwächt oder abgefallen, manche flexiviſche Unterſchiede verwiſcht. Von franzöſiſchen Elementen enthielt dieſe Sprache noch gar nichts. Ebenſo mochten franzöſiſche Bildung und Litteratur in jener Gegend noch keinen Fuß gefaßt haben. In die Einſamkeit des Kloſters, welches Orm bewohnte, reichte jedesfalls ihr Einfluß nicht. Auch die kirchlichen Schriftſteller der neuen Aera, Männer wie Anſelm, Abälard, Bernhard, die Victoriner, Honorius Auguſtodunenſis, ſcheint man dort wenig gekannt zu haben. Die theologiſche Tradition Orms knüpfte an Aelfrik und die von ihm ausgehende Bewegung an. In Aelfriks Schriften ſowie in Beda und Auguſtin ſcheint er recht zu Hauſe. Wie Aelfrik lag ihm die Pflege der Mutterſprache und die Belehrung der unwiſſenden Maſſen am Herzen. Dieſe Eigenſchaften ließen in ihm den Mann erkennen, der ſich dazu eignete, für das engliſche Volk eine große, wichtige Arbeit zu unternehmen. Ein anderer Auguſtiner, Namens Walter — Orm bezeichnet ihn als dreifach ſeinen Bruder: dem Fleiſche, dem Glauben, der Ordensregel nach — dieſer Walter forderte ihn auf, die Evangelien des kirchlichen Jahres zu überſetzen und zu erklären. Orm kam dieſer Aufforderung nach und ſetzte ſeinen ganzen Fleiß daran. Dem Geiſte der Zeit entſprechend, wählte er für ſeine Darſtellung eine poetiſche Form. Seinem nüchternen Sinne mochte der ſchwungvolle Rhythmus des allitterirenden Verſes wenig zuſagen. Er entſchied ſich daher für den jambiſchen Septenar, dem Beiſpiele des Verfaſſers des Poema morale folgend, einer Dichtung, die in zahlreichen Abſchriften über England verbreitet war und zahlreiche Nachahmungen hervorrief. Im Gegenſatz zu ſeinem Vorgänger bildete nun aber Orm das fremde Metrum mit ängſtlicher Genauigkeit nach: niemals bleibt bei ihm der Auftakt aus, ſtets zählt die Langzeile fünfzehn Sylben; dem Versſchema zu Liebe wird dem engliſchen Accent nicht ſelten Gewalt angethan. Aus Bequemlichkeit oder Purismus verſchmäht Orm nicht nur den Stab-, ſondern auch den Endreim.

In dieſer durch äußere Glätte und Regelmäßigkeit gekennzeichneten Form bewegt ſich nun die Darſtellung ohne jede poetiſche Erhebung, ſchmucklos und einfach, etwas hölzern, aber im Ganzen klar und verſtändlich. „Seinen Vers zu füllen",*) fügte Orm ſchon in der Ueberſetzung manches Wort hinzu, das nicht im Original ſtand; doch glaubte er durch ſeine Zuſätze den Text dem Leſer verſtändlicher gemacht zu haben.**) Auf die breite Paraphraſe, denn ſo muß es bezeichnet werden, folgt dann jedesmal ein noch breiterer Commentar des betreffenden Evangelientextes. Wie in ſeinen Quellen, von denen er durchaus abhängig iſt, ſo herrſcht auch bei Orm die allegoriſch-myſtiſche Erklärung mit ihrer Tiefe, ihrer Spitzfindigkeit, ihren kindiſchen Spielereien vor. Pedantiſcher, weniger praktiſch als Aelfrik, iſt er in der Auswahl oft nicht ſo glücklich als jener, und was er bietet, gewinnt nicht durch die Form, worin er es kleidet. Zwar übt die Versmelodie einen gewiſſen Reiz; zu Zeiten bringt der Einklang von Form und Inhalt eine glückliche Rundung hervor; zu der Klarheit der Rede geſellt ſich manchmal Eindringlichkeit; der gute Wille, das liebende Gemüth des Verfaſſers brechen oft in rührender Weiſe hervor. Jedoch der Homilet braucht gar zu viele Worte, um zu ſagen was er im Sinne hat, und indem er einerſeits die Kühnheit beſitzt, auch complicirtere Sätze zu bilden, andrerſeits zu große Gewiſſenhaftigkeit, um auch nur einen Punct zu verſchweigen oder in wohlthätigem Dämmerlicht zu belaſſen, greift er nach Art ſchlechter Redner jeden Augenblick zu Wiederholungen. Er wiederholt ſich in Wörtern, Sätzen, Verſen; manchmal auch — hier mag ein muſikaliſches Bedürfniß mit im Spiele ſein — in ganzen Satz- und Versreihen. Orms Stärke liegt da, wo zugleich ſeine Schwäche ſich findet; in ſeinem Sinn für Vollſtändigkeit, Deutlichkeit, Reinlichkeit, Correctheit. Am prägnanteſten ſprechen ſich dieſe Eigenſchaften in der Orthographie des Schriftſtellers aus, welche das

*) Widmung V. 44. 64.

**) a. a. O. V. 45 ff.

Auge ebenso unangenehm berührt als sie durch eine für jene Zeit merkwürdige Consequenz und Bestimmtheit ein grammatisches Herz erfreuen muß.

Mit Befriedigung durfte Orm auf das vollendete Werk zurückblicken. Diese Stimmung klingt denn auch vernehmbar in der Widmung an Bruder Walter durch, und nicht weniger in der Zeile, womit er seine Vorrede beginnt:

> þiss boc is nemmnedd Ormulum forrþi þatt Orm it wrohhte.
> Dies Buch ist Ormulum genannt, deshalb weil Orm es machte.

Als ein Torso ist das Ormulum auf uns gekommen, vielleicht nur ein Achtel der vollständigen Homiliensammlung ist uns erhalten; aber dieses Achtel umfaßt über 10,000 Langzeilen — ein imposantes Denkmal ausdauernden, frommen Fleißes, eine reiche Quelle der Belehrung für den Sprachforscher.

Zwei bis drei Jahrzehnte nach dem Ormulum taucht auf ostanglischem Gebiet eine Dichtung auf, an die sich kein Verfassername knüpft. Der Sprache dieses Denkmals sind romanische Elemente nicht ganz fremd mehr, jedoch machen sie sich bei sehr beschränkter Anzahl noch kaum bemerklich.

Dem Inhalt nach bildet das Gedicht einen englischen Physiologus. Man kennt es unter dem Namen the Bestiary.

Das lateinische Original dieser Dichtung, das man früher wohl dem Hildebert von Tours zuschrieb, ist das Werk eines gewissen Tebaldus, den einige Handschriften als Italiener bezeichnen. Es enthält zwölf Abschnitte in wechselnden Metren mit häufig auftretendem Reim. Nicht ohne Absicht handelt der erste Abschnitt — im Sinne des Dichters der Kern des Ganzen*) — von dem Löwen, dem Sinnbild Christi: zu Christi Ehren ist das Gedicht geschrieben.**) Ebenso wird der im letzten Abschnitt dargestellte Panther auf Christus gedeutet. Die Darstellung ist ziemlich trocken;

*) Vgl. den Eingang.
**) Vgl. V. 2. 317 f.

der Dichter ſtrebt offenbar nach einer gewiſſen Eleganz, jedoch nur ſelten mit Erfolg.

Dieſem Vorbild ſchloß ſich der engliſche Nachdichter im Ganzen getreu an. Inhalt und Anordnung der einzelnen Abſchnitte ſtimmen bis auf ein paar geringfügige Abweichungen überein. Doch fügt er einen dreizehnten Abſchnitt hinzu, in dem er die Art der Taube nach damals weit verbreiteter Ueberlieferung beſchreibt und deutet. Die Darſtellung in Alexander Neckams Werk De naturis rerum (I, 56) iſt ſachlich nur wenig verſchieden. Im Einzelnen erlaubt ſich der engliſche Dichter ſelten, an dem von Tebaldus Gebotenen zu ändern. Er unterdrückt ſehr wenig und fügt kaum einen Zug von Bedeutung hinzu.*) Doch zeigt er das Beſtreben, die Details ſinnlicher auszumalen; ſeine Darſtellung iſt viel weniger gedrungen als die ſeiner Vorlage und, wenn oft außerordentlich naiv, zuweilen nicht ohne poetiſchen Reiz. In der metriſchen Form zeigt ſich hier ein eigenthümliches Schwanken zwiſchen alten und neuen Principien. Zu Grunde liegt eine Kurzzeile, die in der Regel vier Hebungen mit ſtumpfem oder drei Hebungen bei klingendem Ausgang aufweiſt, daneben aber auch vier Hebungen klingend. Bald werden nun zwei Kurzzeilen durch Allitteration, bald durch den Reim verbunden; neben den Reimpaaren ſtehen auch Quartinen mit gekreuztem Reim. Dieſe Formen löſen oft raſch einander ab, doch laſſen ſich auch größere Partien und ſelbſt ganze Abſchnitte nach der Form von einander ſondern. Indem wir bald Kurz-, bald Langzeilen, nach verſchiedenen Geſetzen gebaut, zu vernehmen glauben, werden wir jetzt an das Poema morale, dann an das Pater noster, oft an den altepiſchen Vers erinnert. Nicht bedeutungslos iſt vielleicht die Wahrnehmung, daß in den ſchildernden Partien die Allitteration, in den deutenden der Reim vorherrſcht, in letztern namentlich der Kreuzreim ſeine Stelle hat.

Viel entſchiedener als im Bestiary verräth ſich romaniſcher Einfluß in der poetiſchen Bearbeitung der Geneſis, welche in der-

*) Vgl. jedoch V. 610 ff.

ſelben Gegend und jedesfalls nicht viel ſpäter als jenes Gedicht entſtand. Das kurze Reimpaar wird hier conſequent nach neuem Princip und zwar mit großer Sicherheit und Gewandtheit in einer Weiſe behandelt, die es dem ſyllabiſchen Charakter der entſprechenden franzöſiſchen Form nahe bringt. Ebenſo zeigt der Stil ganz unverkennbar, daß dem Dichter wenigſtens die normanniſche klerikale Poeſie nicht fremd war. Seine Hauptquelle freilich iſt eine lateiniſche, jedoch eine ſolche, die in hervorragendem Sinn der Theologie der neuen Aera angehört. Neben, ja man darf ſagen — vor der Bibel benutzt er nämlich die zwiſchen den Jahren 1169 und 1175 entſtandene Historia scholastica des gelehrten franzöſiſchen Prieſters Petrus Comeſtor, ein Werk, welches die bibliſche Geſchichte von der Erſchaffung des Empyreums bis zum Tode der Apoſtel Petrus und Paulus in leidlich compendiöſer Faſſung behandelt und erörtert und die Grundlage faſt aller ſpäteren mittelalterlichen Bibelwerke geworden iſt. Charakteriſtiſch für die theologiſch-litterariſche Stellung Comeſtors iſt ſchon die Ueberlieferung, die ihn zum Bruder des Verfaſſers der Sentenzen, Petrus Lombardus, und des großen Kanoniſten Gratian macht. Die Historia scholastica, d. h. den das Buch Geneſis betreffenden Abſchnitt derſelben, legt der engliſche Dichter ſeiner Darſtellung durchaus zu Grunde; auch da folgt er ihr, wo er ſich auf ältere Autoritäten, wie auf den von Petrus viel benutzten und oft citirten Joſephus beruft. In den erſten Abſchnitten ſeiner Dichtung ſcheint er jedoch auch andere Quellen, wenn auch nur im Vorbeigehen, benutzt zu haben, darunter vielleicht den Comput des Philipe von Thaun. Sein Verdienſt im Großen beruht in dem Geſchick, mit dem er das für ſeine Leſer Wiſſenswerthe und Nützliche aus dem reichen Stoff, den ihm Comeſtor bot, auswählte, ſowie in der Darſtellung, in die er es kleidet. Dieſe iſt einfach, ziemlich nüchtern, jedoch nicht ohne Leben, nicht ungefällig; manchmal erinnert ſie lebhaft an die Weiſe eines Wace. Die Klarheit, die ſie gewöhnlich auszeichnet, hat nur ſelten unter dem Streben nach zuſammenfaſſender Kürze gelitten; zuweilen hängt dieſes Streben

mit einer gewiſſen Prüderie zuſammen. Hie und da aber theilt die religiöſe Begeiſterung des Dichters ſeinen Verſen eine Art von poetiſchem Hauch mit. Da begreift man es beſſer, wenn er ſein Poem als ein „Lied" (song) bezeichnet, was doch vielleicht nicht wörtlich zu nehmen iſt. Zur Noth freilich ließe es ſich ſingen, wenn auch in ungleichen Strophen. Ob der Umſtand, daß in einer Reihe auf einander folgender Verspaare manchmal derſelbe Reim erſcheint, in jene Richtung deutet oder nicht, bleibe dahingeſtellt.

Die Geneſis ſcheint bald nach ihrer Entſtehung einen andern Dichter gereizt zu haben, in ähnlicher Art eine Exodus zu ſchreiben. Vermuthlich war dieſer andere Dichter ein Kloſtergenoſſe oder etwa in irgend einem geiſtlichen Amt der Nachfolger des Verfaſſers der Geneſis; ja die Möglichkeit, daß er mit dieſem identiſch ſei,*) iſt nicht unbedingt abzuweiſen, wenn ſie auch die Wahrſcheinlichkeit nicht für ſich hat. In ſprachlicher Hinſicht unterſcheidet der Exodusdichter ſich nur durch leiſe angedeutete Nüancen von ſeinem Vorgänger. In Verſification und Stil hat er ſich an dieſem herangebildet und ahmt ihn mit Glück nach, wenn er auch kein „Lied" zu dichten vorgibt. Mit noch weniger gelehrten Anſprüchen als ſein Vorbild, bedient er ſich derſelben Quelle, deren Sinn er übrigens ein paarmal nicht genau wiedergibt. Weit mehr noch als der Geneſisdichter war er in der Lage, aus dem ihm vorliegenden Stoff auswählen zu müſſen. Da er die Geſchichte der Israeliten bis zum Tode Moſis fortführt, hatte er die Historia scholastica nicht blos für den Abſchnitt Exodus zu benutzen, ſondern auch aus den Abſchnitten Numeri und Deuteronomium hiſtoriſches Material auszuziehen. Den Leviticus ließ er weislich beiſeite, wie er auch die ausführlichen ritualiſtiſchen Partien in der Exodus überging.

---

*) Dies iſt bisher ohne weiteres angenommen. In der Handſchrift des Corpus Chriſti College zu Cambridge folgt Exodus unmittelbar auf Geneſis, der jedoch ein deutlicher Schlußpaſſus nicht fehlt, und beide Dichtungen ſind als ein Werk von Richard Morris für die Early English Text Society edirt worden: The Story of Genesis and Exodus, 1865, 2. Ausg. 1874.

Als Ganzes genommen, bilden Geneſis und Exodus ein Denkmal von nicht geringem litterarhiſtoriſchem Intereſſe. Nach langer Unterbrechung wieder der erſte Verſuch, die älteren Epochen der bibliſchen Geſchichte dem engliſchen Volke näher zu bringen, zugleich eine der älteſten engliſchen Dichtungen, in denen die Versform und der Stil der franzöſiſchen klerikalen Dichtung mit Glück nachgebildet wurden.

Die Verbreitung, die das Gedicht fand, ſcheint dem, was hiernach erwartet werden durfte, nicht ganz entſprochen zu haben.

XII.

Bedeutender iſt nun doch ohne Frage die Entwicklung, welche zur ſelben Zeit in der Litteratur des Südens ſich vollzog. Eine Reihe von Erſcheinungen, von Motiven und Formen löſen ſich im Bereich eines halben Jahrhunderts ab. Kräftigere Nachwirkung des engliſchen Alterthums begegnet ſich mit den Regungen einer neuen Cultur, eines neuen Zeitgeiſtes.

Drei Heiligenleben: seinte Marherete, seinte Juliane, seinte Katerine, ziehen zuerſt unſere Aufmerkſamkeit auf ſich. In allitterirenden Langzeilen oder auch in rhythmiſcher, allitterirender Proſa geſchrieben, enthalten ſie in ihrer von Begeiſterung angehauchten Diction Manches, was an die alte gute Zeit der Dichtung erinnert; farbig und reich erſcheint ihre Sprache, wenn man ſie neben die eines Orm hält. Doch gemahnen eine nicht unbeträchtliche Anzahl franzöſiſcher Ausdrücke daran, daß wir im dreizehnten Jahrhundert uns befinden. Daran erinnert auch die Wahl der Stoffe. Sämmtliche drei Heilige waren freilich neben unzähligen andern ſchon vor der Eroberung in engliſcher Rede gefeiert worden. Sanct Juliane hatte Kynewulf ſelbſt in ſchwungvollen Rhythmen beſungen. Allein es iſt kaum zufällig, wenn hier dicht neben einander drei weibliche Heilige erſcheinen, in deren Legende das Thema von der Kraft des Glaubens und der Macht der Jungfräulichkeit im Kampf mit den Gewalten der Hölle und dieſer Welt ſich variirt. Das Ideal jung-

fräulicher Reinheit ſteht im Vordergrund des moraliſchen Bewußtſeins der Zeit und gewinnt an Bedeutung, je gigantiſcher die Unſittlichkeit in Folge der Kreuzzüge, des unſtäten Lebens, der Berührung mit morgenländiſchen Völkern ſich entwickelt. Nach Ort und Zeit der Entſtehung jenen drei Legenden nahe verwandt iſt die allitterirende Homilie über den Text: Audi filia et vide et inclina aurem tuam, in der Litteraturhiſtorie unter dem Namen Hali Meidenhad, „Heilige Jungfräulichkeit", bekannt. — Die Moraliſten wie die geiſtlichen Dichter ermüden nicht im Lobe dieſer Krone aller Tugenden; Vorſchriften über die ſicherſte Art, ſie zu hüten, bilden eins der wichtigſten Capitel der praktiſchen Theologie. — Der unreinen Liebe, der ſinnlichen Begierde wird dann die Gottesminne gegenübergeſtellt. Das alte Motiv von Chriſtus, der als Bräutigam um die Seele wirbt, von der Seele, welche nach der Liebe des himmliſchen Bräutigams ſchmachtet, tritt in mannigfaltiger Ausführung, in reicher poetiſcher Ausgeſtaltung auf. Daran ſchließt ſich auf's engſte der Mariencultus an; die jungfräuliche Gottesmutter, deren Schönheit den der Welt abgeſtorbenen Büßer, den frommen Einſiedler mit Sehnſucht erfüllt, die von dem h. Bernhard ſo hochgefeierte, findet ſeit dem dreizehnten Jahrhundert in England eine begeiſterte Verehrung, neben der die Bewunderung und die Liebe, welche die altengliſche Kirche ihr widmete, kühl erſcheint. Ein ſo zu ſagen frauenhafter Zug geht durch die dieſem Gedankenkreiſe angehörigen Schriften. So tritt die Gottesminne im Sinne des Mittelalters als neues Motiv in die engliſche Litteratur, ehe die weltliche Liebespoeſie, wie ſie vor mehr als hundert Jahren „in den Thälern der Provence entſproſſen" war, dort Wurzel faſſen konnte. Der von Frankreich ausgehende Anſtoß, der ſich damals ſchon über Deutſchland fortgepflanzt und in Italien zu wirken begonnen hatte, bringt in England, ſoweit es Engliſch redet, zunächſt die geiſtliche Litteratur in Bewegung.*)

*) Dieſelbe Erſcheinung beobachten wir auch anderwärts und zu andern Epochen.

Es knüpft ſich daran ein neuer Aufſchwung der Proſa und die Entwicklung einer neuen Lyrik.

Das bedeutendſte Proſadenkmal der Zeit, welches ſich nach langem Zwiſchenraum den Leiſtungen früherer Jahrhunderte ebenbürtig an die Seite ſtellen konnte, bildet — charakteriſtiſch genug — eine ascetiſche Regel, die ein hochgebildeter, hochangeſehener Geiſtlicher für drei junge Nonnen ſchrieb. Drei Schweſtern aus vornehmem Geſchlecht, wegen ihrer Güte und ihres Edelſinns allgemein geliebt, hatten in der Blüthe ihrer Jahre der Welt entſagt*) und in die Einſamkeit eines Kloſters ſich zurückgezogen, das ſie mit ihren Dienerinnen und einigen aufwartenden Laienbrüdern als einzige Inſaſſen bewohnten. Unſer Autor ſcheint als geiſtlicher Berather, wohl nicht als eigentlicher Seelſorger, ihnen nahe geſtanden zu haben. Auf ihr dringendes, wiederholtes Bitten ſchrieb er für ſie ſeine Regulae inclusarum oder Ancren Riwle (Anachoreten-Regel), ein Werk, das von bedeutender Gelehrſamkeit, großer Kenntniß des menſchlichen Herzens und nicht minder von tiefer Frömmigkeit, von Feinheit und Milde der Geſinnung Zeugniß ablegt, ja — innerhalb der Grenzen einer geſchloſſenen, ſcharfbegrenzten Weltanſchauung — auch von einer gewiſſen Weitherzigkeit und Freiheit des Blicks.

„Es gibt mancherlei Arten Regeln," ſagt der Verfaſſer in der Einleitung, „darunter aber gibt es zwei, von denen ich eurer Bitte gemäß mit Gottes Hülfe reden werde. Die eine regelt das Herz, macht es eben und glatt,.... dieſe Regel iſt ſtets in euch.... ſie iſt die caritas, welche der Apoſtel beſchreibt „aus reinem Herzen, gutem Gewiſſen und ungeheucheltem Glauben".... Die andere Regel iſt ganz äußerlich und regelt den Leib und die leiblichen Handlungen.... Die eine iſt wie eine Herrin, die andere wie eine Magd; denn jede Uebung der äußern Regel hat nur den Zweck, das Herz im Innern zu regeln."**) Die innere Regel iſt unveränderlich, ſie zu beobachten, Pflicht. Die äußere richtet ſich nach

*) Ancren Riwle S. 192.

**) a. a. O. S. 2. 4.

Perſonen und Verhältniſſen; was der Autor den Schweſtern in dieſer Beziehung auferlegt, mögen ſie beobachten, jedoch ſollen ſie kein Gelübde ablegen, ſeine Vorſchriften als Gebote (Gottes) zu halten. Der äußeren Regel widmet der Autor nur das erſte und letzte der acht Bücher ſeines Werkes: jenes handelt vom „Dienſt" (seruise), alſo von den täglich zu verrichtenden Gebeten, Ceremonien u. dergl., dieſes von der Einrichtung des äußeren Lebens. Die übrigen Bücher beſchäftigen ſich alle mit der inneren Regel. Zuerſt wird von den fünf Sinnen gehandelt, „welche wie Wächter das Herz hüten, wenn ſie treu ſind", ein Motiv, das in der geiſtlichen Litteratur häufig, oft in breiter allegoriſcher Ausführung wiederkehrt. Darauf wird das Einſiedlerleben dargeſtellt, werden die Tugenden, welche es erfordert, die Befriedigung, die es gewährt, geſchildert, die Gründe aufgeführt, welche zur Entſagung der Welt mahnen. Das vierte Buch handelt von fleiſchlicher und geiſtiger Verſuchung, das fünfte von der Beichte, das ſechſte von der Buße. Das Alles dient als Vorbereitung für den Kern des Werkes, der die Reinheit des Herzens und die Liebe zu Chriſtus zum Gegenſtand hat.

Die Darſtellung iſt bald ſyſtematiſcher, bald freier. Im Ganzen zeigt ſich ſehr der Einfluß einer ſich in feinverzweigten Diſtinctionen gefallenden Wiſſenſchaft. Daneben jener Sinn für Allegorie und Parabel, welcher durch die h. Schrift und die Kirchenväter geweckt, im Hochſommer des Mittelalters unter Einflüſſen der verſchiedenſten Art ſo üppig ſich entwickelte und deſſen die mächtig aufblühende Myſtik für ihre Zwecke ſich bemächtigte. Auch an populären Wendungen, an Griffen in das volle Menſchenleben fehlt es nicht. Eine Menge Legenden werden erzählt oder in Erinnerung gebracht: Namen und Beiſpiele aus dem alten und neuen Teſtament, aus den verſchiedenen Jahrhunderten der chriſtlichen Kirche begegnen faſt auf jeder Seite, auch auf die Profangeſchichte wirft der Verfaſſer zuweilen einen flüchtigen Blick. Ueberall Bilder, Beiſpiele. Es iſt unmöglich, den Einfluß der neuen Predigerſchulen zu verkennen, wenn auch der Verfaſſer nicht zum Alltäg-

lichſten greift und andererſeits keine eigentlichen Märchen in ſeine Darſtellung verwebt. Der Text iſt mit lateiniſchen Citaten durchſpickt, die nicht ſelten unüberſetzt bleiben. Außer der heiligen Schrift, welche die Mehrzahl liefert, werden Hieronymus, Auguſtin, Gregorius ausgebeutet: daneben begegnen Anſelm und namentlich Bernhard. Das Capitel von der Buße ſchließt ſich eingeſtandenermaßen auf das engſte an die Lehren des großen Kirchenvaters des zwölften Jahrhunderts an. So wirkt die Theologie der neuen Aera hier auf das entſchiedenſte ein. Von franzöſiſcher Bildung in weiterem Umfange iſt der Verfaſſer ohne Frage beeinflußt worden. Sehr oft greift er zu franzöſiſchen Ausdrücken, und wie er bei ſeinen Nonnen Kenntniß dieſer Sprache ausdrücklich vorausſetzt, wird er ſelbſt manches in ihr geſchriebene Buch geleſen, in vornehmen Kreiſen häufig genug ſich ihrer bedient haben. Dabei iſt ſeine Wortfügung gut engliſch. Sein Stil, einfach und würdevoll, verbindet mit der Freiheit der Bewegung, welche jener Zeit eignet, nicht ſelten Anmuth und maleriſche Anſchaulichkeit. Strenge Logik des Satzbaues, kunſtvolle Gliederung der Perioden darf man freilich nicht darin ſuchen. Die Partikeln haben noch nicht jene ſcharf beſtimmende und fein nüancirende Kraft in ſich entwickelt, welche für hochcultivirte Sprachen charakteriſtiſch iſt; die Geheimniſſe der Wortſtellung ſind zu einem großen Theil noch unergründet. Naiv, naturwüchſig muthet uns dieſe Sprache an, die doch ſchon ſo viel Kunſt in ſich birgt, eine ſo reiche Geſchichte hinter ſich hat; aber eben deshalb erſcheint ſie trotz aller Unbeholfenheit graziös.

Ein gutes Beiſpiel bietet der Abſchnitt über Troſt in Verſuchungen:

> Þe sixte kunfort is, þet ure Louerd, hwon he iðoleð þet we beoð itented, he plaieð mid us, ase þe moder mid hire ȝunge deorlinge: vlihð from him, and hut hire, and let hit sitten one, and loken ȝeorne abuten, and cleopien, Dame! dame! and weopen one hwule; and þeonne mid ispredde ermes leapeð lauhwinde uorð, and cluppeð and cusseð, and wipeð his eien. Riht so ure Louerd let us one iwurðen oðer hwules, and wiðdraweð his grace, and his cumfort, and his elne, þet we ne iuindeð swetnesse in none þinge þet we wel doð, ne

sauur of heorte; and tauh, iðet ilke point, ne luueð he us ure leoue ueder neuer þe lesce, auh he deð hit for muchel luue þet he haueð to us. a. a. O. S. 230 f.

Der ſechſte Troſt iſt, daß unſer Herr, wenn er zuläßt, daß wir verſucht werden, mit uns ſpielt, wie die Mutter mit ihrem jungen Liebling: ſie flieht vor ihm und verbirgt ſich und läßt es allein ſitzen und bekümmert um ſich blicken und Mutter! Mutter! rufen und eine Weile weinen; und dann ſpringt ſie mit ausgebreiteten Armen lachend hervor und umarmt und küßt es und trocknet ſeine Augen. Gerade ſo läßt unſer Herr uns zuweilen allein und zieht ſeine Gnade, ſeinen Troſt und ſeine Hülfe zurück, ſodaß wir keine Süßigkeit noch Befriedigung des Herzens in irgend einer guten That finden, die wir thun; und doch zur ſelben Zeit liebt er uns, unſer lieber Vater, um Nichts weniger, ſondern er thut es wegen der großen Liebe, die er zu uns hat.

Sein innerſtes Weſen offenbart der Verfaſſer in dem Abſchnitt, den wir den Kern ſeines Werkes nannten. Da tritt das Thema der Gottesminne in jener weichen, lieblichen Ausführung uns entgegen, welche von der älteren engliſchen Art ſo bedeutſam abſticht. Eine ſchöne Parabel zeigt uns Chriſtus, der Alles thut, um die Liebe der Menſchenſeele zu gewinnen, in Geſtalt eines mächtigen Königs, der einer armen von ihren Feinden hart bedrängten Burgfrau zu Hülfe eilt, ſie mit Wohlthaten überhäuft, mit der ganzen Anmuth ſeines Weſens um ſie wirbt und — ohne ſich durch ihre Gleichgültigkeit und Herzloſigkeit abſchrecken zu laſſen — ihr ſein Leben zum Opfer bringt. Daran ſchließen ſich weitere Ausführungen und eindringliche Ermahnungen. Die Liebe Chriſti wird mit jeder andern Art Liebe verglichen und in ihrer Herrlichkeit geſchildert. Chriſtus ſelbſt wird zu der Seele redend eingeführt. „Deine Liebe, ſagt der Herr, wird entweder freiwillig gegeben oder verkauft oder geraubt und mit Gewalt genommen. Soll ſie gegeben werden, wem könnteſt du ſie beſſer verleihen als mir? Bin ich nicht das ſchönſte Weſen? Bin ich nicht der reichſte König? Bin ich nicht der höchſte von Geſchlecht? .... Bin ich nicht der freundlichſte aller Männer? Bin ich nicht der freigebigſte? .... Bin ich nicht von allen Dingen das ſüßeſte und lieblichſte? .... Soll deine Liebe nicht geſchenkt werden, ſondern willſt du ſie durchaus verkaufen, ſo ſage wie: für Gegen-

liebe oder für etwas Anderes? Mit Recht verkäuft man Liebe für Liebe, und ſo ſoll Liebe verkauft werden und für Nichts ſonſt. Soll deine Liebe alſo verkauft werden, ſo habe ich ſie erkauft mit Liebe, die jede andere übertrifft. .... Und ſagſt du, daß du ſie nicht ſo wohlfeil laſſen willſt, ſondern noch mehr verlangſt, ſo ſage, was es ſein ſoll. Setze einen Preis auf deine Liebe. Du kannſt nicht ſoviel verlangen, daß ich dir nicht für deine Liebe viel mehr geben wollte. Verlangſt du Schlöſſer und Königreiche? Willſt du die ganze Welt beherrſchen? Ich will mehr für dich thun. Ich will dich dazu zur Königin des Himmels machen." *)

Daſſelbe Motiv liegt einer beſonderen kleinen Schrift zu Grunde, welche man Wohunge of ure Lauerde genannt hat. Hier iſt es die Seele, welche Chriſtus zu ihrem Bräutigam erwählt und ihn, während ſie ihm ihre Liebe anträgt, in poeſiedurchhauchter Sprache voll Gluth und Ueberſchwänglichkeit feiert. Zahlreiche Anklänge an das ſiebente Buch der Ancren Riwle kommen da ſelbſtverſtändlich vor. In denſelben Kreis von Ideen und Empfindungen verſetzen uns einige Gebete an Chriſtus oder die h. Jungfrau, die in zeitgenöſſiſchen Handſchriften zerſtreut erhalten ſind.

Der Vorliebe jener Zeit für Parabel und Allegorie verdanken wir u. a. die anmuthige Darſtellung, welche ein begabter Homilet an Matth. XXIV, 43 knüpfte.**) Der Menſch wird mit einem Hauſe oder Schloß verglichen, deſſen Innerſtes einen köſtlichen Schatz, die Seele enthält. Der Hausvater heißt Wit — was wir hier wohl mit Vernunft überſetzen können —; er wird Gottes Conſtabel genannt und hat den beſten Willen, Haus und Schatz gegen die es umlagernden Räuber zu hüten. Leider ſteht ihm ein eigenwilliges, unfolgſames Weib zur Seite, Wille geheißen, und auch das Hausgeſinde, das theils äußerm, theils innerm Dienſte obliegt (die fünf Sinne — die Gedanken), iſt ſchwer zu lenken und

*) a. a. O. S. 397 f.

**) Sawles Warde, vgl. Morris, Old English Homilies S. 245 ff.

folgt lieber der Frau als dem Herrn. Gar sehr bedarf daher der Hausvater der Unterstützung seiner vier Töchter: Klugheit, Stärke, Mäßigung, Gerechtigkeit. Von wohlthätigstem Einfluß auf das gesammte Hauswesen ist nun das Erscheinen zweier Boten. Der erste, den Klugheit zum Kommen veranlaßt hat, heißt Furcht, der Bote des Todes; er entwirft der Hausgenossenschaft ein schreckenerregendes Bild von der Hölle, aus der er kommt. Der zweite, den Gott der Familie zum Troste sendet, heißt Liebe des Lebens, der Bote der Freude; er schildert die Wonnen des Himmels in eindringlicher und so lieblicher Weise, daß sich seiner Sprache etwas von der Musik mitzutheilen scheint, welche die Seele des Dichters erfüllt. Auch aus dieser Darstellung leuchtet wieder die hohe Würde der Jungfräulichkeit hervor. Nur wenn der himmlische Chor der Jungfrauen Gott anfleht, erhebt er sich von seinem Throne, während er die übrigen Heiligen sitzend anhört. — Nachdem nun der Bote der Freude seine Rede beendet hat, beschließt man, ihn bei sich zu behalten, so oft er aber schweigt, den Boten des Todes in's Haus aufzunehmen. Die Hausfrau aber und die Dienerschaft sind ganz still und folgsam geworden; das Haus ist jetzt wohl geordnet und wohl gehütet.

Die in diesem Capitel betrachteten Denkmäler gehören wohl alle dem ersten Viertel des dreizehnten Jahrhunderts an. Als ihre Heimath darf man das von den Grafschaften Dorset, Wilton und Southampton gebildete Gebiet ansehen, vielleicht unter Hinzuziehung von Gloucester- und Oxfordshire. In Bezug auf die Ancren Riwle bezeichnet eine allerdings nicht unbedingt glaubwürdige, jedoch ebenso wenig unbedingt abzuweisende handschriftliche Notiz Tarente am Stourefluß in Dorsetshire als den Aufenthaltsort der drei Jungfrauen, für welche die Regel zunächst geschrieben wurde. Im Zusammenhang damit hat eine geistreiche Vermuthung den Verfasser jener Schrift mit dem gelehrten und frommen Richard Poor identificirt, welcher der Reihe nach Dechant von Salisbury, Bischof von Chichester, Bischof von Salisbury und endlich von Durham war. In Tarente geboren, ist Richard

als Wohlthäter eines dortigen Nonnenkloſters bekannt; dort wurde ſein Herz nach ſeinem 1237 erfolgten Tode beigeſetzt. So anſprechend dieſe Hypotheſe iſt, ſo gibt ſie doch manchem Zweifel Raum. Ganz unberechtigt aber iſt es, weiteren Combinationen folgend, die meiſten der übrigen ſoeben beſprochenen Schriften oder gar alle dem Verfaſſer der Ancren Riwle beizulegen. Einen großen Einfluß allerdings hat die in mehreren Abſchriften vervielfältigte, ſpäter ſogar in's Franzöſiſche und Lateiniſche überſetzte Schrift auf die Zeitgenoſſen und die folgenden Geſchlechter geübt.

XIII.

Auch die neue Lyrik entwickelt ſich vorzugsweiſe im Süden des Landes, freilich nicht ohne Betheiligung ſeitens der mittelländiſchen Gebiete.

Von vornherein macht in ihr das Motiv der geiſtlichen Minne ſich geltend. Bald nach dem Anfang des dreizehnten Jahrhunderts taucht ein Gebet an die h. Jungfrau auf, ein religiöſes Liebeslied voll Schwung und Begeiſterung.

„Chriſti milde Mutter, heilige Maria, meines Lebens Leuchte, meine liebe Herrin, vor dir neige ich mich und beuge meine Knie, und all mein Herzblut bringe ich dir dar. Du biſt meiner Seele Licht und meines Herzens Seligkeit, mein Leben und meine Hoffnung, mein Heil gewißlich.“ In dieſem Tone geht es weiter. Der Dichter überbietet ſich ſelbſt in überſchwänglichen Ausdrücken. Allerdings wird man ein paarmal daran erinnert, daß der Jungfrau eigentlich der zweite Platz im Himmel, der erſte Chriſtus zukommt. Im Ganzen aber hat man den Eindruck, als ob die Gottheit ſelbſt angeredet würde. Maria erlöſt aus der Macht der Teufel, ſie iſt Quelle des Lebens, der Himmel iſt voll von ihrer Seligkeit und die Erde von ihrer Barmherzigkeit. Nimmer ermüden die Engel, ihre Schönheit zu ſchauen. Erbarmen und Gnade ſchenkt ſie jedem, der ſie anruft. Sie gibt ewige Ruhe voll ſüßer Seligkeit. Sie in ihrer Herrlichkeit zu ſchauen, iſt der ſehnlichſte

Wunſch des Dichters. Um Nichts auf der Welt will er von ihr laſſen.

„So lange ich Leben und Kraft habe, wird mich von deinem Dienſte Nichts trennen; vor deinen Füßen will ich liegen und ſchreien, bis ich Verzeihung meiner Miſſethaten habe. Mein Leben iſt dein, meine Liebe iſt dein, mein Herzblut iſt dein, und, wenn ich es ſagen darf, meine liebe Herrin, du biſt mein.“ *)

Charakteriſtiſch iſt auch die Schilderung der Freuden des Himmels. Maria macht ihre Freunde zu reichen Königen, gibt ihnen fürſtliches Gewand, Armbänder, goldene Ringe. Im Himmel wird man ihnen miſchen in goldenen Schalen und ihnen das ewige Leben ſchenken. Mariens himmliſcher Hofſtaat iſt mit Goldſtoff bekleidet, Alle tragen goldene Kronen, ſie ſind roth wie die Roſe, weiß wie die Lilie. — Des Dichters Wort zündet, weil es aus begeiſtertem Herzen kommt. Seine Kunſt iſt wenig ausgebildet; Gruppirung und Dispoſition ſind in ſeiner Dichtung ſehr mangelhaft.

Das Metrum iſt einfach. Langzeilen, deren Charakter nicht leicht zu beſtimmen, weil der Dichter zwiſchen alten und neuen Versprincipien zu ſchwanken ſcheint, werden durch den Endreim paarweiſe verbunden.

Dem zweiten Viertel des Jahrhunderts mögen einige Lieder angehören, in denen der Einfluß des Poema morale deutlich erkennbar iſt. Ihrer metriſchen Form liegt der Vers dieſer Dichtung offenbar zu Grunde, ſo große Freiheiten einige Dichter ſich auch — wohl unter dem Einfluß des franzöſiſchen Alexandriners — mit ihm erlauben. Die wichtigſte Neuerung aber beſteht darin, daß ſtatt der zweizeiligen Strophe hier eine vierzeilige mit durchgeführtem Reim auftritt. Neben der mittellateiniſchen Poeſie konnte hier die franzöſiſche das Vorbild abgeben.

Verſchiedene Dichterindividualitäten machen ſich in der Handhabung dieſer Form geltend. Hier begegnet uns z. B. eine kernige,

*) V. 153 ff. Morris, Old English Homilies S. 199.

aber wenig productive, etwas derbe Natur, ein Mönch aus der alten Schule, der ſein früheres weltliches Leben in einem Lied an die h. Jungfrau bitter beklagt.*) Bekannte Motive aus dem Poema morale ſchweben ihm dabei vor, ja ganze Verſe ſcheut er ſich nicht daher zu entnehmen; doch gelingt ihm ein Gedicht aus einem Guß, da er ſeiner Quelle im Innerſten verwandt iſt und ſich das daraus Geſchöpfte lebendig angeeignet hat. Viel naiver freilich und ungebildeter als ſein Vorbild, bewegt er ſich in engerm Geſichtskreiſe, und ein Lächeln muß es uns abgewinnen, wenn er ſich gerade ſo echt germaniſcher Sünden anklagt und geſteht, er habe

Oefters Wein getrunken und ſelten aus dem Brunnen.

Eine ganz verſchiedene Natur offenbart ſich in einem andern Marienlied,**) das in fließenden Verſen einen mehr lyriſchen Ton erreicht und in minder volksthümlicher Diction weichere, überſtrömende Empfindung ausſpricht. Neben einigen Anklängen an das Poema morale zeigt ſich hier entſchieden auch Einfluß neuerer Schule, und romaniſche Wörter erſcheinen an bedeutender Stelle. — Altengliſchen Ernſt der Betrachtung und Lehre athmen Gedichte über den Tod***) und das jüngſte Gericht.†) Aus jenem, das der eigentlich lyriſchen Momente faſt ganz entbehrt, ſpricht die düſtere Phantaſie, welche der abgeſchiedenen Seele Worte an den Leichnam zu leihen weiß und in ausführlicher Darſtellung der phyſiſchen Erſcheinungen, welche den Tod begleiten und ihm folgen, in der Schilderung der Höllenqualen ein wolluſtvolles Grauſen empfindet. In dieſem wird ein Stoff, der noch zahlloſe dichteriſche Bearbeiter finden wird, zu einem gut disponirten, wirkungsvollen Bild verwerthet.

Strophenformen von reicherer, lebendigerer Gliederung, aus kürzeren Verſen gebildet, treten nun in Nachahmung des latei-

*) A Prayer to our Lady, Morris, Old English Miscellany S. 192 f.
**) Reliquiae antiquae I, 102 f., Old Engl. Misc. S. 195 f.
***) Old Engl. Misc. S. 168 ff.
†) a. a. O. S. 162 ff.

niſchen Kirchenlieds und der franzöſiſchen Lyrik auf allen Seiten hervor. Bald iſt es das Syſtem des Schweifreims, wo die Reimpaare der Strophe von einem für ſich ſtehenden, ſtets gleich auslautenden Vers refrainartig unterbrochen werden, eine in der kirchlichen Sequenz beliebte Form, welche ſpäter von den Bänkelſängern in England mehr als irgendwo ſonſt in Europa nationaliſirt wurde. Bald ſind die Reimzeilen nach höfiſcher Kunſtweiſe verſchränkt, wobei Verbindung des verſchränkten (rime croisée) und des paarenden (rime plate) Reims die Technik ſteigert. — In der letztern Form macht ſich durchweg entſchiedenere Einwirkung franzöſiſcher Dichtung auch auf die Darſtellung geltend, zuweilen liegt directe Nachahmung normanniſcher Muſter vor. Doch wirkt daneben nationaler Einfluß fort: der wohl gerundete Stil des Poema morale, der kernige Ausdruck einfacher Lebensweisheit in Alfreds Sprüchwörtern. Eines der letzteren gibt für ein treffliches Gedicht über die Vergänglichkeit des Lebens*) das Motiv ab. — Im Ganzen läßt ſich in dieſem erſten Aufſchwung mittelalterlich-engliſcher Lyrik die volksthümliche Originalität nicht verkennen, mit der die von der neuern europäiſchen Litteratur in lateiniſcher oder in franzöſiſcher Sprache gegebenen Anregungen verarbeitet wurden. Sie ſpricht ſich aus in einer gewiſſen maßvollen Freiheit bei der Anwendung der neuen Formen, mehr noch in der Innigkeit, dem tiefen Ernſt, womit die neuen Motive erfaßt werden, und die aus dem weichern Ton, dem raſchern Tempo der neuen lyriſchen Melodie vernehmlich hervorklingen.

Vollkommner gelingt der lyriſche Ton in den neuen Formen. Auch da bricht er oft hervor, wo die Anlage des Gedichts rein betrachtend oder didaktiſch iſt, wo der Dichter die Sünder warnt und auf Tod und Gericht hinweiſt; am meiſten freilich da, wo er die Freuden der Jungfrau, die Leiden Chriſti beſingt, wo er die Sehnſucht der geiſtlichen Liebe austönen läßt oder zu wecken ſucht.

*) Old Engl. Misc. S. 156 ff.

Lieblich vor allen erklingt die Liebesweiſe*) des Franciscaners Thomas de Hales, deſſen Name in den Briefen ſeines berühmten Ordensgenoſſen Adam de Marisco**) uns einmal an ehrenvoller Stelle begegnet.

Mich bittet eine Magd des Herrn,
Zu dichten eine Liebesweiſe:
Sie wählte einen Freund ſich gern
Zum Führer auf des Lebens Reiſe,
Der treu wär' wie des Poles Stern
Zu edler Frauen Schutz und Preiſe; —
Das Lied zu weigern liegt mir fern,
Ich lehre ſie nach meiner Weiſe.

Jungfrau, klar magſt du erſchauen,
Wie kurz die irdiſche Liebe reicht:
Wer möcht' auf dieſem Boden bauen,
Der ſchwach und trügeriſch und leicht?
Die einſt ſo ſtark im Selbſtvertrauen,
Sie ſchwanden wie ein Nebel weicht,
Sie welkten wie das Gras der Auen;
Jetzt ruhn ſie in der Erde feucht.

* * *

So reich iſt Keiner noch ſo frei,
Daß ihm nicht bald die Stunde ſchlägt,
Nicht hilft ihm Gold noch Stickerei,
Silber und Pelzwerk, das er trägt.
So flink iſt Keiner, wer er ſei,
Daß ihn der Tod nicht raſch erlegt.
Es ſchwankt die Welt an uns vorbei,
Wie ſich ein Schatten fortbewegt.

In ſtetem Wechſel ſieht man gehen
Und kommen Alles in der Welt,

*) A Luve Ron. Incipit quidam cantus quem composuit frater Thomas de hales de ordine fratrum Minorum. ad instanciam cuiusdam puelle deo dicate. Morris, Old Engl. Miscell. S. 93 ff.

**) Ep. CCXXVII (an Bruder Thomas von York): Salutetis, obsecro, obsequio mei specialissimos (ſo!!) patres, fratrem A. de Lexinton, fratrem Ricardum de Walda, fratrem Willielmum de Basinge, *fratrem Thomam de Hales*, et alios mihi devotos. Monumenta Franciscana, ed. J. S. Brewer S. 395.

Was vorn war, muß zu hinterſt ſtehen,
Was eben lieb war, nun mißfällt.
Blind iſt drum, glaubt er auch zu ſehen,
Wer ſeinen Sinn auf Irdiſches ſtellt.
Seht ihr denn nicht die Welt vergehen,
Wie Lüge ſteigt, wie Wahrheit fällt?

* * *

Des Menſchen Liebe zählt nach Stunden,
Jetzt liebt er und jetzt haßt er dich,
Jetzt kommt er, jetzt iſt er verſchwunden,
Jetzt zürnt er und jetzt freut er ſich,
Sein Herz bald hier, bald dort gebunden,
Jetzt ſucht es dem es erſt entwich:
Nimmer wird er treu erfunden,
Traut' ich ihm, ein Thor wär' ich.

Iſt reich der Menſch an irdiſcher Habe,
So bangt ſein Herz, von Qual erfüllt;
Daß ihn des Nachts der Schlaf nicht labe,
Schreckt ihn des Räubers grimmig Bild;
Er ſorgt und ſinnt, wie er vergrabe
Und hüte was den Durſt ihm ſtillt.
Zuletzt trägt man ihn ſelbſt zu Grabe,
Vom Tod geplündert und enthüllt.

Wo iſt Paris und Helene,
Die ſtrahlten in der Schönheit Pracht?
Wo Amadas, Triſtan, Idene,
Iſold, von heißer Gluth entfacht?
Wo iſt nun Hektors Kraft und Schöne
Und Cäſars Weltbeſitz und Macht?
So wie der Pfeil entfliegt der Sehne,
Enteilten ſie in tiefe Nacht.

Es iſt als wenn ſie niemals waren;
Die Sage viel zu melden weiß
Von großen Nöthen und Gefahren,
Von Schmerzen und von Qualen heiß,
Die ſie im Leben hier erfahren, —
Nun ward ihr Feuer ganz zu Eis:
So treulos iſt der Welt Gebaren,
Ein Narr wer dingt nach ihrem Preis!

Wär' er ſo mächtig und ſo reich,
Wie unſer König Heinrich*) iſt,

*) Heinrich III. von England.

Und Abſalon an Schönheit gleich,
Mit dem kein Irdiſcher ſich mißt, —
Gar bald würd' all der Schimmer bleich,
Der Frucht gleich, die ein Wurm zerfrißt;
Maid, ſucht ihr einen Liebſten euch,
Den König wählt, der ewig iſt.

O Süße, kennſt du ihn noch nicht,
Den edlen Freund, den ich dir weiſe?
Wie ſtrahlt er in der Schönheit Licht,
Der Jugend und der Tugend Preiſe.
Feſt ſind die Bande, die er flicht,
Sein Sinn iſt mild, frei, ſtark und weiſe.
Ihm gib dich hin und ſorge nicht,
Als nur daß er dir Huld erweiſe.

Gar reich iſt er an Gut und Land;
So weit der Menſchen Zunge klingt,
Steht Alles unter ſeiner Hand,
Wohin nur Luft und Sonne dringt;
Herr Heinrich ſelbſt von Engelland
Als Lehnsherrn Huldigung ihm bringt.
O Maid, nach dir hat er geſandt,
Nach deiner Liebe Gut er ringt.

Er verlangt von ihr weder Land noch Leute, weder Schätze noch koſtbare Gewänder: er hat von Allem genug und ſchenkt ihr für ihre Liebe ſolches Gewand, wie es kein König und kein Kaiſer beſitzt. Seine Wohnung, unvergleichlich ſchöner als irgend ein Bau des Salomo, iſt feſt gegründet und wird nimmer wanken. Darin herrſcht ewiger Jubel und ungetrübter Friede: höchſte Seligkeit gewährt der Anblick des Geliebten. Er hat ſeiner Freundin ein Kleinod anvertraut, das alle Edelſteine an Glanz und Werth übertrifft und das in des Himmels Kammer hell erglänzt: die Jungfräulichkeit, die ſie gegen jeden Feind ſorgfältig hüten ſoll. — Jetzt hat der Dichter der Jungfrau Wunſch erfüllt und für ſie den beſten Freund ausgewählt, den er zu finden vermochte. Wie ſchnöde handelte der, welcher zwiſchen zweien zu wählen hätte und den Schlechteren wählte!

Dieſen Reim, den ich dir ſende
Ohne Siegel, ohne Buch, —

Kommt das Blatt in deine Hände,
So entroll' es ohn' Verzug,
Lies und lern' das Lied behende,
Lehr' es andre Mägdlein klug:
Wer es könnte bis zu Ende,
Fände darin Troſt genug.

Sitzeſt du in ſtillem Sehnen,
Zieh dies Blatt aus deinem Schrein,
Sing' das Lied in ſüßen Tönen,
Präg' dir ſeine Lehren ein.
Trockne Gott dir deine Thränen, —
Dieſen Wunſch will ich dir weihn, —
Dich dereinſt als Braut zu krönen
Bei des Himmels Melodei'n.

Wir erblicken hier eine formell nicht ganz entwickelte Kunſtdichtung in einfachſter, edelſter Geſtalt, eine contemplative Lyrik, welche, aus warmer Empfindung hervorquellend, ohne Spitzfindigkeit der Reflexion und ohne formelle Spielerei in behaglich ruhigem Fluß wohllautender, bilderreicher Sprache ſich ergießt. Der Dichter ſteht durchaus innerhalb der Bildung ſeiner Zeit, er verfügt über poetiſche Ideen und beſitzt Ohr und Phantaſie des Lyrikers. Sich kurz zu faſſen hat er, wie es ſcheint, noch nicht gelernt, und wo er den Preis der Jungfräulichkeit ſingt, verſchwendet er — wie es in ſolchen Fällen üblich war — zu viel Namen von Edelſteinen, mit deren Aufzählung wir den Leſer verſchont haben.

XIV.

Unmerklich ſind in jener Epoche die Uebergänge, welche die Gattung des religiöſen Liedes von der der poetiſchen Betrachtung, ja Predigt trennen. Erſt allmählich gewinnen bei ſteigender Kunſtentwicklung litterariſche Gattungstypen feſten Beſtand, werden beſtimmte Stoffkreiſe an beſtimmte Formen geknüpft. Lange tappt man verſuchend umher, und nur der glückliche Inſtinct trifft das Richtige. Das im Mittelpunct eines Kreiſes Liegende freilich iſt in ſeiner Eigenthümlichkeit unverkennbar. Der unmittelbare Aus-

druck ſubjectiver Empfindung und die auf Belehrung eines beſtimmten Auditoriums angelegte Rede laſſen ſich nicht verwechſeln.

Denn auch die letztere, die eigentliche Predigt umkleidet ſich, wie ſchon zu Aelfriks Zeit, oft genug mit dem Gewande des Rhythmus. Treten wir einmal in jene überfüllte Kirche, wo ein Mönch in grauer Kutte auf der Kanzel ſteht und ſeinen etwas verdutzt blickenden Zuhörern ſcharf in's Gewiſſen redet. Allen macht er der Reihe nach die Hölle heiß:

Die falſchen Handelsleute, der Teufel wird ſie kriegen,
Die Bäcker auch und Brauer, die alle Welt betrügen,
Die, ſie mit Schaum zu füllen, halten tief die Flaſche
Und locken armen Leuten das Geld aus ihrer Taſche....
Ihr guten Leute, Gott zu lieb laßt ſolche Sünden ſein,
Bei eurem Ende ſchaffen ſie euch ewigliche Pein.
Alle Pfaffenfrauen, ich weiß es, ſind verloren,
Und auch der Pfaffe ſelber, er bleibt nicht ungeſchoren,
Auch nicht der ſtolze junge Herr, der für Mariechen glüht,
Und jene ſtolze Jungfer, die es zu Hannes zieht.
In Kirchen und auf Märkten, wo man ſie ſieht beiſammen,
Da flüſtern ſie und ſprechen von heißen Liebesflammen.
Wenn ſie zur Kirche kommen an dem heiligen Tag,
Da ſuchet jeder ſeinen Schatz, ob er ihn ſehen mag.
Da erblickt ſie Walther und freut ſich königlich,
Ihr Roſenkranz, der liegt daheim verſchloſſen ſäuberlich.
Nach Meſſen und nach Metten fragt ſie auch keinen Deut,
Der Walther und der Wilhelm, das ſind die rechten Leut'.*)

Auch die kirchliche Epik geſtaltet ſich im Hinblick auf mündlichen Vortrag, ſei es in der Kirche, ſei es unter freiem Himmel oder in irgend einem größeren Raum in Kloſter und Burg. „Vernehmt nun eine kleine Erzählung, die ich euch mittheilen will, wie wir es im Evangelium geſchrieben finden. Sie handelt nicht von dem großen Karl und den zwölf Pairs, ſondern von Chriſti Leiden, das er hier erduldete.“**) So hebt eine rhythmiſche Darſtellung der Paſſion an, welche die von den Evangeliſten berichteten Thatſachen in leiſe harmoniſirender Weiſe zu einer nüch-

*) Morris, Old Engl. Misc. S. 189 ff.
**) a. a. O. S. 37.

ternen, ziemlich knappen, hie und da durch kurze Betrachtung oder Ausruf unterbrochenen, Erzählung verbindet. Der Paſſion wurde — vielleicht von anderer Feder — eine Darſtellung der Auferſtehung hinzugefügt, welche ſich jener in Stil und Tendenz nähert. Ein kleines ſelbſtändiges Ganze bildet die Erzählung von der Begegnung Chriſti mit der Samariterin, worin eine Beſtimmung zum mündlichen Vortrag ſich nicht direct verräth.

In dieſen Dichtungen herrſcht die gleiche Form vor. Der Vers ſchwankt zwiſchen dem altfranzöſiſchen Alexandriner und dem Septenar, ſo daß er dem anglo-normanniſchen Alexandriner eines Jordan Fantosme recht nahe kommt. Nur zeigt ſich in dem engliſchen Vers in mehr als einer Beziehung Nachwirkung der alteinheimiſchen Langzeile. Wie in manchen franzöſiſchen Gedichten der Zeit und der Gattung, iſt ein Anſatz zu ſtrophiſcher Gliederung vorhanden. Die Strophe umfaßt in der Regel vier oder ſechs Zeilen, die jedoch nicht wie bei den Franzoſen alle gleichen Reim zu haben brauchen.

Neben dieſem Metrum gilt in geiſtlicher Epik und beſchreibender Dichtung das kurze Reimpaar und zwar diejenige Geſtalt desſelben, welche uns zuerſt im Paternoſter begegnet iſt. Recht geſchickt wird dieſe Form gehandhabt von dem Dichter einer engliſchen Visio Pauli oder, wie die Ueberſchrift im Manuſcript lautet: Ici comencent les onze peynes de enfern. les queus seynt pool v[ist] *), „hier beginnen die elf Höllenqualen, welche Sanct Paul ſah". Seltſamer Weiſe iſt nun aber die handelnde, reſp. ſehende oder erzählende Perſon des Gedichts nicht Sanct Paul, ſondern ein großer Sünder, welcher der Hölle nicht blos als Gaſt, ſondern als Bürger angehört hat und durch Gottes Allmacht wieder zum Leben erweckt wird. Der Satan, der ihm auf Erden begegnet, fragt ihn in unwilligem Erſtaunen: „Unſeliger Geiſt, was machſt du hier? Du warſt in der Hölle mein Genoß. Wer hat das Höllenthor aufgeſchloſſen, daß du der Qual

*) Morris, Old Engl. Misc. S. 147.

entronnen biſt?“ „Willſt du von mir hören, Satan, wie ich der Hölle entgangen bin? Würmer haben mein Fleiſch zernagt, und meine Freunde haben mich vergeſſen. Ich war Menſch, wie dir wohl bewußt iſt, und nun bin ich ein elender Geiſt. Lange war ich in der Hölle, das kann man an meiner Farbe erſehen. An mir kann der Menſch ſich ein Beiſpiel nehmen, der ſeinen Sünden entſagen will. Zu ſeinem Unglück wurde der geboren, der wegen ſeiner Sünden verloren geht. Denn der Menſch, der hier ſo handelt, daß ſeine Seele zur Hölle fährt, wird mehr Qualen erdulden als Vögel unter'm Himmel fliegen.“ Jetzt folgt in den bekannten elf Rubriken eine Darſtellung der Höllenqualen, im Weſentlichen durchaus dem entſprechend, was nach der gewöhnlichen Verſion des Motivs der h. Paulus unter Michaels Führung erblickt. In Frankreich zuerſt bemächtigte ſich dieſes Stoffes die nationale Litteratur, und auf ein franzöſiſches Vorbild weiſt unſer engliſches Gedicht mit Entſchiedenheit hin. Hat doch ſelbſt der Bearbeiter Eingang und Schluß ſowie noch einen dritten Paſſus, kurz alle Stellen, in denen der Dichter ſelbſt redet, in der Urſprache ſtehen laſſen*).

Wenig berührt von dem Einfluß fremder Kunſt zeigt ſich die Spruchpoeſie der Zeit. Häufiger finden ſich hier altnationale Anklänge, wie in folgendem Beiſpiel:

Siehſt du wo zu Lande
Tyranniſchen König,
Beſtechlichen Richter,
Unbändigen Prieſter,
Läſſigen Biſchof,
Wollüſtigen Greis,
Lügenhaften Jüngling,
Schamloſes Weib,
Ungerathenes Kind,
Unfolgſamen Knecht,

*) Unter dieſen drei Stellen iſt nur den Schlußverſen eine — erweiternde — Ueberſetzung angefügt. Rührt dieſe nicht ganz oder theilweiſe von einem Abſchreiber her, ſo hieß der Bearbeiter Hug.

Verkommenen Edeling,
Geſetzloſes Land,
Alſo ſagt Beda,
Wehe dem Volke.*)

Ein oft wiederkehrendes, mannigfach variirtes Thema enthält folgender Spruch:

Täglich tönt dreifache Mär'
An mein Ohr und drückt mich ſchwer.
Die eine ſagt, ich ſoll von dann',
Die andere ſagt: ich weiß nicht wann,
Doch was zumeiſt beſchwert den Sinn,
Die dritte ſagt: weiß nicht wohin.**)

Die ſchlichte Form des kurzen Reimpaars herrſcht, wie billig, in den Sprüchen vor. Nur ausnahmsweiſe begegnet der verſchränkte Reim.

Nicht uneben wird ſich an dieſe Sprüche die Erwähnung eines Gedichts anſchließen, welches von volksthümlicher Spruchweisheit getränkt und geſättigt iſt: Die Eule und die Nachtigall. Auf der Höhe der zeitgenöſſiſchen Kunſt ſtehend, tritt dieſe Dichtung durch manche Eigenthümlichkeit aus dem Kreiſe der ſüdlichen Kunſtpoeſie, der ſie ſprachlich und geographiſch angehört, heraus. Zunächſt durch den Gegenſtand, der kein geiſtlicher iſt. Nicht weniger aber durch die echt national gefärbte, originelle Behandlung, welche zwar den Mann von feiner Bildung und daher den Gelehrten verräth, jedoch in ihrer edeln Einfachheit und Popularität an keiner Stelle den Geiſtlichen entſchieden hervortreten ließe. War der Verfaſſer ein Mitglied der fröhlichen halbgeiſtlichen, halbweltlichen Genoſſenſchaft der fahrenden Kleriker, ein vieljähriger Student, der dann auch wohl Oxford lange beſucht haben mochte? Die Zeit war gekommen, wo dieſe clerkes, welche ſeit ein paar Jahrhunderten lateiniſch gedichtet hatten, der natio-

*) Morris, Old Engl. Misc. S. 185. Vgl. hierzu die altengliſche Homilie de XII abusivis nach der Mittheilung Dietrichs, Zeitſchrift für hiſtoriſche Theologie 1855. S. 518 f.

**) a. a. O. S. 101.

nalen Poesie sich zuwandten. Der tiefe Ernst, welcher aus dem heitern Humor des Gedichts hervorblickt, läßt freilich auf einen gereiften Mann als Verfasser schließen. Vielleicht hatte der fahrende Kleriker seit mehreren Jahren den Wanderstab niedergelegt und irgend eine Pfründe angenommen — etwa in Dorset oder einer anliegenden Grafschaft. Denn zu Porteshom in Dorsetshire wohnt der von ihm so hoch verehrte Meister Nicolas von Guildford, den die Heldinnen des Gedichts zum Schiedsrichter ihres Streits erwählen.

Dieser Streit — Eule und Nachtigall führen ihn — bildet den Inhalt der Dichtung. Das erste Beispiel in englischer Sprache von jenen Streitgedichten, welche der französischen Litteratur seit lange geläufig waren, zuerst in der Poesie der Troubadours als wirkliche poetische Wettkämpfe zwischen zwei Gegnern, später bei den Nordfranzosen — denen mittellateinische Poeten darin vorangegangen waren — auch als fingirte Redekämpfe zwischen verschiedenen Ständen, verschiedenen Thieren, Wasser und Wein, Seele und Leib — sei es in mehr dramatischer oder mehr epischer Form. In der Form des unvermittelten Dialogs waren diese desbats, estrifs, disputoisons, oder wie sie heißen mögen, gewiß von Bedeutung für die Entwicklung des Dramas.

Eule und Nachtigall hat epische Form. Es ist der Dichter, welcher ungesehen dem Streit beiwohnte und den Hergang erzählt.

Die Nachtigall bricht den Streit vom Zaun. Auf einem Blüthenzweig sitzend in dichtem Hag wird sie in ihrem lieblichen Gesang gestört durch den Anblick der Eule — auf einem alten epheuumrankten Stamm in ihrer Nähe — und fährt sie mit rauhen, verächtlichen Worten an. Die Eule wartet bis zum Abend und gibt dann gebührende Antwort. Das Eis ist gebrochen, und eine Fluth von Reden und Widerreden in Angriff und Abwehr folgen sich unter gelegentlichen Pausen nach. Jede greift Art, Lebensweise, namentlich Gesang der Gegnerin an und hebt die eigenen Vorzüge hervor. Es ist der alte Streit zwischen Schönheit, Glanz,

Jugend, Heiterkeit und einem ernſten, finſtern, mürriſchen Alter, zwiſchen Lebensluſt und Asceſe. Merkwürdiger Weiſe ſcheint der Dichter auf der Seite der Eule zu ſtehen, ſo objectiv ſeine Darſtellung auch iſt. An welche Form dieſes Gegenſatzes, an welchen in ſeiner Zeit und Umgebung wogenden Kampf mag er wohl gedacht haben? Denn das iſt das eigentlich Anziehende in dieſer Dichtung, daß man darin einen tieferen Hintergrund, einen verhüllten Zweck mit Nothwendigkeit ahnt. Dem modernen Leſer drängt ſich unwillkürlich der Gedanke an den Gegenſatz zwiſchen der Hofpartei und den Baronen auf. In ſolcher Allgemeinheit jedoch hat der Dichter die Sache wohl nicht gefaßt. Ganz beſtimmte Perſonen und Verhältniſſe in Staat und Kirche muß er im Auge gehabt haben. Doch greift ſein Intereſſe weit über Perſonenfragen und Parteikämpfe hinaus. Mit warmer, weitherziger Sympathie umfaßt er Menſchenleben und Natur. Der äſthetiſche Standpunct ſeiner Betrachtung wird von der Nachtigall, der moraliſche von der Eule vertreten; doch auch die Nachtigall will ſittlich-religiöſen Zwecken dienen, und ſelbſt innerhalb dieſes Gebiets dient ihre Weltanſchauung zur Ergänzung und Correctur der entgegenſtehenden.

Du fragſt mich Eule, ſagte ſie, ob ich etwas Andres kann als während der Sommerzeit ſingen und weit und breit Wonne wecken. Was fragſt du nach meinen Gaben? Beſſer iſt die eine, die mir ward, als die deinen alle zuſammen. Beſſer iſt ein Lied aus meinem Mund als Alles was je dein Geſchlecht vermochte. Und höre, ich ſage dir weshalb: weißt du, wozu der Menſch geboren wurde? Zu der Wonne des Himmelreichs, wo Geſang und Fröhlichkeit ohne Abnahme ewig währt. Dahin ſtrebt jeder Menſch, der irgend etwas Gutes kann. Deshalb ſingt man in der heiligen Kirche und machen Kleriker Lieder, damit der Menſch beim Geſang daran gedenke, wohin er ſoll zum dauernden Aufenthalt, damit er der Freude nicht vergeſſe, ſondern ihrer gedenke und ſie erlange und aus der Stimme der Kirche entnehme, wie voller Luſt die himmliſche Seligkeit iſt. Kleriker, Mönche und Kanoniker erheben ſich um Mitternacht und ſingen von dem Licht des Himmels, und Prieſter auf dem Lande ſingen, wenn das Licht des Tages hervorquillt. Und ich helfe ihnen was ich kann, ich ſinge mit ihnen Nacht und Tag, und durch mich ſind ſie alle fröhlicher und beſſer zum Geſang geſtimmt. Ich mahne die Menſchen zu ihrem Beſten,

daß sie frohgemuth seien, und heiße sie jenen Gesang suchen, der kein Ende hat.*)

Hören wir auch die Erwiderung der Eule:

Du sagst, du singest den Menschen und lehrest sie hinauf zu streben zu jenem Gesang, der ewig währt. Es ist aller Wunder größtes, daß du so frech zu lügen wagst. Glaubst du, sie kämen so leichten Kaufs singend in Gottes Reich? Nein, nein, sie werden schon erfahren, daß sie mit anhaltendem Geweine Besserung ihrer Sünde erflehen müssen, bevor sie je dahin gelangen. Daher rathe ich, daß die Menschen, die zum himmlischen Könige streben, wachsam seien und mehr weinen als singen. Denn es ist kein Mensch ohne Sünde. Daher muß er vor seinem Ende mit Thränen büßen, daß ihm sauer werde was ihm zuvor süß war. Dazu helfe ich ihm, weiß Gott. Ich singe ihm keine Thorheiten vor; denn mein Gesang ist voll Sehnsucht und mit Geweine gemischt..... Wenn Recht vorgeht und Unrecht zurücktritt, so ist mein Gewein besser als dein Gesang.**)

Zahlreich sind die Argumente und die Gesichtspuncte, welche die beiden Gegnerinnen heranziehen mit einem Geschick und einem Scharfsinn, der uns daran erinnert, daß wir an einer Epoche stehen, wo der Stand der Juristen und Advocaten sich in raschem Fortschritt zu großem Einfluß, Reichthum und Ansehn emporschwang, die Zeit, wo Bracton sein Buch über die Gesetze und Gewohnheiten Englands schrieb. Dabei lieben Beide volksthümliche Wendungen; zahlreiche Sprüchwörter werden in's Treffen geführt, durchweg unter dem Schutz der Autorität Aelfreds, obwohl die uns erhaltene Pseudo-Aelfredische Sammlung fast gar keine Parallelstellen bietet. Manche volksthümliche, freilich auch in gelehrten Werken verzeichnete, Ueberlieferungen werden erwähnt oder vorausgesetzt. Interessant ist der von der Eule der Nachtigall gemachte Vorwurf, sie habe einmal die Frau eines Ritters durch ihren Gesang zum Ehebruch verleitet, wofür der Gemahl bittere Rache

*) Owl and Nightingale, 707—742. Die Stelle gemahnt an Alexander Neckam, De naturis rerum I. c. 41 (De philomena): Quid quod noctes tota ducit insomnes, dum delicioso garritui pervigil indulget? Nonne jam vitam claustralium prae oculis cordis constituis, noctes cum diebus in laudem divinam expendentium?

**) 849—878.

genommen. Die Nachtigall erwidert, sie habe nur die von einem eifersüchtigen Gatten eingesperrte Frau getröstet, und für das ihr (der Nachtigall) vom Ritter zugefügte Unrecht habe König Heinrich — Gott sei seiner Seele gnädig! — ihr glänzende Genugthuung verschafft. — Bis auf die Bestrafung des Ritters durch den König findet sich dieselbe Erzählung bei Alexander Neckam.*)

Zu einem Resultat gelangen die Streitenden natürlich nicht. Die Nachtigall sammelt schließlich eine große Zahl Singvögel um sich, die ihr den Sieg zuschreiben. Ihr Jubel reizt die Eule auf's äußerste, und es scheint, als solle es von Worten zu Thätlichkeiten kommen. Da gemahnt der Zaunkönig die Kampfbereiten an des Königs Frieden, und man kommt auf den schon zu Anfang gefaßten Entschluß zurück, Maister Nichole den Streit schlichten zu lassen. In seinem Lobe sind Alle einig. Die Art, wie seine Vorzüge, seine Gerechtigkeit, Klugheit, Weisheit hervorgehoben werden, macht es zwar unmöglich, in ihm den Dichter selbst zu erblicken, weil sich ein derartiges Selbstlob schlecht mit jenen Eigenschaften vertrüge. Darüber aber kann kein Zweifel sein, daß der Dichter die Grundlinien zum Bilde des Meisters Nicolas seinem eigenen Innern entnehmen konnte, daß er in seinem Freund zugleich sich selbst schildert. Namentlich auch der Zug dürfte auf ihn passen, daß er in früherer Zeit ausgelassen gewesen und die Nachtigall und „andere schöne und kleine Geschöpfe" gern gehabt, seitdem aber vernünftig geworden und keineswegs durch alte Liebe zum Unrecht sich verführen lassen werde.**)

Vielleicht gelingt es einmal, die Beziehungen aufzudecken, welche den Dichter und sein Gedicht mit den historischen Mächten und

---

*) De naturis rerum a. a. O.: Sed o dedecus! quid meruit nobilis volucrum praecentrix, instar Hippolyti Thesidae equis diripi? Miles enim quidam nimis zelotes philomenam quatuor equis distrahi praecepit, eo quod secundum ipsius assertionem animum uxoris suae nimis demulcens, eam ad illiciti amoris compulisset illecebras.

**) Owl and Nightingale, 202 ff.

Ereigniſſen ſeiner Zeit verknüpfen. Reifliche Erwägung der ſprachlichen und litterariſchen Momente führt dazu, die Dichtung in die erſte Hälfte der Regierungszeit Heinrichs III. (1216 — 1272) zu ſetzen, ſo ſchlecht zu dieſer Annahme auch das Factum zu paſſen ſcheint, daß Heinrich II. ohne jedes unterſcheidende Beiwort einfach bezeichnet wird als: King Henri, Jesus his soule do merci! *)

Nahe liegt die Frage, ob unter den Erzeugniſſen der geiſtlichen Lyrik, die wir im vorigen Capitel betrachtet haben, nicht ſolche von der Hand unſeres Dichters ſich finden ſollten. Es fehlen uns die Mittel zu einer entſcheidenden Antwort. Nur wenige unter den erhaltenen Liedern dürften der Individualität des Mannes, wie wir ihn aus Eule und Nachtigall kennen lernen, ganz entſprechen. Sicher aber fehlte es ihm nicht an lyriſchem Talent. In ſeiner nicht nur glatten, ſondern melodiſchen Verſification, in der Fülle und Redundanz ſeiner Sprache, in der oft muſikaliſchen Wiederholung von Motiven und Wendungen verräth ſich der Dichter, der ein ſtrophiſches Lied vortrefflich zu bauen verſtanden hätte. — Das kurze Reimpaar — er bedient ſich deſſelben Metrums wie der Verfaſſer der Elf Höllenqualen — hat Keiner beſſer und bis auf Gower kaum Einer regelmäßiger als er gebaut.

Den beſten Lyrikern jener Epoche iſt er jedesfalls als Dichter ebenbürtig.

Auf ſeiner wie auf ihrer Dichtung ruht ein eigenthümlicher Reiz. Sie iſt einer Jungfrau vergleichbar, welche in das elterliche Haus, das ſie als Kind verlaſſen, zurückkehrt. Ihrer fremden Erziehung und Lebenserfahrung froh, muß ſie ſich doch wieder auf ihre Kindheit beſinnen und übt unwillkürlich manche alte Gewohnheit, manches lange vergeſſene Spiel. So kehrte die engliſche Muſe, der normanniſchen Schule kaum entwachſen, in das Vaterhaus zurück und beſann ſich auf ihre Vergangenheit.

*) Owl and Nightingale, 1091 f.

XV.

Wo wir eine außergewöhnliche Bewegung der Geiſter wahrnehmen, fragen wir nach deren Urſachen. Welche Umſtände waren es, die den Aufſchwung der engliſchen Litteratur unter Heinrich III. bedingten? Das weſentlichſte Moment bildete doch wohl die Steigerung des Nationalgefühls, und dieſes ſetzt eine Ueberbrückung der Kluft zwiſchen Normannen und Einheimiſchen voraus.

Bereits unter Heinrich II. war der Proceß der Verſchmelzung beider Stämme bis zu dem Puncte gediehen, daß der Dialogus de scaccario *) es als faſt unthunlich bezeichnet, unter den Freien den Mann engliſchen von dem Manne normanniſchen Blutes zu unterſcheiden. Es war dies jedoch zum großen Theil mehr ein Aufgehen des engliſchen Elements in das normanniſche als umgekehrt. Wenn Mancher beide Sprachen geredet haben mag, ſo blieb doch noch geraume Zeit nachher der Gebrauch der normanniſch-franzöſiſchen Sprache ein Zeichen vornehmer Abſtammung. Auch kann, wie die Litteraturgeſchichte uns bezeugt, die Ausgleichung der Gegenſätze nicht im ganzen Umfang des Königreichs gleichmäßig fortgeſchritten ſein. Man wird daher gut thun, jene Aeußerung des Verfaſſers des Dialogs mit Vorſicht zu interpretiren.

Einen gewaltigen Fortſchritt machte nun jener Verſchmelzungsproceß während der Regierungszeit der Söhne und des Enkels des zweiten Heinrich.

Unter König Johann war die Normandie verloren gegangen, die eingewanderte Ariſtokratie Englands ſah ſich von ihrem Mutterlande abgeſchnitten. Vollſtändig wurde die Trennung in Folge des Schrittes, den Heinrich III. und Ludwig IX. aus gleichen politiſchen Motiven thaten. Sie verordneten, daß die Unterthanen

*) I, 10, Stubbs, Select Charters S. 201 f.

der einen Krone keinen Grundbesitz auf dem Gebiet der andern haben dürften.

Dazu traten Wirren der innern Politik: die Schwäche und Unfähigkeit der Könige Johann und Heinrich III., welche sie von südfranzösischen Günstlingen abhängig machte und dadurch Haß und Eifersucht der stolzen normannischen Barone eben so sehr weckte, wie ihre absolutistischen Neigungen deren stolzen Freiheitssinn zum Widerstand entflammten. In dem Kampf zwischen Krone und Aristokratie fand die letztere in dem englischen Stamm mit seinem Haß gegen den Absolutismus, seinem Abscheu vor dem frechen Treiben der Gascogner einen natürlichen Bundesgenossen.

Die Nothwendigkeit, diesen Bundesgenossen an sich zu fesseln, wurde unter Heinrich III. klar erkannt von einem Manne, den seine südfranzösische Geburt zu einem Mitglied der Hofpartei prädestinirt zu haben schien, der aber der Führer, die Seele der Volkspartei ward und, schon bei seinen Lebzeiten fast vergöttert, nach seinem Tode als Märtyrer verehrt wurde, — von Simon von Montfort.

Es ist bezeichnend für die Lage der Dinge, daß die ganze damalige Litteratur in England, soweit sie sich um Politik kümmert, in lateinischer wie in französischer Sprache für die Barone gegen den König und den Hof Partei ergreift. Die Besten des Landes standen auf der Seite der Freiheit: der fromme und gelehrte Bischof von Lincoln, Robert Grosseteste, der berühmte Franciscaner Adam von Marsh (de Marisco) waren mit Simon von Montfort durch enge Freundschaftsbande verknüpft.

Geschärft wurde der Gegensatz durch das Eingreifen der Curie in den Kampf. Lange waren die Interessen der römischen Politik denen der englischen Krone feindlich gewesen, in jenen Tagen aber schienen sie durchaus mit denselben zusammenzufallen. Diese Verflechtung kirchlicher und weltlicher Interessen hatte aber nur die Folge, dem Nationalgefühl und dem Freiheitssinn auch der am meisten kirchlich gesinnten Engländer das Papstthum als den Feind hinzustellen, der ihre theuersten Güter bedrohte.

Auf der Grenze der Litteraturperiode, welche wir zu zeichnen

verſucht haben, und der, in welche wir jetzt eintreten, um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts hatte die politiſche Spannung in England ihren Höhepunct erreicht.

Die Dichtungen, mit denen wir uns zuletzt beſchäftigt haben, erblühten unter der drückenden Schwüle, welche einem Gewitter vorhergeht.

Bald nach der Mitte des Jahrhunderts, in 1258, brach der Sturm los. Die Ereigniſſe folgen ſich Schlag auf Schlag, zunächſt auf politiſchem, dann auf militäriſchem Gebiet. Wir ſehen im Kampfe für alte Volksrechte Männer normanniſchen und engliſchen Blutes ſich verbünden, wir ſehen aus dem Geiſte der altengliſchen Verfaſſung heraus im normanniſchen Feudalſtaat die neuengliſche Verfaſſung keimen, in den tagenden Parlamenten können wir neben dem Oberhauſe die Grundlinien des Hauſes der Gemeinen ſchon deutlich wahrnehmen.

Inmitten dieſer Bewegung gelangt die engliſche Sprache zu einer Bedeutung, welche ſie — allerdings nur vorübergehend — zur Würde einer Staats- und Regierungsſprache erhebt. Die Proclamation, welche König Heinrich unter dem Einfluſſe der ihm von den Baronen aufgezwungenen Miniſter und Räthe am 18. October 1258 „an all ſeine Getreuen, Geiſtliche und Laien“ erließ, wurde zugleich in franzöſiſcher und in engliſcher Sprache veröffentlicht. In franzöſiſcher Sprache iſt uns ein allgemein gehaltenes, von der engliſchen Faſſung das für die Grafſchaft Huntingdon beſtimmte Exemplar erhalten.

Freilich ſind alle ſeit jener Zeit geſchriebenen Urkunden bis auf Richard III., ſoweit ſie uns überliefert ſind, ausſchließlich lateiniſch oder franzöſiſch abgefaßt, wobei das Franzöſiſche dem Latein allmählich den Vorrang ſtreitig macht. Um ſo wichtiger aber wird jene Ausnahmeerſcheinung des Jahres 1258, inſofern ſie uns zeigt, zu welcher Bedeutung das engliſche Element ſchon damals in England ſich erhoben hatte.

Die Nationallitteratur ließ ſich durch die fortgeſetzte Anwendung fremder Sprachen in Staatsgeſchäften ebenſowenig in ihrer Ent-

wicklung aufhalten, als der stetige, wenn auch langsame, Fortschritt der Nation auf dem Wege constitutioneller Entwicklung durch zeitweilige heftige, mitunter lange andauernde Reactionen zu hemmen war. Zugleich mit der politischen Freiheit wuchs der Nationalwohlstand, ja dieser war eine Bedingung für jene. Die großen Städte, in denen Handel und Gewerbe blühte, bildeten die Mittelpuncte des politischen Fortschritts, die Schulen, in denen die Nation Selbstverwaltung lernte. London ragte nicht weniger durch seinen Reichthum als durch den Freiheitssinn seiner Bürger hervor. Mächtig entfaltete sich der Handel. Mit Hülfe der aufblühenden Seefahrt zog er sämmtliche europäische Küsten in seinen Bereich. In den Hafenplätzen herrschte ein reges Leben: fremde Kleidertrachten und Sprachen, ausländische Producte, kostbare Stoffe erregten das Staunen und die Bewunderung des Landbewohners, der die nächstgelegene Seestadt besuchte. Am meisten aber mochte er sich über den Reichthum und die Ueppigkeit der Bürger wundern, welche allmählich anfingen, in Kleidung und Lebensweise es den Adligen gleichzuthun, sich sire nennen ließen und eine Anzahl französischer Wörter in ihre Rede mischten.

Drittes Buch.

Von Lewes bis Crecy.

Noch einmal sattelt mir den Hippogryphen, ihr Musen,
Zum Ritt in's alte romantische Land.

Wieland.

I.

Zeiten tiefer politiſcher Erregung, zumal Zeiten des Bürgerkriegs pflegen in der Sprache ihre Spur zu hinterlaſſen. Unter der Regierung Heinrichs III. ſehen wir das Engliſche — mit Ausnahme des ſüdöſtlichen Dialekts — entſchieden die Merkmale abſtreifen, welche die Epoche des Uebergangs aus der alten in die mittlere Zeit charakteriſiren. Eine bedeutende Umwälzung geht im Wortſchatz vor ſich; fremde Elemente oder Neubildung und neue Verwendung einheimiſchen Materials verdrängen einen großen Theil des alten Beſtandes. In der Satzbildung bewirkt das Eindringen der einfacheren logiſchen Wortordnung ſchließlich neue Verluſte in der Flexion. Dieſe Veränderungen gehen Hand in Hand mit der zunehmenden Bedeutung des Engliſchen als Verkehrs- und Litteraturſprache. Je mehr das Anglo-normanniſche an Reinheit und an Herrſchaft einbüßt, deſtomehr von dem Seinigen tritt es an das Engliſche ab, welches freilich lange Zeit gebraucht hat, bis es die fremden Stoffe vollſtändig mit ſeinem Geiſte durchdrang und ſich aſſimilirte. Manche Träger der Vermittlung zwiſchen Engliſch und Normanniſch waren vorhanden: das zunehmende Bedürfniß des Lebens im geſchäftlichen, ja auch im Familienverkehr, die Herrſchaft der Mode auf dem Gebiet der Kleidung, des Hof- und Ritterlebens, wo Frankreich noch immer den Ton angab, neue Erfindungen und Syſteme in Induſtrie und Kunſt, die Geiſtlichkeit, die fahrenden Kleriker, die kosmopolitiſchen Orden, unter ihnen namentlich die Franciscaner, welche anfänglich

wenigſtens mit den unterſten Klaſſen der Bevölkerung, den Armen der größern Städte am meiſten in Berührnng traten. Auch die Spielleute, die Sänger und Sager, die disours, harpours, gestours oder, wie ſie auf echt Engliſch hießen, seggers und gleemen ſpielten hierbei eine bedeutende Rolle. Waren ſie es doch, welche die Erzeugniſſe der franzöſiſchen romantiſchen Litteratur dem engliſchen Volk in fremden oder eigenen Nachbildungen zugänglich machten. Der Kreis ihrer Zuhörer erweiterte ſich von Jahr zu Jahr. Zwar zogen die höchſten Sphären der Geſellſchaft noch lange die franzöſiſche Dichtung der engliſchen vor. Doch da war der reiche Bürger, der behäbige Freiſaſſe, der Ritter mit ſeinen Knappen und Dienſtleuten, vielleicht auch mancher Höherſtehende, und endlich — wenn der Sänger nicht wähleriſch war, ſo fand er in Stadt und Land eine zahlloſe Schaar geringer Leute voll Verlangen ihn zu hören.

Um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts tritt die epiſche Dichtung wieder in das Licht der Litteratur.

In Frankreich hatte ſie damals ihre Blüthezeit ſchon überlebt. In raſcher Folge hatten ſich die verſchiedenen epiſchen Formen und Gattungen abgelöſt: das Nationalepos und die Rhapſodie der Jongleurs, der höfiſch-ritterliche Roman, die Sagenkreiſe der antiken und bretoniſchen Welt, die nationale Epopöe der Trouvères. Beinahe alle dieſe Stoffe und Formen lebten noch in mündlicher Tradition oder in der Litteratur fort; allein der Nerv der Productivität war erlahmt. Während der letzten Hälfte des Jahrhunderts ſehen wir im äußerſten Norden des franzöſiſchen Sprachgebiets noch einmal die ritterliche Poeſie in den Werken eines Adenet aufleben; allein die auf die Spitze getriebene Virtuoſität der Reimbildung, die ſich in dieſen Dichtungen mit großer Weichheit der Empfindung und einem fühlbaren Mangel an ſchöpferiſcher Kraft verbindet, verleugnet den Charakter der Epigonenpoeſie nicht. Ein neuer Geiſt, der Geiſt der Satire und der Verneinung der mittelalterlichen Weltanſchauung, war in Frankreich erwacht. Auch er hatte ſich eine epiſche Kunſtform geſchaffen, welche aus

dem Schema des höfiſchen Romans durch Sättigung deſſelben mit antiken Reminiscenzen und allegoriſchen Motiven hervorgegangen war. Während der letzten Hälfte der Regierung Ludwigs des Heiligen ſchrieb Jehan de Meun, der Rabelais ſeiner Zeit, ſeine cyniſche Fortſetzung jenes Romans von der Roſe, den am Anfang des Jahrhunderts Guillaume de Lorris im Sinne eines mittelalterlichen Ovid begonnen hatte.

In England war die Zeit der Bekämpfung des Mittelalters noch nicht gekommen. Hatte doch die mittelalterliche Romantik in der Nationallitteratur ſich noch erſt ihren Platz zu erobern. Aber auf breiterer, bürgerlicher Grundlage entwickelte ſich hier die Cultur. Das bürgerliche Element wog in der Geſellſchaft vor, deren Ohr die Sänger der Ritterpoeſie gewinnen mußten. Und als innerhalb der Nation der Gegenſatz zwiſchen Stämmen und Sprachen ausgeglichen war, da zeigte es ſich deutlich, wie viel leichter hier die Kluft zu überſteigen, welche die Ariſtokratie von den Gemeinen ſchied, wie viel weniger Urſache die Stände hier hatten, ſich feindlich gegenüber zu ſtehen. Altes und Neues konnte ſich in England beſſer vertragen als anderswo, eben weil das Alte wirklich alt und von germaniſchem Geiſt durchzogen war.

Die Zeit des engliſchen Volksepos war längſt dahin, die letzten Nachklänge deſſelben verſtummt. Ein gewiſſes Surrogat boten neue volksthümliche Sagen und Lieder wie die von Horn und von Havelok, welche gegen den Anfang dieſer Periode ſchriftliche Aufzeichnung erfahren mochten.

King Horn iſt uns in einer Form erhalten, welche an den muſikaliſchen Vortrag, der ihm einſt zu Theil wurde, deutlich gemahnt. Nicht nur nennt das Gedicht ſich ſelbſt ein Lied:

> Frohen Muthes ſeien Alle, die meinem Geſang lauſchen. Ein Lied will ich euch ſingen von Murry*) dem Könige.**)

*) Murry, nach anderer Lesart Alloſ, der Vater Horns.

**) Alle beon he blithe
That to my song lythe:

Der Text, wie er vorliegt, läßt eine ſtrophiſche Gliederung — allerdings eine Gliederung in ungleiche Strophen — nicht verkennen, und manche Partien des Gedichts muthen durchaus muſikaliſch an. Die Elementareinheit der hier auftretenden Strophe, das kurze Reimpaar iſt ganz nach deutſchem Princip gebaut, mit zwei Hebungen auf dem klingenden Versausgang, ſodaß es als eine organiſche Fortſetzung der in Layamon und den Sprüchwörtern Aelfreds herrſchenden Form erſcheint. Dieſer Umſtand weiſt dieſer Dichtung eine Ausnahmeſtellung unter den altengliſchen Romanen an.

Denn zu den metriſchen Romanen muß das Lied vom Horn in Anſehung ſeines Inhalts, Aufbaus und des culturhiſtoriſchen Coſtüms gerechnet werden. Die ritterlich-romantiſche Zeit hat dem aus einer dunkeln Uebergangsepoche ſtammenden Stoff ihr Gepräge kenntlich aufgedrückt.

Horn war der Sohn des Königs Murry oder Alloſ von Süddänen und der Königin Godhild. Durch ſeine Schönheit übertraf er alle Menſchenkinder. Zwölf edle Jünglinge ſeines Alters waren ihm als Gefährten beigeſellt, — darunter zwei, die er vor den andern liebte, Athulf, von allen der Beſte, und der Verräther Fikenhild.

An einem Sommertag reitet der König, wie gewöhnlich, am Strande ſpazieren, als er fünfzehn Schiffe erblickt, die dort gelandet haben. Saracenen bildeten ihre Bemannung. Ein Kampf entſpinnt ſich. Murry fällt mit den beiden Rittern, die ihn begleiteten. Die Heiden ergießen ſich über das Land, zerſtören die Kirchen und tödten Alle, die ihren Glauben nicht abſchwören wollen. Godhild entgeht ihrer Wuth, indem ſie ſich in eine Höhle flüchtet. Horns Schönheit rührt den Heidenkönig ſo ſehr, daß er ihn nicht durch das Schwert ſterben läßt, ſondern mit ſeinen zwölf Gefährten in einem Schiff Wind und Wellen preisgibt.

A sang ihc schal you singe
Of Murry the kinge. King Horn, 1—4.

Wir benutzen den Text in Mätzners Sprachproben, erlauben uns jedoch, ältere Schriftzeichen durch jüngere zu erſetzen.

Die See begann zu fluthen, und Junker Horn zu rudern; die See trieb das Schiff mit ſolcher Macht, daß den Kindern davor bangte. Sie ſahen ein ſicheres Ende vor ſich — den ganzen Tag und die ganze Nacht, bis das Tageslicht hervorquoll, bis Horn auf dem Strande Menſchen gehen ſah. „Gefährten, ſprach er, Jünglinge, ich ſage euch Märe: ich höre die Vögel ſingen und ſehe das Gras ſprießen. Freuen wir uns des Lebens, unſer Schiff iſt am Ufer.“ Sie verließen das Schiff und ſetzten den Fuß auf das Trockne. Am Seeſtrande ließen ſie das Schiff davontreiben. Da ſprach Junker Horn — in Süddänen war er geboren —: „Schiff auf den Fluthen der See, habe du gute Tage: beim Seeſtrande möge kein Waſſer dich ertränken. Wenn du nach Süddänen kommſt, grüße wohl die meines Geſchlechts ſind, grüße du wohl meine Mutter, Godhild die gute Königin, und ſage dem heidniſchen König, Jeſu Chriſti Widerſacher, daß ich ganz und heil in dieſem Land gelandet bin, und ſage daß er die Streiche meiner Hand erfahren ſoll.“*)

Die Jünglinge begegnen dem König Ailmar von Weſterneſſe, der ſie freundlich aufnimmt und zu Horn ſpricht: „Wohl genieße du deines Namens, Horn, ſchalle du über Thal und Hügel, ertöne laut über Thal und Düne. So ſoll dein Name erklingen von König zu König, und der Ruf deiner Schönheit durch ganz Weſterneſſe, die Kraft deines Arms in jegliches Land.“ Ailmar über-

---

*) The se bigan to flowe,
And Horn child to rowe,
The se that schup so faste drof,
The children dradde therof.
Hi wenden to wisse
Of here lif to misse,
Al the day and al the night,
Til hit (l. hem?) sprang day light,
Til Horn sagh on the stronde
Men gon in the londe.
„Feren“, quath he, „yonge,
Ihc telle you tithinge,
Ihc here fogheles singe,
And se that gras him springe.
Blithe beo we on lyue,
Ure schup is on ryue.“
Of schup hi gunne funde,
And setten fot to grunde,
Bi the se side
Hi leten that schup ride.
Thanne spak him child Horn,
In Suddene he was iborn:
„Schup, bi the se flode
Daies haue thu gode:
Bi the se brinke
No water the nadrinke:
Yef thu cume to Suddene,
Gret thu wel of myne kenne,
Gret thu wel my moder,
Godhild quen the gode,
And seie the paene kyng,
Jesu Cristes witherling,
That ich am hol and fer
On this lond ariued her:
And seie that he schal fonde
The dent of myne honde.“
V. 117—152.

gibt Horn seinem Hofmeister Athelbrus zur Erziehung. Er soll ihn jagen und fischen, die Harfe schlagen und dem König vorschneiden und den Becher bereiten lehren. Unter Athelbrus Zucht wächst Horn heran und erwirbt sich die Liebe Aller bei Hofe und draußen; am meisten aber liebt ihn Rymenhild, des Königs Tochter. Voll Verlangen, den Jüngling ohne Zeugen zu sprechen, schützt sie Krankheit vor und heißt Athelbrus in Begleitung Horns zu ihr in ihre Kammer kommen. Dieser Befehl versetzt Athelbrus in große Verlegenheit; er wagt weder zu gehorchen noch den Gehorsam zu weigern: so versucht er einen Mittelweg und bringt an Horns Stelle Athulf mit. Durch das in ihrer Kammer herrschende Dunkel getäuscht, überhäuft Rymenhild Athulf mit Liebkosungen, bis dieser sie über das Mißverständniß aufklärt. Ihr ganzer Zorn richtet sich nun gegen Athelbrus, der das Ungewitter nur dadurch zu beschwören vermag, daß er verspricht, ihr Horn zu senden. Horn begibt sich zu Rymenhild und kniet vor ihr nieder: von seiner Schönheit erglänzt das Gemach. Eine zärtliche Scene folgt, in der die Jungfrau um die Liebe des Jünglings wirbt. Doch Horn erklärt sich für unwürdig, die Königstochter zu freien. Nur ein Mittel gibt es, ihn ihrer werth zu machen: sie soll ihm zum Ritterschlag verhelfen. Man beschließt, durch Athelbrus Vermittlung beim König für diesen Zweck zu wirken. Der Plan gelingt. Ailmar schlägt Horn zum Ritter, worauf dieser seinen zwölf Gefährten den Ritterschlag ertheilt. Voll Jubel empfängt nun Rymenhild den in Begleitung Athulfs — mit seiner neuen Würde geschmückt — in ihr Gemach tretenden Geliebten. Aber Horn ist nur gekommen, um ihr Lebewohl zu sagen. Bevor er sie zur Frau nimmt, will er sie erst durch ritterliche Thaten verdienen. Rymenhild fügt sich in ihr Geschick:

„Ritter, sprach sie, Treuer, ich glaube ich darf dir trauen: nimm du hier diesen goldenen Ring, trefflich ist sein Schmuck; auf dem Ring ist Rymenhild, die junge, eingegraben; es gibt keinen besseren unter der Sonne... trage du ihn um meinetwillen am Finger. Die Steine daran sind von solcher Kraft, daß du an keinem Ort je Streiche scheuen wirst noch dich im Kampfe fürchten, wenn du ihn ansiehst und an deine Geliebte denkst.

Und Herr Athulf, dein Bruder, soll einen anderen haben. Horn, ich flehe mit Liebesworten, Christus sei uns günstig und bringe dich mir zurück.“ *)

Die Zauberkraft des Ringes hat der neue Ritter gleich darauf Gelegenheit zu erproben. Ihr verdankt er einen glänzenden Sieg über einen Saracenenhaufen, der eben gelandet war und Ailmars Gebiet zu erobern gedachte. Nachdem er die Feinde erschlagen, trägt er das Haupt ihres Anführers auf der Spitze seines Schwertes in Ailmars Halle. So scheint das Geschick den Liebenden günstig; aber ein banger Traum erfüllt Rymenhilds Herz mit traurigen Ahnungen, die nur zu bald in Erfüllung gehen. Fikenhild verräth dem König das Geheimniß, welches seine Eifersucht entdeckt hat. Ailmar überrascht den Jüngling in Rymenhilds Armen und verbannt ihn voll Zorn aus seinem Reich. Traurig ist der Abschied der Liebenden: „Theures Lieb, sagt Horn, nun hat sich dein Traum verwirklicht . . . . . Rymenhild, lebe wohl, länger darf ich nicht weilen. Ich ziehe in die Fremde und werde volle sieben Jahre da bleiben. Komme ich am Ende der sieben Jahre nicht wieder oder sende dir keine Botschaft, so nimm dir einen Gemahl und kümmere dich nicht länger um mich. Schließe mich in deine Arme und küsse mich recht lange.“ Die sieben Jahre der Verbannung sind mit Abenteuern und Heldenthaten ausgefüllt, die uns nicht länger aufhalten sollen. Die Frist läuft zu Ende, und Rymenhild lebt in großer Sorge. Ein mächtiger König, Modi von Reynes, wirbt um ihre Hand; der Tag der Vermählung wird zwischen Ailmar und ihm vereinbart. In ihrer Angst sendet Rymenhild einen Boten nach Horn aus, der ihn endlich in Irland antrifft, wo er unter dem Namen Cutberd am Hofe des Königs Thurston lebt. Von irischen Rittern begleitet, eilt nun Horn nach Westerneſſe. Als sie gelandet sind, läßt er seine Begleitung zurück und geht allein weiter. Von einem Pilger erfährt er, daß die Hochzeit schon vor sich gegangen sei. Er tauscht mit dem Pilger die Kleider und begibt sich nach dem Schloß, wo

*) V. 561—582.

Rymenhild weilt, die noch nicht Modis Weib geworden ist. Mit großer Mühe erlangt er Einlaß. Recht dramatisch ist die Erkennungsscene geschildert. Das Uebrige kann man sich denken. Rymenhild wird aus Modis Händen gerettet und mit Horn vermählt.

Doch die Geschichte ist noch nicht zu Ende. Horn treibt es aus den Armen seiner jungen Gattin in die Heimath. Er will seines Vaters Tod rächen und Süddänen wieder gewinnen. Mit Hülfe seiner irischen Krieger und seines getreuen Athulf führt er diesen Plan glücklich zu Ende. Sogar die unverhoffte Freude wird ihm, seine Mutter noch am Leben zu finden, welche die ganze Zeit in einer Höhle verborgen gelebt hat.

Inzwischen droht Rymenhild eine neue Gefahr. Das aus der Modi-Episode bekannte Motiv wiederholt sich. Diesmal ist es der Verräther Fikenhild, dem es gelungen, sich in Westerneſſe einen großen Anhang zu verschaffen, und der ein starkes Schloß im Meere gebaut hat. Dorthin führt er gewaltsam die jammernde Rymenhild und will sie zwingen, sein Weib zu werden. Aber von einem Traum gewarnt, ist Horn im entscheidenden Augenblick bereits zurückgekehrt. Sein Schiff liegt am Fuß des Thurms vor Anker, in dem Rymenhilds Kammer liegt. Horn ist das Schloß unbekannt, er weiß nicht, wer es bewohnt. Durch einen Neffen Athulfs, Arnoldin, wird er von der Situation unterrichtet. Schnell entschlossen verkleidet er sich mit einigen seiner Gefährten und —

sie schritten über den Kies auf das Schloß zu. Sie begannen lustig zu singen und zu spielen. Rymenhild vernahm es und fragte, wer sie seien. Sie antworteten, sie seien Harfner und einige von ihnen Geiger. Sie gebot, Horn durch das Thor der Halle hereinzulassen. Er setzte sich auf die Bank und begann die Harfe zu schlagen. Er sang vor Rymenhild, und sie antwortete durch Klageruf. Rymenhild fiel in Ohnmacht, Keinem war da das Lachen nahe. Es traf Horn mit bitterem Weh in's Herz. Er sah auf den Ring und dachte an Rymenhild; er schritt auf den Tisch zu, mit der Schärfe seines guten Schwerts schlug er Fikenhild das Haupt ab, und alle seine Mannen ließ er der Reihe nach niederschlagen. Als sie erschlagen waren, ließ er Fikenhild in Stücke reißen.*)

*) V. 1465—1492.

Nun folgt die Belohnung der Getreuen, wozu ja Kronen in hinreichender Anzahl zu Gebote stehen. Horn selbst kehrt nach Süddänen zurück und macht Rymenhild zu seiner Königin.

Man sieht: wir haben einen roman d'aventures vor uns, der jedoch seinen eigenthümlichen Ursprung nicht verleugnet. Mancher Zug in „König Horn" gemahnt an eine Zeit, die vor der Eroberung liegt. Ja der Stoff im Ganzen weist uns auf eine Epoche hin, wo die dänischen Raubzüge in der Blüthe standen, und warum dürfte der Kern der Sage nicht noch höher hinauf gehen? Die ursprünglichen Beziehungen sind jedoch mit der Zeit alle verwischt worden: aus den Seeräubern wurden im Zeitalter der Kreuzzüge Saracenen; in ältere Sage hat sich neuere Ueberlieferung gemischt und Ethnologie wie Geographie des Gedichts zu einem unentwirrbaren Räthsel gestaltet. Nur soviel ist klar, daß die Nordsee mit den angrenzenden Gewässern und ihren Küstenländern den Schauplatz der Handlung bildet.

Der Einfluß des Zeitalters der Ritterpoesie auf Sitte und Bildung ist nicht zu verkennen. Der Darstellung eines zärtlichen Liebesverhältnisses wird ein beträchtlicher Raum gewidmet, ja dasselbe bildet den Mittelpunct der Fabel. Der Codex der Galanterie scheint gleichwohl noch wenig entwickelt, und von den Liebenden ist es die Jungfrau, welche schmachtet und wirbt.

Die Geschichte des im Glanz der Schönheit und ritterlichen Tugend strahlenden Königssohns Horn erscheint in letzter Instanz als das Product einer von aristokratischen Elementen durchsetzten, von neuen Culturmomenten vielfach beeinflußten, gleichwohl nicht ganz auf der Höhe höfischer Bildung stehenden Gesellschaft. Vielleicht dürfen wir die Heimath des englischen Liedes in den südlicheren Theilen des Landes suchen. Es ist wohl kein Zufall, wenn die älteste Redaction durch ihre Mundart in die Gegend von Essex weist.

In mehr nördliches Gebiet führt uns die Geschichte von Havelok dem Dänen. Sage und Gedicht dürften in Lincolnshire innerhalb einer dänischen Kolonie entstanden sein. Im Gegensatz

zu „King Horn" iſt „Havelok" in keiner ſingbaren Form auf uns gekommen. Der vorliegende Text ſetzt nichtmuſikaliſchen Vortrag durch einen segger voraus, der an mehr als einer Stelle im eigenen Namen zu den Zuhörern redet. Wie das anglonormanniſche Lai de Havelok iſt das engliſche Gedicht in ſtrophenloſen Reimpaaren — und zwar von jener Art, die wir aus Eule und Nachtigall kennen — abgefaßt, doch mag es wie jenes Lai auf älteren Liedern beruhen.

Die Geſchichte von Havelok und Goldburg (Goldeboru) erinnert in mancher Hinſicht an die von Horn und Rymenhild; doch ſind die unterſcheidenden Momente bedeutſam.

Die Geſchicke von Held und Heldin entwickeln ſich hier in völlig paralleler Weiſe bis zu dem Punct, wo ihre Lebenswege ſie zuſammenführen. Goldburg iſt Tochter des guten, gerechten engliſchen Königs Athelwold, Havelok Sohn des Königs Birkabeyn von Dänemark. Athelwold vertraut im Sterben Reich und Tochter dem Grafen von Cornwall, Godrich an mit dem Auftrag, Goldburg dem ſchönſten und ſtärkſten Mann zu vermählen, den er finden könnte. Birkabeyn gibt in derſelben Lage Havelok und deſſen zwei Schweſtern in die Hut des Grafen Godard. Godrich und Godard ſind beide ſchwarze Verräther, die ſich des ihrer Verwaltung anvertrauten Reiches bemächtigen wollen. Godrich ſetzt Goldburg zu Dover gefangen, Godard tödtet die beiden Mädchen mit eigner Hand und übergibt Havelok einem Fiſcher Namens Grimm mit dem Befehl, ihn in die See zu werfen. Natürlich führt Grimm dieſen Befehl nicht aus. Ein wunderbares Licht, das den ſchlafenden Knaben umfließt, belehrt Grimm, daß er den echten Erben der däniſchen Krone vor ſich habe. Der Fiſcher rüſtet nun ein Schiff, das er mit Weib und Kindern — drei Söhne und zwei Töchter — und dem Königsſohn beſteigt, und ſticht in See. Sie landen in der Humbermündung an einem Ort, der noch jetzt Grimms Namen bewahrt (Grimsby). Hier lebt der Fiſcher ſeinem alten Gewerbe. Eine ausbrechende Hungersnoth veranlaßt den inzwiſchen herangewachſenen Havelok ſeinen armen

Pflegevater zu verlassen, um sich selbst Nahrung zu suchen. Er wandert nach Lincoln, wo der Koch des Grafen von Cornwall ihn in seinen Dienst nimmt. Durch seine gewaltige Körperkraft und seine Gutmüthigkeit erwirbt sich der Königssohn in einem engern Kreise eine gewisse Popularität. Bald findet er Gelegenheit, sich auf einem größeren Theater zu zeigen. Bei einem Volksfest nimmt er auf Befehl des Kochs schließlich an den dort geübten Spielen Theil und wirft den Stein weiter als irgend ein Anderer. Der Ruf seiner Stärke dringt bis zu Godrich, der nun mit bitterm Hohn in ihm den Mann erkennen will, den er mit Goldburg vermählen soll. Ist Havelok doch der stärkste von Allen. Durch diese Heirath soll Goldburg entwürdigt und vom Throne für immer ausgeschlossen werden. Gegen den Willen der beiden Betheiligten setzt er seine Absicht durch. Die Ehe wird geschlossen. Aber bald erkennt Goldburg mit Hülfe eines Traumgesichts an dem aus Haveloks Mund strömenden wunderbaren Lichtschein sowie an einem rothen Kreuz auf seiner Schulter seine königliche Abkunft. Man ahnt jetzt schon, auf welche Weise die Geschichte einem guten Ende entgegengeführt wird. Zunächst geht es nach Dänemark. Dort fehlt es nicht an einem treuen Vasallen, dem guten Grafen Ubbe, der den Königssohn an seinem Zeichen erkennt und ihm einen Anhang sammeln hilft, womit er Godard stürzt und bestraft. Mit dänischen Truppen geht es dann wieder nach England hinüber, wo mit Godrichs Ueberwindung und Bestrafung und der Belohnung getreuer Diener die Erzählung schließt. — Lohn und Strafe werden mit nicht karger Hand ausgetheilt. Godard wird geschunden, am Schwanz einer alten Mähre über rauhen Boden nach dem Galgen geschleift und da erhängt. Godrich stirbt den Feuertod. Grimms Töchter — der Vater war vor lange gestorben — werden mit Grafen vermählt, unter diesen befindet sich ein neugebackener Graf von Cornwall, der Koch Bertram, Haveloks früherer Herr. Der gute dänische Graf Ubbe erhält Dänemark von Havelok zu Lehen, der selbst mit Goldburg zu London gekrönt wird und sechzig Jahr lang glücklich mit ihr lebt und regiert. Ihre

Ehe war mit fünfzehn Kindern geſegnet, die ſämmtlich Könige oder Königinnen wurden.

Im Havelok haben wir feſten geographiſchen Boden unter uns; doch fehlt auch hier die Brücke, die von den Perſonen und Ereigniſſen der Fabel zur Geſchichte oder zu älterer Volksſage hinüberführte — zum wenigſten fehlt eine Brücke, der wir uns ohne Gefahr anvertrauen könnten. Deutlich iſt die Nachwirkung der alten Beziehungen zwiſchen Dänemark und England. In den Kreiſen däniſcher Anſiedler in Lincolnſhire mag — wer weiß aus welchen Elementen — die Sage zuerſt entſtanden ſein, deren Andenken das Siegel der Stadt Grimsby noch jetzt bewahrt. Wie hoch ihr Alter ſei, dürfte ſchwer zu beſtimmen ſein; doch hat ſie einen gewiſſen Abſchluß wohl erſt nach Knut dem Großen gefunden. Friedlich geſtaltet ſich gegen den Schluß des Gedichts das Verhältniß zwiſchen Dänemark und England, welches ein däniſcher König beherrſcht. Nicht undeutlich zieht ſich zugleich die Anſchauung hindurch, daß Bildung und Sitte in Dänemark auf tieferer Stufe ſtänden als in England. Merkwürdig groß iſt die öffentliche Unſicherheit in Haveloks Heimath. In das Haus des Bernard Brown, wo Havelok und Goldburg ſchlafen, brechen höchſt unmotivirter Weiſe nicht weniger als ſechzig Diebe ein, und Graf Ubbe glaubt die engliſchen Gäſte vor weitern Ueberfällen nicht anders ſchützen zu können als dadurch, daß er ſie in ſeine eigene Burg aufnimmt und ſorgfältig bewacht.

Geringe Feinheit der Sitte ſetzt freilich das ganze Gedicht von Havelok voraus. Mit Horn verglichen, unterſcheidet es ſich durch derbe, ja rohe Volksthümlichkeit. In dem gutmüthigen Rieſen Havelok, der, ein Königsſohn, niedere Dienſte verrichtet, dürfen wir das Ideal erblicken, welches eine unterjochte germaniſche Bevölkerung mächtig anzog, zu deſſen Bild vielleicht mancher Zug aus dem Leben engliſcher outlaws hinzutreten mochte. Auch in formeller Hinſicht, in der Diction verräth das Gedicht von Havelok, daß es ſich an Kreiſe von weniger feiner Bildung wendet.

II.

Noch unter Heinrich III. begann die mehr litterarische Thätigkeit der Uebersetzung und Bearbeitung französischer und anglonormannischer Romane. Unter Eduard I. und seinem Nachfolger nahm dieser neue Litteraturzweig einen raschen Aufschwung, die Production wuchs in's Unglaubliche. Es war als ob das Füllhorn der romantischen Poesie mit einem Male über das englische Volk ausgeschüttet werden sollte. Und wie einem Füllhorn Alles in bunter Unordnung entströmt, so griffen die englischen Dichter auf's Gerathewohl in den reichen Schatz der französischen Poesie hinein, bald Werthvolles, bald Unbedeutendes, Früheres und Späteres, Volksthümliches und Höfisches daraus hervorziehend, um es für das einheimische Publicum zuzurichten. Ein organisches Verhältniß zwischen Stoff und Form, wie es sich in der Entwicklung der französischen Epik zeigt, ist in diesen englischen Nachbildungen nicht vorhanden. Die chanson de geste wird nicht anders behandelt als der roman d'aventures, der Alexanderroman nicht anders als der aus dem Artuskreise. Die Frage, worauf es allein ankommt, ist die, ob der Stoff interessant und romantisch ist. Der Nachdichter wird dann seinem Vorbild so gut nacherzählen wie er kann, vorbehaltlich der Aenderungen und Zusätze, welche er aus Rücksicht auf den Geschmack seiner Zuhörer sich erlaubt.

Nicht immer ist der Dichter zugleich derjenige, der das Werk vorträgt. Häufig ist er Kleriker und überläßt sein Gedicht irgend einem segger, der damit sein Glück macht. Die Concurrenz veranlaßt bei beliebten Stoffen nicht selten mehr als eine Bearbeitung. Noth oder Zufall schweißen auch wohl Theile verschiedener Bearbeitungen zusammen. Auch der Segger fühlt oft eine poetische Ader in sich schwellen, und selbst der Minderbegabte versteht sich etwas auf die Technik der Form und weiß sich im Nothfall durch irgend eine stehende Formel zu helfen. Jedesfalls aber kennt er sein Publicum und hat aus langer Erfahrung gelernt, was ge-

fällt, was nicht. So läßt er einem gröbern Geschmack zu Liebe Stellen, die feinerer Motivirung dienen sollen, aus und verweilt stärker auftragend länger bei den Partien, wo er des Effects sicher ist. Häufiger noch führen Gedächtnißschwäche, Mißverständniß eine Entstellung herbei. So entfernt sich die Gestalt dieser Dichtungen im Munde der Seggers immer weiter von dem ursprünglichen Text. Aus den Textbüchern der Spielleute ergänzen dann nicht selten fleißige Mönche ihre Handschriften, und so gelangen diese Producte auf Pergament oder Papier, in schönen oder häßlichen Schriftzügen, mit oder ohne Miniaturen und Arabesken, mehr oder weniger entstellt, aber kaum je in ihrer ursprünglichen Gestalt, auf die Nachwelt. Viele aber werden auch eine Beute der Mäuse oder Flammen. In solchen Fällen können wir von Glück sagen, wenn irgend ein alter Drucker, ein Wynkin de Worde, ein Copland ihren Inhalt zeitig vor völligem Untergang rettete.

Wie wird durch dieses Alles die Aufgabe des Litterarhistorikers erschwert! Aber sie gewinnt dadurch auch an Interesse. Aus dieser allgemeinen Geschichte des mittelenglischen Romans sehen wir, wie in solchen Nachdichtungen nun doch nationale und volksthümliche Eigenart sich bethätigen kann. In ihren Schicksalen steckt ein Stück englischer Geschichte, auch aus ihnen spricht der englische Geist, und wenn er in Zungen zu reden scheint. In der bunten Mannigfaltigkeit, welche aus der Eigenthümlichkeit des Stoffs, der Individualität von Dichter, Sager, Landschaft, Zeitalter, der Bildungssphäre der jedesmaligen Zuhörer hervorgeht, lassen sich doch große gruppensondernde Linien unterscheiden, und auch das Ganze gewinnt allmählich eine bestimmte Physiognomie. Noch fehlt der Maler, der sie uns gezeichnet hätte. Möge er nicht zu lange auf sich warten lassen.

Unter Heinrich III. übersetzte ein, wie es scheint, dem Süden angehöriger Dichter einen Roman von Floire et Blancheflor. Die Fabel dieser anmuthigen Dichtung — vermuthlich aus spätgriechischen und orientalischen Motiven erwachsen — mag während der Kreuzzüge nach Frankreich gekommen sein, wo sie seit der Mitte

des zwölften Jahrhunderts mehr als eine poetische Bearbeitung in höfischem Stil fand.

Es ist eine Geschichte von heißer, treuer Liebe, deren „Lohn gewonnen" wird. In zwei Kinderherzen entstanden, erstarkt sie mit der Zeit, welche den Knaben zum Jüngling, das Mädchen zur Jungfrau macht, und wächst mit den Hindernissen, die sich ihr in den Weg stellen. Ein feindliches Geschick trennt die beiden Liebenden, indem es die Jungfrau in ferne Gefangenschaft, in die Sklaverei eines Serails führt. Doch der Jüngling macht sich auf, sie zu suchen, und an ihm bewähren sich die Worte des römischen Elegikers:

Quisquis amore tenetur eat tutusque sacerque
Qualibet: insidias non timuisse decet.

Es gelingt ihm, der Geliebten Spur aufzufinden und allen Gefahren und Hindernissen zum Trotz zu ihr zu gelangen. Als dann seine Gegenwart im Serail entdeckt und das edle Paar zum Tode verurtheilt wird, da lodert ihre Liebe im Angesicht des Todes in hellen Flammen auf,*) und ihre Gewalt rührt endlich sogar das entnervte Tyrannenherz des Sultans, der die Liebenden dem Leben und dem Glück wiedergibt und selbst eine der Damen seines Serails, Blancheflors Freundin, zur Gattin für das Leben erhebt.

Ein weiblicher, ja weichlicher Zug geht durch die Erzählung hindurch. Zauberkraft, an Ringen oder andern Gegenständen haftend, und ein nie ausbleibender glücklicher Zufall, der sich in der Gestalt theilnehmender Wirthe und gefälliger Thorwarte wiederholt, ersetzen die männliche Thatkraft. Im Abendland ist freilich zugleich mit dem Costüm der ursprüngliche Ton etwas modificirt worden. In Frankreich hat sich in die erotische Fabel ein chevalereskes Element gemischt. Wir sehen den Helden zwei arabische Goliaths besiegen und im Gottesurtheil für die Unschuld seiner Geliebten

*) Dem Dichter der Gerusalemme liberata mag diese Scene in seinem zweiten Gesang vorgeschwebt haben.

kämpfen. Allein wie die Grundlinien der Erzählung nicht verwiſcht ſind, ſo iſt auch der ſüdliche, ja orientaliſche Hauch in Ton und Darſtellung, wie er ſich äußerlich in der Beſchreibung ſchöner Gärten und dergleichen geltend macht, aus dem franzöſiſchen Roman nicht verweht. Auch in dem engliſchen Floriz and Blancheflur macht er ſich fühlbar. Der Nachdichter ſchließt ſich ſeinem Original enger als mittelengliſche Dichter zu thun pflegen an und gibt in gefälliger, fließender Sprache, in gut gebauten kurzen Reimpaaren deſſen Charakter nicht übel wieder.

Sein Werk, ein echt höfiſcher Roman, in dem Liebesgram und -ſorge mit feinem Pinſel dargeſtellt wird, in dem Beſchreibung und Rede eine große Rolle ſpielen, mochte durch den anziehenden Stoff großen Beifall finden, es fand wohl nur bei Wenigen volles Verſtändniß und richtige Würdigung.

Wie es ſcheint, entſtand nicht lange nachher eine neue Bearbeitung aus dem Franzöſiſchen, während die erſte Nachdichtung ſich auch nach dem Norden verbreitete.

Mit Flos und Blancflos ſtreiten ſich um den Preis treuer Liebe Triſtan und Iſold, deren Geſchick um ſo feſſelnder iſt als es wahrhaft tragiſche Momente enthält. Nicht als eine unſchuldige oder gar tugendhafte Leidenſchaft erſcheint hier die Liebe; ſie tritt uns entgegen wie eine verzehrende Gluth, wie eine dämoniſche Gewalt, welche nach der Laune des Geſchicks auch den Widerſtrebenden ergreift und ihn zu ſeinem gefügigen Werkzeug macht, welche den Klugen zwingt, mit offenen Augen in ſein Verderben zu rennen, und den Edeldenkenden zum Verräther macht. Dieſer düſtere, geheimnißvolle Zug, welcher in Triſtan und Iſold die Liebe als eine übermächtige Naturkraft kennzeichnet, mag zum Charakter der felſigen Küſtenlandſchaften Cornwalls und der Bretagne ſtimmen, wo der Schauplatz der Triſtanſage vorzugsweiſe liegt und wo ſie zunächſt gepflegt worden ſein wird.

Auf dem Schiff, welches Triſtan und die blonde Iſold, ſeines Oheims, des Königs Mark verlobte Braut, von Irland nach Cornwall führt, trinken beide in einer unſeligen Stunde von dem Zauber-

trank, der für Mark und Iſold beſtimmt war. Von dem Augenblick an ſind ſie für das Leben unzertrennlich verbunden. Für ſie gibt es nichts mehr auf der Welt als ihre Liebe, welche keine andern Geſetze kennt als die ſie ſich ſelbſt gibt. Als Marks Gemahlin ſetzt Iſold ihren verbrecheriſchen Umgang mit Triſtan fort. Häufig gewarnt und durch den Augenſchein von ihrer Untreue überzeugt, läßt der gutmüthige, ſchwache König ſich immer und immer wieder durch die Liſt der Liebenden täuſchen. Häufig getrennt, wiſſen dieſe immer wieder den Weg zu einander zu finden. Mit der größten Naivetät ſetzen ſie ſich über Alles hinweg, was ſie von dem Ziel ihrer Wünſche trennt. Pflicht, Ehre, Sitte ſcheint für ſie, ſobald ihre Liebe in Frage kommt, gar nicht vorhanden zu ſein. Nur in einem Punct ſind ſie bis auf's äußerſte zartfühlend und gewiſſenhaft. Ihre Liebe werden ſie um keinen Preis verrathen, die gegenſeitig geſchworene Treue nicht brechen. In einer ſchwachen Stunde nimmt Triſtan ein anderes Weib — Iſold mit der weißen Hand — zur Frau; aber die Reue folgt der That auf dem Fuße nach, und er meidet das Bett der Gattin, um der Geliebten nicht untreu zu werden. Dieſer halbvollzogene Treuebruch wird Urſache ſeines Todes. Triſtan liegt an einer Wunde ſchwer erkrankt in der Bretagne, der Heimath ſeiner Gattin. Voll Sehnſucht harrt er der Ankunft der blonden Iſold aus Cornwall, welche — in der Heilkunde erfahren — ihn retten wird. Ein weißes Segel auf dem erwarteten Schiff ſoll ihre Gegenwart, ein ſchwarzes das Gegentheil ankündigen. Da wird ein Schiff mit weißem Segel ſichtbar; Triſtans tief verletzte, von Eiferſucht erfüllte Gattin weiß nun, daß ihre Nebenbuhlerin naht. In ihrer Wuth eilt ſie zum Kranken und meldet ihm die Ankunft des Schiffes. „Um Gottes Willen, welches Segel führt es?“ „Die Segel ſind ſchwarz.“ Da ergreift Verzweiflung über die Untreue der Geliebten Triſtans Herz; ihren Namen auf der Lippe, haucht er das Leben aus. Iſold landet, erfährt ſeinen Tod; ihr Schmerz findet keinen Laut. Schweigend ſchreitet ſie durch die Menge, welche ihre Schönheit anſtaunt, bis zur Halle, wo der Leichnam

liegt. Da ſtürzt ſie ſich auf die Bahre und ſtirbt in der letzten Umarmung.

Unter der Regierung Eduards I., wenn nicht früher, trat die Triſtanſage in die engliſche Litteratur ein. Der uns erhaltene Text mag ſeinen weſentlichen Beſtandtheilen nach aus jener Zeit ſtammen. Er entſtand nördlich vom Humberfluß.

Von den zahlreichen franzöſiſchen Bearbeitungen der Sage benutzte der Dichter des Sir Triſtrem eine Verſion, deren Grundlage wenigſtens das Werk eines gewiſſen Thomas bildet. Gab dieſer Umſtand vielleicht Anlaß zu einem Mißverſtändniß, in Folge deſſen im engliſchen Gedicht, wie es uns vorliegt, Thomas von Erceldoun (Earlstoun auf der ſchottiſch-engliſchen Grenze) als Quelle genannt wird? Auf jenen Thomas, bekannt unter dem Namen the Rhymer, deſſen Leben in die zweite Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts fällt, führte die Folgezeit eine Anzahl Prophezeiungen zurück. Wohl mag ſchon unter Eduard II. — unter deſſen Regierung unſer Text niedergeſchrieben zu ſein ſcheint — in Schottland und dem engliſchen Norden das Andenken dieſes Mannes einer ſolchen Berühmtheit ſich erfreut haben, daß man bei dem Namen Thomas nur an ihn denken konnte.

Wer immer der Dichter von Sir Triſtrem war, ein feiner Kopf, ein Talent war er nicht. Soweit er ſeine Vorlage verſteht, folgt er ihr mit ſklaviſcher Treue, ohne die Unebenheiten der Erzählung — ſie rührten nicht vom franzöſiſchen Dichter her, ſondern waren durch Lücken in der Ueberlieferung entſtanden — zu beſeitigen, ja ohne ſie recht zu empfinden. Nur in einer Beziehung iſt er originell: er geht mit Rieſenſchritten, ja macht gewaltige Sprünge im Beſtreben, die Darſtellung zu kürzen. Dieſes Streben hält ihn zwar nicht ab, uns bis in's Einzelne hinein die kunſtgerechte Art zu ſchildern, in der Triſtrem ein erlegtes Wild zerlegt; denn das Verſtändniß dieſer edlen Kunſt, an dem in einem ſpäteren Roman*) eine Prinzeſſin die hohe Ge-

*) Im Ipomydon.

burt ihres Liebhabers erkennt, iſt für den wohlgeborenen Engländer gar zu wichtig. Um ſo mehr kürzt er da, wo es ſich um die Höhepuncte der Fabel handelt: die wichtigſten Motive werden nur kurz angedeutet — oft nicht einmal das —, und man muß zwiſchen den Zeilen leſen können oder mit der Sage vertraut ſein, um ihn überall zu verſtehen. Dieſer abgeriſſene Stil in Verbindung mit der eigenthümlichen Versform, deren ſich der Dichter bedient, gibt ſeiner Dichtung etwas von dem Charakter der Ballade. An Sir Triſtrem wird es uns anſchaulich, wie aus metriſchen Romanen Balladen entſtehen konnten, was nachweislich oft genug der Fall war.

Niemand wird leugnen, daß dieſe Kürze, welche übrigens die Anwendung von Flickwörtern zur Ausfüllung des Verſes nicht ausſchließt, daß dieſe unvermittelten Uebergänge den Reiz des Geheimnißvollen hervorrufen oder erhöhen können, und ſolche Darſtellung mag zum Inhalt der Triſtanſage hie und da nicht ſchlecht ſtimmen. Als Kunſtmittel in der Hand eines mittelmäßigen Dichters bildet ſie eines der niedrigſten Art.

Die Darſtellung in Sir Triſtrem möge uns eine Epiſode veranſchaulichen, welche den Dichter nicht von der ſchlechteſten Seite, ſeine Manier keineswegs auf die Spitze getrieben zeigt:

Von Irland zum Könige*) kam ein Harfner; er langte eine Harfe hervor, wie ſie nie eine mit ihren Augen geſehen hatten; er ſelbſt — das iſt eine Thatſache — trug ſie Tag und Nacht.

Yſond**) hatte er lange geliebt, er der die Harfe brachte. Um ſeinen Hals trug er ſie, reich war ſie gearbeitet. Er verbarg ſie fortwährend, ſie kam gar nicht zum Vorſchein. „Weshalb willſt du deine Harfe ſchonen, wenn du vom Harfenſpiel etwas verſtehſt?“ „Ich ziehe ſie nicht hervor ohne freie Gaben.“

Mark ſagte: „Laß mich ſehen, wie du ſie ſchlagen kannſt, und was du von mir verlangſt, will ich dir dann geben.“ „Gerne!“ ſagte er. Ein heiteres Lied begann er: „Herr König, von freien Gaben gewann ich hiermit Yſond zur Stunde. Ich zeihe dich des Wortbruchs, oder deine Königin wird mein.“

*) Mark.
**) = Iſold.

Mark verſammelte ſeinen Rath und verlangte Rath zu hören. „Ich muß meine Mannesehre verlieren oder Yſond dahingeben.“ Mark war in banger Sorge, er ließ Yſond ziehen. In jener Noth war Triſtrem im Wald, Wild zu erlegen an dem Tage. Triſtrem kam gerade an, als Yſond fort war.

Da war Triſtrem voll Gram und ſchalt den König: „Gibſt du Spielleuten deine Königin? Beſitzeſt du nichts Anderes?“ Seine Rote*) — das iſt eine Thatſache — ergriff er beim Ring. Da folgte Triſtrem der Spur, wo ſie ſo heiter ſie zu Schiff bringen; Triſtrem begann zu ſingen, und Yſond lauſchte.

Solches Lied ſang er, daß ihr ſehr weh zu Muthe ward; ihr kam ſolche Liebesſehnſucht, daß ihr die Bruſt beinah zerſprang. Der Graf eilte auf ſie zu mit vielen anderen Rittern und ſagte: „Süße, was iſt dir, ich bitte dich?“ Yſond mußte an's Land, ehe ſie davon zog.

„In einer Tagesſtunde werde ich heil und geſund ſein. Ich höre einen Minſtrel: er hat eine Weiſe von Triſtrem.“ Der Graf ſagte: „Verwünſcht ſei er auf ewig, wenn er von Triſtrem kommt!**) Der Minſtrel ſoll für ſein Lied hundert Pfund von mir haben, wenn er mit uns zieht, Liebe, da dir ſein Spiel gefällt.“

Sein Spiel zu hören, wurde die Dame an's Land geſetzt. Sich am Ufer zu ergehen, führte der Graf ſie an der Hand. Triſtrem, der treue Gefährte, fand liebliche Töne auf ſeiner Rote von Elfenbein, als ſie am Strande waren zu der Stunde. Durch jene anmuthige Botſchaft wurde Yſond heil und geſund.

Heil und geſund wurde ſie durch die Kraft ſeines Spiels. Darüber war zu der Stunde der Graf erfreut. Hundert Pfund an Geld gab er Triſtrem, dem edlen. Nach dem Schiff begaben ſie ſich, gerne wären ſie in Irland: der Graf und drei Ritter mit Yſond und Brengwain.***)

Triſtrem nahm ſein Pferd und ſprang darauf um zu reiten. Die Königin bat ihn, ſie nach dem Schiff zu führen an ihrer Seite. Triſtrem erfüllte ihre Bitte; er flüchtete ſie in den Wald. Zum Grafen ſprach er in jener Noth: „Dahin iſt dein Stolz, du Narr: mit deiner Harfe gewannſt du ſie; du verlorſt ſie durch meine Rote.“ †)

Zur Veranſchaulichung der Form möge die letzte der citirten Strophen im Original folgen. Leicht erkennt man als Kern der Strophenbildung vier Alexandriner von je ſechs Hebungen, welche durch den Mittelreim in acht Kurzzeilen geſpalten werden, und

---

*) Ein Saiteninſtrument, deſſen Name keltiſchen Urſprung verräth. Im Mittelhochdeutſchen heißt es Rotte.

**) Dieſer Satz iſt im Original nicht klar.

***) Die getreue Kammerfrau der Yſond.

†) Sir Tristrem, Fytte II, Str. 63—72.

denen ſich ein fünfter — ebenfalls getheilter — Alexandriner durch Vermittlung eines Versglieds von einer Hebung anſchließt.

Tristrem tok his stede,
And lepe ther on to ride;
The quen bad him her lede,
To schip him biside;
Tristrem did as hye bede;
In wode he gan hir hide;
To th'erl he seyd in that nede:
„Thou hast ytent thi pride,
Thou dote:
With thine harp, thou wonne hir that tide,
Thou tint hir with mi rote."

Nicht blos die Liebe bildete das Thema des mittelengliſchen Romans. Auch das Heldenthum in ſeinen großartigſten Geſtalten begeiſterte den Romandichter. Voran ging Alexander, deſſen Sage in England nicht weniger populär wurde als in Frankreich oder Deutſchland. Der älteſte engliſche Alexanderroman, der wohl unter Eduard I. im Norden des alten Merciens entſtand, gehört zu den vorzüglichſten Erzeugniſſen der ganzen Gattung — Dank ſei dem unbekannten Dichter, der den reichen, anziehenden Stoff mit großem Geſchick verarbeitete und in kraftvoller, lebendiger, oft maleriſcher Sprache, in kernigen Verſen vorträgt. Wie es innerhalb dieſes Stoffkreiſes gewöhnlich der Fall, ja wie es dem Charakter der Sage entſpricht, hält das Talent des Dichters die Mitte zwiſchen den Eigenthümlichkeiten der gelehrten und der Ritterpoeſie. An jene erinnert eine oft hervorblickende didaktiſche Tendenz, eingeſtreute Reflexionen, einleitende Stellen, Beſchreibungen von fremden Ländern und Völkern mit ihren Wundern und Seltſamkeiten. Gar ſehr gehört hierher die Aufzählung gelehrter Autoritäten für die mitgetheilten Thatſachen — ſo übel jene zum Theil ausgewählt ſein mögen, — noch mehr die Art, wie der Dichter ſeinen Quellen gegenüberſteht. Indem er nämlich in der Hauptſache einer franzöſiſchen Bearbeitung der Sage — wie es ſcheint, einer noch nicht veröffentlichten Verſion — folgt, ergänzt er den daraus entnommenen Stoff mittelſt einer lateiniſchen Quelle.

Er ist also kein bloßer Uebersetzer mehr. Der Geist der Ritterpoesie bricht vor allem aus jenen Stellen hervor, wo der Dichter uns auf das Schlachtfeld versetzt, wo er uns den malerischen Aufzug der Truppen vergegenwärtigt, die blitzenden Waffen, das Gewieher der Rosse, dann den dröhnenden Zusammenprall, das Getümmel und Gemetzel, das Kriegsgeschrei der Kämpfenden und den wimmernden Klageruf der Getroffenen; oder wo er glänzende Feste, prächtige Gewänder, schöne Frauen beschreibt.

Ueber das Ganze aber ist ein Hauch frischer Volksthümlichkeit verbreitet, welche sich in der Einfachheit des Ausdrucks, in manchen aus dem englischen Leben gegriffenen Details, auch in mancher Reflexion des Dichters äußert. Recht englisch muthen auch die lyrischen Stellen an, welche die einzelnen Abschnitte der Dichtung einleiten, mögen sie nun vom Verfasser selbst herrühren oder nicht.

Außer Zusammenhang mit der Erzählung stehend und dem Zweck dienend, die Aufmerksamkeit der Zuhörer zu erregen, enthalten sie in engem Rahmen gewöhnlich eine Schilderung der Natur und des Lebens zu einer bestimmten Jahres- oder Tageszeit, woran sich vielfach eine Reflexion knüpft, z. B.:

Whan corn ripeth in every steode,
Mury hit is in feld and hyde;
Synne hit is and schame to chide;
Knyghtis wollith on huntyng ride;
The deor galopith by wodis side.
He that can his time abyde,
Al his wille him schal bytyde.*)

Wenn an jedem Ort das Korn reift, ist es lieblich in Feld und Au; Sünde und Schande ist es zu hadern; Ritter pflegen auf die Jagd zu reiten; das Wild tummelt sich am Rand des Waldes. Wer seine Zeit abwarten kann, dem wird Alles zufallen, was er wünscht.

Zuweilen ersetzt eine allgemeine Betrachtung das Naturgemälde:

Hors, streyngthe of herte, and hardinesse
Schewith mony faire prowesse.

*) V. 457—463.

Nis so fair a thyng, so Crist me blesse,
So knyght in queyntise,
Bote the prest in Godes serwyse.
Sitteth stille in alle wyse:
For here bigynneth gest arise
Of doughty men and gret of prise.*)

Roß, ſtarker Muth und Kühnheit üben manche ſchöne Heldenthat. Es iſt Nichts ſo ſchön, ſo wahr mir Gott helfe, als ein Ritter in ſeinem Schmuck, es ſei denn der Prieſter im Dienſte Gottes (in der Meſſe). Sitzt auf alle Fälle ſtill; denn hier hebt die Märe an von ruhmvollen Helden.

Verwandtes in anderen Litteraturen wäre leicht nachzuweiſen, zumal auf dem Gebiet der Alexanderdichtung; in ihrer eigenthümlichen Ausbildung iſt dieſe Erſcheinung ſpecifiſch engliſch. Ein ganz ähnliches Proömium eröffnet den zweiten Theil in Richard Coeur de Lion, der ſich jetzt unſrer Betrachtung darbietet.

Richard Löwenherz iſt in der Sage eine Art von nationalem Alexander. National dürfen wir den Stoff nennen; denn der engliſche Dichter, welcher — etwa unter Eduard I. — das franzöſiſche Gedicht für ſeine ungelehrten Landsleute übertrug, ſah den Helden nicht für einen Fremden an.

In franzöſiſchen Büchern iſt dieſes Gedicht geſchrieben, ungelehrte Leute kennen es nicht; ungelehrte Leute verſtehen kein Franzöſiſch — kaum Einer auf die Hundert — und doch, weiß ich, möchten Viele von ihnen gerne hören von edlen Kämpfen der tapferen Ritter von England. Traun, jetzt will ich euch erzählen von einem thatkühnen König, von König Richard, dem tüchtigſten Kriegsmann, von dem man in irgend einer Märe lieſt.**)

Wie die Ueberlieferung, welcher auch der Dichter des engliſchen Alexanderromans folgt, den macedoniſchen Helden zum Sohne eines Zauberers macht,***) ſo gibt die anglonormanniſche Sage Richard eine Zauberin zur Mutter. Die Erzählung von der ſeltſamen Art, wie die ſchöne Caſſodorien Heinrichs II. Gemahlin wird, und von der wunderlichen Weiſe, auf die ſie ſchließlich ver-

*) V. 3584—3591.

**) Richard Coeur de Lion, 21—32.

***) Andere Alexanderdichter freilich — ſo z. B. Alberic von Beſançon — bezeichnen dieſe Ueberlieferung als eine ſchnöde Lüge.

ſchwindet, eröffnet den Roman. Wie Alexander durch die Bezähmung des Bucephalus ſeine zukünftige Größe ankündigt, ſo Richard durch die Heldenthat, der er ſeinen Beinamen verdankt und deren Ruhm noch in Shakſperes Verſen nachklingt:

Richard, that robb'd the lion of his heart...*)

Wie Alexander unternimmt auch Richard einen gewaltigen Kriegszug in's ferne Morgenland, und die geſchäftige Phantaſie des Mittelalters hat auch dieſen Zug durch eine Reihe von Abenteuern belebt, von denen die Geſchichte nichts weiß. Während aber in Alexander das Königsideal des Mittelalters in ſeinem ganzen Glanz hervorleuchtet, erſcheint Richard vorwiegend nur in dem Lichte eines gewaltigen Ritters von hünenhafter Körperkraft. Ungebändigte Leidenſchaft bildet einen der hervorſtechendſten Züge in ſeinem Bild. In ſeine Grauſamkeit miſcht ſich ein roher Uebermuth, ein unmenſchlicher Humor. Den Abgeſandten Saladins, welche ihm Löſegeld für die Gefangenen gebracht haben, läßt er bei Tiſche die Köpfe ihrer nächſten Verwandten vorſetzen, und indem er ſich an ihrem Schrecken weidet, langt er herzhaft zu nach der eklen Speiſe. „Dieſer Mann iſt des Teufels Bruder," flüſtern die Saracenen einander zu: „er erſchlägt unſere Leute und ißt ſie." Richard ſieht ſeine Gäſte finſter an und ſagt: „Mir zu Liebe ſeid heiter und gemüthlich. Weshalb ſchneidet ihr von eurer Speiſe nicht und eßt tüchtig darauf los wie ich? Sagt mir, weshalb glotzt ihr ſo?" Sprachlos und zitternd ſitzen die Geſandten da in der ſicheren Erwartung des Todes. Richard läßt andere Speiſen auftragen, dazu guten Wein und fordert ſie zur Heiterkeit auf; allein der Appetit bleibt aus und die Gemüthlichkeit will nicht aufkommen. Da ſagt der König: „Freunde, ſeid nicht ekel. Dies iſt ſo die Sitte meines Hauſes, daß man zuerſt Saracenenköpfe recht heiß auftiſcht. Eure Gebräuche waren mir unbekannt. So wahr ich König, Chriſt und ein Mann von Wort bin, ſollt ihr mit ſicherem Geleit zurückkehren. Denn ich möchte um keinen

*) King John II, 1. Vgl. auch den Schluß des erſten Akts.

Preis, daß von mir der Ruf gehen ſollte, ich wäre übelgeſittet genug, Geſandte zu mißhandeln." *)

Das Alles erzählt der Dichter ganz unbefangen, ja mit ſichtlichem Behagen. Offenbar iſt er nicht zartfühlender als ſein Held. In ſeinen flink und geſchickt gebauten Verſen entrollt er uns ein belebtes, buntes, ſelbſt glänzendes Gemälde ritterlichen Lebens und Treibens; aber ihm ſelber unbewußt reflectirt ſich in ſeinem Bild auch die ganze ſittliche Rohheit ſeiner Epoche, der ganze Uebermuth und die ungezügelte Derbheit des mittelalterlichen John Bull.

Neben dem anglonormanniſchen Helden Richard erſcheint im Dämmerlicht ſchwankender Sage die Geſtalt des britiſchen Artus, die uns zuletzt in Layamons Brut begegnet war. Reich und mannigfaltig war die Litteratur, welche in franzöſiſcher Sprache an den Artuskreis anknüpfte. Auf dieſem Stoffgebiet war die höfiſche Epik zur techniſchen Vollendung gediehen, war die ideale Darſtellung höfiſchen Lebens und höfiſcher Sitte mit deren ausgebildetem conventionellen Apparat zuerſt gelungen. Auch hier zeigte ſich, wie die engliſche Dichtung zunächſt auf Stoffentlehnung, nicht auf Aneignung formeller Vorzüge der fremden Muſter bedacht war. Was ſie zunächſt zur Nachbildung gereizt zu haben ſcheint, das war nicht eine jener kunſtvoll gebauten Dichtungen, wie ſie Creſtien von Troies mit geſchickter Auswahl der Motive aus einem weitſchichtigen Stoff zu ſchaffen verſtand, ſondern einer jener langathmigen Proſaromane mit ihrer verwirrenden und doch oft monotonen Fülle von Epiſoden, ihrer Unzahl von Namen, ihrer myſteriöſen Darſtellung und ihrem dunkeln, myſtiſchen Hintergrund. Einen ſolchen Proſaroman überträgt nun der Dichter von Arthour and Merlin zwar in kurze Reimpaare und nicht ohne charakteriſtiſche Abweichungen, jedoch ohne zu zeigen, daß er von Creſtien etwas gelernt oder etwas von deſſen künſtleriſchem Inſtinct geerbt hätte. Anſtatt einer Steigerung ihres höfiſchen Charakters zu

*) Richard C. de L. bei Weber Ch. IX.

erfahren, erhält die Erzählung unter der Feder des Nachdichters jenen volksthümlichen Beigeschmack, der für den altenglischen Roman charakteristisch ist und der sich äußerlich zunächst in jenen, aus dem Alexander uns bekannten, einleitenden Landschaftsbildern bemerklich macht.

Richard und Artus gehören beide Sagengebieten an, deren sich englischer Territorialpatriotismus als einheimischer rühmen konnte. Aber auch das französische Nationalepos, die Karlssage hatte der englische Roman schon in seinen Kreis gezogen. Zunächst war es das Rolandslied, welches einen Nachdichter unter der Bevölkerung fand, zu deren siegreicher Bekämpfung es einst bei Senlac die fremden Eroberer begeistert hatte. Man sieht deutlich, wie Gehalt und Form der gewaltigen Dichtung mächtig auf den englischen Bearbeiter wirken. Nicht ohne Erfolg ringt er nach einer knappen, kräftigen Diction, aber es gelingt ihm nicht, seinem Verse gleichmäßig epischen Fluß zu verleihen. Seine kurzen Reimpaare dehnen oft ihre Glieder unter dem Einfluß des französischen Zehnsylblers; während der epische Geist, der ihm aus seinem Original entgegenweht, ihn unwillkürlich nach dem alten Schmuck der nationalen Dichtung, der Allitteration greifen läßt, die er freilich ohne bestimmte Principien anwendet.

Der Entwicklung der Dinge entsprechend, welche die Normannen bald nach der Besitzergreifung von England der französischen Nationalepik entfremdeten, sehen wir auch die älteren englischen Romandichter selten aus den reineren volksthümlichen Quellen der Karlssage schöpfen. Das Rolandslied, welches die Eroberer mit nach England brachten, bildet eine Ausnahme, wodurch die Regel nur bestätigt wird. Und auch in der Bearbeitung dieses Epos zeigen sich schon Spuren des Ansehens, das die abgeleiteten, klerikal gefärbten Darstellungen der Sage sich in England erwarben. Die sogenannte Chronik des Turpin wird von dem englischen Nachdichter stark benutzt, u. a. in einem sehr bezeichnenden Motiv, dessen Kern der neueren französischen Oper ebenso geläufig ist wie der mönchischen Litteratur des Mittelalters.

Außerdem waren es namentlich Producte einer erlahmenden Kraft, Epopöen des dreizehnten Jahrhunderts, welche in den Geſichtskreis der engliſchen Dichter traten. Beſonderer Popularität erfreute ſich unter der Regierung Eduards II. das Gedicht von Otinel. Die Fabel dieſer Epopöe bildet keinen Beſtandtheil der alten Karlsſage: vielmehr ſind eine Anzahl aus andern karolingiſchen chansons bekannte Motive und Geſtalten hier um einen neuen Helden gruppirt, dem ſelbſt kaum etwas Originelles anhaftet außer dem Namen. Die ganze Erfindung iſt dann als Epiſode in dem Cyclus der ſpaniſchen Kriege Karls gedacht; obwohl der Schauplatz der Handlung vorzugsweiſe in der Lombardei liegt. Dieſes Erzeugniß der Epigonenepik fand trotz ſeines geringen Werthes in demſelben Zeitalter ſogar zwei engliſche Bearbeiter. Der eine lieferte in ziemlich guten Verſen einen „Sire Otuel", der das Original im Ganzen getreu wiedergibt und der als Roman in kurzen Reimpaaren ſich eigentlich beſſer ausnimmt als die franzöſiſche chanson de geste, deren wenig epiſcher Geiſt zu der Form der einreimigen Tirade ſchlecht ſtimmen will. Der andere, von geringer poetiſcher Begabung, ſogar ein ſchlechter Verſificator — wenn nicht etwa ſein Werk uns in einer Ueberarbeitung vorliegt —, war dafür in der klerikalen Karlsſage wohlbewandert und ſchwang ſich ſogar zur Idee einer cycliſchen Compilation auf. Seinen „Otuel" ſchiebt er an der ihm paſſend ſcheinenden Stelle in eine Bearbeitung von Turpins Chronik ein und dem Ganzen läßt er eine Darſtellung von Karls Reiſe nach dem Morgenland vorangehen. Das ſo zu Stande gekommene viertheilige Gedicht iſt erſt von der neueren franzöſiſchen Kritik in ſeiner — mehr beabſichtigten als realiſirten — Einheit erfaßt und mit dem Namen Charlemaine and Roland getauft worden.

Nichts iſt vielleicht charakteriſtiſcher für die Epoche als die Art, wie die engliſche Dichtung ſich mit der nationalen Vergangenheit abfand. Zwei aus dem erſten Viertel des vierzehnten Jahrhunderts ſtammende Romane verſetzen uns in die altengliſche Zeit, in die Zeit Aethelſtans und Eadgars, d. h. ſie erheben den An-

ſpruch, dies zu thun, in ähnlicher Weiſe wie mittelalterliche Trojaromane uns die antike Welt erſchließen wollen. Guy von Warwick und Bevis von Hampton ſind beide der engliſchen Geſchichte unbekannte Namen. Auch die Sage weiß Nichts von ihnen bis ſie als Helden anglonormanniſcher Gedichte des zwölften bis dreizehnten Jahrhunderts auftauchen. Möglich, bei Guy von Warwick ſogar wahrſcheinlich, daß die Dichter engliſche Localüberlieferungen benutzten, in denen übrigens das zeitlich und ſachlich Auseinanderliegende ſchon zuſammengeſchweißt war. Im Ganzen bietet jede der beiden Dichtungen ein buntes Gemiſch von ritterlichen Abenteuern, wie ſie die Phantaſie des Zeitalters der Kreuzzüge zu geſtalten liebte. Der Geiſt, der die beiden Romane durchweht, die Verbindung von religiöſen und weltlichen Motiven, die Einwirkung übernatürlicher Mächte, die Beziehungen zum Morgenland, wo ein großer Theil — in Bevis von Hampton der bedeutendere Theil — der Handlung ſpielt, Coſtüm und Sitte, Alles weiſt deutlich auf die Periode hin, welcher ſie ihre Entſtehung verdanken. Dabei finden ſich manche Züge, welche an weitverbreitete Märchen- und Sagenſtoffe gemahnen, darunter ſelbſtverſtändlich auch an engliſche. Wer über die Phantaſie des richtigen Sagenforſchers verfügt, mag in Bevis, der in König Ermyns Wald den gefürchteten Eber erlegt, der waffenlos in König Inors Burgverließ heruntergelaſſen wird und zwei dort hauſende Drachen mittelſt eines zufällig gefundenen Knüppels beſiegt, eine Verjüngung Beowulfs, des Siegers über Grendel und Grendels Mutter, erblicken und bei dem anderen Drachenkampf, den Bevis in der Nähe von Köln beſteht, lebhaft an Siegfried und den Drachenfels erinnert werden.

Anziehend iſt das — legendariſche — Motiv, welches den Kern des Guy von Warwick bildet. Es ruft manche alte Erinnerung wach. Auf dem Gipfel irdiſchen Glücks entſagt Guy der Welt, verläßt Land und Leute, ſeine Burg und ſein blühendes Weib, um in's heilige Land zu pilgern. Nach langer Abweſenheit kehrt er, Allen unerkannt, in die Heimath zurück. Dort herrſcht große Bedrängniß. König

Athelſtan wird von dem Dänenkönig Anlaf in ſeiner Hauptſtadt Wincheſter belagert. Vor ſicherem Untergang kann ihn nur der günſtige Ausgang eines Zweikampfs retten, bei dem die däniſche Sache durch den Rieſen Colbrand vertreten werden ſoll. Vergebens ſieht Athelſtan ſich nach einem Kämpen um, der es mit Colbrand aufnehmen könne. Da erhält er nach tagelangem Faſten und Beten in einer Viſion die Weiſung, ſeine Sache in die Hand des erſten Pilgers zu legen, dem er an der Thüre des Palaſtes begegnen werde. Der Pilger — es verſteht ſich, daß es Guy ſelber iſt — läßt ſich ſchwer dazu bewegen, den Stab mit dem Schwert zu vertauſchen; doch endlich gibt er den Bitten Athelſtans und ſeiner Großen nach. Er rüſtet ſich, reitet in den Kampf und geht nach heißem Ringen als Sieger daraus hervor. In Triumpf nach Wincheſter geführt, entzieht er ſich ſofort allen Dankes- und Ehrenbezeigungen, legt den Pilgerrock wieder an und entfernt ſich ohne ſich zu erkennen zu geben. Nur König Athelſtan, der ihm gefolgt iſt, offenbart er das Geheimniß, nachdem dieſer geſchworen, es zwölf Monate lang für ſich zu behalten. Darauf trennt er ſich auch vom König und begibt ſich nach Warwick. Als Pilger genießt er die Gaſtfreundſchaft ſeines eigenen Hauſes und iſt unerkannt Zeuge von dem in Uebungen der Frömmigkeit und Nächſtenliebe dahinfließenden Leben ſeiner Gattin. Als Fremder, wie er gekommen, ſcheidet er und begibt ſich in den Ardennerwald. Hier lebt er als Einſiedler, bis ein Engel ſein nahes Ende verkündet. Da läßt er ſein Weib zu ſich entbieten und haucht in ihren Armen ſeinen Geiſt aus. Noch vierzehn Tage überlebt ihn die Gattin: da ſchließt ſich über Beiden daſſelbe Grab.

Schade, daß dieſem Kern ſo viel Beiwerk angefügt iſt. Wenig Intereſſe flößen uns die Erlebniſſe Guys auf ſeiner Pilgerfahrt ein. Noch kälter läßt uns der Theil der Erzählung, welcher der Pilgerfahrt vorhergeht: die langwierige Geſchichte von Guys Brautwerbung um Fenice, bis ſie glücklich ſein Weib wird. Auch die Schickſale des aus dieſer Ehe ſtammenden Sohnes Reinbrun, die theils wie eine Telemachie in dieſe chriſtliche Odyſſee einge-

ſchoben ſind, theils dieſelbe fortſetzen, werden bei dem modernen Leſer geringen Anklang finden.

Anderer Art war die Wirkung auf die naiven Zuhörer des vierzehnten Jahrhunderts, zumal auf engliſche Zuhörer, welche an den Kraftſtücken Guys und Reinbruns ihre wahre Freude hatten und nicht wenig ſtolz waren auf die Landsmannſchaft, die ſie mit ihnen verband. Wincheſter, Warwick und andere wohlbekannte Namen in Verbindung mit ſo ſeltſamen Abenteuern — welchen Eindruck mußte das hervorrufen! Kein Wunder, daß Guy von Warwick ſchon im Anfange des Jahrhunderts zwei engliſche Bearbeiter fand, denen ſich fünfzig oder ſechzig Jahre ſpäter ein dritter anſchloß. Auch im fünfzehnten Jahrhundert, ja noch unter Königin Eliſabeth reizte der Stoff zu dichteriſcher Geſtaltung. — Großer Popularität erfreute ſich aus gleichen Gründen auch Bevis von Hampton.

Bis tief in die Regierungszeit Eduards III. hinein behauptete ſich als die vorherrſchende Form des engliſchen Romans das kurze Reimpaar. Doch ſchon unter Eduard I. war ihm ein Nebenbuhler an die Seite getreten, deſſen Concurrenz ihm immer gefährlicher wurde. In der geiſtlichen Lyrik der letzten Periode begegnete uns eine nach dem Princip des Schweifreims (ryme couee) gebaute Strophe, die ihren Urſprung in den versus tripertiter caudati der lateiniſchen Sequenzen hat. Dieſer Form bemächtigte ſich bald die engliſche Volkspoeſie — wie es ſcheint, zunächſt im Norden. Dort ſang oder ſagte man zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts von Horn Childe und maiden Rimnild in zwölfzeiligen Strophen von folgender Art:

With Horn my son y wil ye be
As your faders han ben with me
And othes ye schul him swere,
That ye schal never fram him fle,
For gold no silver, lond no fe,
Oyein outlondis here;
To Horn his sone he hem bitoke
And dede hem swere opon the boke.
Feute thai schuld him bere;

While that thai live might,
With helme on heved, and brini bright,
His londes for to were.*)

Im Norden begannen wohl auch zunächst die Seggers, wenn sie französische Romane in englischer Bearbeitung vortrugen, ihre Proömien in jene Strophenform zu kleiden, ja auch besonders beliebte und hervorragende Stellen in solche Strophen umzudichten. Die Sitte verbreitete sich bald über ganz England. Mehrere Romane, die in Reimpaaren aus dem Französischen übertragen waren, wurden so ganz oder theilweise in ryme couee umgegossen. So schon unter Eduard II. wenigstens die Einleitung in Richard Coeur de Lion und in Beves of Hamtoun**) und ein großer Theil des Gy of Warwike, darunter das, was wir als den Kern dieser Dichtung bezeichneten. Charlemaine and Roland ist ganz und nur in ryme couee auf uns gekommen. Im Laufe der Zeit griff man wohl auch sofort bei der Uebersetzung zu dieser Form.

Für gewähltere Kreise, für feinere Dichter behielt das kurze Reimpaar seinen Reiz und seine Bedeutung. Als in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts eine Kunstpoesie zur Entwicklung gedieh, welche auf Classicität Anspruch erheben darf, da begann man sogar, wie wir aus Chaucers Canterbury Tales sehen, den Schweifreim als eine Knittelversform zu verspotten. Die zwölfzeilige Strophe wurde das Monopol der Bänkelsänger, während das kurze Reimpaar neben neueren, edleren Formen sich noch lange in der besseren Gesellschaft behauptete.

Bis 1350 aber, ja bis auf Richard II. läßt sich eine so strenge Scheidung nicht durchführen. So lange der Gebrauch der französischen Sprache im gewöhnlichen Leben für ein Zeichen höheren Rangs und feinerer Bildung galt, war es unmöglich, daß in der nationalen Dichtung eine streng kunstmäßige Richtung zu völliger Durchbildung gelangte. Kaum je tritt die englische Ritterpoesie

*) Ritson, Anc. Engl. metr. Rom. III, 286 f.
**) Wo die Strophe nur sechs Zeilen zählt.

in ſtreng höfiſchem Gewand auf. Faſt immer miſcht ſich in höherem oder geringerem Grad ein bürgerliches Element ein. Kaum je begegnet ſolche Strenge und Vollendung der Form, wie ſie in Kunſtſchulen zu gedeihen pflegt. Faſt immer zeigen ſich Freiheiten, wie ſie die Volkspoeſie liebt. Gegenſätze ſind vorhanden, aber ſie werden durch eine ſolche Reihe von Zwiſchengliedern vermittelt, daß ſie in einander überzufließen ſcheinen, gerade wie in der engliſchen Geſellſchaft keine unüberſteigliche Kluft den peer von dem commoner, die gentry von der freien Landbevölkerung und der Bürgerſchaft trennt.

Soviel iſt ſicher. Das bürgerliche, volksthümliche Element, welches den altengliſchen Roman im Gegenſatz zu ſeinem franzöſiſchen Vorbild charakteriſirt, kommt am meiſten in der Form der zwölfzeiligen Strophe zur Geltung. In dieſer Form erſcheinen die fremden Stoffe erſt recht nationaliſirt. Der Grund liegt auf der Hand. Abweichende Form zwingt und reizt zu größerer Freiheit der Behandlung. Strophiſche Gliederung führt zu einer beſtimmten Art der Darſtellung und zwar ſolcher Darſtellung, wie ſie die volksthümliche, zumal die germaniſche, Dichtung liebt.

Nicht blos aus muſikaliſchem Bedürfniß bedient die volksmäßige Poeſie ſich gerne der Strophe. Die Strophe iſt wie ein Rahmen, in dem ein abgeſchloſſenes Bild zur vollen Wirkung gelangt, und der Volkspoeſie iſt es um eine Reihe wirkungsvoller Bilder zu thun. Die Hauptmomente der Handlung — dahin gehört Alles, was Phantaſie oder Gefühl lebhaft zu erregen vermag — dieſe weſentlichen Momente, mögen ſie an ſich noch ſo unweſentlich ſein, zur vollen Anſchauung zu bringen, ſie liebevoll auszumalen; die vermittelnden Uebergänge dagegen, deren der Verſtand bedarf, über die eine ſchwunghafte Phantaſie ſich leicht hinwegſetzt, kurz anzudeuten oder zu verſchweigen — das iſt volksthümliche Dichtung.

Das iſt auch das Charakteriſtiſche an den engliſchen Romanen in ryme couee. Einer der älteſten und ſchönſten derſelben iſt Amis und Amiloun.

Die erschütternde Legende von Amicus und Amelius, den beiden bis zum Verwechseln ähnlichen, durch die engsten Freundschaftsbande verknüpften Männern, von denen der eine im Gottesgerichtskampf den Freund vertritt, dadurch die Schuld des Meineids auf sich lädt und mit dem Aussatz gestraft wird, der andere den um seinetwillen Leidenden, von aller Welt Verstoßenen mit dem Herzblut seiner eigenen Kinder heilt, gehört zu den weitverbreitetsten Ueberlieferungen des Mittelalters. In ihr verkörpert sich das mittelalterliche Ideal der Freundschaft, einer Treue, welche das höchste Opfer, das Opfer des eigenen Lebens, ja des eigenen Gewissens nicht scheut, und der auch der höchste Lohn nicht fehlt, die Fähigkeit, das Verbrechen zu sühnen. Wie aus einem Traume erwachen die erschlagenen Kinder des Amelius, nachdem Amicus mit ihrem Blut geheilt ist. — Kein Wunder, daß der fromme Volksglaube die beiden Freunde als Märtyrer feierte, und daß ihre Legende aus dem Lateinischen bald auch in die Vulgärsprachen drang. Schon im zwölften Jahrhundert bemächtigte sich dieses Stoffes die französische Nationalepik. Als Theil des karolingischen Cyclus, wenn auch nur äußerlich und nur lose mit dem Kerne verknüpft, erschien Amis et Amiles in einreimigen Tiraden, im Wesentlichen den Inhalt der Legende treu wiedergebend, jedoch in feudal-ritterlichem Costüm und in epischem Ton. Diese französische chanson de geste ward die Quelle des englischen Romans, die sich ausdrücklich auf die geste beruft. Die wesentlichen Züge des Orginals finden wir in der Bearbeitung wieder; im Einzelnen aber zeigen sich mannigfache Abweichungen. Gleichgültig mag es erscheinen, daß die beiden Freunde hier ihre Namen vertauscht haben, daß der Aussätzige Amiloun, der Kindesmörder Amis heißt. Nur negative Bedeutung hat es, wenn der lockere Zusammenhang mit der Karlssage im englischen Gedicht ganz aufgehoben ist, wenn an die Stelle des großen Kaisers ein Herzog der Lombardei getreten ist, dessen Tochter übrigens denselben Namen (Belisant) führt wie die Tochter Karls, deren Stelle sie vertritt. Wie charakteristisch sind aber die zahlreichen Auslassungen und Kürzungen

und die ſeltneren Zuſätze des engliſchen Dichters! Nehmen wir die Liebeswerbung der ſchönen Beliſant um den am Hofe ihres Vaters lebenden Jüngling (im Original Amiles, im Engliſchen Amis), namentlich die Art, wie ſie ihren Zweck endlich erreicht. Welch ſinnlicher Reiz liegt in der ausführlichen Darſtellung des franzöſiſchen Dichters. Bei dem Engländer iſt Beliſant womöglich noch zudringlicher, jedesfalls derber als in ſeiner Vorlage. Auf die Liſt aber, deren ſich die franzöſiſche Beliſant bedient, geräth die engliſche nicht. Der Jüngling gibt ſchließlich ihrer Werbung nach — wir ſehen nicht recht warum. Statt der verführeriſchen Schilderung des Originals wird hier trocken die Thatſache erzählt. Weniger fein, aber ehrbarer als ſein Vorbild, kann der engliſche Dichter ſich und ſeinen Zuhörern zuweilen einen auf ſtärkere Nerven berechneten Knalleffekt nicht verſagen, von denen die chanson de geste Nichts weiß. Unmittelbar vor einer der rührendſten Scenen der Erzählung, der Wiedererkennung der beiden Freunde, muß Amis den ausſätzigen Bettler, den er für den Mörder Amilouns hält, weil er ihn im Beſitz von deſſen Becher ſieht, auf das derbſte durchprügeln, bis er endlich erfährt, daß es ſein Freund ſelber iſt, den er mißhandelt.

Er erhob ſich von der Tafel und ergriff ſein Schwert wie ein Toller und zog es voll Muth aus der Scheide. Und zum Schloßthor rannte er; im ganzen Hof war Niemand, der ihn zu halten vermochte. Auf den Ausſätzigen ſprang er los, der in ſeinem Wagen ſaß, und ergriff ihn mit beiden Händen und warf ihn in den Schloßgraben und ſchlug auf ihn zu wie ein Raſender. Alle Umſtehenden erhoben lauten Jammerruf.

„Verräther, ſprach der kühne Herzog, wo erhieltſt du dieſen goldenen Becher, und wie biſt du dazu gekommen? Denn bei dem, der von Judas verkauft wurde, mein Bruder Amiloun beſaß ihn, als er von mir ſchied.“ „Ja, gewiß, Herr, antwortete er, der Becher war ſein, als er in ſeinem Lande war, und nun iſt es ſo gekommen. Fürwahr, jetzt wo ich hier bin, iſt der Becher mein, ich erkaufte ihn theuer. Rechtmäßig habe ich ihn erworben.“

Da wurde der Herzog gar zornig; Keiner der Umſtehenden wagte es, Hand an ihn zu legen. Er ſtieß den Bettler mit ſeinem Fuß und ſchlug auf ihn zu mit nacktem Schwert, wie wenn er toll wäre. Und bei den Füßen zog er ihn und trat ihn in den Sumpf. Um keinen Preis wollte

er ablaſſen. Und er ſagte: „Dieb, du ſollſt ſterben, wenn du nicht die Wahrheit bekennen willſt, wo du den Becher fandeſt.“

Knappe Amoraunt*) ſtand unter der Menge und ſah, wie ſein Herr gegen Recht und Fug ſo jammervoll zugerichtet wurde. Er war muthig und ſtark; er ſchlang um den Herzog ſeine Arme und hielt ihn unbeweglich feſt. „Herr, ſagte er, du biſt roh und gefühllos, daß du jenen edeln Ritter ſchlägſt. Wohl ſehr mag ihn die Stunde gereuen, wo er ſich für dich verwunden ließ, um dein Leben im Kampf zu retten.“

Als Herr Amis ihn ſo reden hörte, da ſprang er wieder ohne Verzug auf den Ritter zu und ſchloß ihn in ſeine Arme. Oft ſagte er: Ach! und Weh mir! Er blickte auf ſeine nackte Schulter und ſah dort ſeine grauſige Wunde, von der Amoraunt ihm geſagt hatte. Ohnmächtig fiel er zur Erde; oft rief er: „Ach, daß ich je dieſen Tag erlebte!“

„Ach, ſagte er, meine Freude iſt dahin! Ein größerer Unmenſch wurde nie geboren; ich weiß nicht, was ich beginnen ſoll. Denn er rettete mir einſt das Leben; ich habe ihm mit Leid und Schmach vergolten und ihm bitteres Weh bereitet. O Bruder, ſagte er, erbarme dich, verzeihe mir dieſe Jammerthat, daß ich dich ſo ſchlug!“ Und er vergab ihm alsbald und küßte ihn wiederholt mit Thränen in den Augen.**)

In zwölfzeiligen Strophen wurden auch die Schickſale des King of Tars beſungen, deſſen ſchöne und fromme Tochter den Heroismus beſitzt, den heidniſchen Sultan von Damaskus zur Rettung ihres Vaters zu heirathen, und dafür die Freude erlebt, ihren Gatten zum chriſtlichen Glauben zu bekehren.

In kurzen Reimpaaren dagegen erzählte man die Geſchichte des Sire Degarre (l'égaré), des unehelich erzeugten Findlings, der ausgeht, Vater und Mutter zu ſuchen, der auch Beide glücklich findet, aber von der Mutter erſt erkannt wird, nachdem er ihr vor dem Altare die Hand gereicht, und von dem Vater erſt, nachdem er mit ihm gekämpft hat. Die Darſtellung dieſes wohlbekannten Motivs wird in dem gut und überſichtlich gebauten Roman nur durch eine Epiſode unterbrochen: ihre Heldin iſt die von einem Rieſen bedrängte Jungfrau, welche der Held ſich als Braut erkämpft. In jener Epiſode begegnet uns auch der einſame Burgſaal mit dem aufwartenden Zwerg — kurz, eine Rittergeſchichte, wie ſie im Buch ſteht.

*) Amilouns treuer Begleiter.

**) Amis and Amiloun, 2065—2136.

Machen wir einen Abſchluß. Der altengliſche Roman erreicht im Ganzen nicht die Höhe ſeines franzöſiſchen Vorbildes. Den Franzoſen gebührt nicht nur die Ehre der Erfindung — verſteht ſich, nicht der Stoffe, ſondern der Compoſition —, ſondern auch die der feineren Ausführung, der harmoniſcheren Darſtellung. Gröber, ärmer, unvollkommener in der Motivirung ſind in der Regel die häufig kürzenden engliſchen Bearbeitungen. Was ſie voraus haben — ein volksthümlicher Ton, oft kräftigere Darſtellung auf beſchränkterm Raum — kann jene Mängel nicht aufwiegen. Doch gerne hören wir aus dieſen Dichtungen die Freude an der Natur, am grünen Wald, an der Jagd heraus, und nicht ohne Wohlgefallen ruht unſer Blick auf dieſer derben, urwüchſigen Kraft, welche tiefe Empfindung nicht ausſchließt, wenn ſie auch oft in Rohheiten ſich gefällt. Weniger zart und zierlich als ihre franzöſiſche Schweſter, doch auch weniger raffinirt als jene, leidenſchaftlicher, doch weniger lüſtern, begeiſtert für das Gewaltige, Koloſſale, voll Freude an dem Thatſächlichen, zeigt die engliſche Muſe auch da, wo ſie fremde Romane nicht ohne Fehler nacherzählt, doch ſchon manche Eigenthümlichkeit, die ſie bis in die Zeit ihrer höchſten Blüthe und darüber hinaus charakteriſiren wird.

III.

Neben dem Roman entwickelte ſich was wir heute die Novelle nennen würden. In England gab es damals ſo wenig wie jetzt einen umfaſſenden Gattungsnamen, welche dieſe von jenem ſchied; denn tale kann das Eine wie das Andere bezeichnen, wie heutzutage jeder Roman novel heißt und das Wort novelette den Gattungsunterſchied nur in der größern oder geringern Ausdehnung ſucht. Das quantitative Moment iſt nun freilich nicht gleichgültig, jedoch ſecundärer Art. Der weſentliche Unterſchied beruht in dem Stoff und der Behandlungsweiſe.

Die Novelle verlangt ein einfaches, leicht überſichtliches Motiv und verſchmäht Epiſoden. Im Roman liegt eine mehr oder min-

der complicirte Handlung vor; die Einheit beruht in der Perſon des Helden und dem Intereſſe, das er uns einflößt, in der Verknüpfung der Motive, in der Idee. Die Novelle kümmert ſich um den Charakter ihrer Helden nur ſoweit, als dieſer in der Fabel ſich offenbart; bei hiſtoriſchen oder typiſchen Figuren ſetzt ſie daher die nöthige Vorkenntniß voraus, bei andern Geſtalten begnügt ſie ſich mit kurzen Andeutungen, wenn ſie es nicht einfach mit „einem Ritter", „einem Jüngling", „einer Wittwe" zu thun hat. Im Roman ſollen wir die Helden, für die unſere Theilnahme in Anſpruch genommen wird, genau kennen lernen; im modernen Roman liegt oft der Hauptnachdruck auf dem Einfluß der erzählten Begebenheiten auf den Charakter des Helden.

Die Novelle flößt ein mehr ſachliches, der Roman ein mehr perſönliches Intereſſe ein; jene wendet ſich mehr an den Verſtand, dieſer zunächſt an die Einbildungskraft. Daher in der Novelle elegante Kürze der Darſtellung, die freilich in den Hauptmomenten maleriſch anſchaulich oder dramatiſch lebendig werden kann; im Roman dagegen epiſche Breite und Verweilen bei dem Zuſtändlichen. In einer guten Novelle iſt die Fabel an ſich ein Kunſtwerk; im Roman wird ſie es erſt durch die Kunſt des Darſtellers. Wir begreifen, warum dem Mittelalter die Novelle, der neueren Zeit der Roman leichter gelingt. Es iſt leichter, ein Märchen, eine Anekdote, als einen Roman nachzuerzählen; ſehr ſchwer dagegen iſt es, ein gutes Märchen zu erfinden.

Es iſt klar, daß auch zwiſchen dieſen Gattungen die Grenzen häufig zerfließen. Der Stoff des Sire Degarre würde ſich bis auf jene eine Epiſode recht gut für eine Novelle eignen. Die Darſtellung in manchen engliſchen Romanen andererſeits würde an die Novelle erinnern, wenn ſie nicht vielmehr an die Ballade gemahnte. Nicht ſelten ſchrumpfen Romane in Folge kürzender Bearbeitung zu Novellen zuſammen, wie aus dem Roman du roi Guillaume ſpäter ein Dit du roi Guillaume wurde. Aehnlich bei Robert le diable. Dem mittelalterlichen Roman eignet mehr die Sage, der Novelle das Märchen; doch werden gar häufig

märchenhafte Ueberlieferungen an einen Helden der Sage geknüpft und ebenso Sagenstoffe aus ihren ursprünglichen localen und persönlichen Beziehungen in märchenhafte Unbestimmtheit gerückt.

Die ältesten abendländischen Novellen lassen keinen Zweifel an ihrem Charakter aufkommen, Dank sei den kosmopolitischen, einfachen Stoffen, welche ihren Inhalt bildeten. Nicht übel war es auch der französischen Dichtung gelungen, für diese Kunstform den entsprechenden Stil zu schaffen.

Das französische Fabliau mit seinen leicht dahinfließenden kurzen Reimpaaren, seiner eleganten, oft pikanten Darstellung wurde maßgebend für die Gestaltung der englischen Novelle in dieser Periode. Doch zeigt gerade eins der ältesten Versuche auf diesem Gebiet, daß auch ohne jenen Einfluß die Gattung in England — freilich in etwas abweichender Weise — zur Entwicklung gelangt sein würde. Auch in späterer Zeit wandten sich die englischen Dichter oft genug direct an lateinische Quellen. Die Disciplina clericalis und ähnliche Sammelwerke waren sowohl im Original wie in französischen Nachbildungen in England verbreitet. Auf englischem Boden oder doch unter englischen Händen waren seit Heinrichs II. Tagen mehrere Sammlungen von Erzählungen in lateinischer Prosa entstanden: die Nugae Curialium des Walter Map, die Narrationes des Odo von Cerinton,*) die Otia imperialia des Gervasius von Tilbury; auch Alexander Neckams Werk De naturis rerum ist voll von solchem Stoff. Sogar einfache Abschreiber begannen kurze lateinische Erzählungen nach ihrer Art zu sammeln, d. h. sie zusammenzuschreiben.

Im Südosten, etwa Kent oder Sussex, scheint die englische Novelle zuerst zur Entfaltung gelangt zu sein. Dort entstand — wohl noch vor Heinrichs III. Tod — das Fabliau von der Frau Siriz oder Sirith. Das Motiv bildet ein Angriff auf die Keuschheit einer Frau durch Drohung mit einer im Widerstandsfall ihrer

*) Hier ist nun wiederum nicht zu verschweigen, daß wenigstens unter Odos Thierfabeln sich solche finden, welche den Durchgang durch das Medium des Französischen verrathen.

wartenden Strafe. Die Erzählung trägt ihre indiſche Herkunft an der Stirn; denn die angedrohte Strafe beſteht in der Verwandlung in ein Thier, was auf die Seelenwanderung deutet. Ein ſpäterer indiſcher Dichter hat den Stoff zur Verherrlichung weiblicher Standhaftigkeit und ehelicher Treue benutzt, indem er ſeine Heldin aus der Verſuchung ſiegreich hervorgehen läßt. Eine andere — perſiſch gefärbte — Faſſung, welche in mehrere orientaliſche Verſionen des Buchs von den Sieben weiſen Meiſtern Eingang fand, erreicht einen Schluß, der nur halb verſöhnt, durch ein Auskunftsmittel, deſſen Kehrſeite ſich an Shakſperes Angelo wiederholt. In Measure for measure wird dem Verſucher ſeine eigene Gattin, dort der zum Nachgeben gezwungenen Frau der eigene Gatte zugeführt. Ohne jede Verſöhnung ſchließt diejenige Faſſung, welche in die abendländiſche Litteratur eindrang. Hier verbreitete ſie ſich mittelſt der Disciplina clericalis, woraus auch der engliſche Dichter den Stoff direct oder indirect ſchöpfte. Eine franzöſiſche Quelle ſcheint er nicht benutzt zu haben. Ohne Frage verſtand er Latein und gehörte zu der Genoſſenſchaft der fahrenden Kleriker. Das ſieht man ſchon, trotz einer gelegentlich ausgeſprochenen Verwünſchung über die Kupplerin, an dem Behagen, womit er einen ſeiner Standesgenoſſen als glücklichen Eroberer darſtellt. Auch dieſer Eroberer heißt Wilhelm, wenigſtens Willekin. Willekin iſt ein reicher, vornehmer clerc, der ſich ſterblich in eine Kaufmannsfrau verliebt hat. Der Kaufmann begibt ſich nach Boſton in Lincolnſhire zum Jahrmarkt, der damals von weit und breit Kaufluſtige anzog. Dieſe Gelegenheit benutzt Willekin, um der Frau einen Beſuch zu machen. Freundlich empfangen, wagt er es, ſeine Wünſche zu äußern, doch wird nun energiſch abgewieſen. Bitten helfen ſo wenig wie Verſprechungen; traurig kehrt er heimwärts. Auf den Rath eines Freundes wendet er ſich an Frau Siriz, eine alte Kupplerin, die im Ruf ſteht, eine Art Hexe zu ſein. „Ich führe ein Leben voll Qual und Sorge,“ klagt er ihr, „eines ſüßen Weibes wegen, Margeri genannt. Ich habe ſie manchen Tag geliebt, und ſie verweigert mir ihre Liebe: deshalb kam ich

her. Wenn ich ihren Sinn nicht wenden kann, werde ich toll werden vor Qual oder mir ein Leides anthun. Ich wollte mich tödten, da rieth mir ein Freund zu gehen und dir mein Leid zu klagen. Er ſagte mir, du könnteſt mir ſicherlich helfen und meinem Weh ein Ende machen durch deine Kunſt und dein Gebaren; geſchieht das, ſo will ich dir reichen Lohn geben." So leicht iſt die vorſichtige, um Leib und Leben beſorgte Hexe nicht gewonnen. Mit unverſchämter Heuchelei ſtellt ſie ſich unſchuldig wie ein Kind: „Gott ſteh' uns bei! Da thuſt du, Sohn, eine ſchwere Sünde. Der Himmel erlaſſe dir gnädig die Strafe dafür! Du erregſt Gottes Zorn, wenn du über mich ſolchen Schimpf bringſt. Ich bin alt, krank und lahm; das Siechthum hat mich gar zahm gemacht..... Ich führe ein heiliges Leben, von Hexenkunſt verſtehe ich nichts, ſondern von den Almoſen guter Leute friſte ich mein Leben und bete mein Paternoſter und mein Credo für die, welche mich unterſtützen; Gott verleihe ihnen alles Gute und ſtrafe den an Leib und Seele, der dich zu mir geſandt hat, er verleihe mir Rache an dem, der mir ſolche Schande nachgeſagt hat." Der Liebhaber läßt ſich jedoch nicht abweiſen. Was er weiß, hat er aus guter Quelle; er wiederholt ſeine Verſprechungen, indem er ſie ſpecialiſirt und von manchem Pfund und mancher Mark, warmem Pelzwerk und warmen Schuhen ſpricht. Frau Siriz läßt ſich erweichen. Nachdem ſie ſich noch einmal überzeugt, daß es Willekin mit ſeiner Liebe bitterer Ernſt iſt, fordert ſie ihm ein feierliches Verſprechen ab, die Sache geheim zu halten. „Für die Welt möchte ich nicht wegen ſolcher Dinge vor das Capitel kommen. Mein Urtheil wäre bald gefällt, und ich müßte ſchmachvoll den Eſel reiten, Pfaffen und Kleriker hinter mir her." Willekin ſchwört ihr Verſchwiegenheit beim heiligen Kreuz. Da erklärt ſie ſich bereit, ihm zu helfen, erhält von ihm zwanzig Schilling und rüſtet ſich zum Unternehmen. Sie gibt ihrem Hündchen Pfeffer und Senf zu eſſen, bis ihm die Augen überlaufen, und verläßt mit ihm das Haus, nachdem ſie Willekin aufgefordert, dort ihre Wiederkehr zu erwarten. Wie eine arme, von Schmerz und Hun-

ger gequälte Alte ſchleppt ſie ſich zur Gattin des Kaufmanns. Es gelingt ihr leicht, das Mitleid der gutmüthigen Hausfrau zu erregen, welche ihr Brod, Fleiſch und Wein vorſetzt und ſie zu ermuntern ſucht. Doch über dem Eſſen überwältigt ſie erſt recht der Schmerz: „Weh mir, daß ich je geboren wurde. Gerne wollte ich die Sünde dem vergeben, der mir den Kopf abſchlüge: ich wünſchte des Lebens ledig zu ſein.“ „Armes Weib, was fehlt dir?“ Die Alte erzählt: ſie hatte eine ſchöne Tochter, die einem edlen Manne vermählt war. Leider liebte ſie ihn nur zu ſehr. Während ihres Gatten Abweſenheit ſuchte ein Klerk ſie zu verführen; doch ſie wies ihn ab. Da rächte er ſich durch Zauberkunſt, indem er ſie in eine Hündin verwandelte. „Sieh, das iſt meine Tochter, von der ich rede. Vor Schmerz um ſie zerbricht mir das Herz. Sieh, wie ihre Augen thränen, die Tropfen ihr über die Backen laufen.“ Man kann ſich die Angſt der Kaufmannsfrau denken: ſie vertraut der Siriz an, was ſie ſoeben gethan. „Der allmächtige Gott ſteh' dir bei, daß du nicht zur Hündin werdeſt! Liebe Dame, wenn irgend ein Klerk dich um deiner Liebe Gunſt bittet, ſo rathe ich, daß du ſeine Bitte gewährſt und dich ihm bald ergebeſt. Thuſt du das nicht, ſo erfährſt du viel Schlimmeres.“ Die Frau bereut ihr Verfahren und beſchwört Siriz, ihr den Willekin herbeizuſchaffen. Willekin iſt bald gefunden und findet diesmal den gewünſchten Empfang. Mit ein paar kräftigen Worten der Kupplerin ſchließt das Gedicht.

Der übermüthige Dichter beſitzt unverkennbares Talent für Charakteriſtik und pſychologiſches Detail. Der Ton, in dem er ſchreibt, iſt ein burſchikoſer mit einem Anflug von Volksthümlichkeit. Mit dramatiſcher Lebendigkeit läßt er die redenden Perſonen und den Ort der Handlung wechſeln. Indem er ſein Gedicht in ryme couee*) anhebt, vertauſcht er im Verlauf deſſelben dieſe Form häufiger mit dem kurzen Reimpaar.

*) Die — ſechszeilige — Strophe, deren er ſich bedient, unterſcheidet ſich von der in den Romanen beliebten. Sie iſt nämlich ſo gebaut, daß im Schema aabccb entweder ſämmtliche Zeilen je 3 Hebungen oder die a und c

Nicht weniger übermüthig und ſchalkhaft erweiſt ſich in ſeiner Dichtung ein anderer, derſelben Zeit und Gegend angehöriger, Klerk, deſſen Weiſe jedoch mehr nach dem Stil der Kunſtpoeſie ſchmeckt. Dieſer ſchreibt in correcten Reimpaaren in klarer, gewandter, fein motivirender Darſtellung. Stoff und Ideen ſind freilich auch bei ihm ebenſowenig conventionell-höfiſch, wie bei ſeinen Vorbildern, den franzöſiſchen Klerikern, unter deren Händen die Thierſage oder — wenn man die Präexiſtenz einer ſolchen leugnet — die Thiermärchen ſich zum Thierepos erweiterten und organiſch verbanden. Aus einer Branche des Roman de Renart hat er ſeinen Stoff entlehnt, deſſen Grundlage ſchon in der antiken Fabel von dem Fuchs und dem Bock gegeben war. Im Thierepos aber handelt es ſich um Fuchs und Wolf, um Reinhard (Renart, im engliſchen Gedicht Reneuard) und Iſengrin (Sigrim), und das Detail iſt erweitert und modificirt. Seiner trefflichen franzöſiſchen Quelle folgt der engliſche Dichter wie ein Mann von Geiſt, nicht ohne von dem Seinigen hinzuzuthun. Ungern zwar wird Mancher bei ihm einige pikante Züge des Originals vermiſſen; doch läßt ſich nicht leugnen, daß ſeine Darſtellung im Ganzen wahrſcheinlicher, beſſer vermittelt iſt und durch Herſtellung eines feineren Zuſammenhangs zwiſchen den beiden Hauptmomenten der Fabel die Wirkung erhöht. Die engliſche Erzählung iſt muſterhaft durch Einfachheit der Entwicklung und der Motivirung,*) voll treffender pſychologiſcher Züge und ergötzlichſter Komik. Bei ihrer Lectüre ergreift uns ein lebhaftes Bedauern darüber, daß dieſer Dichter ſich nicht an ein größeres Ganze auf ſeinem Gebiet gewagt; er wäre im

je 4, die b deren nur 2 haben. In der bekannten zwölfzeiligen, aber auch in der ſechszeiligen Stanze der Romane haben die b je 3, die übrigen Zeilen 4 Hebungen.

*) Leider iſt der Zuſammenhang etwas geſtört durch eine Lücke im vorliegenden Text, die merkwürdiger Weiſe bisher nicht bemerkt zu ſein ſcheint. Nach V. 30 (oder ſonſt nach V. 32) müſſen mehrere Verſe ausgefallen ſein, in denen erzählt wurde, wie der Fuchs an den ihm erreichbaren Hühnern ſeinen Hunger ſtillte. Es ergibt ſich dies aus der Natur der Dinge, ganz poſitiv aber aus V. 68 u. 98.

Stande gewesen, einen englischen Reinhard zu schaffen, der neben der unübertrefflichen Darstellung *) des Flamänders Willem einen ehrenvollen Platz behauptet hätte. Doch statt zu bedauern, freuen wir uns lieber darüber, in ihm einen der bedeutendsten unter den englischen Vorgängern Chaucers begrüßen zu können.

Und zwar ist unser Dichter Chaucers Vorgänger nicht nur als Meister in der Kunst zu erzählen, sondern gerade auch deshalb, weil er der einzige uns bekannte ist, der vor Chaucer ein Motiv aus der Thiersage in englischer Sprache bearbeitete. Häufiger sind in englischen Handschriften der Zeit lateinische Thierfabeln in Prosa oder Versen, welche den Einfluß des französischen Thierepos zum Theil deutlich verrathen.

Das französische Fabliau pflegte Manches in seinen Bereich zu ziehen, das der streng epischen Gattung nicht angehört, namentlich auch bloße Schilderungen in satirischer Absicht. Auch hierin folgte England dem Vorgange Frankreichs. Ein noch im dreizehnten Jahrhundert verfaßtes Fabliau unter dem Titel The land of Cokaygne gibt, an französische Darstellungen anknüpfend, eine eingehende Schilderung des Schlaraffenlandes, verbindet aber damit in der Beschreibung eines dort befindlichen Klosters und seiner Bewohner eine recht gelungene, wenn auch gar zu drastische, Satire.

In die Gattung der Estrifs oder Desbats gehört das gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts im östlichen Mittelland entstandene Debate of the carpenters tools. In der Werkstatt eines Zimmermanns, welcher das Bier zu sehr liebt und dem Wirthshaus viel zu nahe wohnt, erhebt sich ein lebhafter Streit unter den ruhenden Geräthschaften über die Frage, ob es ihrer Thätigkeit gelingen werde, ihren Herrn über Wasser zu halten, oder ob ihm nicht mehr zu helfen sei. Die Frau des Meisters nimmt an dem Wortkampf Theil. Sie steht natürlich auf der Seite der Pessimisten und beklagt es am Schlusse sehr, nicht dem Vorgang des draught-nayle folgen zu können, der die Absicht äußert, sich einen anderen Herrn zu suchen.

*) Das Gedicht Van den vos Reinaerde.

Bald wurde auch das französische Lai in englischen Nachbildungen dem größern Publicum vertraut. Von den Schöpfungen der bekanntesten Vertreterin dieses Genre, der Marie de France, wurde bald nach dem Anfang des vierzehnten Jahrhunderts das anmuthige Lai le Fresne (das Lai von der Esche) in englische Reimpaare getreu und nicht ohne Talent übertragen. Der Inhalt ist bei aller Einfachheit ziemlich romantisch. Die Frau eines bretonischen Ritters, welche eine benachbarte Freundin wegen einer Zwillingsgeburt der ehelichen Untreue geziehen, hat selbst das Unglück, zwei Mädchen auf einmal zur Welt zu bringen. Um der selbstheraufbeschworenen Schande zu entfliehen, läßt sie eins ihrer Kinder gleich nach der Geburt aussetzen. Das Kind wird in einer hohlen Esche von dem Pförtner des in unmittelbarer Nähe liegenden Klosters gefunden, dort unter dem Namen le Fresne getauft und von der Aebtissin erzogen. Es wächst zur reizenden Jungfrau heran und erregt die Liebe eines jungen Ritters, dem es gelingt, Einlaß in das Kloster zu erlangen, und der sie schließlich entführt. Später läßt der Ritter sich bestimmen, ein adeliges Fräulein zu heirathen; der Zufall will, daß es seiner Geliebten eigene Schwester ist. So steht die arme le Fresne ihrer Schwester in ganz ähnlicher Weise gegenüber, wie die Heldin der später auftauchenden Griseldissage ihrer Tochter. Liebevoll und selbstlos wie Griseldis, — viel zu selbstlos für unser modernes Gefühl — trägt le Fresne gebrochnen Herzens, jedoch ohne ein Wort der Klage, ihr hartes Geschick und ist am Hochzeitstage geschäftiger als irgend eine andere Dienerin. Sie sieht sich das schon bereit stehende Hochzeitsbett an, findet es zu schmucklos für die schöne Braut und breitet daher das golddurchwirkte Tuch darüber, in welchem sie einst selbst ausgesetzt wurde. Dieses gibt Anlaß zu ihrer Wiedererkennung. Ihre Schwester tritt freiwillig zurück. Die eben geschlossene Ehe wird vom Bischof wieder gelöst, und le Fresne reicht ihrem Geliebten als Gattin die Hand.

Unter dem Titel Lai und mit dem daran sich knüpfenden Anspruch auf bretonische Herkunft begegnet uns um dieselbe Zeit die

Geſchichte von Orfeo und Heurodis. Mit Mühe erkennt man in dieſen Namen die von Orpheus und Eurydice wieder, und nicht weniger als die Namen iſt der Inhalt, noch mehr Coſtüm und Staffage der Sage traveſtirt. Die Traveſtie iſt aber eine durchaus naive, beruht auf ſo lebendiger Aneignung des antiken Stoffes und Angleichung deſſelben an mittelalterliche Anſchauungen, daß wir von dieſer reizenden Dichtung den Eindruck eines naturwüchſigen Märchens erhalten. Die Unterwelt iſt in ein Feenreich verwandelt. Mit dem König der Feen und ſeinem Gefolge beſucht auch Eurydice gelegentlich den dichten Wald, in den Orpheus ſich nach der Entrückung ſeiner Gattin zurückgezogen hat. Beide weinen, als ſie ſich erblicken; denn auch Eurydice erkennt ihren Gatten, trotz ſeines verwilderten Ausſehens, ſeines bis über den Gürtel herabwallenden Haares. Eilig wird Eurydice wieder in das Zauberreich entführt. Orpheus aber folgt ihr und ſieht ſie durch einen Felſen verſchwinden. Auch er wagt ſich in die finſtere Höhle, welche wohl drei Meilen tief iſt. Da gelangt er in's lichte Feenland und erblickt einen von Gold und Edelſteinen leuchtenden Palaſt. Als Minſtrel begehrt er Einlaß. In der Halle in Gegenwart des Königs angelangt, der ſich über ſeine Erſcheinung nicht weniger wundert als manche Höllenbewohner über Dantes Eintritt, beginnt er die Harfe zu ſchlagen. In tiefer Stille hört der König dem Spiele zu, und unter dem Eindruck der Gewalt dieſer Töne fordert er den Harfner auf, ſich ſeinen Lohn ſelbſt zu beſtimmen. Orpheus fordert Eurydice und verläßt mit ihr das Feenreich, um in die Heimath zurückzukehren, wo er ſich erſt zu erkennen gibt, nachdem er ſich von der Treue ſeiner daheimgebliebenen Diener überzeugt hat.

Alle dieſe Dichtungen zeigen den Einfluß der franzöſiſchen Poeſie. Eine Ausnahme macht vielleicht das Gedicht, welches erzählt How a merchant did his wife betray. Das Motiv, wonach wahre und vorgebliche Zuneigung, nach langer Verkennung auf die Probe geſtellt, ſich in ihrer echten Geſtalt ausweiſen, iſt recht bekannt und in der mittelalterlichen Litteratur namentlich in

der Form der Freundſchaftsprobe verbreitet. Hier ſpielt ſich der Gegenſatz zwiſchen der vernachläſſigten, treuen Gattin und der bevorzugten, habgierigen Geliebten eines reichen Kaufmanns ab.*) Der Kaufmann unternimmt eine Reiſe. Beim Abſchied bittet ihn ſeine Frau, ihr für einen Pfennig Witz zu kaufen. Den erhaltenen Pfennig gibt er unterwegs einem alten Mann, auf deſſen Rath er die Liebesprobe macht. Die Probe beſteht darin, daß er bei ſeiner Rückkehr ſich als gänzlich verarmt und in Folge eines Todtſchlags Schutz ſuchend darſtellt. Wie er zuerſt von ſeiner Geliebten und dann ſo ganz anders von ſeiner Gattin empfangen wird, kann man ſich denken. Nun aber begibt der Kaufmann ſich noch einmal, diesmal in reicher Kleidung, zu ſeiner Maitreſſe, die natürlich ihr früheres Verfahren bereut und möglichſt gutzumachen ſucht. Durch eine Liſt weiß er alle Geſchenke wieder herauszulocken, welche er ihr früher gemacht, und dieſe bringt er dann ſeiner Frau als den Werth ihres Pfennigs. Der Pfennig und was daran hängt iſt für die engliſche Erzählung charakteriſtiſch und hat der Geſchichte in ſpäteren Faſſungen den Titel A pennyworth of wit (oder The chapman of a pennyworth of wit) eingetragen. Unſer Gedicht iſt in einem naiven Bänkelſängerton gehalten. Zwar iſt es, wie beinahe alle Novellen dieſer Periode, in Reimpaaren geſchrieben, jedoch gliedern ſich dieſe unverkennbar zu Strophen und wurden, wie aus dem Eingang hervorgeht, auch geſungen.

Manche von den kleineren Erzählungen der Zeit ſind uns ohne Zweifel verloren gegangen; denn was beſchränktern Umfang hat, gelangt ſchwerer zur Aufzeichnung und fällt auch, wenn niedergeſchrieben, leichter völligem Untergange anheim.

Einen unvollkommenen Erſatz für den Verluſt an Einzelerzählungen — denn was entſchädigt für die Originalität in Form und Behandlung, die ſich auch im kleinſten Gedicht zeigen kann? — einen gewiſſen Erſatz immerhin bietet die Erhaltung des Sammelwerks The proces of the sevyn sages, welches gegen den Anfang des

*) Wie man ſieht, drückt der Titel nur die Untreue des Kaufmanns, alſo keineswegs den Kern der Erzählung aus.

vierzehnten Jahrhunderts nach einer der zahlreichen Versionen des Roman des sept sages bearbeitet wurde.

Die Erzählung, welche die übrigen wie ein Rahmen einfaßt, hat hier folgende Gestalt. Kaiser Diocletian von Rom vertraut nach dem Tode seiner Gattin seinen Sohn Florentin sieben weisen Meistern zur Erziehung an, welche ihn an einem verborgenen Ort in der Nähe Roms in allen Künsten und Wissenschaften unterrichten. Auf den Rath seiner Barone vermählt sich der Kaiser zum zweiten Male. Nach langer Zeit erfährt die neue Kaiserin, daß ihrem Gemahl ein Sohn aus erster Ehe lebe. Im Interesse ihrer eigenen Kinder beschließt sie Florentins Verderben. Um ihren Zweck zu erreichen, überredet sie den Kaiser, seinen Sohn zu sich kommen zu lassen. Florentin kommt mit seinen Lehrern an den Hof; um jedoch einem von den Sternen prophezeiten Unglück zu entgehen, spricht er sieben Tage lang kein Wort. Diese Zeit weiß seine Schwiegermutter gut anzuwenden, und die sieben Weisen müssen ihre ganze Kunst aufbieten, ihren Machinationen entgegenzuarbeiten. Die Kaiserin spielt nämlich die Rolle der Gattin Potiphars. Die von dem Kaiser beschlossene sofortige Hinrichtung seines Sohnes wird auf die Vorstellung der sieben Weisen verschoben. Es folgt nun ein siebentägiger Kampf um das Leben Florentins, welcher in der Weise geführt wird, daß die Kaiserin ihrerseits sieben Erzählungen zum besten gibt, deren Wirkung dann aber jedesmal aufgehoben wird durch eine der sieben Erzählungen, welche die weisen Meister nach einander vortragen. Die Erzählungen der Kaiserin sollen Diocletian Mißtrauen und Furcht vor seinem Sohne sowie vor seinen weisen Rathgebern einflößen; in den Erzählungen der Weisen wird er vor unüberlegtem, raschem Verfahren, bei dem die Unschuld gestraft werden könne, und vor der List der Frauen gewarnt. Zum Schluß erzählt Florentin, der jetzt wieder reden darf, selber eine Geschichte, welche eine gewisse Beziehung auf seine eigene Lage hat und deckt dann die Schuld seiner Stiefmutter auf. Die Kaiserin legt ein Geständniß ab und stirbt den Tod durch das Feuer.

Unterſcheidet ſich die Einfaſſungserzählung ſchon vielfach, in Coſtüm und Färbung durchaus, von ihrem Urbild, viel größer noch erſcheint der Abſtand zwiſchen Indien und England, wenn wir den Beſtand an Kernerzählungen in's Auge faſſen. Unter den fünfzehn Geſchichten, welche die engliſche Verſion enthält, finden ſich nur drei, höchſtens vier, welche zum morgenländiſchen Grundſtock des Buchs von den Sieben Weiſen gehören. In den übrigen Fällen ſind die urſprünglichen Erzählungen durch neue verdrängt worden, die freilich in der Regel nicht weniger alt ſind als jene und zu einem großen Theil ebenfalls indiſcher Herkunft ſich rühmen dürfen. So läßt ein unaufhörlicher Stoffwechſel von alten Bildungen faſt nur die Grundlinien ihrer Geſtaltung übrig, und werden alte Stoffe fortwährend zu neuen Bildungen verwandt.

Manche wohlbekannte Motive begegnen uns hier in abweichender Ausführung, manche wohlbekannte Namen in ungewohnter Umgebung. Da erkennen wir das Schatzhaus des Rhampſinit in dem Schatzthurm des Kaiſers Octavian (Octovien) wieder. Einer von den ſieben Weiſen zu Rom dringt in Begleitung ſeines Sohnes in den Thurm, bleibt aber bei einem zweiten Verſuch in einem mit klebrigen Stoffen angefüllten Graben ſtecken. Um ſich vor Entdeckung zu ſchützen, läßt er ſich von ſeinem Sohn den Kopf abhauen. Dieſer wirft den Kopf in eine Grube und weiß durch ſeine Schlauheit von ſich und ſeiner Familie den Verdacht abzulenken. Das rückſichtsloſe Verfahren dieſes Sohnes ſeinem Vater gegenüber ſoll Kaiſer Diocletian gegen Florentin einnehmen.

Gleich darauf wird uns die alte und immer neue Geſchichte von dem ausgeſchloſſenen Ehemann erzählt, welche Boccaz in ſeinem Decameron und Jahrhunderte ſpäter Molière, zuerſt in einem Jugendwerk und dann in ſeinem George Dandin, verwerthet hat.

An einer anderen Stelle begegnet uns der berühmte Arzt Ypocras (Hippokrates), der hier als der Mörder ſeines eigenen gelehrteren Neffen erſcheint, für ſeine Unthat mit Dyſenterie geſtraft wird und ſterbend öffentlich ſeine Schuld bekennt.

In der elften Erzählung tritt Merlin auf, diesmal als Rathgeber des Königs Herodes von Rom; während die neunte sich um zu Rom befindliche Zauberwerke des Schwarzkünstlers Vergil dreht.

Von alledem hat der englische Bearbeiter der Sevyn sages Nichts erfunden. Nicht blos die Stoffe waren in unzähligen mittelalterlichen Bearbeitungen verbreitet; sie hatten alle ihre bestimmte Gestaltung und ihre Stelle in den sieben weisen Meistern schon erhalten. Die bedeutendsten Veränderungen, welche dieses Buch erfuhr, fanden theils schon im Morgenland, theils bei der Uebertragung in's Lateinische und innerhalb der letzteren Sprache statt. Um die Anordnung der Erzählungen und das Detail der Darstellung bewegte sich dann hauptsächlich die Thätigkeit der französischen Bearbeiter. Dem englischen Dichter kommt nur das Verdienst einer mehr oder weniger getreuen Uebersetzung zu.

Die Heimath dieser Uebersetzung genauer zu bestimmen, wird erst nach eingehendster Prüfung möglich sein. Jedesfalls ist sie im östlichen England zu suchen. Die Darstellung ist fließend, die kurzen Reimpaare sind nicht uneben gebaut. Eine besonders hervorragende Begabung macht sich jedoch an keiner Stelle geltend.

Um die Zeit, wo die Historia septem sapientum Romae ein englisches Gewand anzog, waren die ersten Ansätze zu einem andern großen Sammelwerke in lateinischer Sprache schon vorhanden.

Seit lange pflegten die Prediger, zumal die Bettelmönche, äsopische Fabeln und Märchen auf der Kanzel zu verwerthen. Erzählungen verschiedener Art, romantischen, allegorischen, legendarischen Inhalts, wurden zur moralischen Erbauung von Klosterinsassen zusammengeschrieben. Gerne wandte man sich auch an die römische Geschichte oder die römischen Schriftsteller, namentlich der späteren Zeit, um geeigneten Stoff. Eine Zusammenstellung aus solchen Quellen geschöpfter Erzählungen, mit moralischer Nutzanwendung oder mystischer Deutung versehen, bildete die Grundlage der später so berühmt gewordenen Gesta Romanorum. Gar bald traten andere Stoffe hinzu, ja vielleicht war schon der ursprüng-

lichen Sammlung fremdartiges Material einverleibt oder angefügt. In den auf uns gekommenen Versionen des Werks ist es fast nur die häufig auftretende Beziehung auf die Regierungszeit irgend eines römischen Kaisers alter oder neuer Aera — auch Namen wie Conrad, Friedrich, Heinrich II. finden sich ein —, welche den Titel in etwa zu rechtfertigen vermag.

Die Grundlage der Gesta Romanorum aber entstand höchst wahrscheinlich in England während der Regierung Eduards I.

So fuhr man fort unerschöpfliches Material zusammenzutragen zum Nutzen späterer Jahrhunderte. Cervantes, Shakspere, die Litteratur der Renaissancezeit überhaupt zehrt nicht zum geringsten Theil von dem im Mittelalter zusammengetragenen Stoff. Aber schon das vierzehnte Jahrhundert in seinem weiteren Verlauf wußte Manches davon in Formen zu kleiden, welche der Weltlitteratur angehören, weil sie unvergänglich sind. Freilich nur auf dem Formgebiet der Novelle gelang jener Zeit ein solcher Wurf.

Es war dies die einzige epische Gattung, welche sich im Mittelalter noch einer Ausbildung im höchsten Stile fähig erwies, nachdem das alte Epos längst unwiederbringlich dahin und der Dichter der Göttlichen Komödie — im Jahre 1321 — gestorben war.

IV.

Mit der Legende betreten wir das Gebiet der specifisch geistlichen, der kirchlichen Dichtung. Die geistliche Epik entwickelte in dieser Periode eine Fülle und Mannigfaltigkeit der Motive und Formen, der nur leider keiner Fülle und Mannigfaltigkeit dichterischer Talente entspricht. Von allen Seiten, aus den verschiedensten Jahrhunderten und Gegenden strömte legendarischer Stoff herbei. Altbekanntes begegnet dicht neben Solchem, das die strengere Richtung der altenglischen Theologie abzuwehren gewußt hatte, dem aber jetzt — bei der umsichgreifenden Lust zu schriftstellern, der sinkenden Gelehrsamkeit und dem zunehmenden Wunderglauben — Thür und Thor geöffnet waren. Da ist die

anmuthige Legende von der Himmelfahrt Mariä, welche — in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts im Morgenland entstanden — seit ihrer Bearbeitung durch den Trouvère Wace*) im zweiten Viertel des zwölften Jahrhunderts das Bürgerrecht im normannischen England erhalten hatte. Da ist die ebenfalls in altchristliche Zeit hinaufgehende, aus lieblichen und wunderlichen Zügen gemischte Legende von der Kindheit Jesu. Wir sehen auf der Flucht nach Aegypten Drachen und Löwen dem göttlichen Kind huldigen. Der hungernden und durstenden Maria neigt sich auf Jesu Geheiß der Baum, unter dem die heilige Familie ruht, um ihr von seiner Frucht zu geben, und seiner Wurzel entquillt erfrischendes Wasser. Später verrichtet der Heiland Wunder der seltsamsten Art: er bildet zwölf Fliegen aus feuchter Erde, setzt sich auf einen Sonnenstrahl und dergleichen mehr. Bei unzähligen Gelegenheiten aber bewährt sich seine Macht über Leben und Tod.

Die bei den Engländern vor der Eroberung schon so beliebte Legende vom heiligen Kreuz hatte in Folge der Kreuzzüge eine neue Bedeutung erhalten. Eine reiche Litteratur knüpft sich an diese schöne, sich stets verändernde und erweiternde Sage, welche im Paradiese anhebt und mit der Kreuzesfindung durch die h. Helena ihren Abschluß noch nicht erreicht.

Motive wie die Höllenfahrt Christi im Evangelium Nicodemi oder wie die Visio Pauli fahren fort, ihren alten Reiz auszuüben. Ihnen schließen sich das Fegefeuer des h. Patrik (die Legende von Owain) und die weitverbreitete und allbekannte Legende von Tungdalus an. Bald tauchen auch die oft besungenen jungfräulichen Blutzeuginnen Margarete und Katharina wieder auf, und zu ihnen gesellt sich die reumüthige Sünderin Maria Magdalena und der „gute Sünder" Gregorius.

Die Gregoriussage unterscheidet sich von der großen Mehr-

*) In dem Gedicht über das Fest der Empfängniß der h. Jungfrau, dessen Inhalt weit mehr bietet als der Titel verspricht.

zahl der übrigen Legenden durch ihren tiefen Gehalt und die poetiſche Stimmung, welche einen grauſigen Stoff durch das Licht der Religion verklärt erſcheinen läßt. Gregorius, ein Kind der Blutſchande, wird von ſeiner Mutter gleich nach der Geburt in einem Boot dem Meere übergeben. In Unwiſſenheit ſeiner Herkunft aufgewachſen, wird er — ein zweiter Oedipus — der Befreier ſeines Vaterlandes und der Gemahl ſeiner Mutter. Als die Wahrheit an den Tag gekommen, ſühnt er die Schuld, die er unſchuldig auf ſich geladen, durch ſiebenzehnjährige harte Buße. Endlich auf göttlichen Befehl zum Papſt von Rom erwählt, hat er das Glück, als ſolcher ſeiner eigenen Mutter Verzeihung ihrer Schuld anzukündigen. Nach franzöſiſcher Quelle wurde dieſer Stoff — wohl nicht lange nach der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts — im Norden des Mittellandes in engliſchen Verſen behandelt. Ihrem Weſen wie der poetiſchen Behandlung nach, die ſie erfuhr, liegt dieſe Legende auf der Grenze zwiſchen geiſtlicher und weltlicher Epik.

An das Gebiet der Novelle ſtreifen und den Namen contes dévots verdienen eine Reihe von Legenden, in denen es ſich nicht um Leben oder Tod eines Heiligen, ſondern um irgend ein in den gewöhnlichen Lauf des Lebens eingreifendes Mirakel handelt. Namentlich die Jungfrau Maria ließ der mittelalterliche Glaube ſolche Wunder zu Gunſten ihrer Verehrer wirken. Von einer größern Anzahl *Marialegenden*, die in der erſten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts im Weſten des Mittellandes entſtanden ſein mögen, hat eine ſüdliche Handſchrift — das bekannte Vernon-Manuſcript in Oxford — uns acht bis neun erhalten, die zum größeren Theil, wenn nicht alle, auf franzöſiſchen Quellen beruhen dürften.

Die in Frankreich längſt einheimiſche Sitte, gereimte Heiligenleben in der Nationalſprache in der Kirche vorzutragen, ſei es während der Meſſe, ſei es, ſofern die römiſche Curie durch ihre Verbote jenes zu verhindern vermochte, beim Abendgottesdienſt, hatte auch in England — hier durch Aelfriks allitterirende Ho-

milien vorbereitet — Eingang gefunden und gab zu immer neuer Nachfrage, zu immer neuen Leistungen Anlaß. Jeder kirchliche Festtag sollte womöglich durch seine besondere Legende in englischen Versen verherrlicht werden.

Am entschiedensten wurde diesem Bedürfniß zunächst im Süden entsprochen, und hier setzte sich allmählich eine bestimmte Form für die Legende fest.

Drei Metren kommen für die geistliche Epik dieser Periode überhaupt in Betracht: das kurze Reimpaar, die zwischen Alexandriner und Tetrameter schwebende Langzeile, die ryme couee. Die letztere Form, ursprünglich nur für die Lyrik verwerthet, scheint erst gegen den Schluß des dreizehnten Jahrhunderts in der Legende aufzutreten, um dieselbe Zeit, wo Bänkelsänger dieselbe in den Ritterroman einführten. In der geistlichen Erzählung aber fand der Schweifreim viel geringeren Erfolg als in der weltlichen. Nur einzelne Stoffkreise, wie die Visio Pauli, die Himmelfahrt Mariä, die Owainlegende und ähnliche wurden — zum Theil nur vorübergehend — von ihm ergriffen. Im eigentlichen Heiligenleben findet die ryme couee noch seltener eine Stätte. Sie wird jedoch in den älteren Bearbeitungen des Lebens des h. Alexius verwendet, zunächst in sechszeiligen, dann — unter entschiedenem Einfluß der Bänkelsängerpoesie — in zwölfzeiligen Strophen.

Größere Bedeutung für die geistliche Epik hat das kurze Reimpaar. Es ist das Metrum der älteren Versionen der Himmelfahrt Mariä, deren südliche Grundlage bald nach 1250 entstanden sein muß. In kurzen Reimpaaren ist auch die Kindheit Jesu in der Laud-Handschrift (Nr. 108), sowie die Mehrzahl der Marialegenden im Vernon-Manuscript gedichtet. Stoffe wie die Visio Pauli, das Evangelium Nicodemi, werden vorzugsweise in dieser Form behandelt. Umfassendere Darstellungen aus der biblischen Historie, wie etwa die Geschichte Adams und seiner Söhne, kleiden sich am einfachsten in eben dieses Gewand. Auch dem eigentlichen Heiligenleben ist es nicht fremd: eine Bearbeitung

der Legende von der h. Magdalena — etwa aus dem Anfang des vierzehnten Jahrhunderts — ist in kurzen Reimpaaren abgefaßt, deren Gebrauch bald darauf in Nordhumbrien die weiteste Ausdehnung erlangt.

Im Süden dagegen herrscht in dem Heiligenleben von vornherein der Vers vor, den man als den mittelenglischen Alexandriner bezeichnen kann, und der sechs bis sieben, auch wohl bis acht Hebungen zählt. Seltener erscheinen Septenare oder Tetrameter regelmäßig durchgeführt, in welchem Fall zum Endreim gern der Mittelreim sich gesellt, besonders beim Tetrameter, der so zur Grundlage einer Strophe aus kurzen Versen mit verschränktem Reim wird. Zunächst tritt nun die Langzeile in einreimigen vierzeiligen Strophen auf; sie bilden das natürliche Resultat der Formentwicklung, die wir am Schluß der vorigen Periode in Werken wie die Passion und ähnlichen beobachteten. In solchen Strophen wurde etwa um 1270 die Legende der h. Margarete und nicht viel später die der h. Katharina und der Maria Magdalena bearbeitet. Tetrameter, auf diese Weise gebunden und durch den Mittelreim gebrochen, ergeben die achtzeilige Strophe der Gregoriuslegende.*) In den eigentlichen Heiligenleben aber kehrte man von der etwas schwierigen Form des viermal wiederkehrenden Endreims allmählich zum blos paarweise gebundenen Alexandriner zurück.

Um dieselbe Zeit, wo dieses geschah, begann man die Einzellegenden zu einem Cyclus zu verbinden, der an die Festtage des kirchlichen Jahres sich anschloß. Das Reimpaar aus Alexandrinern wurde daher die Form des Legendencyclus. Dabei wurden eine Anzahl Stoffe zum ersten Male, viele andere von neuem englisch bearbeitet; gelegentlich begnügte man sich aber auch damit, bereits vorhandene Uebertragungen, mehr oder weniger verändert, aufzunehmen. Vorhandene poetische Bearbeitungen und Deutungen von Evangelien aus dem Weihnachts- und Ostercyclus wurden

*) Auch in der Maria Magdalena (der Laud-Handschr.) scheinen die Verse Tetrameter zu bilden; häufig stellt sich hier auch der Mittelreim ein, jedoch nicht consequent, sodaß die Kurzzeile noch nicht durchgedrungen ist.

ebenfalls verwerthet und aus einer Verbindung von ſolchen längere Advents- und Paſſionsgedichte geſchaffen. So entſtand ein vollſtändiger liber festivalis in engliſchen Verſen, der in mehreren Handſchriften, leider gewöhnlich nicht ohne Lücken, ſtets auch mit Abweichungen in der Anordnung, in Lesarten, ja im Materiale ſelbſt, uns überliefert iſt.*)

Die Entſtehung dieſes Sammelwerks fällt zum größten Theil in das letzte Viertel des dreizehnten Jahrhunderts. Sie vollzog ſich, wie wir ſchon andeuteten, im Süden und zwar vorzugsweiſe in jenen weſtlichen Grafſchaften, wo die ſüdliche Mundart einen tiefen Einſchnitt nach Norden hin in mittelländiſches Gebiet macht. Als den Mittelpunct, den Heerd dieſer litterariſchen Bewegung, deren Wellenſchlag ſich weithin fühlbar machte, darf man wohl die große Abtei zu Glouceſter anſehen.

Mannigfach waren die Quellen, aus denen der Stoff den Mönchen von Glouceſter zufloß. Die große Mehrzahl derſelben aber war ohne Zweifel lateiniſch geſchrieben. Daneben mögen gelegentlich franzöſiſche Dichtungen benutzt ſein, deren Einfluß jedoch im Ganzen deutlicher in iſolirt auftretenden Legenden ſichtbar iſt. Eine directe Einwirkung engliſcher Darſtellungen aus früheren Perioden auf dieſen neueren Legendencyclus dürfte ſich kaum nachweiſen laſſen. Die fortſchreitende Sprachentwicklung machte das Verſtändniß derſelben nachgerade unmöglich; der in lateiniſcher Sprache maſſenhaft ſich zudrängende Stoff ließ das Bedürfniß, jene zu benutzen, nicht aufkommen. In lateiniſchem Gewand kamen auch die Leben national-engliſcher Heiligen, eines Auſtin, eines Swithin, eines Kenelm, eines Edmund, eines Dunſtan auf unſere Legendendichter.

Um die Zeit, wo die Thätigkeit dieſer Letzteren in voller Blüthe ſtand, ſchrieb der Italiener Jacobus a Voragine, Biſchof von Genua, einen ähnlichen Legendencyclus in lateiniſcher Proſa

*) In den ſpäteren Abſchriften findet ſich vielfach ganz Fremdartiges, oft auch formell ſich Unterſcheidendes, in den Cyclus hineingetragen.

unter dem Titel Legenda aurea. Genaue Uebereinſtimmung zwiſchen ſeiner Darſtellung und der in einigen der engliſchen Legenden, wie ſie z. B. bei dem Leben des Chriſtophorus und der Margarete conſtatirt iſt, hat den Gedanken an eine Benutzung der Goldenen Legende ſeitens der engliſchen Dichter entſtehen laſſen. Es iſt jedoch daran zu erinnern, daß Jacobus a Voragine ältere Quellen oft mit größter Unbefangenheit ausſchreibt, ſodaß die bemerkte Uebereinſtimmung auf Benutzung derſelben Autoritäten beruhen könnte.

Welch ein Ausblick in weite Fernen, in zeitliche und räumliche Extreme eröffnet ſich uns, wenn wir in dieſem mittelengliſchen Legendencyclus blättern. Das ferne Morgenland auf der einen, Irland auf der andern Seite; die Zeit der Gründung der Kirche, ja hie und da noch viel frühere Epochen und das dreizehnte Jahrhundert; denn auch der i. J. 1242 geſtorbene, 1246 heilig geſprochene Erzbiſchof Edmund von Canterbury hat hier neben ſeinem Namenspatron, dem oſtangliſchen König und Märtyrer Edmund, ſeine Stelle.

Ebenſo große Verſchiedenheit macht ſich geltend, wenn wir Charakter und Gehalt der einzelnen Legenden vergleichen. Bald die zarteſte Poeſie, die innigſte Gemüthstiefe, bald groteske, ja widerwärtige Scenen, wunderliche Mirakel. Nicht ſelten freilich verbinden ſich dieſe Elemente und gemahnen uns an die Nothwendigkeit, unſern modernen äſthetiſchen Maßſtab beiſeite zu legen, wenn wir die Erzeugniſſe der Phantaſie früherer Tage würdigen wollen.

Im Ganzen läßt ſich nicht leugnen, daß je weiter das Mittelalter fortſchreitet, die legendenbildende Kraft zu erlahmen, und in demſelben Maße, wie die Kirche ſich verweltlicht, auch die religiöſe Phantaſie ſich zu vergröbern und zu veräußerlichen ſcheint. Immer ungeheuerlicher werden die Wundererzählungen, alte Motive werden mit monotoner Uebertreibung variirt und gehäuft; immer bedeutender wird die Rolle, welche dem Teufel in der Welt zuerkannt wird.

Doch auch die tröſtliche Kehrſeite fehlt nicht. Inmitten dieſer

Entartung des officiellen Kirchenthums schwingt sich in auserlesenen Geistern die religiöse Phantasie, auf's höchste verfeinert und veredelt, in die Regionen der Mystik empor, und dicht daneben macht sich der Geist der Aufklärung in verschiedenen Formen und Abstufungen, auch in der einer maßvollen, zuweilen sehr schüchternen, Kritik geltend. Auch in unsern englischen Legenden finden sich — allerdings nur seltene — Spuren solcher Kritik: so in dem Leben der h. Margarete. Es wird erzählt, wie der Teufel in Gestalt eines Drachens zur Heiligen in den Kerker kommt und sie verschlingt; sie aber macht das Kreuzeszeichen, der Leib des Ungeheuers zerplatzt, und die Jungfrau tritt unversehrt daraus hervor. Dazu macht der Dichter in Uebereinstimmung mit Jacobus a Voragine die Bemerkung: „Doch ich erzähle dies nicht für wahr, denn ich finde es nicht verbürgt. Ob es wahr sei oder nicht, wer kann das wissen? Es wäre aber gegen die Natur, daß der Teufel getödtet würde; denn er ist für keinerlei Todesart empfänglich, ich kann es daher nicht glauben. Auch das glaube ich nicht, daß seine Macht groß genug wäre, um ein so heiliges Geschöpf in seinen Leib aufzunehmen." *)

Noch ein anderes Heilmittel gegen den Schrecken der umsichgreifenden Teufelsherrschaft gab es. Seit lange erlaubte man sich, den bösen Feind mit einem gewissen Humor zu behandeln. Wie traurig schlägt für ihn der Verführungsversuch aus, den er mit dem h. Dunstan anstellt. In Gestalt einer schönen Frau kommt er zu dem heiligen Abt,**) der wie gewöhnlich seine Mußestunden in seiner Schmiede bei der Arbeit zubringt. Dunstan unterhält sich freundlich mit der Erscheinung, bis eine Zange, die er in's Feuer gelegt hat, glühend ist. Dann nimmt er sie und klemmt mit raschem, glücklichem Griff des Teufels Nase dazwischen, die er so lange mit dem glühenden Eisen kneift und schüttelt, bis der Böse vor Schmerz heult und tanzt und nach seiner glücklichen Befreiung davoneilt unter dem

*) St. Margaret V. 165 ff.

**) St. Dunstan V. 70 ff.

lauten Schrei: „Weh, was hat der Kahlkopf gethan! was hat der Kahlkopf gethan!“

Solche Erzählungen verſetzten die Gläubigen in heitere Erbauung. Aber mit welch männlichem Behagen mußten ſie Legenden vernehmen, wie die des h. Chriſtophorus, aus deren ſchönſten Zügen die Signatur des germaniſchen Geiſtes deutlich hervorzuleuchten ſcheint. Welch eine troſtvolle Ueberzeugung für das ſtarke Herz, daß der böſe Feind nicht der Mächtigſte auf der Welt ſei, daß es ſich den zum Herrn wählen könne, unter deſſen Banner es jedem Feinde Trotz zu bieten vermag.

Eine ziemlich eingehende Darſtellung des Weſens und der Wirkſamkeit der böſen Geiſter findet ſich in der Legende des Erzengels Michael. Der Kern dieſer Legende, unzweifelhaft normanniſchen Urſprungs, bewegt ſich um die Mirakel, denen das Heiligthum auf dem Berge Gargan und jenes andere auf der Felſeninſel Tumba ihre Entſtehung verdanken. Daran ſchließt ſich ohne weitere Vermittlung die Erzählung von dem Kampf Michaels mit dem Drachen, d. h. dem böſen Feind, der von dem Erzengel aus dem Himmel in die Hölle geſchleudert wird. Hier findet der Dichter willkommenen Anlaß zu einem dämonologiſchen Excurs. In ſeiner Theorie begegnet ſich altkirchliche Ueberlieferung mit Nachklängen des deutſchen Heidenthums. Wir erfahren von den zehn Engelhierarchien, von dem Falle Lucifers und ſeines Anhangs, und wie Gott, um den Riß in der urſprünglichen Ordnung wiederherzuſtellen, das Menſchengeſchlecht erſchuf — Alles nach dem Syſtem des großen Gregorius und wie es ſchon Kädmon in engliſchen Verſen verkündet hatte. Wir werden aber auch über die verſchiedenen Uebergangsſtufen zwiſchen guten und böſen Geiſtern, über den Aufenthaltsort und die Geſchicke jeder Gattung belehrt. Wir hören von der Wirkſamkeit der Dämonen, von dem Nachtmar (dem Alp), der zur Nacht die Menſchen reitet, von den Elfen (Elben), die bei Tag im Walde, des Nachts auf hohen Hügeln hauſen und die man oft auf geheimen Wegen in großer Zahl tanzen und ſpielen ſieht. Eingehend erörtert der Dichter

die Macht des Teufels über die Menschen und die Art und Weise, wie er sie versucht. Vor Christi Geburt vermochte der Böse was er wollte; wäre er damals so grimmig gewesen wie nachher, kaum Einer wäre ihm entgangen. Aber sein Ingrimm und sein Hunger sind gewachsen, seit Christus ihn fesselte, wie bei dem Hund, den man an die Kette legt. Weh dem, der ihm nahe kommt, der seine Gedanken auf das Böse richtet. Ihn sucht er an sich zu ziehen. Zunächst mit dem kleinen Finger (Luttle mon), indem er ihn auf die Geringfügigkeit der beabsichtigten Sünde hinweist, darauf mit dem „Arzt" (so heißt der Ringfinger, weil Aerzte damit die Medicin zu versuchen pflegen), indem er ihn an Gottes Milde und Barmherzigkeit erinnert; verfängt auch dies nicht, so wendet er „Langmann", den Mittelfinger an, er sagt dem Menschen, ein gar langes Leben liege vor ihm, um seine Sünde zu büßen; dann kommt der „Zeiger" an die Reihe, der auf die Sünden Anderer, namentlich der Heiligen hinweist; endlich versucht der Böse es mit dem „Starken", dem Daumen: „Du bist stark genug, um noch größere Sünde zu büßen als diese."

Zum Glück für uns begnügt der Dichter sich nicht mit dieser Theorie der Dämonen. Anknüpfend an den Abgrund der Hölle, der bei ihm, wie bei Dante, il fondo dell' universo bildet, im Centrum der Erde liegt, gibt er uns zum Schluß ein vollständiges Compendium der Kosmologie. Seit Beda waren mehrere Versuche in dieser Richtung gemacht worden, gelegentlich auch in englischer Sprache. Doch ist mir keine andere Darstellung bekannt, welche in so kleinem Umfange so verschiedene Gebiete in sich vereinigte. Lag dem Dichter keine einheitliche Quelle vor, welche er nur zu übersetzen brauchte, so muß er ein Mann von nicht unbedeutenden Kenntnissen gewesen sein. Auf jeden Fall ist es von Bedeutung, derartigen Bestrebungen im Vaterland und im Zeitalter Roger Bacons zu begegnen.

Nach dem — auf Ptolemäus zurückgehenden — System, das uns hier entgegentritt, bildet den Mittelpunct des Universums die Erde. Sie ist viel kleiner als der kleinste der Fixsterne, einhundertfünfundsechzigmal

kleiner als die Sonne, dagegen neunmal so groß als der Mond. Um die Erde, welche apfelrund im Weltall schwebt wie der Dotter im Ei, bewegt sich der Himmel in acht Sphären. Die oberste, in unermeßlicher Entfernung vom Mittelpunct, ist die der Fixsterne, darauf folgen die Sphären der sieben Planeten: Saturnus, Jupiter, Mars, die Sonne, Venus, Mercurius, der Mond. Groß ist die Wirkung, welche von den Planeten auf die Witterung, das Gedeihen der Früchte ausgeht. Auch der Mensch in seinem Temperament, seinen Anlagen und Neigungen ist von ihnen abhängig; doch gibt ihm sein freier Wille die Macht, seinen Trieben zu folgen oder sie zu unterdrücken. Von den Planeten haben die Wochentage ihre Namen, und weil Mars und Saturn finstere Mächte sind, scheut man sich am Dinstag (Tywesday, Martis dies) und am Sonnabend (Saturday) Etwas von Bedeutung zu unternehmen. — Eine ausführliche Erörterung widmet der Dichter dem Mond und seinen Phasen. — Unterhalb der Mondsphäre befinden sich die vier Elemente, zu oberst das Feuer, darauf die Luft, dann Wasser und Erde. Die verschiedenen metereologischen Erscheinungen werden in anziehender Weise erklärt: woraus Blitz und Donner, Hagel und Schnee, Thau, Nebel, Frost und Reif entstehen; der Zusammenhang aller Seen, Quellen und Flüsse auf der Erde mit dem großen Ocean, der das Trockne umgibt, wird nachgewiesen. Endlich gelangt der Dichter zum Menschen, der wie alles Organische aus den vier Elementen gebildet ist. Je nach dem Vorherrschen des einen oder anderen Elements in der Mischung ist das Temperament des Menschen bestimmt. Nach neuerem Sprachgebrauch würde der Erde das phlegmatische, dem Wasser das melancholische, der Luft das cholerische, dem Feuer das sanguinische Temperament ungefähr entsprechen. An die Physiologie des Menschen und die Darstellung seiner Entwicklung im Mutterleibe schließt sich die Psychologie an. Den drei Haupttheilen des menschlichen Organismus: Leber, Herz, Hirn entsprechen die drei Seelen, die — nach Aristoteles — der Mensch in sich vereinigt: die vegetative, die animalische und die vernünftige Seele. An die letztere, welche un-

sterblich ist, knüpft der Dichter zum Beschluß theologische und erbauliche Betrachtungen.

Wurde so die Legende des h. Michael dazu verwerthet, wissenschaftliche Erkenntniß oder was dafür galt, in populärer Form zu verbreiten, so gelangten in der Legende des h. Brandan, welche die Wunderwelt des Meeres erschließt, traumhafte Vorstellungen von unbekannten Erdtheilen, wie sie im Volksgeist sich gebildet hatten, zum Ausdruck. Aus dunkler Ahnung und Sehnsucht in die Ferne hervorgegangen, hat diese Legende wirksam dazu beigetragen, die Ahnung einer unbekannten Welt und die Sehnsucht darnach das ganze Mittelalter hindurch wach zu erhalten, bis mit der Entdeckung Amerika's die Zeit der Erfüllung kam.

Die Leben der englischen Nationalheiligen eigneten sich besonders zu Rückblicken in die nationale Vergangenheit. Trotz des sagenhaften Elements, welches auch in diesen Legenden überwiegt, ergab sich hier doch häufiger Gelegenheit, ein Stück Geschichte oder Geographie den Zuhörern einzuprägen. So sehen wir den Biographen des h. Kenelm, der wie sein Vater Kenulf König der wallisischen Mark genannt wird, im Eingang der Legende eine Beschreibung Englands zur Zeit der Pentarchie geben, wobei besonders das Verhältniß der fünf Königreiche zu den Grafschaften und Bisthümern hervorgehoben wird.*)

An wirklich historischem Gehalt aber überragt eine unter den Legenden alle übrigen: es ist die des populärsten aller englischen Heiligen, des Thomas von Canterbury. Die politische Bedeutung des Mannes, die Kürze des seit seinem Tode verflossenen Zeitraums und der Reichthum an biographischem Material, welches von Engländern und Normannen zusammengehäuft war, bewahrten Thomas vor dem Schicksal, ein legendarischer Held von der gewöhnlichen Sorte zu werden, wenn sie auch selbstverständlich dem Wunderglauben und dem unkritischen Sinn nicht wehren konnten, den geschichtlichen Kern seines Lebens zu schmücken und zu entstellen.

*) Ueber die Quelle dieser geographischen Einleitung s. unt. S. 349.

Durch hiſtoriſchen Ton und durch den Umfang der Darſtellung tritt das Leben des Thomas Beket aus dem Kreiſe der übrigen Legenden heraus, den es übrigens in würdigſter Weiſe beſchließt.*)

In einer der älteſten Handſchriften, welche den Cyclus enthalten, ſind dem Leben des h. Thomas noch zwei weitere Legenden angehängt, die des Judas und die des Pilatus. Gar Wunderſames und Grauſiges, ſchließlich jedoch wenig Poetiſches und Ergreifendes, wenig Originelles weiß die Sage über das Leben dieſer Männer zu berichten, welche in ſo ehrwürdiger Geſellſchaft ſich ſeltſam genug ausnehmen, deren Geſchichte jedoch in denſelben Kreis von Ideen und Vorſtellungen gehört. Auch der Form und Darſtellung nach ſchließen ſich dieſe beiden Legenden den Heiligenleben durchaus an.

Die Darſtellung im Legendencyclus wird durch die metriſche Form des Alexandrinerpaars bedingt. Dieſes beſtimmt den Satzbau, die Uebergänge, die formelhafte Wiederholung mancher Wendungen und Flickwörter. Eine gewiſſe Aehnlichkeit des Stils verbreitet ſich von hier aus über ſämmtliche Legenden, wie verſchieden ihr Inhalt und ihre Bedeutung auch ſein möge. In Verbindung mit der Identität der Sprache, der Verwandtſchaft der Stoffe hat dies ſogar die Anſicht hervorgerufen, daß der ganze Cyclus von einem Verfaſſer herrühre, eine Anſicht, die bei genauerer Unterſuchung in Nichts zerfällt. Deutlich genug treten uns in der Behandlung der Stoffe, in der größeren oder geringeren Vorliebe für beſtimmte Vorſtellungskreiſe, in Anſchauungen und Kenntniſſen verſchiedene Individualitäten entgegen; auch in metriſchen und phraſeologiſchen Details verleugnet ſich dieſe Verſchiedenheit nicht. In einem Puncte freilich ſcheinen dieſe Legendendichter ſo ziemlich auf einer Stufe zu ſtehen: in poetiſchem Formtalent. Dem etwas holperigen Vers entſpricht eine etwas unbeholfene Darſtellung, deren Hauptvorzug ihre Naivetät iſt. Von der Fülle der Diction, von dem Pathos, welches in älteren allitterirenden Heiligenleben

*) Der Feſttag des h. Thomas fällt auf den 29. December.

zur Erſcheinung kommt, findet ſich hier keine Spur. Schlicht und nüchtern, ohne jeden poetiſchen Schmuck, ohne gelegentliche Hebung des Tones, und ebenſo ohne Eleganz und Rundung verläuft in monotoner Weiſe die Erzählung. Nur zuweilen bricht die Empfindung oder die Reflexion des Dichters durch, ohne jedoch ſeinem Vers einen höheren Schwung zu verleihen. Wie durch Zufall decken ſich hie und da Gedanke und Form zu ſtärkerer Wirkung. An einigen Stellen iſt es die Poeſie des Stoffes, welche an der ſchmuckloſen Darſtellung kein Hinderniß findet, unſer Herz zu ergreifen. Ja, der treuherzige Glaube, der fromme Sinn dieſer Dichter vermag an ſich ſchon eine ähnliche Wirkung auszuüben.

Höchſt bedeutſam iſt aber die Erſcheinung dieſes Zuſammenwirkens Vieler in einem Sinn und zu einem Zweck. Sie zeigt uns, daß der Geiſt, welcher im neunten Jahrhundert die engliſche Chronik geſchaffen hatte, im dreizehnten Jahrhundert nicht ganz aus den engliſchen Klöſtern gewichen war.

Auch eine Art nationaler Hiſtoriographie taucht unter Eduard I. wieder auf. An der Spitze der neueren Geſchichtſchreiber ſteht ein Mönch derſelben Abtei, welche wir als den wahrſcheinlichen Mittelpunct der cycliſchen Legendendichtung bezeichnet haben.

Robert von Gloucester wurde während der Regierungszeit Heinrichs III. geboren. Er erlebte die ſchickſalsvollen Jahre des Bürgerkriegs und trug einen tiefen Eindruck davon hinweg. Aus friſcher Erinnerung ſchildert er uns in ſeiner Chronik*) die trübe Witterung, welche das Land in Finſterniß einhüllte, den wolkenbedeckten Himmel, von dem ſchwere Regentropfen langſam herabfielen, zur Zeit, wo — dreißig engliſche Meilen vom Dichter entfernt — die blutige Schlacht von Evesham tobte (4. Auguſt 1265), — die Schlacht, worin Simon von Montfort den Tod fand und das Panier der Barone ſank. Auf dieſen Jugendeindrücken mag es zum Theil beruhen, wenn Robert ſpäter den Entſchluß faßte, die Geſchichte ſeines Landes zu ſchreiben. Mannigfache Anregung

*) ed. Hearne S. 560.

nach dieſer Richtung hin fand er in ſeinem Kloſter. Die lebhafte Thätigkeit, welche ſich dort auf dem Gebiete der Legendendichtung entfaltete, ſetzt eine vielſeitige Beſchäftigung mit mittellateiniſcher, wohl auch franzöſiſcher Litteratur innerhalb gewiſſer Gattungskreiſe voraus. Auch Geſchichtſchreiber, Biographen, Annaliſten, Chroniſten wurden dort ohne Zweifel geleſen oder waren wenigſtens erreichbar. Robert war viel weniger poetiſch angelegt, hatte aber mehr vom Gelehrten als Layamon. Alterthümer, topographiſche, ethnologiſche, nationalökonomiſche Verhältniſſe erregten ſein Intereſſe. Ueberall reizt es ihn, die Vergangenheit mit der Gegenwart zu vergleichen. Seine Gelehrſamkeit iſt nicht beſonders groß, ſein Geſichtskreis nicht weit, ſein Blick nicht gar ſcharf, aber er iſt ein warmfühlender und innerhalb ſeiner Sphäre klar ſehender Mann. Gerne erblickt er in den hiſtoriſchen Ereigniſſen den Finger Gottes; der moraliſche Maßſtab, den er an die Dinge anlegt, iſt ſtreng, jedoch nicht engherzig. Den Intereſſen der Kirche ergeben, iſt er zugleich ein guter Engländer. Parteirückſichten und Vorurtheile trüben ſein Urtheil weniger, als bei manchem hervorragenden Hiſtoriker der Fall iſt. Stets iſt er bemüht, Lob und Tadel nach Verdienſt auszutheilen.

Wenn Robert den Beruf zum Geſchichtſchreiber in ſich fühlte und gewillt war, Engliſch für Engländer zu ſchreiben, ſo bot ſich ihm in dem Leben des Thomas von Canterbury ein Vorbild dar, dem er in Form und Darſtellung ſich anſchließen konnte.

Während des letzten Jahrzehnts des dreizehnten Jahrhunderts ſcheint er Hand an's Werk gelegt zu haben. Seine Chronik gelangte erſt nach 1297, vielleicht um 1300 zur Vollendung.

Das Werk umfaßt die Geſchichte Britanniens von der älteſten Zeit, d. h. vom trojaniſchen Kriege an bis zum Schluß der Regierung Heinrichs III. Beinahe die Hälfte des Ganzen iſt der fabelhaften Periode der britiſchen Könige gewidmet. Hier iſt Galfrid von Monmouth die Quelle, der Robert im Ganzen mit großer Treue folgt, nicht jedoch ohne einige Notizen, die ihn weniger intereſſirten, beiſeite zu laſſen, auch nicht ohne gelegentlich

neben Galfrid ſeinen normanniſchen Ueberſetzer Wace zu Rathe zu ziehen. Für die altengliſche Zeit, welche in ſeiner Chronik am wenigſten Raum beanſprucht, ſchließt Robert ſich an Wilhelm von Malmesbury, in zweiter Linie an Heinrich von Huntingdon an. Größere Fülle gewinnt die Darſtellung mit der normanniſchen Eroberung, wo die Quellen reicher zu fließen beginnen. Ailred von Riveaux, die Annales Waverlienses, das franzöſiſche Gedicht La Estoire Aedward le rei, Waces Roman de Rou und zahlreiche andere Schriften kennt und benutzt Robert; für die Zeit der Bürgerkriege unter Heinrich III. folgt er namentlich Riſhangers Chronicon de bello Lewense. Auch engliſch geſchriebene Werke, Legenden von Nationalheiligen ſind unter ſeinen Quellen zu nennen, vor allen das Leben des Thomas Beket, aus dem er mehrere Verſe wörtlich in ſeine Chronik aufnimmt.*)

Denn Robert ſchreibt in der Versform und im Stil des Legendencyclus. Poetiſchen Werth entbehrt ſeine Chronik durchaus. Die Kunſt zu erzählen hat er nicht gelernt; auch iſt das epiſche Genre nicht das, was ihn vorzugsweiſe anzieht. In der Darſtellung der Begebenheiten befleißigt er ſich oft zuſammenziehender Kürze: nur gewiſſe Einzelheiten halten ihn länger auf. Wo er beſchreibt oder erörtert, wo er Rückblicke oder Blicke in die Zukunft wirft, wo er vergleicht und urtheilt, zeigt Robert ſich in ſeinem Element. Archäologiſches und topographiſches Detail, moraliſche Reflexionen und dergleichen bilden die intereſſanteſten Partien in ſeinem Werk.

Robert iſt ein Patriot, für Englands Ruhm und Größe begeiſtert, an des Vaterlandes Wohlergehen das wärmſte Intereſſe nehmend. An die Spitze ſeines Werkes ſetzt er eine Lobrede auf England, welche zwar nicht durch Poeſie der Anſchauung und des Ausdrucks, wohl aber durch die zu Grunde liegende Geſinnung

*) Daß nicht etwa der Verfaſſer von St. Thomas aus Robert ſchöpfte, läßt ſich eben ſo evident nachweiſen, wie daß Robert nicht etwa ſelbſt jener Verfaſſer war.

und in manchen Gedanken an die berühmte Stelle in Shakſperes Richard II. erinnert.

> England iſt ein gar gutes Land, mir ſcheint von allen Ländern das beſte. An's Ende der Welt iſt es geſetzt, im äußerſten Weſten. Die See umfließt es ganz, eine Inſel ragt es hervor. Um ſo weniger braucht es ſeine Feinde zu fürchten, es ſei denn durch Verrath von Menſchen aus dem Lande ſelbſt, wie man weiland geſehen hat. Von Süd nach Nord iſt es 800 Meilen lang, und 400 (200?) Meilen breit, wie es in der Mitte des Landes, nicht wie es an einem Ende iſt. Fülle aller guten Dinge kann man in England ſehen, wenn nicht die Menſchen es verderben oder die Jahre ſchlecht ſind. Denn England iſt voll genug von Frucht und von Bäumen, von Wäldern und von Parken, daß es eine Luſt iſt, es zu ſehen; von Vögeln und von Thieren, wilden und zahmen; von Salzfiſch und Süßwaſſerfiſch, und dazu von ſchönen Flüſſen, von ſüßen Quellen kalt genug, von Weideland und Wieſe; von Silbererz und Golderz, von Zinn und von Blei, von Stahl, von Eiſen und von Erz, von gutem Korn große Fülle, von Leinwand und von Wolle, wie es keine beſſern geben kann. Gewäſſer hat es auch recht gute, doch vor allen anderen drei, welche aus dem Lande in die See Arme bilden, worauf die Schiffe aus der See kommen und dahin gehen können und des Guten genug in's Land bringen an jegliches Ende: der Severn und die Themſe, drittens der Humber, und dann liegt in der Mitte, ſo zu ſagen, das Kernland.

Nach den Flüſſen kommen die Inſeln, dann die Städte an die Reihe. So wird der Dichter auf hiſtoriſches, politiſches Gebiet geführt. Er nennt die Völker, welche England der Reihe nach mit Krieg überzogen und erobert haben: Römer, Picten und Scoten, „Engliſche“ und Sachſen, Dänen; „das fünfte Mal gewann England das Volk der Normandie, welches noch unter uns wohnt und für immer wohnen wird.....“ Der nächſte Abſchnitt iſt der politiſchen Geographie gewidmet: wir erfahren die Namen der vier britiſchen Königreiche, der 35 „Shiren“ der Angeln und Sachſen, der 17 (oder mit Einſchluß von Wales 20) Bisthümer, wir werden über das Verhältniß der fünf angelſächſiſchen Reiche, welche aus der Heptarchie ſich entwickelten, zu den Grafſchaften und den biſchöflichen Sprengeln belehrt, und hören, daß ſchließlich der König von Weſſex alleiniger Herrſcher im Lande wurde. Beſonders anziehend iſt der nun folgende Abſchnitt, welcher die eigenthümlichen Vorzüge der einzelnen Städte oder Gegenden Englands hervorhebt:

„In der Gegend von Canterbury ist der größte Reichthum an Fisch, und die bedeutendste Jagd auf Wild ist um Salisbury, zu London die meisten Schiffe, und Wein zu Wincheſter, zu Hereford Schaafe und Rindvieh, und Frucht zu Worceſter, Seife in der Gegend von Coventry, Eisen zu Glouceſter, Metall, wie Blei und Zinn, im Land von Exeter, York hat das schönste Holz, Lincoln die schönsten Menschen, Grantbridge und Huntingdon die größte Menge von Moorland, Ely die schönste Lage, Rocheſter den schönsten Anblick. Gerade gegenüber Frankreich liegt das Land von Chicheſter, Norwich gegen Dänemark, Cheſter gegen Irland, Durham gegen Norwegen.“ Nun werden die drei Wunder des Landes und dann die vier großen Heerstraßen aufgezählt. Zum Schluß hebt Robert die Vorzüge der englischen Race als ein Resultat der Beschaffenheit des Landes hervor. Die Menschen sind in England schöner, weißer und von reinerem Blut als anderswo; das große Uebel, „welches die Gebeine der Menschen anfrißt, als würden sie verbrannt“, kommt nicht hin, und die aus Frankreich, welche daran leiden und nach England gebracht werden, genesen bald: „daraus kann man sehen, daß England der Länder beſtes ist; wie es ist, schreibe ich.“

Diese Landesbeschreibung erinnert lebhaft an ähnliche Darstellungen, womit Roberts lateinische Vorgänger seit Beda ihre Geschichtswerke zu eröffnen pflegten,*) namentlich auch Heinrich von Huntingdon. Doch standen Robert außerdem wohl noch andere Quellen zur Verfügung. Seit lange gab es besondere Darstellungen ähnlicher Art in Prosa wie in Versen, welche entweder die mirabilia Britanniae oder die politische und kirchliche Eintheilung des Landes zum Gegenstand hatten.

Das große Ereigniß der normannischen Eroberung nimmt Robert zunächst als ein Factum, dann als ein göttliches Strafgericht hin. Harold betrachtet er durch das entstellende Medium

*) Auch die jüngeren Redactionen der altenglischen Annalen werden von einer solchen Landesbeschreibung, die aus Beda geschöpft ist, eingeleitet.

der normanniſchen Tradition; aber auch Wilhelm iſt ihm weder der legitime Herrſcher (dies war vielmehr der Edeling Edgar), noch im Ganzen eine ſympathiſche Erſcheinung. Seiner Tapferkeit, ſeinem ſtrammen Regiment läßt er Gerechtigkeit widerfahren, doch ſtrenge rügt er ſeine Grauſamkeit und Gewaltthätigkeit. Die Bereicherung normanniſcher Klöſter aus engliſchem Gut iſt gar nicht nach ſeinem Sinn. Ueberall zeigt er ſich als Engländer und zwar als Anwalt der geringen Leute. Die Herrſchaft der Normannen in England betrachtet er als definitiv: er ſieht ihre Nachkommen nicht als Fremdlinge an; doch beklagt er es, daß ſie und nach ihrem Beiſpiele die Vornehmen überhaupt Franzöſiſch redeten. Nirgendwo ſonſt auf der Welt komme es vor, daß man eine andere Sprache rede als die Mutterſprache. Gut ſei es freilich, ſowohl Franzöſiſch als Engliſch zu verſtehen; „denn je mehr einer kann, deſto mehr iſt er werth.“

In dem Bürgerkrieg unter Heinrich III. ſteht Robert natürlich auf der Seite der Barone. Eduards I. Regierung hat er nicht beſchrieben. Er erlebte aber noch — wenigſtens zu ihrem größten Theil — jene wichtige Epoche, in der die Keime gelegt wurden zu einer Geſtaltung der Dinge, wodurch viele Wünſche der engliſchen Patrioten in Erfüllung gehen ſollten.

Von den Lebensumſtänden unſeres Chroniſten iſt uns ſo gut wie Nichts bekannt. Auch die Frage, ob Robert außer ſeiner Chronik noch andere Schriften verfaßt habe, muß einſtweilen unbeantwortet bleiben. Sehr möglich, daß er, ehe er ſein großes Werk ſchrieb, zuvor ein paar Legenden dichtete. Nichts berechtigt jedoch zu der Annahme, daß die Anregung zu der Thätigkeit, welche den Cyclus hervorrief, von Robert ausgegangen ſei. Die Anſicht gar, daß er ſelbſt den ganzen Cyclus gedichtet, läßt ſich mit poſitiven Gründen widerlegen.

Soviel ſteht feſt: Robert ſchrieb ſeine Chronik zu einer Zeit, als ſchon ein bedeutender Theil des engliſchen liber festivalis vorhanden, das Ganze aber noch keineswegs abgeſchloſſen war, und wie ſich in ſeinem Geſchichtswerk unzweifelhafte Spuren der

Benutzung einiger Legenden, namentlich der Legende des h. Thomas, finden, ſo begegnen wir umgekehrt in anderen Heiligenleben Stellen, welche aus der Chronik hervorgegangen ſind, wie denn der Verfaſſer des „St. Kenelm“ uns in ſeinem geographiſchen Eingang Nichts als einen Auszug aus Roberts Einleitung bietet.

Auch auf die ſpätere engliſche Hiſtoriographie hat Roberts Beiſpiel einen nicht unbedeutenden Einfluß geübt. Freilich iſt keineswegs Alles, was nach ihm auf dieſem Gebiet verſucht wurde, durch ſein Beiſpiel angeregt worden. Mit dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts beginnt eine reiche chroniſtiſche Litteratur in engliſchen Verſen ſich zu entfalten. Darſtellungen von größerm oder geringerm Umfang, manchmal die ganze engliſche Geſchichte auf wenigen Blättern abhandelnd, bekunden das im engliſchen Volk neu erwachte Gefallen an ſeiner Geſchichte — in einer Epoche, welche ſeine conſtitutionellen Freiheiten und die Grundlagen derſelben, das Selfgovernment, begründet hat.

V.

Den Kern der eigentlich didaktiſchen Poeſie bildete die Predigt und der religiöſe Tractat, welche nach wie vor häufig in rhythmiſchem Gewand auftreten.

Ein beſtimmter Kreis von Stoffen tritt auf dieſem Gebiet immer entſchiedener in den Vordergrund.

Einmal iſt es das Thema der Verächtlichkeit, ja Verabſcheuungswürdigkeit der irdiſchen Welt, des materiellen Daſeins, welches in Staub und Verweſung endigt. Die ſterbliche Seite des Menſchen mit allen ihren unäſthetiſchen Eigenſchaften wird mit grellen Farben, in bezeichnenden Kraftausdrücken geſchildert. Die Prediger lieben es, den Menſchen von dem Augenblick ſeiner Conception an bis an das Grab zu begleiten, die Schwäche und Nichtigkeit dieſes Geſchöpfs, die Ekelhaftigkeit, die ſeinem Urſprung wie ſeinem Ende anklebe, die Gefahren und Leiden, die es bedrängen, mit dem ſelbſtgenügſamen Stolz zu contraſtiren, der es während ſei-

nes kurzen Erdenlebens erfüllt. In dieſen Gedankenzuſammenhängen wird oft der h. Bernhard citirt, auf Grund ſei es echter, ſei es ihm mit Unrecht beigelegter Schriften. Den weitgreifendſten Einfluß aber übt hier wohl die Schrift des dritten Innocenz: De contemptu mundi sive de miseria humanae conditionis libri tres.

Im Gegenſatz zu der Eitelkeit und Flüchtigkeit des irdiſchen Glücks wird dann die Ewigkeit, das Jenſeits in Himmel und Hölle ausgemalt. Mit beſonderer Vorliebe verweilt man — wie ſchon die altengliſche Poeſie es that — bei dem jüngſten Gericht und bei den Zeichen, welche demſelben vorhergehen ſollen. In Beziehung auf dieſe Zeichen hatte ſich eine, in der Hauptſache feſtſtehende, im Einzelnen mancher Variation raumgebende, Ueberlieferung ausgebildet, als deren Quellen namentlich die drei erſten Evangelien und das vierte Buch Esra anzuſehen ſind. Die Zahl der Zeichen, von denen jedes an einen beſondern Tag geknüpft iſt, beträgt gewöhnlich fünfzehn, daneben tritt jedoch auch die Siebenzahl auf. Die ausführlichere Tradition wird im Mittelalter vielfach auf den h. Hieronymus zurückgeführt. Von wem aber immer dieſe Ueberlieferung zuerſt fixirt ſein möge, ſicher iſt, daß den engliſchen Darſtellungen der fünfzehn Zeichen nicht ſelten franzöſiſche Vorbilder zu Grunde liegen.

Neben die Furcht, welche durch die Vergegenwärtigung der letzten Dinge erregt wird, ſoll die Liebe treten. Sie zu wecken, weiſt der zum Volk redende Prieſter auf Chriſti Leiden und Tod hin, die er mit Beziehung auf den Sündenfall darſtellt.

Das angeſtrebte Ziel iſt Erweckung der Reue in der Bruſt des Sünders, Reue, die zur Buße führt. Zur Erleuchtung der Gewiſſen wird über die Pflichten, über Tugenden und Sünden in einer oft feinverzweigten, ſehr in's Einzelne gehenden Darſtellung gehandelt, wobei namentlich die zehn Gebote und die ſieben Hauptſünden dem Eintheilungsſchema zu Grunde liegen.

Dieſe Themata dürften die am häufigſten wiederkehrenden, die am meiſten charakteriſtiſchen für die Epoche ſein. Ihnen ſchließt

ſich mannigfacher anderweitiger Stoff an, vor allem die Lehre von den Sacramenten. Auch in's profanwiſſenſchaftliche Gebiet wird nicht ſelten übergegriffen; für die Darſtellung des Himmels z. B. ruft man die Aſtronomie zu Hülfe.

Kommen wir zu der formellen Seite. Ein geläufiges Metrum für jede derartige Darſtellung bildet das kurze Reimpaar. Aber auch ſtrophiſche Formen gelangen zur Anwendung — wie es ſcheint, namentlich im Süden. Ein Dichter aus der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts, von dem uns ein kurzer Cyclus von Predigten erhalten iſt, bedient ſich einer Strophe aus vier Achtſylblern mit verſchränktem Reime. Ein Anderer leitet eine Darſtellung in kurzen Reimpaaren durch einige Strophen in ryme couee ein.

Aus der Wahl ſolcher Formen ergibt ſich eine Hinneigung zum lyriſchen Genre, die ſich auch in Ton und Stil nicht ganz verleugnet. Schon in der vorigen Periode ſahen wir, wie beide Gattungen, Lyrik und Didaxis, vielfach in einander übergingen. Viel eclatanteren Beiſpielen ſolcher Miſchung begegnen wir aber im gegenwärtigen Zeitraume. Kaum dürfte es einen andern Dichter geben, bei dem Form und Inhalt ſo durchgängig im Widerſtreit ſich befinden, wie bei William von Shoreham.

William von Shoreham dichtete zur Zeit Eduards II. in der Sprache der Grafſchaft Kent, der er angehörte. Als ſeine Heimath iſt die kleine Ortſchaft Shoreham bei Otford anzuſehen. Die Priorie zu Leeds zählte ihn vermuthlich eine Zeit lang unter ihren Mönchen. Als Walter Raynolds, der von 1313 bis 1327 auf dem erzbiſchöflichen Stuhl von Canterbury ſaß, dem Prior und Convent von Leeds das benachbarte Rectorat von Chart-Sutton verlieh, wurde William als Vicar dorthin geſandt. In Chart beſchloß er dem Anſcheine nach ſein Leben.

Seine Dichtungen gehören zum größten Theil dem Gebiet der religiöſen Didaxis an. Die wichtigſten ſtehen unter einander im Verhältniß gegenſeitiger Ergänzung; jedoch wurden ſie, wie es ſcheint, nicht nach einem vorher feſtſtehenden Plan, in ſyſtematiſcher

Ordnung gedichtet. Sie entſtanden je nach dem ſich geltend machenden Bedürfniß oder auf einen von dieſer oder jener Seite ausgeſprochenen Wunſch. Ein gewiſſer Plan mag ſich im Verlaufe der Arbeit herausgebildet haben. An der Spitze der Sammlung ſteht eine poetiſche Abhandlung über die ſieben Sacramente, von denen namentlich das Altarsſacrament, die Buße, das sacramentum ordinis und die Ehe einer eingehenden Erörterung unterzogen werden. Mit Rückſicht auf das Bußſacrament mag William dann ſpäter die zehn Gebote und darauf die ſieben Hauptſünden in Verſen abgehandelt haben. Soweit bewegte er ſich ganz im gewöhnlichen Geleiſe. Es ſcheint jedoch, daß beſondere Erſcheinungen in ſeiner Zeit, vielleicht in ſeiner Umgebung ihn veranlaßten, ein Gedicht hinzuzufügen, welches die Grundlage des ganzen Gebäudes der Kirchenlehre, die tiefſten Geheimniſſe des Glaubens berührt. Der Dichter denkt ſich einem Skeptiker gegenüber, der nicht an die Erlöſung, die Unſterblichkeit, ja nicht an einen Gott glaubt. Dieſen ſucht er nun zu bekehren, indem er in ſpeculativ-philoſophiſcher Weiſe das Daſein Gottes, die Trinität, die Erſchaffung der Welt, den Fall der Engel, endlich den Fall des erſten Menſchen und die Erbſünde zu beweiſen oder doch durch ſeine Erläuterungen annehmbar zu machen ſucht.

Der philoſophiſche Zug, der ſich in dieſem Gedicht am kräftigſten offenbart, tritt auch in den anderen an manchen Stellen zu Tage. William iſt offenbar ein denkender Kopf, ein gebildeter Theologe. In der Dogmatik wie in der Ethik iſt er wohlbewandert. In das menſchliche Herz hat er tiefe Blicke geworfen. Dabei charakteriſirt ihn eine entſchiedene Neigung zur allegoriſch-myſtiſchen Deutung von Schriftſtellen und Cultuseinrichtungen, obwohl er die moraliſche Deutung keineswegs verſchmäht.

Sprache und Vers ſcheinen ſich ſeiner Herrſchaft leicht zu fügen, und da er Etwas zu ſagen hat und von warmer Empfindung erfüllt iſt, ſo fehlt es in ſeinen Dichtungen nicht an glücklichen, treffenden Stellen.

Ein Dichter im höheren Sinne des Worts iſt er nicht. Ein ſolcher würde wohl auch kaum bei der Wahl der Form für ſeine Stoffe ſo fehlgegriffen haben. William kleidet ſeine theologiſchen Erörterungen in ſingbare Strophen. In dem letzten Gedicht iſt die Strophe nach dem Princip der ryme couee aus ſechs Zeilen aufgebaut; in den übrigen drei liegt ihr der durch das Poema morale in England heimiſch gewordene Septenar zu Grunde, der bald als Langzeile, bald — wie in den „Sieben Hauptſünden" — durch den Mittelreim geſpalten, verwendet wird. Im Gedicht von den Sacramenten wird der Abgeſang nach der in England beliebten Weiſe durch ein einmal gehobenes Verschen eingeleitet.

Zwiſchen jenen vier Kerngedichten ſtehen in der Sammlung andere von mehr oder minder abweichendem Charakter: eine Uebertragung der horae canonicae, ein Gedicht über die Freuden der h. Jungfrau und ein Marienlied. In letzterem gibt William uns eine Probe reiner Lyrik; jedoch finden wir nur Gelegenheit ſein formelles Talent zu würdigen, da er hier nach einem Originale Roberts de Groſſeteſte arbeitet. Am charakteriſchſten für die Weiſe des Dichters iſt vielleicht das Gedicht über die Freuden Marias, welches er auf den Wunſch einer Nonne verfaßte. Hier liegt ein Stoff vor, der ſich zu lyriſcher Behandlung durchaus eignet, wie mehr als ein Beiſpiel aus der vorigen Periode beweiſen kann. Auch in Williams Strophen iſt das lyriſche Element vorhanden, viel ſtärker tritt aber doch ein epiſch-didaktiſches darin hervor.

Diejenige Form der Didaxis, welcher die Zukunft angehörte, die Proſa erfreute ſich in der Periode, die uns beſchäftigt, einer verhältnißmäßig geringen Blüthe. Doch zeigen ſich gerade in Kent die Spuren einer gewiſſen Pflege derſelben. Zwei kentiſche Proſadenkmäler kommen namentlich in Betracht, welche beide den Beweis liefern, in wie hohem Grade die Cultur in dieſer Grafſchaft von dem ihr zunächſt benachbarten Frankreich beeinflußt wurde. Am Anfang der Periode entſtand ein Cyclus kurzer, trefflicher Homilien, nach dem Franzöſiſchen des berühmten Homileten Maurice de

Sully bearbeitet, von denen uns leider nur fünf erhalten sind. Gegen den Schluß des Zeitraums schrieb ein Augustinermönch zu Canterbury, der aus Northgate gebürtige Dan (= Dominus) Michel eine umfangreiche Abhandlung unter dem Titel Ayenbite of Inwyt, d. h. Stachel (wörtlich = remorsus) des Gewissens. Auch Dan Michel folgte einer französischen Vorlage: seine Quelle war das in England später so populär gewordene, so oft in Versen wie in Prosa nachgebildete Werk des Dominicaners Bruder Lorens: Le somme des Vices et de Vertue, welches, ursprünglich zum Gebrauch des Königs Philipp III. von Frankreich, im Jahre 1279 geschrieben sein soll.

Was der Bearbeitung des Michel von Northgate ein erhöhtes Interesse verleiht, ist der Umstand, daß wir über die Zeit ihrer Entstehung bis auf den Tag genau unterrichtet sind und dabei dem Anschein nach das Glück haben, sie in der Originalhandschrift des Verfassers zu besitzen. Am Schluß des Werkes lesen wir Folgendes:

> L'Envoy: Nun sollt ihr wissen, wie es gekommen, daß dieses Buch im Englischen von Kent geschrieben ist. Dies Buch ist verfaßt für ungelehrte Leute, für Vater und für Mutter und sonstige Verwandtschaft, um sie zu schützen vor jeder Art Sünde, daß in ihrem Gewissen kein böser Gedanke bleibe. — Wer (ist) wie Gott?*) ist der Name dessen, der dieses Buch machte. Gott gebe ihm das Brod der Engel vom Himmel und dazu seine Hülfe, und nehme seine Seele auf, wenn er todt ist. Amen.
>
> Beachte, daß dies Buch vollendet ist an den Vigilien der heiligen Apostel Simon und Judas von einem Bruder aus dem Kloster des h. Augustin von Canterbury, in dem Jahre unsres Herrn 1340.**)

Seinem wesentlichen Inhalt nach können wir den Ayenbite of Inwyt als ein populäres Handbuch der Moraltheologie mit besonderer Rücksicht auf den Empfang des Bußsacraments bezeichnen. Der Verfasser beginnt mit der Erörterung der zehn Ge-

*) Mi ka êl.

**) ed. R. Morris S. 262. Das Envoy ist in Versen, während die Schlußbemerkung in Prosa ist. In Versen ist außerdem das kurze Vorwort sowie ein Theil des Prologs geschrieben; die Abhandlung bewegt sich ganz in ungebundener Rede.

bote, denen er die zwölf Glaubensartikel folgen läßt. Der Tradition gemäß wird jedem Apostel ein Artikel beigelegt: an die Stelle des Verräthers Judas ist der Evangelist Matthäus als Urheber des achten Artikels, der das jüngste Gericht betrifft, getreten. Der weitere Gang der Abhandlung schließt sich an die im dreizehnten Capitel der Apokalypsis geschilderte Vision an. Den sieben Häuptern des dort beschriebenen Thieres entsprechen die sieben Hauptsünden, welche in ihren Verzweigungen dargestellt werden. Den zehn Hörnern entsprechen die Vergehungen gegen die zehn Gebote. Ohne rechte Vermittlung geht der Verfasser dann zur Darlegung der Kunst zu sterben und der Kunst Gutes und Böses zu unterscheiden über, was zu Excursen über Geist und Gelehrsamkeit sowie über die fünf Sinne Anlaß gibt. Das Gute ist nun im Gegensatz zum Bösen, welches in den sieben Hauptsünden zur Entfaltung kommt, noch darzustellen. Auch bei der Zergliederung des Guten gelangt die Siebenzahl zur Anwendung: sie schließt sich den Bitten des Vaterunsers an, denen die Gaben des h. Geistes entsprechen.

Wie in den Gedichten Williams von Shoreham, macht sich auch im „Stachel des Gewissens" eine starke allegorische Ader geltend. Gelegentlich mischt der Verfasser auch Erzählungen und Anekdoten, zumal Heiligengeschichten ein; doch übt er in dieser Hinsicht größere Sparsamkeit als mancher andere Schriftsteller auf demselben Gebiet.

Was den Stil betrifft, läßt sich in Dan Michels Werk, verglichen mit den erheblich ältern Homilien nicht eben ein Fortschritt wahrnehmen. An die lebendige, ausdrucksvolle Darstellung der Ancren Riwle dürfte keine von beiden Schriften heranreichen.

Unter den kürzeren Stücken, welche in Michels Handschrift auf den Ayenbite of Inwyt folgen, befindet sich eine kentische Uebertragung der schönen Allegorie Sawles Warde (vgl. oben S. 255 f.). Dieser Umstand ist bedeutsam; denn er weist auf einen Zusammenhang dieser jüngern, kentischen Prosa mit der ältern hin,

welche in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts auf westsächsischem Gebiet blühte.

Es scheint nun fast, als ob die damals in Dorset und den anliegenden Grafschaften lebendige litterarische Thätigkeit, auf dem Felde der Legendendichtung wie der theologischen Prosa, später von ihrem ursprünglichen Boden aus nach zwei Richtungen hin sich verpflanzte — ohne jedoch aus ihrer Heimath ganz zu schwinden.*) Die Legende zog nordwärts bis an die Grenze des südlichen Sprachgebiets, die Prosa nach Osten.

War es der Einfluß bedeutender Aebte oder Bischöfe, welcher Gloucester und Canterbury als Stätten nationaler kirchlicher Cultur eine gesteigerte Anziehungskraft verlieh?

VI.

Seit dem Anfang des vierzehnten Jahrhunderts aber lag der Schwerpunct dieser Cultur überhaupt nicht mehr innerhalb des südlichen Sprachgebiets, sondern im Norden — in Nordhumbrien und in dem der Humbermündung südlich anliegenden Lincolnshire, welches sprachlich wie litterarisch zwischen dem Norden und dem östlichen Mittelland die Brücke bildet.

In den Jahrhunderten, welche auf die Eroberung zunächst folgten, hatten die anglischen Gebiete im Ganzen keine hervorragende Rolle in der Nationallitteratur gespielt. Die wirksamsten Impulse zur Entwicklung neuer poetischen Formen, zur Bearbeitung neuer Stoffe gingen von dem Süden aus. Bedeutend sind immerhin Erscheinungen, wie sie das nördliche Mercien und Ostanglien zu Tage förderten, wie das Ormulum oder Genesis und Exodus. Nordhumbrien aber — in ältester Zeit der Hauptsitz der

*) Zeit und Ort, wo des Ailred von Rievaux Informatio ad sororem suam inclusam von Thomas N. in's Englische übersetzt wurde, läßt sich noch nicht genauer bestimmen. Doch darf man an westsächsisches Gebiet und an die erste Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts denken.

christlichen Poesie — gibt in jener Uebergangsperiode kaum ein Lebenszeichen von sich.

In der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts sehen wir dann den Norden erwachen. Eine nordhumbrische Psalmenübersetzung in Reimpaaren taucht auf, welche trotz einer gewissen Härte und Sprödigkeit der Sprache durch kräftige, ausdrucksvolle Diction anzieht.

Der Wortschatz dieses Denkmals enthält noch erst sehr wenige romanische Bestandtheile. Lange währte es in jenen Gegenden, bis die nationale Cultur vom französischen Einfluß ergriffen wurde. Die Zahl der Französisch sprechenden Einwohner wurde bis gegen den Schluß des Jahrhunderts immer größer. Der nordhumbrische Klerus aber, sofern er nicht ganz in die fremde Bildung aufging, beharrte in seiner Abgeschlossenheit. Unter Eduard I. übernahmen dann die Romandichter und disours das Werk der Vermittlung. Der von ihnen gegebene Anstoß wirkte auch auf die geistliche Dichtung ein.

Sowie der Anfang einmal gemacht war, zeigte sich, wie empfänglich der Boden des Nordens für den fremden Samen war. Die Versetzung der englischen Bevölkerung mit dänischen Bestandtheilen, die fortgeschrittene Gestaltung der Sprache, welche zwar manche alte Ausdrücke erhalten, die Formsylben aber — bis auf wenige — abgeworfen oder verstümmelt hatte, — das Alles ermöglichte ein leichteres Anschmiegen an das französisch-normannische Muster. Andrerseits blühte gerade in Nordhumbrien in verhältnißmäßig später Zeit eine anglonormannische Dichtung, welche der Kategorie der Treibhauspoesie noch nicht ganz einzuordnen ist. Aus Yorkshire ging Wilhelm de Wadington, der Verfasser des Manuel des pechiez hervor, zu Bridlington in Yorkshire schrieb Pierre de Langtoft im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts seine Fortsetzung des Waceschen Brut.

So kam es denn, daß unter Eduards I. Regierung die Bildung des Nordens sich in überraschend kurzer Zeit mit romanischen Elementen sättigte, ein Proceß, der einen neuen Aufschwung der geistlichen Litteratur zur unmittelbaren Folge hatte.

Man begann Legenden, apokryphe Evangelien und dergleichen aus dem Latein oder Französischen, zuweilen aus südenglischen Dialekten, in nordhumbrische Verse zu übertragen. Auch die geistliche Lyrik fand neue Pflege, wobei vielleicht das Beispiel nordwestlicher Dichter vorschwebte. Am meisten jedoch offenbarte sich dieser Aufschwung auf den Gebieten der biblischen Dichtung in großem Stil und der poetischen Homilie. Denkt man an das Ormulum und an Genesis und Exodus, so läßt sich diese Erscheinung auf anglischem Boden begreifen.

Die Versform, welche in der nordhumbrischen geistlichen Dichtung — mit selbstverständlicher Ausnahme der Lyrik — vorherrscht, ist das kurze Reimpaar. Mit großer Sicherheit wissen die nördlichen Dichter diese Form zu handhaben, während im Süden das Formtalent mit der poetischen Begabung überhaupt gleichen Schritt zu halten pflegt. Im Norden, wo sich große Gewandtheit, ja Eleganz nicht selten mit großer Nüchternheit paart, macht sich eine gewisse Neigung zur Sylbenzählung, zur äußern Glätte bemerklich, wobei oft genug den deutschen Vers- und Betonungsprincipien Gewalt geschieht. Vers und Stil gemahnen uns — wie bei ostanglischen Dichtern, ja oft in noch höherm Grade — lebhaft an die Weise normannischer Poeten. Aehnliche Ursachen mögen in Nordhumbrien wie in der Normandie ähnliche Wirkungen erzeugt haben.

Merkwürdig ist es nun aber, daß unter den frühsten Dichtern dieser Epoche und Gegend ein Mann wie der Verfasser des Cursor mundi sich findet.

Ein bedeutender Plan schwebte diesem Dichter vor, den er in nicht unwürdiger Weise verwirklicht hat. Von den weltlichen Dichtungen, die zu seiner Zeit populär waren, den französischen Romanen und deren englischen Nachbildungen, den oft leichtfertigen Liedern lateinisch schreibender Kleriker hatte er einen großen Theil kennen gelernt; dieser Litteratur aber konnte er auf die Dauer keinen Geschmack abgewinnen. Der Eitelkeit und Thorheit der Welt setzte er den Ernst der christlichen Lebensanschauung, der sinnlichen

Liebe die Gottesminne, den Cultus der h. Jungfrau entgegen. Zur Ehre der Gottesmutter beſchloß er ein Gedicht zu ſchreiben, welches den in ihr verwirklichten Rathſchluß Gottes in ſeinen Urſachen wie ſeinen Folgen kennen lehrte und die Geſchichte des Geſchlechts, dem Maria entſproſſen, vom erſten Anfang an zur Darſtellung brächte. Zugleich leitete ihn die Abſicht, ſeinen Landleuten nützlich zu ſein, welche man mit franzöſiſchen Gedichten abzuſpeiſen pflegte, von denen die Maſſe wenig verſtand. „Selten iſt es vorgekommen, ſagt er, daß man in Frankreich engliſch gepredigt hat. Geben wir jedem der beiden Völker ſeine Sprache, dann thun wir kein Unrecht.“

Das in ſolchem Sinne unternommene Gedicht bezeichnet der Verfaſſer als Cursor mundi (Cursur o werld), weil es beinah die ganze Welt in raſchem Lauf durchmeſſe. In der That enthält er alle Hauptmomente der heiligen Geſchichte und noch Einiges dazu. Mit der Trinität anfangend, auf die das Werk wie auf eine feſte Baſis gegründet werden ſoll, erzählt der Dichter die Schöpfung, den Fall der Engel, den des erſten Menſchen und die Geſchicke ſeiner erſten Nachkommen. Darauf ziehen Noah, Abraham, Iſaac, Jacob, Joſeph, Moſes, Saul, David, Salomo an unſerm Blick vorüber. Die Weiſſagungen der Geburt Chriſti leiten zum neuteſtamentlichen Theil über, der mit Joachim und Anna, der Empfängniß und Geburt Mariä beginnt. Darauf Geburt, Leben, Leiden, Tod, Auferſtehung, Höllenfahrt Chriſti. An Chriſti Himmelfahrt ſchließt ſich das Pfingſtfeſt, die Geſchichte der Apoſtel, die Himmelfahrt Mariä, endlich die Kreuzesfindung durch die h. Helena an. Dann geht der Dichter zum letzten (dem ſiebenten) Weltalter über. Die Ankunft des Antichriſts, die fünfzehn Tage vor dem jüngſten Gericht mit ihren ſchrecklichen Zeichen und das Weltgericht ſelbſt bilden hier ſein Thema. Doch ehe er die Feder aus der Hand legt, kehrt er — der letzten Abſicht ſeiner Dichtung entſprechend — zur h. Jungfrau zurück, ſchildert uns ihren Schmerz am Fuß des Kreuzes und verherrlicht ihre wunderbare Empfängniß.

Es fehlt in der mittelalterlichen Litteratur nicht an Darſtellungen, die einen ähnlichen Plan wie der Cursor mundi verfolgen. In engliſcher Sprache jedoch war etwas Derartiges nicht vorhanden. Die anziehendſten Legenden und Ueberlieferungen, welche die Zeit beſchäftigten, wurden dem engliſchen Volk hier zum erſten Male mit den wichtigſten Momenten der bibliſchen Geſchichte zu einem großen Gewebe verflochten, in dem Früheres und Späteres durch mannigfache Beziehung verknüpft erſcheint — als Verheißung und Erfüllung, Bild und Wirklichkeit. Der umfaſſende Plan iſt dem der Collectiv-Myſterien ähnlich, die ſich nun bald — nicht ohne den Einfluß des Cursor mundi zu erfahren — zu geſtalten begannen.

Um ſo größer iſt das Verdienſt des Dichters als er nicht, wie die Verfaſſer von Geneſis und Exodus, in der Lage oder willens war, ſeinem Poem eine einheitliche Quelle zu Grunde zu legen. Aus mehreren Schriften hat er ſeinen Stoff zuſammengetragen, wenn auch vermuthlich nicht aus ſo vielen als es bei ungenügender Kenntniß der ihm zugänglichen vermittelnden Darſtellungen für uns den Anſchein hat. Abgeſehen von der h. Schrift, iſt der Stoff bibliſchen Exegeten und Homileten entlehnt; ferner ſind manche apokryphe Bücher — zum Theil wohl in abgeleiteten Darſtellungen — benutzt, wie aus neuteſtamentlicher Zeit das Pseudo-evangelium Matthaei, das Evangelium de nativitate Mariae, das Evangelium Nicodemi, ebenſo eine Anzahl ſpäterer Legenden. Das Kindheitsevangelium, das dem Dichter vorlag, war der Quelle des in der Laudhandſchrift überlieferten engliſchen Gedichts (le enfaunce Jesu Christ)*) mindeſtens nahe verwandt. Von einigen Legenden, wie von der Geſchichte der Kreuzesfindung, war ihm mehr als eine Verſion zugänglich.

Neben lateiniſchen Quellen hatte der Dichter ohne Frage auch franzöſiſche oder normanniſche vor ſich, wie ſich u. a. in dem Ab-

*) Veröffentlicht von Horstmann, Altenglische Legenden. Vgl. oben S. 331 und 333.

ſchnitt über die fünfzehn Vorzeichen des Weltgerichts verräth. — An die Prophezeiungen des Jeſaias knüpft er eine Parabel von dem Schloß der Liebe und Gnade, die doch höchſt wahrſcheinlich mit dem Castel d'amour von Robert Groſſeteſte zuſammenhängt.

Der Ton der Darſtellung iſt im Anfang vorwiegend epiſch, wenn auch Erörterungen, Vor- und Rückblicke ſchon hier vorkommen. Allmählich werden ſie häufiger, und im neuteſtamentlichen Theil klingt oft der Ton der Homiletik, auch der Lyrik durch. Als Erzähler beobachtet der Dichter durchweg ein gewiſſes Gleichmaß: an keiner Stelle wird er unverhältnißmäßig breit und mikrologiſch, aber ebenſoſehr vermeidet er ein haſtiges Zuſammenraffen, eine ſummariſche Abfertigung von Dingen, die zu ſeinem Plane gehören. Maleriſche Details, wie ſie mittelalterliche Dichter aus ihrer Phantaſie hinzuzufügen lieben, ſtellen ſich hier ſelten ein; gewöhnlich hält der Erzähler ſich ſtreng an's Gegebene und Thatſächliche — natürlich mit der Freiheit, welche jeder Darſteller ſeiner Zeit ſich erlauben durfte. Gerade in dieſem einfachen Gewand gelangt die Poeſie des Stoffs zu rechter Wirkung.

Die Sprache im Cursor mundi iſt klar, fließend, energiſch; die Verſe ſind gut gebaut — nicht blos nach nordengliſchem, auch nach ſüdlichem Begriff. In der Regel bedient ſich der Dichter des kurzen Reimpaars; nur da, wo er anhebt von Chriſti Leiden und Tod zu erzählen, erweitert er ſeinen Vers und ſein Reimſyſtem und bewegt ſich in durchgereimten Strophen von vier bis ſieben Septenaren. Dieſer Abſchnitt umfaßt auch die Grablegung Chriſti und ſchließt mit Betrachtungen, die in ein ſchwungvolles Gebet an Maria austönen.

Das Bild, das wir uns von dem Verfaſſer des Cursor mundi machen, zeigt zwar keinen großen Poeten, wohl aber eine einfach edle, kernige Natur von nicht unbedeutender Bildung und entſchiedenem Formtalent.

Von einer ſo bedeutenden Perſönlichkeit mußte eine bedeutende Wirkung ausgehen. In zahlreichen Handſchriften vervielfältigt, erwarb ſich der Cursor mundi weit über die Grenzen

Nordhumbriens hinaus Leſer und Freunde. Die Worte, welche eine jener Handſchriften an der Spitze trägt:

this is the best boke of alle
the cours of the werlde men dos hit calle,*)

zeugen von der Bewunderung, die das Werk erregte. Sollte nicht das Beiſpiel, welches der Dichter gab, mächtig dazu beigetragen haben, daß einer ſeiner Herzenswünſche nun bald in Erfüllung ging und man in ſeiner Heimath anfing, dem Volke engliſche Reime vorzuleſen ſtatt franzöſiſcher? — Nicht lange nach der Entſtehung des Cursor mundi beginnt die poetiſche Homilie in Nordhumbrien zu blühen und zwar gerade in derſelben Gegend, wo jene Dichtung geſchrieben wurde, in den Gebieten nämlich, welche zum Sprengel des Biſchofs von Durham gehören.

Die poetiſche Homilie wurde für den Norden was die Legende für den Süden war. Wie dort ein Legendencyclus, ſo bildete ſich hier ein das kirchliche Jahr umfaſſender Homiliencyclus. Der Bau dieſer Homilien entſpricht in der Hauptſache dem Schema, das wir aus dem Ormulum kennen. Voran geht eine Paraphraſe des Tagesevangeliums, mit gelegentlichen Erklärungen ſchwieriger Stellen gemiſcht; dann folgt eine eingehende allegoriſche Deutung des Ganzen. In dieſen nordhumbriſchen Homilien wird dann aber, dem Geſchmack der Zeitgenoſſen entſprechend, der Deutung noch eine erbauliche, zuweilen recht unterhaltende, Erzählung hinzugefügt, welche einer oder der anderen Behauptung des Predigers zur Beſtätigung gereichen ſoll. Sie wird bald der bibliſchen Geſchichte, bald der Heiligenlegende entlehnt, bald gehört ſie der vielumfaſſenden Gattung an, welche man in Frankreich als contes dévots zu bezeichnen pflegte.

Sowohl lateiniſche als franzöſiſche Quellen ſcheinen bei der Abfaſſung dieſer Homilien benutzt zu ſein. Häufig wird der h.

*) „Dies iſt das beſte Buch von allen, der Lauf (ſt. der Läufer, Renner) der Welt wird es genannt.“ MS. Fairfax 14, Bodleianiſche Bibliothek zu Oxford. Cursor Mundi, ed. Morris S. 8.

Gregorius als Autorität citirt. Die gelegentliche Anführung Bedas könnte auf einen Zusammenhang mit der altnordhumbrischen kirchlichen Tradition hindeuten. Die erzählenden Partien und der Ton und Stil des Ganzen tragen deutlich das Gepräge des vierzehnten Jahrhunderts und des normannischen Einflusses.

Wie im Ormulum ist auch in diesem nordhumbrischen Cyclus die Diction nüchtern und prosaisch; wie Orms Septenare, so ist hier das kurze Reimpaar mehr mit Rücksicht auf äußeres Gleichmaß als auf Harmonie zwischen dem Rhythmus des Verses und dem der natürlichen Rede gebaut. Doch wie groß ist im Uebrigen der Abstand zwischen Beiden! Wie viel gewandter, concifer ist die Darstellung in den nordhumbrischen Homilien, wie viel leichter schmiegt sie sich der Versform an! Dieser formelle Fortschritt ist zu einem guten Theil doch wohl der französisch-normannischen Schule zu verdanken.

Neben dem Homiliencyclus, der manche Metamorphosen durchmachte, entstanden mehrere selbständige poetische Predigten oder Tractate: über das jüngste Gericht, über die fünfzehn Zeichen, über die sieben Hauptsünden u. dergl.

Der Sinn für das Wunderbare, Legendarische, der in den Erzählungen des Homiliencyclus schon reiche Befriedigung fand, rief nun bald auch im Norden einen Legendencyclus hervor, dem südlichen ähnlich, jedoch von diesem unabhängig und schon durch den Vers — das kurze Reimpaar — und conciseren Stil von ihm unterschieden. Keineswegs erlangte jedoch die Legendendichtung im Norden eine solche Entwicklung, Verbreitung, Bedeutung wie sie die im Südwesten gefunden und errungen hatte.

Von poetischen Bearbeitungen apokrypher Evangelien verdient ein nordhumbrisches Evangelium Nicodemi in ziemlich kunstvollen, nicht ohne Geschick gebauten Strophen*) Erwähnung.

*) Die Strophe ist zweitheilig. Der erste Theil beruht auf einem System von 4 Septenaren (zuweilen Tetrametern) mit gleichem End- und gleichem Mittelreim; der zweite Theil auf einem, gleichfalls durch End- und Mittelreim gebundenen und gebrochenen, Alexandrinerpaar von je 6 Hebungen.

Werke wie der Cursor mundi, der Homiliencyclus und was ſich ihnen anſchloß, bilden die litterariſche Vorausſetzung für eine Erſcheinung wie die des berühmten Einſiedlers von Hampole. Im Ganzen genommen freilich ſetzt Richard von Hampole noch eine Reihe anderer Bedingungen voraus, vor allem bedarf er zu ſeinem Hintergrund einer Zeit, welche in ihren Tiefen wie auf ihren Höhen von einer gewaltigen Gährung der religiöſen Ideen und Empfindungen ergriffen war.

Richard, Sohn des William Rolle, war zu Thornton in Yorkſhire geboren. Seine Eltern ſchickten ihn frühzeitig in eine Schule; zum Jüngling herangewachſen, fand er einen Gönner in dem Archidiakonus von Durham, Meiſter Thomas de Neville, der ihn zu Oxford ſtudiren ließ. Vielſeitig genug mögen die Studien geweſen ſein, in welche Richard ſich hier verſenkte: ihren Mittelpunct aber bildete die h. Schrift. Ohne Zweifel erfuhr er in Oxford auch den Einfluß mächtiger Perſönlichkeiten. Die Eindrücke, die er hier erhielt, waren für ſein Leben entſcheidend. Große Lebhaftigkeit der Empfindung, Erregbarkeit der Phantaſie verbanden ſich in Richard mit Reinheit der Geſinnung und unerbittlicher Conſequenz im Denken und Handeln. Achtzehn oder neunzehn Jahr alt, gelangt er zu dem Reſultat, daß jenes ſittlich-religiöſe Ideal, welches er anſtrebte, für ihn nur um den Preis der Weltflucht zu erreichen ſei. Sein Entſchluß iſt bald gefaßt: er verläßt Oxford und kehrt in das elterliche Haus zurück, aber nur um auch dieſem bald Lebewohl zu ſagen. Von ſeiner Schweſter läßt er ſich zwei Gewänder, ein weißes und ein graues, geben, ſchneidet ſich daraus ein proviſoriſches Coſtüm zurecht und beginnt ſein Einſiedlerleben. Seine Erſcheinung und ſein Gebaren rufen vielfach die Vermuthung hervor, er ſei irrſinnig; doch dergleichen läßt ihn unangefochten. Gewohnt nur ſeinen innerſten Impulſen zu folgen, weiß er ſich bald Achtung und Ehrfurcht zu ver-

---

Daraus ergeben ſich für die Strophe 12 Kurzzeilen mit der Reimordnung abababababcdcd.

ſchaffen. In einer Kirche, wo er bei der Meſſe unaufgefordert aſſiſtirt, kommt ihm der Gedanke zu predigen: er läßt ſich vom Prieſter den Segen geben und beſteigt die Kanzel. Seine Worte, aus tiefſtem Herzen dringend, ergreifen die Zuhörer mit unwiderſtehlicher Gewalt: die ganze Gemeinde ſchwimmt in Thränen. Die Reinheit ſeines Wandels, die ſtrenge Asceſe ſeines Lebens bringen Richard ſchnell in den Ruf der Heiligkeit. Die Legende läßt ihn Kranke heilen, Teufel austreiben. Er ſelbſt hat an Derartiges geglaubt, und Diejenigen, die mit ihm in Berührung traten, hatten des nicht den mindeſten Zweifel. Es gibt uns dies einen Begriff von der Macht ſeiner Perſönlichkeit, wie von der Gluth ſeiner Einbildungskraft, welche die ſeiner Umgebung entzündete.

Richards Leben war vorzugsweiſe der Beſchaulichkeit und dem Gebet gewidmet; doch vergaß er über der Betrachtung nicht die Pflicht thätiger Nächſtenliebe. Er wirkte für Andere durch Wort und That, Troſt und Ermahnung, Rede und Schrift. Raſch flog ihm die Feder über das Blatt, floß ihm das Wort von den Lippen, wenn er der Fülle ſeiner Gedanken Ausdruck geben wollte. Um Formvollendung hat er ſich nie gekümmert: ſeine Schriften geben uns, Kindern des neunzehnten Jahrhunderts, nur eine ſehr ſchwache Vorſtellung von dem, was ſein Wort den Zeitgenoſſen war, doch laſſen ſie uns ahnen, durch welche Mittel er im mündlichen Vortrag wirkte. Tiefſte Ueberzeugung, welche ſich ganz und voll auszuſprechen ſucht, überquellende Empfindung, ein von den religiöſen Vorſtellungen und Bildern der Zeit durchtränkter Geiſt, vor allem eine Fülle innerer Erfahrung — darin beruhte ſeine Stärke.

Richards Einſiedlerleben bannte ihn nicht für immer an denſelben Ort. Mehr als einmal wechſelte er ſeinen Wohnſitz; doch ſcheint er das Gebiet der Yorker Diöceſe ſeit ſeiner Rückkehr von Oxford nicht wieder verlaſſen zu haben. Längere Zeit bewohnte er ein kleines, verborgenes Häuschen auf dem Gute des Sir John Dalton, eines frommen Ritters, der in der Kirche zugegen war, als Richard jene unerwartete und erfolgreiche Predigt hielt, und

der, nachdem er ſich von des Eremiten geiſtiger Geſundheit überzeugt hatte, ihm eine Zelle anbot und für ſeinen Unterhalt ſorgte. Hier, wahrſcheinlich nicht weit von ſeiner Heimath entfernt, ſchrieb Richard eine beträchtliche Anzahl ſeiner Schriften. Später wandte er ſich nach der Grafſchaft Richmond. Zuletzt treffen wir ihn in der ſüdlichen Ecke von Yorkſhire, zu Hampole, unweit Doncaſter an, wo er im Jahre 1349 ſein Leben beſchloß. Der Ort wurde der Zielpunct zahlreicher Wallfahrer, welche der Ruf ſeiner Heiligkeit und die Kunde von den Mirakeln, die auf ſeinem Grab ſich ereigneten, anlockte. Große Verehrung erwieſen ſeinem Andenken die Nonnen des dortigen Ciſtercienſer-Kloſters, welches aus der erhöhten Anziehungskraft des Orts keinen geringen Vortheil ziehen mochte. Sie waren es wohl, welche in Erwartung der Canoniſirung des Einſiedlers ein Officium de sancto Ricardo heremita ſchreiben ließen, deſſen Legenda faſt Alles enthält was wir über das Leben Hampoles wiſſen. Authentiſche Exemplare ſeiner Schriften verwahrten ſie an eiſernen Ketten, um ſie vor Entſtellung zu hüten; die Lollharden ſollen es geliebt haben, Richards Werke in ihrem Sinne zu fälſchen und ihre Lehren durch ſeinen berühmten Namen zu ſtützen. Wohl mochte den Nonnen von Hampole viel daran liegen, den Verdacht der Heterodoxie von ihrem Localheiligen fern zu halten.

Hatte Richard irgend etwas gethan, das jenen Verdacht hervorrufen konnte? In ſeinem Leben, in der Art ſeines Auftretens lag Manches, das aus den gewohnten Bahnen kirchlicher Ordnung heraustrat, Manches, das eine Secte, wie die der Lollharden, anziehen mußte. Weder dem Prieſterſtande noch irgend einem Orden angehörig, übernimmt er das Amt des Predigers, des geiſtlichen Rathgebers; wenn es ihm gefällt, vertauſcht er die Zelle mit dem Wanderſtab; ſein ganzes Leben geſtaltet er nicht nach den Vorſchriften irgend einer äußeren Autorität, ſondern den Eingebungen einer inneren Stimme gemäß, in der er die Stimme Gottes erkennt.

Sehen wir jedoch auf Richards theologiſche Anſichten, ſo ver-

mögen wir auch nicht die leiſeſte Abweichung von dem in jener Zeit für orthodox Geltenden zu erkennen. Er zweifelt nicht an der Wirkſamkeit der Sacramente oder des Ablaſſes. Der Papſt iſt ihm der Statthalter Gottes, der den Schlüſſel führt zum Schatz der Kirche. Alle Dogmen nimmt er gläubig an, und hinſichtlich der Schulmeinungen richtet er ſich nach bewährten, allgemein anerkannten Autoritäten.

Richard gehört zu den Menſchen, welche eine kindliche Ehrfurcht vor der kirchlichen Autorität, eine naive Hingabe an die überlieferten Lehrſätze mit ſelbſtändigſter Innigkeit des religiöſen Lebens verbinden. Wie ſo viele Männer jener Zeit, ſucht auch er ſeinen eigenen Weg und nachdem er ihn gefunden zu haben glaubt, verläßt er ihn nicht wieder. Jedoch dieſer Weg, der ihn zur Vereinigung mit Gott führen ſoll, berührt an keiner Stelle das Gebiet der philoſophiſchen Theorie. Die myſtiſchen Erfahrungen ſeines contemplativen Lebens bleiben rein auf die Sphäre des Gefühls beſchränkt. Es entwickelt ſich Nichts daraus, was einem philoſophiſchen Syſtem gliche. Richard iſt kein ſpeculativer Kopf. Er beſitzt weder die Tiefe und Selbſtändigkeit des Denkens, welche ihn auf den Standpunct des freien Myſtikers, etwa eines Eckhart, erhoben hätte, noch auch den Geiſt, der dazu erforderlich geweſen wäre, die Grundideen der Myſtik mit dem Wortlaut des Dogmas und dem Syſtem der Schulphiloſophie — wie denn auch immer — zu vermitteln. Nicht einmal das Bedürfniß einer ſolchen Vermittlung hat er empfunden; für ihn ſcheint kein Conflict vorhanden geweſen zu ſein.

Die zahlreichen Schriften, die Richard verfaßt hat, bewegen ſich theils um das, was den Kern ſeines innern Lebens ausmacht, theils verfolgen ſie in mehr populärer Weiſe den Zweck theologiſcher Belehrung und religiöſer Erbauung. Dort will er ſinnverwandten Seelen ein Führer auf dem Weg der Asceſe und Contemplation ſein, hier den Sünder an die Nichtigkeit und das Elend des Lebens, an Gottes Größe, Güte und Gerechtigkeit, an die ewige Vergeltung für gute und böſe Handlungen mahnen. Dort

ſchöpft er vor allem aus der eigenen Erfahrung, hier dagegen aus Büchern.

Unter den Schriften der erſtern Art nimmt die Abhandlung De incendio amoris eine bedeutſame Stellung ein. Aus derſelben (I, 3) theilt das Officium de sancto Ricardo folgenden Abſchnitt mit:

Im Verlauf der Zeit wurde mir eine große Zunahme geiſtlicher Freuden zu Theil. Von dem Anfang nämlich meiner Lebens- und Geiſtesumwandlung bis zu dem Augenblick, wo mein Geiſt des Himmelsthors anſichtig wurde, damit er mit den Augen des Herzens die Himmliſchen enthüllt erſchaue und ſehe, auf welchem Weg er ſeinen Geliebten ſuchen ſolle und zu ihm ſich durchringen, verfloſſen drei Jahre, weniger drei oder vier Monate. Beinahe ein Jahr verging dann, während das Thor des Himmels geöffnet blieb, bis zu dem Zeitpunct, wo ich die Gluth der ewigen Liebe wahrhaft im Herzen empfand. Ich ſaß nämlich in einer Kapelle, und während ich an der Süßigkeit des Gebets oder der Betrachtung mich gar ſehr ergötzte, empfand ich plötzlich in mir eine ungewohnte und wonnigliche Gluth. Nachdem ich aber erſt lange gezweifelt, woher ſie ſtamme, brachte ich in Erfahrung, daß ſie nicht von einem Geſchöpf, ſondern von dem Schöpfer ausgehe; da fand ich ſie noch brennender und wonniglicher. Während der Zeit, wo jene unvergleichlich ſüße Gluth in ſinnlich wahrnehmbarer Weiſe brannte, verging ein halbes Jahr, drei Monate und einige Wochen bis zur Einflößung und Wahrnehmung des himmliſchen oder geiſtlichen Tones, der in dem ewigen Lobgeſang erklingt und die Süßigkeit der überirdiſchen Melodie athmet, da er nicht hervorgebracht noch vernommen werden kann außer von Demjenigen, dem er mitgetheilt worden iſt, und ein Solcher muß gereinigt und von der Erde gelöſt ſein. Als ich nämlich in derſelben Kapelle ſaß und — es war der Abend vor dem Oſtermahl — nach Kräften ſang, hörte ich über mir wie ein Getön von Cytherſpielenden oder richtiger Singenden. Und während ich auch durch Gebete meinen Sinn mit voller Sehnſucht auf die Himmliſchen richtete, ſpürte ich alsbald in mir einen wunderbaren Zuſammenklang und empfing vom Himmel die wonnereichſte Harmonie, die in meiner Seele weilte. Denn mein Denken verwandelte ſich fortwährend in tönenden Geſang und meine Betrachtungen in Hymnen. Und auch in den Gebeten ſelbſt und den Pſalmodien gab ich denſelben Ton von mir, und im Verfolge brach vor dem Uebermaß innerer Süßigkeit das als Geſang hervor, was ich zuvor geſagt hatte. Im Verborgenen freilich, nur vor meinem Schöpfer. Nicht wurde dies Denen bekannt, bei denen ich wohnte: wenn ſie es gewußt hätten, würden ſie mich über die Maßen geehrt haben, und ich hätte ſo den ſchönſten Theil jener Gnade*) eingebüßt

*) Hier iſt das lateiniſche Original in Folge einer Verderbniß unverſtändlich.

und wäre in Troſtloſigkeit verfallen. Zuweilen ergriff mich Verwunderung darüber, daß ich alſo verzückt war und daß Gott mir Gaben verliehen, um die ich meines Wiſſens nicht gebeten und von denen ich nicht glaubte, daß ſie auch dem Heiligſten in dieſem Leben zu Theil geworden. Daher erachte ich, daß dies Keinem ſeiner Verdienſte wegen verliehen wurde, ſondern daß Chriſtus es aus Gnade verlieh wem er wollte. Ich glaube jedoch, daß Niemand jene Gnade erhalten werde, wenn er den Namen Jeſu nicht auf geiſtliche Weiſe liebt, ſo daß er denſelben nie — nur den Schlaf ausgenommen — aus ſeiner Erinnerung ſchwinden läßt..... So verfloſſen denn vier Jahre und etwa drei Monate von dem Anfang meiner Geiſtesumwandlung bis zu der höchſten Stufe der Liebe Chriſti, welche ich durch Gottes Gnade erreichen mochte, auf welcher Stufe ich das Lob Gottes in Jubelgeſang erſchallen ließ. Dieſer Zuſtand mit den früheren, die dazu gehören, dauert dann bis zum Ende, ja nach dem Tode wird er noch vollkommner, da die Wonne der Liebe, welche hienieden beginnt, im Reiche des Himmels zur glorreichſten Vollendung gelangen wird.*)

Von nicht unbedeutendem Einfluß auf Richards ſchriftſtelleriſche Thätigkeit — zumal in engliſcher Sprache — ſcheint eine Einſiedlerin (reclusa) zu Anderby in Richmondſhire, Margaret Kirkby geweſen zu ſein. Zu ihr ſtand Hampole ſchon in Beziehung, bevor er das Haus John Daltons verließ. Ihr Verkehr mag vorzugsweiſe ein ſchriftlicher geweſen ſein. Richard war Magaretens geiſtlicher Berather; er unterrichtete ſie „in der Kunſt der Liebe Gottes.“ Für ſie ſchrieb er eine engliſche Abhandlung (The boke maad of Rycharde hampole to an ankeresse), welche ihrer allgemeinen Tendenz nach ſich mit der Ancren Riwle wohl vergleichen läßt. Auf ihre Bitte verfaßte er auch einen engliſchen Commentar zu den Pſalmen. Von demſelben Commentar iſt eine lateiniſche Verſion vorhanden, die ebenfalls von Richard herrühren mag, vielleicht der engliſchen Faſſung zu Grunde liegt. Mehr als einmal ſcheint Hampole eine und dieſelbe Schrift lateiniſch und engliſch abgefaßt zu haben. Doch mögen auch einige lateiniſche Schriften des Einſiedlers oder Bruchſtücke aus ſolchen ſpäter einen Ueberſetzer gefunden haben, ſo daß ſich über mehrere engliſche Abhandlungen, die man Hampole zuſchreibt, nicht mit Sicherheit ſagen läßt, ob ſie in dieſer Geſtalt von ihm herrühren. Von Richards

*) Perry, Prose Treatises of Richard Rolle de Hampole p. XXVII ff.

Schriften ſind bisher erſt ſo wenige veröffentlicht worden, daß ein Bild von ſeinen ſtiliſtiſchen Eigenthümlichkeiten — wenigſtens in der Proſa*) — ſich daraus nicht gewinnen läßt. Ja, nicht einmal der Umfang ſeiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit läßt ſich überſehen.

Richards Stelle in der engliſchen Litteraturgeſchichte, ſeine Bedeutung als engliſcher Dichter beruht vorzugsweiſe auf dem Prick of Conscience (Stimulus Conscientiae, „Stachel des Gewiſſens"). Auch von dieſem Werk gibt es eine lateiniſche Faſſung. Wie ſich dieſe aber auch zur engliſchen Faſſung verhalten möge, keinem Zweifel unterliegt es, daß letztere von Richard herrührt.

Durch Titel und Tendenz erinnert Hampoles Gedicht an die Schrift des Kentiſchen Mönchs Dan Michel (Ayenbite of Inwyt), welche etwa gleichzeitig entſtand. Der Weg aber, den jeder der beiden Autoren zu demſelben Ziel einſchlägt, iſt ein verſchiedener. Michel will den Sünder erleuchten, indem er ihn über das Weſen von Sünde und Tugend belehrt, Richard will ihn zur Einkehr in ſich ſelbſt bringen, indem er ihn erinnert an das, was er iſt, woher er kommt, wohin er ſoll. In ſieben Büchern handelt Hampole von dem Elend der menſchlichen Natur, von der Unbeſtändigkeit der irdiſchen Welt, den Wechſelfällen des Lebens, vom Tod, vom Fegefeuer, vom Antichriſt und dem jüngſten Gericht, von der Hölle, vom Himmel. In ſeinem Gedicht findet die ascetiſche Weltanſchauung des Mittelalters einen kräftigen Ausdruck. Mit grellen Farben wird die Schwäche, die Unſchönheit, ja Ekelhaftigkeit der menſchlichen Natur, werden die Schrecken des Todes und des jüngſten Gerichts, die Qualen, welche den Sünder im Jenſeits erwarten, geſchildert, und aller Glanz, alle Anmuth, welche der Dichter auszuſtreuen vermag, verbreitet er über das Bild des Himmels. Ungleich Dan Michel, der ſich damit begnügte, ein franzöſiſches Werk zu überſetzen, vereinigt Hampole was er aus verſchiedenen Quellen geſchöpft, zu einem Gan-

*) Ebenſo wenig auf dem Gebiete der Lyrik. Das von George G. Perry in Religious pieces in prose and verse S. 79 ff. veröffentlichte ſtrophiſche Gedicht ſcheint mir jedoch eine andere Manier als die Hampoles zu verrathen.

zen, dem er den Stempel seines eigenen Wesens aufdrückt. Der Prick of Conscience, welcher den Mittelpunct bildet der mehr populären Production Hampoles, gibt uns Gelegenheit, die Belesenheit des Verfassers zu würdigen. Die Schrift ist voll von Citaten aus Kirchenvätern und kirchlichen Schriftstellern. Manche davon mag Hampole aus zweiter Hand haben. Immer bleibt noch genug übrig, um uns zu zeigen, daß er trotz frühzeitiger Unterbrechung seines Studiengangs, trotz eines vorwiegend auf Ascese und Betrachtung gerichteten Lebens eine nicht unerhebliche theologische Bildung sich zu erwerben gewußt hat. Allerdings waren die Schriften, denen Hampole in seinem Gedicht am meisten verdankt, vorwiegend solche, welche zu jener Zeit einer großen Verbreitung sich erfreuten: Werke wie des dritten Innocenz De contemptu mundi libri tres, wie des Bartholomäus von Glanvilla Schrift De proprietatibus rerum, wie das verschiedenen Verfassern beigelegte Compendium theologicae veritatis, wie das Elucidarium des Honorius Augustodunensis. Zu diesen treten jedoch noch manche andere Quellen. Auch englische Schriften, so z. B. einen medicinischen Tractat, von dem uns ein Bruchstück erhalten ist, scheint Hampole benutzt zu haben.

Die Sprache dieser Dichtung ist klar und ausdrucksvoll. Hampole verfügt über einen großen Wortschatz, aus dem er mit vollen Händen schöpft. Er liebt es, Synonyma zu häufen und scheut sich nicht, Wörter und Wendungen zu wiederholen, wie er auch im Großen nicht mit pedantischer Gleichmäßigkeit fortschreitet, sondern gelegentlich vor- und rückwärtsgreift. Ohne ästhetische Ansprüche zu machen, nur das Ziel der Belehrung und Erbauung im Auge, nur bestrebt, das Schwarze recht schwarz, das Leuchtende recht leuchtend zu machen, gelingen ihm doch manchmal Stellen, welche auch auf uns in günstigen Augenblicken eine gewisse Wirkung nicht verfehlen. Seine Verse sind fließend; aber im Gegensatz zur gewöhnlichen Weise nördlicher Dichter kümmert er sich gar nicht um die Sylbenzahl. In seinen kurzen Reimpaaren hat der Vers stets vier Hebungen, doch oft

mehr als vier Senkungen. Auch dies ist bezeichnend für den Mann, dem äußeres Gleichmaß gleichgültig war.

Alles in Allem genommen, ist Hampole die bedeutendste Erscheinung, welche die erste Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts in England auf religiös-litterarischem Gebiet zu Tage gefördert hat. Dieser Bedeutung entspricht der Einfluß, den er auf die geistliche Litteratur der Folgezeit, zumal des fünfzehnten Jahrhunderts übte.

Einen merkwürdigen Contrast zu Hampole bildet sein älterer Zeitgenosse Robert Mannyng, an dem die Litteratur Lincolnshires in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts ihren hervorragendsten Vertreter hat.

Ueber Mannyngs äußere Lebensverhältnisse sind wir wenig unterrichtet. Zu Brunne (jetzt Bourn) bei Market Deeping in Lincolnshire geboren, scheint er, wie Hampole, den weitaus größern Theil seines Lebens innerhalb der Grenzen seiner heimathlichen Grafschaft verlebt zu haben. Als Gilbertiner Canonicus gehörte er von 1288 bis 1303 und vielleicht noch darüber hinaus der Priorie zu Brimwake in der Hundertschaft Kesteven, sechs Meilen von Sempringham, an; später, nach 1327, war er eine Zeit lang in der Priorie von Sixhill. In der Grafschaft und der Stadt Cambridge war er, wir wissen nicht wann oder wie lange — vielleicht blos besuchsweise. Seine Lebenszeit dürfte durch die Jahre 1260 und 1340—1345 zu begrenzen sein.

Was für ein Mann Robert Mannyng war, sehen wir aus seinen Werken. Sein Ruf als Schriftsteller gründet sich auf zwei Gedichte: Handlyng Synne und eine Geschichte Englands. Ob die poetische Uebersetzung einer Erbauungsschrift des Bonaventura,*) welche in beiden Handschriften der Handlyng Synne auf dieses Gedicht folgt, ebenfalls von ihm herrührt, scheint sehr zweifelhaft.

Robert ist ein frommer Geistlicher; jedoch jeder Hang zur

*) Here bygynneth medytacyuns of the soper of oure Lorde Jesu. And also of hys passyun. And eke of þe peynes of hys swete modyr Mayden marye. The whyche made yn latyn Bonauenture Cardynalle. (De coena et passione Domini et de poenis s. Mariae virginis).

Asceſe liegt ihm fern. Wie ſich ſelbſt, ſo gönnt er gern jedem Andern, zumal dem armen Mann, ein unſchuldiges Vergnügen. Eine anſpruchsloſe, gutmüthige Natur mit einem leiſen Anflug von Humor, ein Freund von Muſik und von hübſchen Erzählungen. Wenn er ſich in höhere Regionen nicht verſteigt, wenn ihm myſtiſche Contemplation ganz fremd geblieben iſt, ſo ruht ſein Auge mit deſto größerem Intereſſe auf der Welt, die ihn umgibt, und ſein Auge iſt, wenn nicht beſonders ſcharf, ſo doch recht klar.

Robert iſt wißbegierig, ja neugierig; doch ſeine Neugierde hat den Hintergrund einer warmen Sympathie mit dem Geſchick ſeiner Mitmenſchen. Wie ſein Namensvetter von Glouceſter, iſt er der Freund und Anwalt der armen Leute. Hohe Stellung und Geburt machen ihn nicht blind für die Fehler und Laſter, die ſich damit ſchmücken. Er beklagt es, daß es ſo wenig edle Männer und ſo viele lordynges gebe,*) und ruft dem Edelmann zu:

Unwrthyly art thou made gentil,
Yyf thou yn wurdys and dedys be yl;**)

„Du biſt deines Adels unwürdig, wenn du in Worten und Werken ſchlecht biſt.“ Nicht minder, ja in geſteigertem Maße verlangt er vom Prieſter die höchſte Sittenreinheit. Hier ſcheint er ſogar — unwiſſentlich — den ſchmalen Pfad der Orthodoxie einen Augenblick zu verlaſſen, wenn er der von einem frommen Prieſter geleſenen Meſſe eine ganz andere Wirkung zuſchreibt als der von einem ſündhaften celebrirten.

Roberts Lectüre mag bunt genug geweſen ſein: franzöſiſche und engliſche Romane — in ſeiner Jugend hat er deren jedesfalls geleſen, und wer weiß, ob nicht noch ſpäter? — Heiligenleben, erbauliche Wundergeſchichten, aber auch gediegenerer Stoff: Bedas Kirchengeſchichte und eine Reihe ſpäterer engliſcher, und anglonormanniſcher, Hiſtoriker. Solche Geſchichtswerke zogen Robert von Glouceſter namentlich durch die antiquariſche Seite an; was

*) Handlyng Synne V. 8716 f.
**) a. a. O. V. 3040 f.

Robert von Brunne an ihnen namentlich intereſſirte, war wohl das epiſche oder gar das anekdotenhafte Element. Jedesfalls hat er mehr Sinn für das Perſönliche, Individuelle als für das Sachliche. Auch er ſieht in der Geſchichte Gottes Finger, aber wenn ſein Vorgänger die normanniſche Eroberung als ein Strafgericht für ganz England auffaßt, ſo erblickt Mannyng darin die Strafe für den Meineid Harolds.

Mannyngs ſchriftſtelleriſche Thätigkeit floß weder aus wiſſenſchaftlichem noch aus künſtleriſchem Pathos; auch nicht aus Ehrgeiz, dem Wunſch, ſeinen Namen zu verewigen: ein Ziel, das dem Menſchen des vierzehnten Jahrhunderts ſoviel leichter erreichbar war als dem des neunzehnten. Seine Schriften haben keinen andern Zweck als den, einfache Leute zu ergötzen, ſie während der Erholungsſtunden auf unſchuldige und nützliche Weiſe zu unterhalten.

Beide Schriften Mannyngs ſind Bearbeitungen nach anglonormanniſchen Originalen, deren Autoren beide Yorkſhire angehörten und noch zu Mannyngs Lebzeiten ſtarben.

Die Handlyng Synne, welche im Jahre 1303 entſtand, beruht auf dem Manuel des Pechiez von William de Wadington (Waddington). Ein paſſenderes Buch als dieſes hätte Robert für ſeine Zwecke kaum auftreiben können. Es behandelt denſelben Gegenſtand nach ähnlichem Plan wie der Ayenbite of Inwyt. Nach den zwölf Glaubensartikeln werden die ſieben Hauptſünden, dann die ſieben Sacramente abgehandelt, worauf der Dichter auf die Buße zurückkommt und die zwölf Erforderniſſe einer guten Beichte ſowie die zwölf Gnaden, welche aus ihr fließen, ausführlich erörtert. William ſcheint das mittellateiniſche Gedicht in elegiſchem Versmaß benutzt zu haben, das den Titel Floretus führt, außerdem eine Sume des Vertus et des Pechiez, deren Verhältniß zum Original des Ayenbite of Inwyt noch ein Problem bildet. Was nun aber das Werk Williams von der Schrift des kentiſchen Mönchs auf das entſchiedenſte unterſcheidet, das iſt der populäre Charakter deſſelben. Die theoretiſche Erörterung macht

ſich hier viel weniger breit; dafür wird das Geſagte durch eine Fülle von Erzählungen veranſchaulicht und beſtätigt — Geſchichten aus den Vitae patrum, den Dialogen Gregors, Beda und zahlreichen andern Quellen.

Dieſe Vorlage nun bearbeitet Mannyng in ziemlich ſelbſtändiger Weiſe. Die Glaubensartikel am Eingang, eine längere moraliſche Betrachtung in der Mitte und eine Reihe Betrachtungen und Gebete am Schluß läßt er unüberſetzt. Das Uebrige gibt er im Ganzen getreu wieder, jedoch ſo, daß er an den Wortlaut des Originals ſich in keiner Weiſe bindet, zuweilen kürzt und ausläßt, in der Regel aber erweitert. Beobachtungen, die er gemacht hat, Erwägungen, die ſich ihm aufdrängen, hält er nirgend zurück. Namentlich in dem erzählenden Theil des Werkes bewährt er ſeine Selbſtändigkeit. Zuweilen erſetzt er eine Geſchichte durch eine ganz verſchiedene oder gibt dieſelbe Erzählung nach einer abweichenden, ausführlichern Faſſung, manchmal ſchaltet er neue Erzählungen ein. Was er ſo Neues bietet, ſchöpft er zum Theil aus Beda, zum Theil aus Heiligenleben und ähnlichen Schriften, zum Theil hat er es ſich erzählen laſſen. Häufig bezeichnet er den Schauplatz der Handlung, der dann gewöhnlich nicht gar weit von ſeinem Wohnort entfernt liegt, ſo die Grafſchaften Cambridge, Norfolk, Suffolk; eine Geſchichte begibt ſich in ſeiner unmittelbaren Umgebung, in Keſteven.

Das Ganze erhält unter ſeiner Hand ein echt nationales, zum Theil gar locales Gepräge. Die geſellſchaftlichen Verhältniſſe, die Sitten und Gebräuche des Landes und der Zeit entfalten ſich in ſeinem Werk zu einem wirkungsvollen Geſammtbild.

Wie ſeine Quelle, bedient auch Robert ſich des anſpruchsloſeſten aller Metren, des kurzen Reimpaars, das er in ähnlicher Weiſe wie die nordhumbriſchen Dichter handhabt. Seine Darſtellung iſt einfach und klar, etwas ausführlicher und anſchaulicher als die Williams, jedoch immer noch ziemlich knapp. Er beſitzt ein gewiſſes Talent zu erzählen, das Intereſſe zu erregen und zu ſteigern.

Mit Dichtern wie die Verfaſſer von „Frau Siriz“ oder gar von „Fuchs und Wolf“ verglichen, erſcheint er freilich ſteif und trocken.

Die Geſchichte Englands ſchrieb Mannyng auf Anregung Roberts von Malton, der vermuthlich Prior zu Sixhill war. Das Werk gehört einer ſpätern Periode ſeines Lebens an: er vollendete es im Mai 1338. Seine Hauptquelle bildete die Darſtellung des Canonicus von Bridlington in Yorkſhire, Pierre oder, wie Robert ihn nennt, Pers von Langtoft.

Langtoft hatte zunächſt einen Auszug aus Waces „Brut“ geliefert und dann unter Benutzung anderer Schriften die engliſche Geſchichte bis in ſeine eigene Zeit hinein, bis zum Tode Eduards I. fortgeführt.

Mannyng, dem Waces Gedicht ſelbſt erreichbar war, zog es vor, die Geſchichte der britiſchen Könige nach der ausführlicheren Darſtellung der Quelle ſtatt nach der gekürzten Faſſung des Compilators zu bearbeiten. Wace war eine ſeiner eigenen Natur ziemlich verwandte Erſcheinung: die anſpruchsloſe und leicht verſtändliche, aber nicht unelegante Diction zog ihn nicht weniger an als die Fülle des Details, mit der hier die Märchen der britiſchen Königszeit vorgetragen wurden. Da, wo Wace abbricht, wendet Mannyng ſich zu Langtoft, um ihm nun bis an's Ende mit ziemlicher Treue zu folgen. Doch vergleicht er gelegentlich ältere und zuverläſſigere Quellen und geſtattet ſich einzelne Abweichungen und Zuſätze. Auch heimiſche Sagen ſchaltet er ein. So kennt er den Roman von Havelok und aus dem, was er über die Schickſale dieſes Helden ſagt, ſieht man, daß in damaliger Zeit die Sage in Lincolnſhire noch recht lebendig war. Großes Erſtaunen erregt es nun aber dem guten Robert, daß ſeine Geſchichtsquellen Nichts von der Sache melden: dies flößt ihm einiges Mißtrauen ein, und er beeilt ſich, den Gegenſtand fallen zu laſſen. Offenbar waren ihm die Engliſche Geſchichte von Gaimar und die Werke mancher ſpäteren Hiſtoriker unbekannt, welche kritiſchen Skrupeln ſich weniger zugänglich zeigten als er: ſo die Compilation in anglonormanniſcher Proſa, welche Meiſter Rauf de Boun für Henry de

Lacy, Grafen von Lincoln, um 1310 schrieb, so die um dieselbe Zeit entstandene kurze Genealogie der britischen und englischen Könige von Brutus bis Eduard II., und der in den dreißiger Jahren des Jahrhunderts verfaßte größere „Brut", beide ebenfalls in anglonormannischer Prosa. Auch in einer sehr summarischen Chronik in englischen kurzen Reimpaaren von Brutus bis 1313, die dann bald darauf bis auf die Zeit Eduards III. fortgesetzt wurde, wird Havelok ohne weiteres erwähnt.

Mit dem Gefallen an der Nationalgeschichte, welches sich auf immer weitere Kreise verbreitete, wuchs der historische Sinn keineswegs. Die zunehmende Popularisirung der Historie hatte zunächst eine Abnahme der historischen Kritik zur Folge. Aus den Ritterromanen floß den Historiographen ein reicher Stoff zu, den die meisten von ihnen willig in ihre Darstellungen aufnahmen. Guy von Warwick und sein siegreicher Kampf mit Colebrand, von dem wir in Robert von Glouceſters Chronik Nichts erfahren, figurirt bei Langtoft und Mannyng in durchaus ebenbürtiger Weise mit Aethelstan und der Schlacht bei Brunanburh. Wace und, ihm folgend, Mannyng machen einen freilich wenig berechtigten, jedoch immerhin wohlthätigen Unterschied zwischen den Angaben Galfrids von Monmouth in seiner lateinischen Historie und dem, was in den Artusromanen erzählt wurde. Allmählich ließ die Logik der Dinge diese Grenzlinie zerfließen. In einem kritiklosen Zeitalter kommt Alles auf die Glaubwürdigkeit der Quelle an: so lange die Geschichtsquellen vorzugsweise lateinisch geschrieben waren, blieb die Triebkraft der Dichtung innerhalb der Historie eine beschränkte. Aber mit jeder Darstellung in der Nationalsprache verblaßte die Grenzlinie zwischen der Zunft der gelehrten Historiographen und den Romandichtern, die ja auch durchweg wirklich Geschehenes zu berichten vorgaben.

Als Historiker steht Robert von Brunne entschieden unter Robert von Glouceſter. Er ist weniger unterrichtet, weniger selbständig, seine Auffassung der Dinge weniger klar und sicher.

In der Form ist er ihm dafür etwas überlegen, zumal in seinem ersten Theil, wo er nach Waces Vorgang sich mit Behagen und Geschick in kurzen Reimpaaren ergeht. Aber auch die Alexandriner, die er im zweiten Theil nach dem Vorgang Langtofts baut, sind minder holperig, nähern sich mehr der französischen Form als die seines Vorgängers. Er ist klug genug, die einreimigen Tiraden seiner Quelle in Alexandrinerpaare aufzulösen; nur selten bindet bei ihm derselbe Reim eine größere Anzahl Verse. Unglücklicher Weise beginnt er mit der Zeit der Eroberung den Mittelreim anzuwenden, den er dann ziemlich consequent bis zum Schluß durchführt. In seinem Prolog hatte er die Romandichter getadelt, welche um ihre Kunst zu zeigen schwieriger Versformen (ryme entrelacee, ryme couee etc.) sich bedienten, welche die Disours in ihren Vorträgen zu verstümmeln pflegten und die — in Verbindung mit einer geschraubten, fremdartigen Sprache — dem Volk unverständlich blieben. Nun verfällt er selbst in jenen Fehler, der sich sofort an ihm rächt. Den gesteigerten Anforderungen des Reimes zu genügen, nimmt er oft zu gewagten Inversionen, zu abgerissenen Wendungen seine Zuflucht, die das Verständniß seines Werks bedeutend erschweren.

Immerhin enthält Mannyngs Chronik des Anziehenden und Belehrenden viel, was freilich mehr auf Rechnung der Quellen als des Bearbeiters kommt. Langtofts Werk ist zumal in der Darstellung der Zeit Eduards I. nicht ohne historischen Werth; es enthält eine Fülle von Einzelheiten und theilt manche Ueberlieferung, manches politische Volksliedchen mit, die in die englische Bearbeitung übergegangen sind.

Robert von Brunne gehört ohne Frage zu den Schriftstellern, welche am meisten dazu beigetragen haben, daß der ostmittelländische Dialekt eine weitere Verbreitung nach Süden hin fand. Auch die Aufnahme manches romanischen Worts in die englische Schriftsprache dürfte durch ihn hervorgerufen oder wenigstens entschieden worden sein; denn seine Sprache enthält der fremden Bestandtheile gar viele, bedeutend mehr als die des wenig älteren Robert von

Glouceſter. Mit ſolcher Schnelligkeit hatte der Norden das zuerſt ferngehaltene normanniſche Culturelement ſich angeeignet.

Auf die Litteraturentwicklung wirkte Mannyng wohl namentlich durch ſeine Handlyng Synne, eins der unterhaltendſten und belehrendſten Bücher, welche Altengland uns hinterlaſſen hat.

VII.

Mannigfache Berührungspuncte zwiſchen geiſtlicher und weltlicher Litteratur ſind uns in dem gegenwärtigen Abſchnitt unſerer Wanderung bereits aufgeſtoßen. Das Gebiet aber, wo die beiden ſich wohl am innigſten verwandt zeigen, haben wir noch kaum betreten: die Lyrik.

Auch hier ging die geiſtliche Dichtung voran. Wir ſahen ihre Pfleger in der vorigen Periode neue Formen und Motive einführen, welche theils der mittellateiniſchen, theils der normanniſchen Kunſtpoeſie entlehnt, vielfach weltlichen Urſprungs waren.

Als die engliſche Lyrik auf religiöſem Gebiet wieder zu litterariſchen Ehren gelangt war, dauerte es nicht lange, bis die weltliche Lyrik um dieſelben Kränze ſich zu bewerben begann. Es fanden ſich Kräfte genug vor, welche mit litterariſcher Bildung eine heitere, ſinnlichfriſche Lebensanſchauung verbanden — vor allem in den Kreiſen der fahrenden Kleriker. Unter ihnen haben wir die Pfleger des engliſchen Lieds in der gegenwärtigen Periode vorzugsweiſe zu ſuchen.

Die fahrenden Kleriker kannten das Leben ſo gut wie die Schule und kamen mit den verſchiedenſten Ständen in Berührung. Ihr ſorgloſes, vielfach lockeres Wanderleben verlieh ihnen einen gewiſſen Anſtrich weltmänniſcher, wenn auch etwas plebejiſcher, Gewandtheit; der Verkehr mit der Natur und dem Volke erhielt ihnen die geiſtige Friſche, den Sinn für naive Gefühlsäußerung.

In Paris nicht weniger als in Oxford zu Hauſe, verbanden ſie mit der Kenntniß der engliſchen und lateiniſchen gewöhnlich die der franzöſiſchen Sprache und wußten die pikanteſten Liebes- und

Trinklieder in derſelben ohne Zweifel auswendig. In dieſen fröhlichen Kreiſen mögen Engländer normanniſcher und ſolche engliſcher Herkunft früh ſich brüderlich genähert haben. Bei ihren Zechgelagen tönte ein babyloniſches Sprachgemiſch in das Ohr des kopfſchüttelnd an der Schenke vorübergehenden ehrſamen Bürgers. Ein Bild ſolcher Sprachmiſchung kann uns folgendes Liebeslied geben, in dem allerdings das engliſche Element ſich auf den Schluß beſchränkt. Der Verfaſſer iſt ein Engländer, des ſich Studirens halber zu Paris aufhält.

Dum ludis floribus velut lacinia
Le dieu d'amour moi tient en tiel *angustia*,
Morir m'estuet de duel e de *miseria*,
Si je ne l'ay *quam amo super omnia*.

Ejus amor tantum me facit fervere,
Que je ne soi *quid possum inde facere*;
Pur ly covent *hoc saeculum relinquere*,
Si je ne pus l'amour de li *perquirere*.

Ele est si bele e gente dame *egregia*,
Cum ele fust *imperatoris filia*,
De beal semblant *et pulcra continencia*,
Ele est la flur *in omni regis curia*.

Quant je la vey, je su *in tali gloria*,
Come est la lune *coeli inter sidera*,
Dieu la moi doint *sua misericordia*
Beyser e fere *quae secuntur alia*!

Scripsi haec carmina in tabulis.
Mon ostel est en mi la vile de Paris:
May y sugge namore, so wel me is;
Ȝef y deȝe for love of hire, duel hit ys.

Die nationale Lyrik, welche ſich nun unter der Pflege der engliſchen Scholare entfaltete, trägt deutlich das Gepräge des Lebens, das dieſe führten, und der verſchiedenartigſten Einflüſſe, denen ſie ausgeſetzt waren. Ein jugendlich kecker Ton, echte oft leidenſchaftliche Empfindung, friſche zuweilen derbe Sinnlichkeit kennzeichnen ihre weltlichen, faſt ausſchließlich erotiſchen, Lieder. In der Form verräth ſich deutlich die Einwirkung der lateiniſchen Vaganten-

lieder, daneben die der französischen Liebespoesie und der englischen geistlichen Lyrik. Auch keltischer Einfluß ist in einigen Liedern ersichtlich: eine große Vorliebe für Bilder und Gleichnisse, verbunden mit einer gewissen Dithyrambik des Tones, ein rasch sich wiederholendes Aufflackern der Empfindung und Phantasie charakterisirt gerade diejenigen Dichtungen, welche Sprache und Metrik den westlichen Grafschaften zuweisen.

Kunstmäßige Formen finden sich neben einfachern, volksthümlichern. Im Ganzen herrscht aber doch ein mehr volksthümlicher Ton vor, und selbst da, wo die Strophenform eine höfische ist oder wo höfische Motive verarbeitet werden, macht er sich geltend. Ohne Zweifel ging auch vom englischen Volkslied eine bedeutende Einwirkung auf die Poesie der fahrenden Kleriker aus.

Sind uns keine eigentlichen Volkslieder aus dieser Zeit erhalten? Ganz den Eindruck eines solchen macht das berühmte Kukukslied, das um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts entstanden sein mag. Doch verräth die Musik zu diesem Lied,*) deren Noten uns mit dem Text überliefert sind, schon eine recht fortgeschrittene Entwicklung, und auch die Form des Gedichts ist verhältnißmäßig sehr correct. Wer aber immer der Verfasser war, den Ton des Volkslieds hat er vollkommen getroffen. Der Einzug des Sommers, welcher die ganze Natur zu neuem Leben erweckt, wird im Kukukslied ohne jede Beimischung individueller Empfindung, einfach und drastisch dargestellt.

Sumer is icumen in, lhude sing cuccu!
Groweth sed and bloweth med and springth the wde nu.
Sing cuccu!
Awe bleteth after lomb, lhouth after calue cu,
Bulluc sterteth, bucke uerteth, murie sing cuccu!
Cuccu, cuccu!
Wel singes thu cuccu: ne swik thu naver nu.

Aus Sommer- und Winterliedern, wie sie das Volk sang, entlehnten die fahrenden Kleriker manche Züge und Wendungen,

*) Die Composition hat den Charakter des Kanons.

womit ſie ihre Lieder ſchmückten. Das Naturgefühl, das ſich in ihren Gedichten ausſpricht, die Landſchaftsmalerei, die oft den Hintergrund für den Ausdruck der perſönlichen Empfindung bildet, weichen vielfach in ſo bezeichnender Weiſe von den entſprechenden Elementen in franzöſiſchen Dichtungen*) ab, muthen uns ſo engliſch an, daß ſie ſich wohl nur durch die Tradition des engliſchen Volkslieds erklären laſſen. Man ſieht auf den erſten Blick, daß der Engländer ein innigeres, mehr unmittelbares Verhältniß zur Natur hat als der Franzoſe. Den Letztern intereſſirt in ihrem Bereich nur ein beſtimmter Kreis von Erſcheinungen, aus dem der Dichter kaum je heraustritt. Aus der Thierwelt z. B. begegnen uns in der Lyrik, ſofern es ſich nicht um Gleichniſſe handelt, faſt nur die Singvögel. Dabei weiß der Dichter das Naturbild, welches er uns in wenig Zügen entwirft, nur durch die Reflexion mit der Darſtellung ſeiner Gemüthslage zu verbinden. „Alles freut ſich des wiederkehrenden Lenzes, darum muß auch ich mich meiner Liebe freuen," oder „wenn die Nachtigall ihr ſüßes Lied anhebt, geziemt es ſich, daß ich das meinige anſtimme." Der engliſche Dichter verfügt über ein viel reicheres, mannigfaltigeres Detail und pflegt ſeine perſönliche Stimmung zu einer beſtimmten Phaſe im Leben der Natur nicht in das Verhältniß der Analogie zu ſetzen, ſondern er läßt ſie als einen Moment dieſes Lebens erſcheinen.

Daß ganze Formeln und Verſe aus dem Volkslied in die Lieder der Kleriker übergegangen ſind, iſt nicht zu bezweifeln. Ein Gedicht, das im Uebrigen manche nichtvolksthümliche Elemente enthält, hat folgenden Refrain, der ganz gewiß nicht vom Dichter erfunden iſt:

Blow, northerne wynd,
Sent thou me my suetyng.
Blow, northerne wynd, blou, blou, blou! **)

*) Dies gilt zumal von der Lyrik. In den franzöſiſchen epiſchen Romanzen äußert ſich gelegentlich das Naturgefühl eben ſo unmittelbar wie dies in der engliſchen Lyrik, die uns beſchäftigt, Regel iſt.

**) Wright, Specimens of Lyric Poetry, No. 16.

„Blaſe, Nordwind, ſende du mir mein Liebchen. Blaſe, Nordwind, blaſe, blaſe, blaſe!“ Vom Nordwind iſt ſonſt im ganzen Gedicht nicht die Rede, welches gar keine Naturſchilderung enthält, ſondern in ſechs Strophen die Vorzüge der Geliebten unter reicher Anwendung von Bildern und Gleichniſſen hervorhebt, um darauf in vier weiteren Strophen das Liebesleid des Dichters zu ſchildern.

Der knappe Ausdruck, die unvermittelten Uebergänge des Volkslieds charakteriſiren dieſe Dichtungen durchweg. „Wie ſoll der lieblich ſingen, der alſo in Trauer vergeht? Sie wird mir den Tod bringen lange vor meiner Zeit. Grüße ſie ſchön, die Süße mit den Augen klar.“*) Und im ſelben Lied: „Ich gönne ihr Gutes, ſie mir Böſes; ich bin ihr Freund, ſie iſt mir feind; ich glaube, mein Herz wird brechen vor Gram und Seufzern. In Gottes Huld möge ſie gehen, die weiße Perle.“

Beinah alle Liebeslieder, die uns aus dieſer Periode erhalten ſind, — es ſind ihrer nur wenige — rühren aus der Zeit Heinrichs III. und Eduards I. her. Sie ſind theils im Mittelland, theils im Süden entſtanden; Allitteration findet ſich in ihnen neben dem Reim häufig und wird namentlich von Dichtern, welche der walliſiſchen Mark angehören, conſequent angewendet.

Trotz der beſchränkten Anzahl dieſer Producte macht ſich in ihnen eine ziemliche Mannigfaltigkeit der Talente und Stilarten geltend. Ein Dichter, der vermuthlich dem öſtlichen Mercien angehört und der in jenen einreimigen Strophen aus vier Langzeilen dichtet, welche wir aus der geiſtlichen Lyrik kennen, zeichnet ſich durch Einfachheit und Unmittelbarkeit des Ausdrucks, durch Innigkeit der Empfindung aus. Wir beſitzen von ihm eine Liebesklage, die alſo anhebt: „Wenn die Nachtigall ſingt, grünen die Wälder, Laub und Gras und Blumen ſprießen im April hervor, und die Liebe iſt zu meinem Herzen gekommen mit einem ſcharfen Speer: Nacht und Tag trinkt ſie mein Blut, mein Herz thut mir

*) Eigentlich „mit grauen Augen“, welche im Mittelalter für eine beſondere Schönheit galten. Das Gedicht ſteht bei Wright a. a. O. No. 11.

weh.“ *) Derſelbe Dichter ſchrieb ein Lied in Dialogform, welches vermuthlich ſein eigenes Geſchick darſtellen ſoll. Wir wagen uns an eine Nachbildung deſſelben.

„Verhaßt iſt mir das Leben ſeit ich ſie im Herzen trage,
Sie, deren Schönheit leuchtet wie der Sonne Licht am Tage.
Ich ſalb' und welke wie ein Blatt im grünen Sommerhage.
Find' ich bei ihr Erhörung nicht, was frommt mir meine Klage?

Kummer, Gram und Sorge ſchwer halten mich gebunden,
Ich vergehe, wenn nicht bald Rettung ich gefunden.
Sprich nur ein Wort, mein ſüßes Lieb, mein Kummer iſt geſchwunden.
Was frommt dir denn mein Untergang? ach, laß mich bald geſunden.“

„Hinweg, du Klerk! du biſt ein Narr, mit dir mag ich nicht ſtreiten;
Auf meine Liebe hoffe nicht für jetzt und alle Zeiten —
Fänd' man in meiner Kammer dich, Schmach würd' es dir bereiten:
Weit beſſer iſt's zu Fuße gehn als ſchimpflich Pferd zu reiten.“

„Weh, holde Frau, wie ſprichſt du ſo? Rührt nichts den harten Sinn?
Meine Gedanken ſind bei dir, wo ich immer bin.
Sterb' ich durch dich, nicht bringt mein Tod an Ehre dir Gewinn;
Heiß leben mich, ich ſei dein Schatz, du meine Königin.“

„Sei ſtill, du Thor, hör' endlich auf mit deiner Liebesklage;
Die Meinen lauern längſt dir auf bei Nacht und auch am Tage;
Die würden, wenn ſie dich ertappt, nach Sünde wenig fragen:
Mich ſchlöſſen ſie in ſtrenge Haft, dich würden ſie erſchlagen.“

„Süße, wende deinen Sinn, deine Worte ſchmerzen.
Jetzt wohnet mir ſo herbes Weh wie einſt Freud' im Herzen —
Am Fenſter durft' ich fünfzigmal küſſen dich und herzen;
Ein freundlich Wort läßt manchen Mann alles Leid verſchmerzen.“

„Weh mir, warum ſprichſt du ſo? Machſt altes Leid mir neu —
Einem Klerk gehört ich einſt, er war in Liebe treu,
Nicht ſah der Tag ihn heiter je, bis er mich geſehn;
Mehr als das Leben liebt' ich ihn, was ſollt' ich's nicht geſtehn?“

„Als ich ein Klerk der Schule war, da war ich weiſe ſehr;
Tiefe Wunden ſchlug in's Herz mir deiner Liebe Speer;
Der Heimath und den Menſchen fern hab' ich geduldet ſchwer;
O, ſüße Frau, erbarm' dich mein, bei Gott, ich kann nicht mehr.“

„Du biſt ein Klerk, wohl hört man es: du ſprichſt ſo leiſ' und fein;
Für mich ſollſt du nicht dulden mehr der Liebe herbe Pein.

*) Wright No. 32.

Und Vater, Mutter, Brüder all', wie ſtreng' ſie mögen ſein,
Ich trotze ihnen: du biſt mein, auf ewig bin ich dein."

Ein anderer Dichter, der den Schweifreim vorzieht und bei einer großen Vorliebe für die Allitteration nicht ſelten etwas dunkel im Ausdruck wird, liebt es Landſchaftsbilder auszumalen.*) Ein dritter, der entſchieden dem Weſten angehört und von dem Stabreim einen noch ausgiebigern Gebrauch macht, vergleicht ſeine Geliebte ſtrophenweiſe mit allen möglichen Edelſteinen, Blumen, Vögeln u. ſ. w.**) Ein vierter — ebenfalls weſtlicher — Dichter liebt die Allegorie. In dem Liede, das den Refrain Blow, northerne wynd enthält, heißt es u. a.: „Ich erzählte Amor (Love), wie dieſe Schöne eines Herzens ſich bemächtigte, welches mein war, wie ihre Ritter — Seufzen, Sorgen und Sinnen — auf mich fahndeten. Dieſe drei brachten Verderben über mich, was auch Friede dazu ſagen mochte. Weiter klagte ich Amor, wie Seufzen ſich an meine Ferſen heftete, wie Sinnen drohte, mich womöglich durch Uebermacht zu erſchlagen, und wie bange Sorge drohte, daß ſie (engliſch: „er") mich dieſer Schönen wegen bis an mein Lebensende — jedem Recht zum Trotz — in qualvollen Ketten fortſchleppen werde. Amor lauſchte auf jedes meiner Worte und beugte ſich zu mir herab und hieß mich den Hort meines Lebensglücks ergreifen: „Bitte die Süßeſte, ſagte er, bevor du zuſammenſinkſt wie Lehm, den man von den Füßen ſchüttelt, ſie möge, was dir frommen kann, wie einen theuern Schatz mit dir theilen."***) Es erinnert uns dies etwa an die Weiſe eines Thibaut von Navarra und ähnlicher Dichter.

Lob der Geliebten oder Liebesklage bildet das ſtehende Thema dieſer Lieder; doch ſpricht ſich die Grundſtimmung je nach dem Temperament des Sängers ſehr verſchieden aus. Wie leichtblütig erſcheint trotz ſeines bittern Wehs der Verfaſſer der folgenden Strophen neben dem des oben mitgetheilten Dialogs:

*) Bei Wright a. a. O. No. 13 und 14.
**) a. a. O. No. 5.
***) Bei Wright a. a. O. S. 53 f.

Wenn im April voll Frühlingsluſt
Aus Zweigen Knospen dringen,
Dann mag ſein Lied aus voller Bruſt
Der kleine Vogel ſingen.
Mich hebt auf ihren Schwingen
Die Sehnſucht zu erringen
Sie, die das Heil mir bringen
Und ſtillen kann den Schmerz.
Es fiel mir zu ein edles Loos,
Der Himmel warf's in meinen Schooß,
Von allen Frauen ſagt ſich los
Und Alis liebt mein Herz.

Schön iſt ſie in der Locken Pracht
Mit Augen ſchwarz und Wimpern braun;
Ihr Mund wie lieblich, wenn ſie lacht,
Wie reizvoll die Geſtalt zu ſchau'n!
Sie lieb' ich über alle Frau'n;
Wenn ſie mich nicht erhöret, traun!
So wird das Leben mir ein Grau'n,
Und Tod ſtillt meinen Schmerz.
Es fiel mir zu ein edles Loos u. ſ. w.

Mich labt des Nachts nicht Schlaf noch Ruh,
Und Gram färbt mir die Wange bleich;
Was ich erſehne biſt nur du,
Nur dich ſucht meine Liebe heiß.
Wer ſänge würdig ihren Preis,
Die Wangen roth, den Nacken weiß, —
Die ſchönſte in dem ganzen Kreis,
Sie meine Luſt und Schmerz?
Es fiel mir zu ein edles Loos u. ſ. w.

Vor Liebesſehnſucht krank und matt,
Müd' wie das Waſſer in dem Wehr,
Fürcht' ich, daß ſich ein Räuber naht
Dem Schatze, den ich mir begehr'.
Beſſer kurzes Leid und ſchwer
Als zu dulden immermehr,
Schönſte Herrin, hold und hehr,
Ende meinen Schmerz.
Es fiel mir zu ein edles Loos,
Der Himmel warf's mir in den Schooß,
Von allen Frauen ſagt ſich los
Und Alis liebt mein Herz.

Nicht unbekannt iſt dieſen Dichtern eine Kunſtform, welche der provenzaliſchen und franzöſiſchen Romanze ſich vergleicht. Das dialogiſche Lied, das wir mittheilten, gehört weſentlich hieher. Noch genauer ſtimmt das Gedicht eines weſtlichen Sängers, der uns ſeine Begegnung mit einer ſpröden ländlichen Schönen im Walde erzählt und dem Dialog einen erzählenden Eingang vorherſchickt.*)

Die Gattung des estrif kleidet ſich, wie in epiſche, ſo auch in lyriſche Form. In ryme couee und durchaus in lyriſchem Ton führt uns ein Dichter aus der Zeit Eduards I. den Streit zwiſchen Droſſel und Nachtigall**) über den Werth der Frauen vor. Die Droſſel ſchmäht das ſchöne Geſchlecht und citirt aus heiliger und Profangeſchichte (reſp. aus der Sage) eine Reihe von Beiſpielen weiblicher Treuloſigkeit und Verführungskunſt. Die Nachtigall hört nicht auf, die Vorzüge des Weibes zu loben — ohne große Wirkung, bis ſie die Jungfrau Maria nennt, worauf die Gegnerin ſich für beſiegt erklärt. Der Eingang dieſes Gedichts entſpricht nahezu wörtlich dem eines Frühlings- und Liebeslieds,***) deſſen Verfaſſer wir oben als lyriſchen Landſchaftsmaler charakteriſirten.

Die geiſtliche Lyrik, welche gegen den Schluß der vorigen Periode eine gewiſſe Stufe höfiſcher Kunſt erreicht hatte, wird von dem Beiſpiel der ihr zur Seite getretenen weltlichen Lyrik ſofort in andere Bahnen übergeleitet. Nicht zu ihrem Schaden. Indem ſie aus den erotiſchen Liedern der Kleriker und den Volksliedern, aus denen dieſe ſchöpften, einen neuen Stil ſich aneignet, nimmt ſie ein volksthümliches Element in ſich auf, das jedoch keineswegs ein Element der Vergröberung iſt, und ohne an Tiefe und Innigkeit der Empfindung etwas einzubüßen, gewinnt ſie an Unmittelbarkeit des Ausdrucks. An Stelle der Reflexion tritt die Anſchauung, das Bild. Eine Reihe von Motiven werden der natio-

*) Bei Wright a. a. O. No. 10.

**) W. Carew Hazlitt, Remains of the early popular poetry of England I, 50 ff.

***) Bei Wright a. a. O. No. 13.

len weltlichen Lyrik ohne weiteres entlehnt. Gelegentlich eignet man ſich mit der Versform und Melodie zugleich die Eingangsworte eines erotiſchen Liedes an.*)

In Strophenbildung, Diction, Gliederung der Gedanken und Vertheilung derſelben auf die Strophen, in allen dieſen Dingen macht ſich der Einfluß der neuen weltlichen Lyrik geltend.

Auch die religiöſe Empfindung ſetzt ſich in Beziehung zu dem Leben der Natur:

Seh' ich die Blumen ſprießen
Und hör' der Vögel Lied,
Ein wonnevolles Sehnen
Mir dann die Bruſt durchzieht.
Die Liebe macht's, die neue
Voll Süßigkeit, voll Treue,
Ihr Glanz erhellt mein Lied.
Ihm hab' ich mich ergeben,
Nur ihm gehört mein Leben
Und was mein Herz durchglüht.

Steh' ich in ſtillem Sinnen,
Und zeigt ſich mir das Bild,
Wie ihm aus Händen, Füßen
Das Blut in Strömen quillt —
Vom Haupt auch ſtrömt es nieder —
Und wie ihm alle Glieder
Durchzucken Qualen wild,
Wohl ziemt es meinem Herzen,
Zu fühlen ſeine Schmerzen,
Bis Thränen ſie geſtillt.**)

Eine herbſtliche Stimmung ſpricht ſich in einem Lied — man könnte faſt ſagen einer Romanze — von der Reue aus,***) welches ſo anhebt:

Die Roſ' und Lilie welken jetzt,
Die uns durch ihren Duft ergetzt
In ſchönen Sommertagen.

---

*) Vergl. No. 40 mit 41 bei Wright a. a. O. und dazu Reliquiae Antiquae I, 104.

**) Bei Wright a. a. O. No. 21.

***) a. a. O. No. 30.

O Königin in deiner Macht,
O Frau in deiner Schönheit Pracht,
Der Tod wird euch erjagen.
Wer Fleiſches Luſt verſchmähen will,
Des Himmels Heil erringen,
Der denk' an Jeſus, ſeh' den Speer
Die Seite ihm durchdringen.

Von Peterborough auf die Jagd
Hatt' ich mich Morgens aufgemacht,
Da kam mir Reu' und Zagen:
Voll Trauer klagt' ich meine Noth
Ihr, die des Himmels hohen Gott
In ihrem Schooß getragen.
Herrin, bitte du den Sohn,
Der unſre Schuld vernichtet,
Bewahr' uns vor dem finſtern Haus,
Für Gottes Feind' errichtet.

Im folgenden Winterlied knüpft ſich die Reflexion ſo unmittelbar an die Anſchauung, daß das Ganze ein Stimmungsbild wird:

Winter ſchafft mir Sorge ſchwer;
Steht der Wald entlaubt und leer,
Seufz' ich oft und trau're ſehr;
Denn es kommt mir in den Sinn,
Wie der Erde Freude ſchwindet ganz dahin.

Jetzt iſt's da und jetzt nicht mehr,
Wie wenn's nie geweſen wär';
Darum hört die weiſe Lehr':
Gottes Will' allein hat Dauer,
Sterben müſſen alle wir, wird es uns auch ſauer.

Tief betrübt es mir den Sinn,
Welkt das grüne Laub dahin.
Jeſus, hilf, dein Kind ich bin,
Schirm' uns vor der Hölle Pein;
Ich weiß ja nicht, wohin ich ſoll, nicht wann es Zeit wird ſein.

Volksthümlich und recht eigenartig klingt der Ton eines Oſterlieds,*) von dem wir zwei Strophen mittheilen. Es gehört höchſt wahrſcheinlich noch den letzten Jahrzehnten der vorhergehenden Pe-

*) Morris, Old English Miscellany S. 97 ff.

riode an und dürfte weniger unter dem Einfluß der erotiſchen Lyrik der Kleriker als unter dem des Volkslieds entſtanden ſein.

Der Sommer kam, der Winter wich,
Es wächſt des Tages Länge,
Die Vögelein ergötzen ſich
Durch heitere Geſänge.
Doch ſtrenge
Hält mich die Hand
Des Grams, ob Jubel auch im Land
Erſchalle
Dem Kinde mild,
Von Lieb' erfüllt
Für Alle.

Dies Kind, an Mild' und an Gewalt
Von Keinem überwunden,
Es ſuchte mich in Feld und Wald,
Der ſeinem Blick entſchwunden.
Gefunden
Hat's den es ſucht,
Ach, wegen eines Baumes Frucht
Gebunden.
Da ſprengte er
Die Feſſel ſchwer —
Durch Wunden.

Auch die religiöſe Lyrik kennt den Dialog. So begegnet uns in der Strophenform des Stabat mater ein rührendes Zwiegeſpräch zwiſchen dem gekreuzigten Jeſus und ſeiner Mutter,*) welches ſich der Gattung des estrif nähert.

Recht eigentlich gehört dieſer Gattung der Streit zwiſchen Seele und Leib an, der ſeit dem Anfang des dreizehnten Jahrhunderts häufiger das Thema engliſcher Dichtung bildet. Der Monolog der Seele an den Leichnam, der ſowohl der altengliſchen Zeit wie der Uebergangsepoche geläufig iſt, hat unter dem Einfluß mittellateiniſcher Vorbilder dem dramatiſch bewegteren Dialog Platz gemacht.

In derſelben Weiſe verwandelt ſich die Klage Mariens am

*) Bei Wright a. a. O. No. 27.

Fuß des Kreuzes in eine Disputatio inter Mariam et crucem, welche gegen den Schluß dieſer Periode und ſpäter in engliſchen Verſen nachgebildet wird.*)

Die volksthümliche Spruchweisheit hat ſeit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts Formen entwickelt, welche Beachtung verdienen. Sie verrathen deutlich franzöſiſchen Einfluß, wenn auch der Gehalt, den ſie bergen, größtentheils altes heimiſches Erbgut iſt. Der Name deſſen aber, von dem man in der früheren Periode jenes Erbgut herleitete, der Name Aelfreds iſt geſchwunden. An ſeine Stelle iſt der Name Hendyngs getreten, in dem Einige — ſonderbarer Weiſe — eine Perſonification des Reimes erblicken, der aber eher eine Perſonification geiſtiger Gewandtheit darſtellt.

Aehnlich wie in den franzöſiſchen Sprüchwörterſammlungen: Les proverbes del vilain und Les proverbes au conte de Bretaigne, erſcheint in einer mittelengliſchen Sammlung aus der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts jedes der mitgetheilten Sprüchwörter am Schluſſe einer daſſelbe gloſſirenden ſechszeiligen Strophe in ryme couee. Während aber im Franzöſiſchen jedem Sprüchwort ſich der Refrain anſchloß: Das ſagte (oder „ſagt") der Bauer, heißt dieſer Refrain im Engliſchen: Quoth Hendyng, „ſprach Hendyng". Die Sprüchwörter ſelbſt ſind gewöhnlich alliterirend, manchmal zugleich gereimt; doch treten ſie ſelten als metriſch ebenbürtige Glieder der durch ſie anſchwellenden Strophe auf.

Von dem geiſtigen Gehalt und dem Tone der Sammlung mögen folgende Proben eine Vorſtellung geben:

(10). Willſt du des Fleiſches Luſt überwinden, ſo mußt du oft kämpfen und fliehen, mit dem Auge und mit dem Herzen. Fleiſchesluſt bringt Schmach; mag ſie dem Leib kurzweilig erſcheinen, ſie verurſacht der Seele Schmerz. — Wohl kämpft der wohl flieht, ſprach Hendyng.

(11). Der Weiſe hält mit ſeinen Worten zurück; denn er pflegt das Spiel nicht zu beginnen, bis er ſeine Flöte geſtimmt hat. Ein Narr iſt ein Narr, das zeigt ſich alle Tage; denn er pflegt grüne Worte zu reden, ehe ſie reif ſind. — Eines Narren Pfeil iſt bald verſchoſſen, ſprach Hendyng.

*) Legends of the Holy Rood, ed. R. Morris S. 131 ff.

(12). Sage nie deinem Feind die Schande und den Schaden, den du haſt, deine Sorge noch deinen Schmerz; denn er wird Nacht und Tag dahin ſtreben, wenn er kann, aus Eins Zwei zu machen. — Sage nie deinem Feind, daß dir der Fuß ſchmerzt, ſprach Hendyng.*)

Eine der Handſchriften, in welchen die Sammlung uns überliefert iſt, enthält eine einleitende Strophe folgenden Inhalts:

Diejenigen, welche Weisheit vernehmen wollen, mögen von dem weiſen Hendyng, der Marcolfs Sohn war, gute Gedanken und mancherlei Sitten lernen, vielen Laſterhaften zur Belehrung — denn das war ſtets ſeine Gewohnheit.

Hier wird alſo der Name Hendyng — möge deſſen Urſprung nun ſein welcher er wolle — an denjenigen Namen geknüpft, der im Mittelalter als der europäiſche Träger der volksthümlichen Weisheit, oder richtiger des Volkswitzes erſcheint. Auch hierin diente die franzöſiſche Litteratur als Vermittlerin. — Spruchſammlungen in ſechszeiligen Strophen, von denen die erſte Hälfte einen Spruch Salomos, die zweite die Antwort Marcolfs (Marcoul, Marcou u. ähnl.) enthält, ſind in dieſer Litteratur nicht ſelten. — Eigenthümlich iſt es nun doch, wie die Salomo- und Morolfſage in England, trotzdem uns dort zu verſchiedenen Zeiten ihre Spuren begegnen, nie ſo recht hat Fuß faſſen wollen. Trotz der engen Verbindung mit Frankreich und dem regen Verkehr mit Norddeutſchland und den Niederlanden ſehen wir doch damals wie jetzt den Kanal eine Kluft bilden, welche England in mancher Beziehung eine Ausnahmeſtellung anweiſt. Das Alterthum wirkt dort, beſſer erhalten, lebendiger in die Gegenwart herein; mancher neuere Keim aber, der auf dem feſtländiſchen Boden üppig ſich entwickelte, — ich erinnere an die höfiſche Kunſt und an die Thierſage — wollte dort nicht recht gedeihen.

---

*) Wright and Halliwell, Reliquiae Antiquae I, 110 f. Mätzner, Altenglische Sprachproben I, 1, 306.

VIII.

Etwa gleichzeitig mit der weltlichen Minnepoeſie, ja ſtreng genommen noch etwas früher, ſehen wir eine politiſche Lyrik in der engliſchen Litteratur auftauchen. Das älteſte mittelengliſche Lied dieſer Art mag aus dem fünften Jahrzehnt des dreizehnten Jahrhunderts datiren. Doch ſcheint die Gattung unter Heinrich III. noch vorzugsweiſe in lateiniſcher oder anglonormanniſcher Sprache gepflegt worden zu ſein. Unter Eduard I. und ſeinen Nachfolgern ſehen wir dann den Gebrauch der Nationalſprache auch auf dieſem Gebiet immer mehr um ſich greifen, die anglonormanniſche zurückweichen, bis gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts das Engliſche und das Latein ſich in das Gebiet theilen.

Die Pfleger der politiſchen Lyrik ſind für die gegenwärtige Periode vorzugsweiſe in zwei Ständen zu ſuchen: unter den Spielleuten und unter den Klerikern im weiteſten Sinn.

Der engliſche Spielmann war in die Geheimniſſe der Parteien wenig eingeweiht, ſein Auditorium war ein ſehr gemiſchtes, nur in ſeltenen Fällen hatte er wie der normanniſche Minſtrel in den höheren Sphären der Geſellſchaft einen mächtigen Gönner. Seine Dichtung ſteht daher im Dienſt nationaler Intereſſen, wie ſie das Volk auffaßte. Gewonnene Schlachten zu feiern, die Helden der Nation zu preiſen, die Feinde derſelben mit Hohn zu verfolgen — war recht eigentlich ſeine Aufgabe.

So ſehen wir in den Bürgerkriegen unter Heinrich III. mit dem Volk auch den Spielmann Partei ergreifen. Ein Lied auf die Schlacht bei Lewes (1264) überhäuft die Anhänger der beſiegten Hofpartei mit bitterm Spott, vor allen den „König von Deutſchland", Richard von Cornwall, König Heinrichs Bruder, der wegen ſeiner ausländiſchen Herrſcherwürde und der Art, wie er dazu gelangt war, wegen der Zweideutigkeit ſeiner Haltung, der Beſtechlichkeit und des üppigen Lebens, das man ihm vorwarf, dem engliſchen Volk ein Dorn im Auge war. Mit beſonderm Behagen verweilt das Gedicht bei dem Umſtand, daß Richard nach

dem Verluſt der Schlacht mit einem Theil ſeiner Mannſchaft ſich in eine Mühle warf und dieſe wie ein Schloß vertheidigte. — Der am Schluß jeder Strophe wiederkehrende Refrain verkündet unter Anwendung eines herben Wortſpiels, daß es mit der Herrlichkeit des Verräthers zu Ende iſt:

Richard, thah thou be ever trichard,
trichen shalt thou never more.*)

„Richard, wenn du auch ſtets ein Verräther (trichard) biſt, verrathen ſollſt du nimmermehr."

Unter Eduard I. hören wir einen Spielmann den großen Sieg der flämiſchen Bürger über die franzöſiſche Ritterſchaft bei Courtrai oder Kortryk (1302) in ausführlicher Darſtellung feiern: „Hört, ihr Herren, jung und alt, von den Franzoſen, die ſo ſtolz und kühn waren, wie die Fläminge mit ihnen handelten an einem Mittwoch. Beſſer wären ſie daheim geblieben in ihrem Land, anſtatt die Fläminge am Seeſtrand aufzuſuchen, darob manche franzöſiſche Frau die Hände ringt und ach und weh! ruft." **)

Die Kriege mit den Schotten gaben zu einer Menge volksthümlicher Gelegenheitsgedichte Anlaß, die zum größten Theil verloren gegangen ſind. Eine Anzahl kurzer Lieder in der Form des versus tripertitus caudatus, wie ſie vermuthlich zuerſt im Heere, dann von Bauern und Bürgern zumal des nördlichen Englands geſungen wurden, hat Pierre de Langtoft uns in ſeiner Chronik aufbewahrt.

Selbſtändig erhalten iſt uns aus Eduards I. Zeit ein ziemlich langes Spielmannslied, welches bald nach der ſiegreichen Schlacht bei Kirkencliff (1306) entſtanden, ſich namentlich mit der Gefangennahme und Hinrichtung des Sir Simon Fraſer beſchäftigt, deſſen Kopf dicht neben dem des William Wallace auf der Londoner Brücke aufgeſteckt wurde.

---

*) Th. Wright, Political Songs of England S. 69.

**) a. a. O. S. 187 f.

Dieſe Spielmannslieder ſind von einem feurigen, naiven Patriotismus getragen, der in dem Untergang der Feinde die ſtrafende Hand Gottes erblickt und ihn als warnendes Exempel verwerthet. Kunſtlos in Stil und Compoſition, zeigen ſie durchweg eine Verbindung von lyriſchen und epiſchen Elementen, ſo jedoch, daß bald das epiſche Element reiner hervortritt, wie in dem Lied über die Schlacht bei Kortryk, bald, wie in dem Lied auf den König von Deutſchland, das epiſche Material durchaus in den Dienſt der lyriſchen Aufgabe geſtellt iſt.

Die metriſche Form ſolcher Dichtungen wächſt aus einer Langzeile heraus, deren Bau theils an den altengliſchen Vers, theils an den Alexandriner erinnert. Dieſe pflegt in vierzeiligen einreimigen Strophen aufzutreten, denen ſich gern ein Refrain zugeſellt; ſeltener beſteht die Strophe aus zwei Terzetten, deren jedes eine kürzere Zeile nach Art der ryme couee nach ſich zieht.

Beſchäftigten ſich die Spielleute kaum je mit der höheren Parteipolitik, ſo wagten ſie ſich dagegen zu Zeiten auf das Gebiet der ſocialen Satire. Es iſt jedoch wahrſcheinlich, daß ſie für ihre Pfeile nicht gar zu hohe Zielpuncte ſich wählten. In derbem, beißendem Ton rügt ein Spielmannslied aus dem Anfang des vierzehnten Jahrhunderts das Gebaren der Diener vornehmer Leute, der Pagen, Knechte, Stallbuben, deren anmaßendes, lärmendes Auftreten, deren Prunkſucht, Gefräßigkeit, Ueppigkeit es in draſtiſcher Weiſe darſtellt. „Als Gott auf Erden war und weit wanderte, aus welchem Grunde wollte er nicht reiten? Weil er keinen Pferdeknecht an ſeiner Seite dulden mochte, keinen großmäuligen Burſchen wiehern oder ſchelten hören wollte.“ *)

Im Großen und Ganzen aber war die Satire die Domaine der Kleriker, der Gelehrten. Vor ihren Angriffen ſchützte weder Rang noch Macht: alle Stände der Geſellſchaft konnten darauf gefaßt ſein, von ihnen an den Pranger geſtellt zu werden. Die Mißbräuche in Staat und Kirche, namentlich freilich in letzterer,

*) Wright a. a. O. S. 240.

verkehrte Regierungsmaßregeln, ſociale Mißſtände, Sittenverderbniß bei Geiſtlichen und Laien — das Alles diente als Material für die klerikale Satire. In engliſcher Sprache begann man jetzt die Themata zu variiren, welche ſeit längerer Zeit in lateiniſchen, in Frankreich und England auch in franzöſiſchen Verſen abgehandelt wurden.

Kurz vor der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts entſtand eine bittere, aber im würdigſten Ton gehaltene, aus tiefem Ernſt der Geſinnung hervorgegangene Klage über die Verderbniß und Sklaverei der Kirche (Hwon holy chireche is vnder fote).*)

Früher war Sanct Peter Simon genannt. Da ſprach unſer Herr zu ihm: „du ſollſt Stein heißen. Ich will meine Kirche auf dich gründen“... Diejenigen, welche ſie ſchützen ſollten, ſind jetzt ihre Feinde. Von all ihren früheren Freunden iſt ihr keiner geblieben. Darum iſt ihre Ehre faſt ganz dahin.

Damals war Simon hier, jetzt haben wir Simonie, die einen großen Theil des Klerus zu Grunde gerichtet hat. Bitten wir unſern Herrn Chriſtus, daß er die Kirche ſchütze um ſeiner ſüßen Mutter willen, der heiligen Maria.

Wahrlich, Sanct Peter war Papſt zu Rom. Dort iſt das Haupt der Chriſtenheit und dort ſoll es ſein. Clemens und Gregorius, welche nach ihm kamen, hatten oft und manchmal Kummer und Sorge. Denn ſie hielten Chriſti Leute in Frieden und Eintracht und auch die heilige Kirche ohne Knechtſchaft.

Damals ſtand ſie gar feſt und noch einige Zeit ſpäter. Jetzt wirft man nach ihr mit Marken und Pfunden von Silber und Gold, um ſie zu Boden zu werfen. Keiner mag jetzt für ſie Tod oder Wunden erdulden.

Wahrlich, Sanct Thomas erduldete den Tod ganz ohne Schuld; der Erzbiſchof Stephan kämpfte für ſie, und Sanct Edmund ſtattete ſie ſchön aus. Ihre Ehre aufrecht zu erhalten, thaten ſie was ſie konnten. Jetzt iſt die heilige Kirche übel daran. Alle, die im Lande wohnen, bekämpfen ſie; Biſchöfe und Kleriker, Ritter und Knechte, Könige und Grafen haſſen ſie. Und der Papſt ſelber, der ſie beſchützen ſollte, — erhält er ſeine Gaben in Silber und Gold, Marken und Pfunde, mit Recht oder Unrecht, ſo läßt er jene Alle gewähren, welche ſo gewaltig ſind.

Weh, daß ſie in unſern Tagen ſo zu Boden liegt. Bitten wir alle Jeſus Chriſtus, daß er ihr Hülfe ſende, um ſeiner Mutter willen, die ſo ſchön und ſüß iſt, auf daß wir in dieſem Leben es ſehen mögen. Amen.

---

*) Morris, O. E. Miscellany S. 89.

Aehnliche Klagen kehren in ſpäterer Zeit häufiger wieder, wenn auch nicht immer in dem würdevollen Ton dieſes Gedichts, deſſen Verfaſſer jener ſüdengliſchen Dichterſchule angehört, als deren Ahnherr der Dichter des Poema morale angeſehen werden kann.

Unter Eduard I. werden die Gegenſtände, denen die Satire ſich zuwendet, mannigfaltiger. Gerne tritt ſie als der Anwalt der armen Leute, des Bauernſtandes auf, deſſen Lage unter der glorreichen und geſegneten Regierung jenes großen Fürſten vielfach nicht weniger mißlich war als ſpäter unter der Herrſchaft der Queen Bess. Im Song of the Husbandman*) vernehmen wir die Klage des Landwirths, der trotz ſchlechter Ernte und Theuerung dem König für ſeine Kriege hohe Steuern zahlen muß und von Förſtern, Flurſchützen und Bütteln bis auf's Blut gepeinigt und ausgeſogen wird. Sie jagen ihn wie der Hund den Haſen; er ſieht ſich genöthigt, ſein Korn zu verkaufen, während es noch grün wie Gras iſt. Was er das ganze Jahr erſpart hat, Alles muß er herausgeben. — Ein anderes Gedicht**) ſchildert uns, wie ſchwer die Hand der Großen auf den kleinen Leuten ruht, wie ihre Habgier die Armen mit Gewalt oder Liſt des Nöthigſten beraubt und wie dieſe nicht im Stande ſind, ſich Gerechtigkeit zu verſchaffen. Unter Anwendung der Fabel von dem Löwen, der über Wolf, Fuchs und Eſel zu Gericht ſitzt und den Unſchuldigen büßen läßt für das, was die Schuldigen begangen, werden der königlichen Juſtiz die derbſten Wahrheiten geſagt.

Daneben gelangen leichtere Motive zur Behandlung: die Noth des Laien, der unter der Anklage, ein Frauenzimmer verführt zu haben, vor einen geiſtlichen Gerichtshof erſcheinen muß, von deſſen Mitgliedern und deſſen Verfahren uns ein draſtiſches Bild entworfen wird;***) die Hoffart und Putzſucht der Frauen, welche ſich oft eine Robe kaufen, während ſie kein Hemd be-

*) Wright, Polit. Songs S. 149 ff.
**) a. a. O. S. 195 ff.
***) a. a. O. S. 155 ff.

ſitzen,*) — Themata, wie ſie der fahrende Schüler lieben mochte. Zuweilen macht ſich der Dichter über die unfruchtbaren Disputationen der Scholaſtiker, über ihr nego, dubito, concedo luſtig.**)

Aus der traurigen Zeit Eduards II. ſind uns nur wenige, darunter aber recht anziehende Producte der ſatiriſchen Muſe erhalten. Im October des Jahres 1311 hatte der König eine Urkunde unterzeichnet, welche dem Parlament, zumal dem Oberhauſe, die weiteſtgehenden Rechte einräumte. Aber noch ehe das Jahr zu Ende war, hatte er unter dem Einfluß ſeines aus der Verbannung zurückgekehrten Günſtlings Peter de Gaveſton ſein Wort gebrochen. An dieſe Thatſache knüpft ein Gedicht an, welches in ſeinen verſchiedenen Theilen verſchiedene Versformen anwendet und im Eingang anglonormanniſche Verſe regelmäßig mit engliſchen abwechſeln läßt. Der Kern dieſer Dichtung läßt — unter Benutzung einer damals recht populären Sage, welche auch in die Gesta Romanorum übergegangen iſt — vier Weiſe die Lage des Landes mittelſt kurzer, treffender Sprüche ſchildern und erklären.

> Der Erſte ſprach: Ich erkenne, kein König vermag im Lande gut zu herrſchen unter Gott dem Allmächtigen, wenn er ſich nicht ſelbſt rathen kann, wie er Jeden im Lande dem Recht gemäß lenken ſoll. Denn Macht iſt Recht, Licht iſt Nacht und Kampf iſt Flucht. Weil Macht Recht iſt, iſt das Land geſetzlos, weil Nacht Licht iſt, iſt das Land rathlos,***) weil Kampf Flucht iſt, iſt das Land ruhmlos.†)

Der zweite Weiſe wendet folgende Sprüche an: Eins iſt zwei, Wohl iſt Weh, Freund iſt Feind, und ähnlich der dritte und der vierte.

Ein anderes Gedicht, welches um 1316—17 entſtanden ſein muß, zeigt uns nach Umfang und Inhalt die Satire auf einer ſchon recht vorgeſchrittenen Stufe der Entwicklung. Sie begnügt ſich nicht mit Angriffen auf die Laſter oder Mißbräuche innerhalb einzelner Stände und Sphären oder mit allgemeinen Andeutungen

*) a. a. O. S. 153 ff.
**) a. a. O. S. 210 f.
***) eigentlich: ohne Lehre, Führung.
†) a. a. O. S. 254.

über die Verkommenheit der Gesellschaft; sie geht die verschiedenen Stände der Reihe nach durch und geißelt mit scharfen Hieben die sittlichen Blößen derselben. — Das Land krankt an tausend Uebeln: Krieg, Todtschlag, Mißwachs, Hungersnoth, Seuche — woher dieses Alles? Der Dichter erblickt den Grund davon in der allgemeinen Sündhaftigkeit, welche Gottes Rächerarm herausfordere. Wahrheit und Recht liegen darnieder, Trug und Verrath sind allmächtig. Mit der römischen Curie wird die Rundschau begonnen. Von hier sollte die Wahrheit ausgehen, doch ihr ist der Palast verboten: sie fürchtet sich, ihn zu betreten, auch wenn der Papst ihr riefe. Denn alle Kleriker des Papstes haben sich zu ihrem Untergang verschworen, und wenn sie der Simonie begegnete, würde ihr diese in den Bart greifen. Ohne Gold und Silber vermag auch der gelehrteste, heiligste Kleriker nichts am römischen Hof; mit Gold und Silber erreicht auch der Ehebrecher und Böse-wicht daselbst seinen Zweck. Habgier und Simonie beherrschen die ganze Welt. — Die Erzbischöfe und Bischöfe sollten strenge Aufsicht führen über die Diener der Kirche; aber Manche unter ihnen führen selbst ein tadelhaftes Leben und wagen es daher nicht, den Mund aufzuthun. Auch kann kein Mensch zwei Herren dienen: sie sind Diener des Königs und sammeln Gold in Menge, und lassen die Kirche ruhen. Die Erzdiakonen sind der Bestechung zugänglich und drücken ein Auge zu, wenn Pfarrer und Curat sich Weiber halten. Stirbt ein alter Pfarrer, so beeilt sich der junge Kleriker, dem Patron und dem Bischof Geschenke zu machen: wer am meisten bietet, erhält die Pfründe. Ist nun der junge Pfarrer installirt, so ist es sein erstes Geschäft, Geld zusammenzuraffen. Dann reitet er mit Falken und Hunden auf die Jagd, hält sich eine Concubine und macht große Toilette und großen Aufwand. Erfährt der Bischof dies, so reicht ein wenig Silber hin, ihm den Mund zu stopfen. Der Pfarrer hat einen Curat, einen guten Beichtvater, der ein reines Leben führt. Ein Anderer, der kaum die Messe lesen kann, thut es etwas billiger — sofort erhält er die Stelle. — Nicht besser sieht es in den Klöstern aus: Stolz

und Neid herrſchen in allen Orden, die Aebte und Prioren ahmen den Rittern nach und reiten auf die Jagd; der Arme klopft vergeblich an die Kloſterpforte, aber der Lotterbube, der von einem mächtigen Herrn geſandt wird, erhält ſofort Einlaß und wird auf's ſchönſte bewirthet. „Wie können ſie Gott den Herrn lieben, die alſo mit den Seinigen umgehen?" Schweres dulden die Mönche aus Liebe zu Gott: ſie tragen Socken in ihren Schuhen und darüber Filzſtiefel; wohlgenährt ſind ſie mit Fleiſch und Fiſch, und wenn der Braten recht gut iſt, laſſen ſie wenig in der Schüſſel: ſo tödten ſie ihre Leiber ab, um Chriſti Gebot zu halten. Nach Tiſch haben ſie einen Schmerz, der ſie ſehr quält: dann pflegen ſie in einem Zug ein Quart oder mehr guten, ſtarken Bieres zu trinken, und hernach ſuchen ſie ihre Ruhe. So kaſteien ſie ihre Leiber bei Nacht und Tag. — Auch die neuen Orden, die Bettelmönche werden vom Dichter nicht verſchont: Minoriten, Jacobiner,*) Carmeliter, Auguſtiner — auch ſie thun Alles für's Geld. Sie beſuchen den Reichen in ſeiner Krankheit gern und laſſen den Armen liegen. Stirbt der Reiche, ſo ſtreiten die Brüder ſich um ſeinen Leichnam. „Nicht blos des Kalbes wegen brüllt die Kuh, auch wegen des guten Graſes, das auf der Wieſe wächſt." Es kommen dann die Ordensritter an die Reihe, die Ritter vom Hospital, welche an das Geſchick der Templer erinnert werden: „Habe kommt und geht wie Gewitter im März." Ferner die Capitel und Conſiſtorien, bei denen man durch Beſtechung der Richter und der Zeugen leicht ſeinen Zweck erreicht. Darauf tritt der Arzt heran, der den Leuten das Sterben erleichtert. Recht anſchaulich ſchildert der Dichter uns die wichtige Amtsmiene, mit der jener abwechſelnd Furcht und Hoffnung in der Bruſt der Gattin des Erkrankten erregt, wie er für ſchweres Geld Speiſen und Getränke herbeiſchaffen läßt, die er ſelbſt verzehrt, während er dem Patienten ſcheußliche Medicin zu ſchlucken gibt, die ſeinen Zuſtand nur verſchlimmert, und wie er, nachdem er ſich die Nacht

*) = Dominicaner.

im Hause des Kranken gütlich gethan, am andern Morgen triumphirend ausruft: Gottlob, Madam, der Meister ist gerettet! um mit Silber beladen das Haus zu verlassen. — Nach den Klerikern, zu denen auch der Arzt gewissermaßen gehöre, wendet sich der Satiriker den Laien zu. Grafen, Barone und Ritter werden uns vorgeführt, welche die Kirche bedrängen statt sie zu vertheidigen, daheim Hader erregen statt in den heiligen Kampf zu ziehen, in der Halle wie Löwen, auf dem Felde wie Hasen sich geberden. Die Ritter kleiden sich phantastisch, als wären sie Minstrels; unreife Knaben werden jetzt in ihren Orden aufgenommen; schwören und fluchen gilt für männlich, und die Knappen ahmen den Rittern dieses Alles nach. Doch wir müssen uns kürzer fassen. Bei dem Dichter selbst möge man es nachlesen, wie es die königlichen Beamten, die Minister, Sheriffs, Richter, Kanzler und Büttel, wie es die Advocaten, die Assisienrichter, wie es die Bäcker, Brauer, Kaufleute treiben. Ueberall Unrecht und Betrug — auf allen Gebieten wird der Arme und Redliche unterdrückt und ausgeplündert. Das Alles schildert der Satiriker nicht ohne Wiederholung im Einzelnen, jedoch kräftig und anschaulich, manchmal mit beißendem Witz. Aus seiner ganzen Darstellung spricht ein frommes, redliches, von sittlicher Entrüstung aufgeregtes Gemüth, so daß hier in vollstem Maße das Wort Anwendung findet: Facit indignatio versum. — Zum Schluß noch eine Stelle aus seiner Dichtung:

> Der Papst läßt alle Laien, William, Richard und John schön grüßen und thut ihnen zu wissen, daß es keine Wahrheit mehr gibt: und sagt, daß der den Galgen und das Rad verdient, der ohne jeden Proceß die Wahrheit zum Lande hinausgetrieben hat. — Ach, solange Wahrheit im Lande war, war sie eine gute Freundin.

Die Metrik der klerikalen Satire läßt in Vergleichung mit dem patriotischen Spielmannslied eine größere Mannigfaltigkeit erkennen. Neben der Langzeile treten auch kürzere Zeilen als Grundbestandtheile der Strophe auf, neben dem Folgreim (rime plate) spielt auch der verschränkte Reim eine nicht unbedeutende

Rolle. Die Dichter des Westens zeigen auch hier ihre Vorliebe für die Allitteration, welche im Süden und Osten gewöhnlich mehr zufällig, in gewissen Wendungen und Formeln auftritt.

Eine Formgattung der provenzalischen Kunstpoesie, welche die nordfranzösischen Dichter schon unter Heinrich II. nachgebildet hatten, ist in der englischen Lyrik dieser Periode — allerdings nur durch ein Beispiel — vertreten: das Klagelied (planh). Auf den Tod Eduards I., „der Blüthe der Ritterschaft" (1307), schrieb ein anglonormannischer Minstrel ein solches Lied, welches dann ein Engländer — vermuthlich ein Kleriker — nicht ohne Glück in seine Sprache übertrug. Schon früher, vielleicht noch unter Heinrich III., war auf ähnliche Weise die Gattung des descort*) im Englischen nachgebildet worden: in der Klage eines gefangenen Ritters (vermuthlich eines Opfers der Bürgerkriege), welche durch einen merkwürdigen Zufall in den Liber albus der Londoner Guildhall gerathen ist. — Streng höfische Kunst im mittelalterlichen Sinn brachte es in England nicht über einige Ansätze hinaus.

Im Vorübergehen müssen wir eines Dichters aus der Zeit Eduards (II. oder vielmehr I.?) gedenken, der weniger als Poet denn als Mensch, weniger vom ästhetischen als vom pathologischen Standpunct aus Beachtung verdient: Adam Davy, marchal**) zu Stratford-at-Bow bei London, der in der Umgebung der Hauptstadt sich eines großen Namens erfreut haben mag. Adam war Visionär, und was er in Gesichten sah, zeichnete er auf höhere Eingebung in kurzen Reimpaaren von zum Theil etwas zweifelhafter Bildung für den König auf. Seine Visionen beziehen sich auf König Eduard, den er in wechselnder Situation und Umgebung im Traume erblickt, der aber überall wie ein auserwähltes Gefäß der göttlichen Gnade, wie der prädestinirte Kaiser

*) Descort heißt ein Gedicht in Strophen von verschiedenem Rhythmus und ungleicher Verszahl. Die provenzalischen Dichter wandten diese Form gern als Ausdruck unbefriedigter, disharmonischer Stimmung an.

**) Was das vieldeutige Wort hier genau bedeutet, weiß ich nicht.

der Chriſtenheit erſcheint. Trotz des hie und da etwas holperigen Verſes, iſt die Darſtellung nicht übel; ein großer Vorzug liegt in der Kürze des Gedichts.

Während der erſten Hälfte der Regierungszeit Eduards III. findet die engliſche politiſche Lyrik einen nicht unbegabten Vertreter in dem Nordhumbrier Laurence Minot. Minot war dem Anſcheine nach nur ein Spielmann, jedoch ein Spielmann, der auf dem Wege iſt, Minſtrel zu werden, d. h. an dem Hofe irgend eines Großen eine feſte Stellung und dauerndes Unterkommen zu finden. In den patriotiſchen Liedern Minots zeigt ſich uns die politiſche Spielmannspoeſie vielleicht auf ihrem Höhepunct.

Dieſe Lieder ſind in der Zeit von 1333 bis 1352 entſtanden und feiern die Kriege König Eduards: den Sieg bei Halidon Hill, die Fahrt nach Brabant, den erſten Einfall in Frankreich, die Seeſchlacht bei Sluys, die Belagerung von Tournay, die Schlacht bei Crécy, die Belagerung von Calais, den unter dem Erzbiſchof von York erfochtenen Sieg der Engländer über David Bruce bei Nevile's Croſſ, die Beſiegung der ſpaniſchen Flotte im Jahre 1350, die Eroberung des Schloſſes Guisnes, 1352. Offenbar ſind dieſe Dichtungen zum größten Theile unter dem unmittelbaren Eindruck der Begebenheiten entſtanden. Wo die Begeiſterung lange vorhielt, fügte der Dichter dem zuerſt geſchriebenen Lied nach einiger Zeit auch wohl ein zweites hinzu. Dem Lied, welches den Tag von Halidon Hill feiert, folgt ein zweites, welches die Schotten an ihren Sieg bei Bannockburn (1314 unter Eduard II.) erinnert, der jetzt von König Eduard (III.) ſo glänzend gerächt ſei. Gelegentlich knüpft der Dichter ein neues Gedicht an ein ſchon vorhandenes: das Lied über den erſten Einfall in Frankreich wird durch ein paar einleitende Verſe mit der Erzählung von Eduards Fahrt nach Brabant verbunden. Später hat Minot ſämmtliche Gedichte in chronologiſcher Reihenfolge zuſammengeſchrieben. In den Tagen Heinrichs V., als Azincourt das Andenken an Crécy

neubelebte, ſcheint dann die Abſchrift entſtanden zu ſein, welche auf uns gekommen iſt.

In glühendem Patriotismus, in Stolz auf die Größe Englands und den Heldenmuth ſeiner Söhne, in Liebe und Verehrung für ſeinen König gibt Minot ſeinen Vorgängern unter den Spielleuten Nichts nach. Auch bei ihm — und zwar in hervorragendem Grad — nehmen dieſe Gefühle eine religiöſe Färbung an. Und was ſich damit nicht vertragen ſollte, aber nur zu leicht verträgt, wie ſeine Vorgänger empfindet er für die Nationalfeinde nur Haß und Verachtung. Mit bitterem Spott, der ſich oft in derb-volksthümliche Epitheta kleidet, überhäuft er die Franzoſen, ihren König, ihre Anführer und noch mehr die Schotten. Was ihn aber von den älteren Spielleuten auf den erſten Blick unterſcheidet, iſt das ſubjective Element in ſeiner Dichtung. Wir ſehen Laurence Minot perſönlich um das Geſchick Englands ſorgen und bangen, perſönlich für Vaterland und König zu Gott beten, und der ſtolze Jubel über errungene Siege, welcher in ſeinen Liedern hervorbricht, ertönt aus einem Munde, der zwar im Namen des ganzen Volkes redet, aber doch darum nicht weniger im Namen dieſer beſtimmten Perſönlichkeit.

Individuell iſt auch die Darſtellung und die Versform in Minots Liedern, ſo ſehr ſie auch an die Tradition anknüpfen, ja trotzdem die Elemente, in die eine genaue Analyſe ſie zerlegt, alle ohne Ausnahme vom Dichter vorgefunden wurden. Die Originalität Minots beruht eben darin, daß er die Technik des Spielmannsliedes mit der in der Lyrik der Kleriker herrſchenden verſchmolzen hat.

Die Kunſtüberlieferung, als deren Reſultat der Stil dieſes Dichters ſich zu erkennen gibt, ſcheint von den weſtlichen Grafſchaften Englands auszugehen. Durch Lancaſhire dürfte ſie ſich in das eigentliche — öſtlich vom Peakgebirge gelegene — Nordhumbrien verpflanzt haben, in deſſen geiſtlicher Lyrik ihre Spuren früh wahrzunehmen ſind.

In allen ſeinen Gedichten verbindet Minot mit dem Endreim

den Stabreim, den er allerdings nicht überall mit gleicher Energie und Eindringlichkeit anwenden kann — in kurzen Verſen nicht ſo wie in Langzeilen — den er jedoch im Ganzen mit großer Conſequenz durchführt, ohne ſich freilich um die ſtrenge altengliſche Regel zu kümmern.

Dieſes Grundprincip kommt nun in einer großen Mannigfaltigkeit von Formen zur Geltung. Elf oder richtiger zehn Gedichte hat Minot uns hinterlaſſen; — denn die beiden Lieder auf Crécy und Calais bilden ein Ganzes. Fünf davon ſind nun in einer Spielmannsſtrophe gedichtet, welche Minot zuweilen etwas variirt. Die übrigen fünf haben jede ihre beſondere Form: abababab aus viermal gehobenen Verſen, ebenſo aus Verſen von drei Hebungen,*) ababbcbc aus Verſen von vier Hebungen, eine ſechszeilige Strophe in ryme couee, das kurze Reimpaar. Wie man ſieht, lauter bekannte Formen.

Die Metrik übt einen unverkennbaren Einfluß auf Ton und Stil jedes Liedes. Doch geht durch alle dieſe Dichtungen ein gemeinſamer Zug. Eine gewiſſe Amplification des Ausdrucks, eine zwiſchen Popularität und archaiſirender Eleganz ſchwankende Sprache, große Lebendigkeit ohne rechte Anſchaulichkeit der Darſtellung ſind die hervorragenden Eigenthümlichkeiten derſelben. In mehrfacher Beziehung ſind ſie von der Allitteration bedingt. Doch treten noch andere beſtimmende Momente hinzu.

Minot liebt es, die techniſchen Anforderungen, die er an ſich ſtellt, zu ſteigern. So pflegt er — was freilich weder der provenzaliſchen Kunſtpoeſie noch der Lyrik des weſtlichen Englands unbekannt war — faſt überall in ſeinen ſtrophiſchen Gedichten den Schluß einer Strophe mit dem Anfang ſei es des Refrains, ſei es der folgenden Strophe durch Wiederholung eines Wortes oder Gedankens in nähere Verbindung zu bringen. Daraus ergeben ſich nun manche durch den Zufall beſtimmte Ausgangspuncte für

*) In dem Gedicht auf die Belagerung von Tournay. Die drei letzten Strophen deſſelben haben eine Erweiterung erfahren, welche ſie der Triſtremſtrophe gleich macht.

die Gedankenentwicklung; bald meint man den Dichter rückſchreiten, bald einen Abweg betreten zu ſehen. Gleichwohl ſchreitet er fort, und am Schluß des Gedichts angelangt, hat er ungefähr geſagt, was er ſagen wollte. Nur freilich ein anſchauliches Bild von der Begebenheit, die er beſingt, hat er uns nicht gegeben. Stückweiſe gewinnen wir die einzelnen Züge zu einem ſolchen, gleichſam Trümmer, welche die Wellen der lyriſchen Gedankenbewegung an's Ufer tragen. Denn bei Minot iſt das lyriſche Element entſchieden herrſchend; nur leider nicht mächtig genug, allein unſer Intereſſe zu feſſeln.

So erhalten wir einen Eindruck, der zwar ſehr beſtimmt, jedoch keineswegs rein iſt: den Eindruck eines begabten Mannes, der, halb Volks-, halb Kunſtdichter, leider keins von beiden ganz iſt und daher als Poet hinter manchen unbedeutenderen Männern zurückſtehen muß.

Wir beſchließen hier das dritte Buch, obwohl der Stoff, den die darin behandelte Periode unſrer Betrachtung darbietet, noch keineswegs erſchöpft iſt. Während des Jahrhunderts, das wir nach verſchiedenen Richtungen durchwandert haben, entwickelten ſich auch die älteren Formen des engliſchen Dramas. Bei keiner Dichtgattung jedoch wäre es weniger angezeigt als bei dieſer, die Vortheile einer zuſammenhängenden Darſtellung chronologiſchen Rückſichten zu opfern. Wir ſparen daher die Erörterung der Anfänge des Dramas für eine Epoche auf, wo ein reicher fließendes Material uns geſtatten wird, von ſeiner Bedeutung für das geiſtige Leben Altenglands ein volleres Bild zu entwerfen.

Viertes Buch.

Vorſpiel der Reformation und der Renaiſſance.

Per correr migliori acque alza le vele
Omai la navicella del mio ingegno.
Dante.

I.

Um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts war das Anglo-normanniſche in England zwar noch nicht ausgeſtorben: es friſtete jedoch nur noch ein theils künſtliches, theils verkümmertes Daſein. An dem Hofe desjenigen, der zuerſt den Titel eines Königs von Frankreich und England führte, und in manchen Kreiſen des höhern Adels redete und ſchrieb man Franzöſiſch — in ähnlicher Weiſe etwa wie es in Preußen Friedrich der Große ſchrieb. Doch theilten gerade die glänzenden Siege des dritten Eduard über Frankreich — Siege, deren Glanze freilich keine Dauerhaftigkeit des Erfolgs entſprach — dem engliſchen Nationalbewußtſein einen Schwung mit, der ſich dem Erwachen des deutſchen Bewußtſeins unter dem großen Friedrich vergleichen läßt. Eine gewiſſe Kenntniß der fremden Sprache in weitern Kreiſen der Bevölkerung wurde durch den Einfluß der Geſetzgebung, mehr noch der Rechtspflege und der Schule, mühſam aufrecht erhalten. Doch ſah man ſich auf den beiden letztgenannten Gebieten bald zu einer Aenderung der Praxis genöthigt. Unter Eduard III. wurde in den lateiniſchen Schulen das Franzöſiſche als Unterrichtsſprache durch das Engliſche erſetzt, und ſchon im neunten Regierungsjahr Richards II. (1386) klagt der gute Treviſa, die Lateinſchüler wüßten nicht mehr Franzöſiſch als ihre linke Ferſe. In der Rechtspflege mußte bereits im Jahre 1362 die Sprache der Eroberer „als zu wenig bekannt“ vor der engliſchen weichen. Im ſelben Jahre wurde auch das Parlament zum erſten Male in engliſcher Rede eröffnet. Freilich wurden die Verhandlungen dieſes Parlaments noch in franzöſiſcher

Sprache geführt, und dieſe Sitte erhielt ſich mit geringfügigen Ausnahmen bis zur Regierung Heinrichs VI. Noch länger erhielt ſich das Franzöſiſche als Sprache der Geſetze.

Soviel iſt ſicher. Seit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts iſt England im eigentlichen Sinne kein zweiſprachiges Land mehr. Das Anglonormanniſche gleicht einem gelben Blatt an einem üppig knoſpenden Zweig.

Die engliſche Sprache hatte noch nicht angefangen, ſich ihre Weltſtellung zu erringen; doch begann ſie, ſich jener Geſtalt zu nähern, in der ſie eine Weltſprache werden ſollte. In den meiſten Dialekten — noch hatte ſich keiner zur Alleinherrſchaft emporgeſchwungen — war die Flexion bereits auf ein ſehr beſcheidenes Maß, in einigen auf ein Minimum reducirt, faſt in allen zeigte ſich jenes einfache und loſe Gefüge der Rede, welches allmählich den Schwerpunct der Grammatik in das Gebiet der Wortſtellung verlegt hat, in allen ohne Ausnahme gewahren wir jene vieldeutige, nüancenreiche Fülle eines gemiſchten Wortſchatzes.

Auch die engliſche Litteratur hatte in der zurückgelegten Epoche trotz ihres beſcheidenen Auftretens die weitreichendſten Eroberungen gemacht und die Grundlage zu ihrer ſpäteren Größe aus grobem, aber feſtem Geſtein gelegt. Der Engländer liebt es, aus dem Vollen zu ſchöpfen. Der Lärm des Lebens, die Fülle des Thatſächlichen verwirrt ihn nicht, reizt im Gegentheil ſeine geiſtige Spannkraft. Er liebt es, ſich in einem Labyrinth zu orientiren, ſich im Ueberfluß häuslich einzurichten. Nur auf breiteſter, realiſtiſcher Grundlage gedeiht ſeine Kunſt, ſeine Lebensweisheit beruht auf einer ausgedehnten Reihe von Einzelbeobachtungen, ſein Staatsrecht auf Präcedenzfällen, ſeine Politik iſt ganz Tradition.

Dieſer realiſtiſche, auf das Maſſenhafte gerichtete Zug, dieſe Vorliebe für die bunte Mannigfaltigkeit des Lebens ſpricht ſich in der Litteratur der vorigen Periode mit großer Entſchiedenheit aus. Eine Fülle von Stoffen und Motiven hatte die engliſche Dichtung ſich erobert. Von geiſtiger Durchdringung, von künſtleriſcher Verarbeitung derſelben war noch wenig zu ſpüren. Der engliſche

Geist entbehrte selbst noch der formalen Entwicklung. Seine Assimilationskraft konnte sich daher nur in beschränktem Maße bethätigen. Auf rein stofflichem Gebiet zunächst äußerte sie sich, indem dieses Motiv bevorzugt, jenes beseitigt wurde, je nachdem es dem starker, nachhaltiger Erregung bedürftigen Gemüth entsprach. Sie äußerte sich ferner in der Sicherheit, mit der das realistische Detail, das Costüm der heimischen Anschauung angepaßt wurde, oder mit der die volksthümlichen Dichter das Thatsächliche aus der Kunstform, in die es gehüllt war, losschälten, um es in neue, rohere Formen zu kleiden. Sie äußerte sich in dem hie und da hervorbrechenden Humor, in dem innigen Verhältniß zum Leben der Natur, das wir beobachteten, in dem sittlichen Ernst, der die Dichtungen der Didaktiker und Satiriker erfüllt, in einer gewissen Melancholie, welche der Engländer von seinen Vätern ererbt hat, endlich in dem sinnlichen, einfach bürgerlichen Ausdruck. Alles zusammengenommen, verleugnet sich der altgermanische Geist nicht. Aber dieser Geist ist von dem Leben hart in die Schule genommen worden, und wenn das englische Volk aus dem Kampfe mit den Mächten der Geschichte und der Natur gestählt hervorgegangen ist, wenn es begonnen hat, Reichthum, Macht und Freiheit sich zu erobern, so trägt es doch als Folgen jenes Kampfes noch Spuren der Verwilderung an sich, welche der Fortschritt äußerer Civilisation um so greller hervortreten läßt. Man sieht, der englische Geist hat Manches vergessen und verlernt, und den neuen Inhalt, mit dem er sich hat erfüllen müssen, sich noch nicht hinlänglich assimilirt. Es ist eben der Geist eines Volks, welches durch eine lange Periode der Fremdherrschaft von seiner Vergangenheit getrennt wird.

Seltsam ist es nun, wie der neue Aufschwung der Dichtung, welche unter dem dritten Eduard die Steigerung des Nationalbewußtseins begleitet, zunächst in einer Richtung sich bethätigt, welche in jene Vergangenheit zurückführt und die ganze Entwicklung der vorangehenden Periode zu ignoriren scheint. Wir meinen das Wiederaufblühen der allitterirenden Poesie. Die Erscheinung

erklärt ſich, wenn wir ihren Umfang und ihre Vorausſetzungen ſcharf in's Auge faſſen.

Unter der Regierung des dritten Heinrich und der beiden erſten Eduarde war der Reim, und in ſeinem Gefolge die neuen Vers- und Strophenformen, in der engliſchen Poeſie zur allgemeinen und unbeſtrittenen Herrſchaft gelangt. Die altengliſche Versform ganz zu verdrängen hatten ſie jedoch nicht vermocht. Nicht nur daß die Allitteration, an gewiſſen Formeln und Wendungen haftend, in unzähligen Gedichten wiederholt begegnet, daß manche Dichter ſie mit Bewußtſein, einige mit möglichſter Conſequenz anwenden, — es fehlt auch nicht an Beiſpielen von Strophenformen, deren Elemente, aus dem Zuſammenhang losgelöſt, des Endreims entledigt, durchaus als Nachkommen der altengliſchen Langzeile erſcheinen würden. Vorzüglich in der Lyrik der weſtlichen Grafſchaften haben wir ſolche Formen beobachtet: wir ſahen dann, wie ſie von dort aus nach Nordhumbrien ſich verbreiteten und namentlich von Laurence Minot vielfach verwerthet wurden. Allzukühn dürfte da wohl die Vermuthung nicht ſein, daß auch die rein allitterirende, reimloſe Dichtung während dieſer Periode nicht ganz untergegangen ſein wird. Iſt auch bisher aus jener Zeit nichts Derartiges aufgetaucht, mag es vielleicht für immer verſchollen ſein, ſehr möglich, ja wahrſcheinlich bleibt es doch, daß man in einzelnen entlegenen Klöſtern der walliſiſchen Mark auch unter den Eduarden gelegentlich Heiligenleben gedichtet oder auch nur erneuert habe im Stile der „Marherete“ und „Juliane“ aus dem Anfang des dreizehnten Jahrhunderts.

War dies der Fall, ſo konnte der Augenblick nicht ausbleiben, wo ein weltlicher Dichter jener Gegend der Vorzüge inne ward, welche die allitterirende Langzeile als epiſche Form vor den herrſchenden Metren der Romanpoeſie, dem kurzen Reimpaar oder der ryme couee, voraushatte, wie viel beſſer als dieſe ſie ſich für epiſche Breite und Fülle der Darſtellung eignete, wie viel leichter als jenes ſie der Diction zur Würde und zum Glanz verhelfen konnte. Auch durch die Leichtigkeit ihrer Handhabung mußte ſich

die alte Langzeile jenem Dichter des Westens empfehlen. Allitterationsformeln waren in der Dichtung seiner Heimath, im Volksgesang wie in der erotischen Lyrik der Kleriker in Hülle und Fülle vorhanden; ebensowenig fehlte es in dieser Poesie an Vorbildern für den rhythmischen Bau. Es handelte sich nur darum, in Nachahmung jener vorausgesetzten Heiligenleben, den Reim zu beseitigen, die Allitteration mit etwas größerer Strenge durchzuführen.

Die geläufigen Formen der Romanpoesie hatten sich in England unfähig erwiesen, einem Kunststil in höherm Sinne zur Geburt zu verhelfen. Das ewige Schwanken zwischen verschiedenen Betonungsprincipien, mehr noch der Mangel einer festen, allgemein anerkannten Norm zur Regulirung des Verhältnisses zwischen Rhythmik und Sylbenzahl hatten jenes Gefühl der Sicherheit nicht aufkommen lassen, welches für die Ausbildung des epischen Stiles so wesentlich ist. Was Wunder, daß man es einmal mit einer neuen Form versuchte, die doch wieder so alt war und deren nationalen Charakter man noch immer empfand? Was Wunder, daß man es zu einer Zeit versuchte, wo das heimische Wesen im Ganzen gegen das fremdländische mit Macht zu reagiren begann?

Freilich hatte diese Reaction ihre ganz bestimmten Grenzen. Was wirklich todt war, ließ sich nicht wieder beleben; was in Saft und Blut der Nation übergegangen war, ließ sich nicht beseitigen. Wohl aber konnte man das im Verborgenen Lebende an's Tageslicht ziehen, dem in den letzten Zügen Liegenden durch sorgsame Pflege das Dasein fristen, dem Schwankenden eine bestimmte Richtung anweisen.

Wie der Dichtung dieses gelang, wird der Verfolg unsrer Betrachtung lehren.

Seit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts sehen wir, zunächst im Gebiet der wallisischen Mark, eine Reihe von Romanen entstehen, die dem altenglischen Epos seinen Vers und einen gewissen Abglanz seiner stattlichen, glanzvollen Diction entlehnt haben. Auch diese neue Allitterationspoesie charakterisirt jene Vorliebe für reiche Verwendung, ja Verschwendung von synonymen Ausdrücken,

der Gebrauch ſtehender epiſcher Epitheta und Formeln; auch hier überraſcht manchmal die Diction durch ihre ſinnliche Friſche und Fülle. Die Sprache ſelbſt hat einen archaiſtiſchen Charakter: eine Menge von alten Wörtern, welche den übrigen Dialekten, im Ganzen auch der in neuen Formen ſich bewegenden Dichtung abhanden gekommen waren, tauchen wieder an's Licht. Welchen Reichthum an germaniſchen Vocabeln beſitzt dieſe Sprache, wenn es ſich darum handelt, gewiſſe Begriffe, z. B. Mann oder Held auszudrücken! Wie gemahnen manche Verſe in ihrer Alterthümlichkeit an eine Zeit, wo die engliſche Sprache noch kein romaniſches Element in ſich aufgenommen hatte, wie wenn es in einer Schlachtbeſchreibung heißt:

schon schene uppon schaft schalkene blode.*)
Schön ſchien an dem Schaft der Kriegsmänner Blut.

Dieſe Illuſion iſt jedoch von kurzer Dauer. Denn im Ganzen enthält auch die Sprache dieſer weſtlichen Allitterationspoeſie eine Menge romaniſcher Wörter, welche freilich faſt conſequent dem germaniſchen Betonungsprincip ſich fügen müſſen, während in den geläufigen Versformen die Betonung damals und noch ein paar Jahrhunderte lang ſchwankte. In Hinſicht der Flexionsſuffixe, der Endſylben war auch der weſtliche Dialekt dem verwitternden Einfluß der Zeit nicht entgangen, und nicht überall verträgt ſich die ſynthetiſche Armuth der Sprache mit der oft archaiſirenden Wortſtellung.

Zeigt ſo ſchon die Darſtellung ſelbſt uns die Verbindung gegenſätzlicher Elemente, deren Ausgleichung nicht ganz gelungen iſt, viel bedeutender noch iſt der Gegenſatz zwiſchen Form und Inhalt. Denn die ideale Welt, in welche dieſe ſtattliche allitterirende Dichtung uns verſetzt, iſt keineswegs eine altgermaniſche oder altengliſche. Sitte und Geſinnung, Coſtüm und Staffage gehören weſentlich der ausgebildeten, von Frankreich mächtig beeinflußten, mittelalterlichen Geſellſchaft an. Daſſelbe gilt von den Stoffen.

*) Joseph of Arimathie V. 510.

Es ist die Luft des Hochmittelalters, die uns aus diesen Romanen entgegenweht; viele derselben sind geradezu französischen Originalen nachgebildet.

Vers und Diction drücken nun aber diesen Nachbildungen ein originelles Gepräge auf. Das nationale Gewand, in dem der fremde Inhalt auftritt, läßt den Gedanken nicht aufkommen, daß dieser Inhalt geborgt ist. Auch der Dichter kann sich dem Einfluß der Form nicht entziehen: der veränderte Ton der Darstellung bedingt gewissermaßen einen neuen Geist. Etwas Altväterisches, Ernstes, ein Hauch von Sittenstrenge, von Frömmigkeit liegt vielfach über diesen Dichtungen ausgebreitet, was dann zuweilen zu den zur Verwendung gelangenden Motiven nicht recht stimmen will. Dies ist nicht Alles: die eigenthümliche Darstellungsform bedingt auch eine gewisse Selbständigkeit in der Nachbildung, die sich allerdings meist nur im Detail äußert; doch am Detail hängt ja sehr wesentlich der poetische Reiz einer Dichtung.

Der archaistische Zuschnitt der Form bei durchaus modernem (d. h. im vierzehnten Jahrhundert modernem) Inhalt wirkt nun zu Anfang befremdend, überraschend. Bald jedoch wird dieser Eindruck überwunden: man gewöhnt sich an diesen eigenthümlichen Stil und gibt sich willig dem geheimnißvollen Zauber hin, der von ihm ausgeht, einem Zauber, der freilich bei langathmigen Werken oder bei mittelmäßigen Dichtern durch das Gefühl der Monotonie gebrochen wird.

Als die ältesten Denkmäler dieser neuen Allitterationspoesie geben sich zwei nur fragmentarisch auf uns gekommene Dichtungen zu erkennen:

Das Bruchstück eines Romans vom h. Graal oder von Joseph von Arimathia und zwei Fragmente eines Alexanderromans.

Der erstgenannten Dichtung liegt eine Darstellung in französischer Prosa zu Grunde, deren Breitspurigkeit der englische Dichter in seinen kernigen, wenn auch nicht tadelfrei gebauten, Versen glücklich zu condensiren weiß. Vortrefflich nimmt sich die feier-

liche und etwas orakelhafte Diction aus bei dieſem myſteriöſen, ja myſtiſch angehauchten Stoff. Die poetiſche Kraft des Dichters aber zeigt ſich namentlich in der Darſtellung von Schlacht und Kampf.

König Evalak von Sarras hat ein Heer geſammelt und zieht König Tholomer von Babylon, der in ſein Gebiet eingefallen iſt und ſchon mehrere Vortheile errungen hat, entgegen. Zu ihm ſtößt auf Betreiben ſeines Weibes deren Bruder Seraph mit fünfhundert Mann. Jetzt geht es in den Feind.

Sie wenden ſich zur Ebene, wo die Andern hielten.
Er*) reiht in beſſ're Ordnung ſeine reichen Mannen,
Daß die kein Angriff reute, die ſeinen Rath wirkten.
Dann ſagte Seraph: „Haltet euch ruhig.
Bedenkt, wackre Männer, es gilt euren Kindern,
Was daraus entſtehn mag, wenn wir das Feld verlieren.
Beſſer ſtarken Muthes auf unſerm Eigen ſterben
Als ſchmachvoll uns ſcheuen und rückwärts entweichen.“
Sie rückten ihnen näher auf eines Schwertes Länge.
Als Seraph ſie erſehen, da ſah man balde
Seine Streitaxt blitzen; ſtolz fuhr ſie nieder.
Im dichteſten Gedränge erprobte er die Waffe,
Zerſchmetterte Schädel, zermalmte Männer,
Trug den Tod in der Hand, theilt' ihn in die Runde.
Hoch hielt er eine Streitaxt mit großem Handgriff,
Hielt ſie feſt umklammert in ſeinen beiden Händen;
Damit ſchlug er die Feinde, ſeine Kraft verſuchend,
Daß wenige entrannen und zur Flucht ſich wandten.
Da galt's Roſſe zu tödten, in's Getümmel zu dringen;
Mit Macht ſie ſich treffen und hämmern durch Schilde,
Durchbrechen harte Panzer, daß ſie die Bruſt durchbohren.
Schön ſchien an dem Schaft der Kriegsmänner Blut.
Die zu Pferd ſaßen, hauen auf Helme,
Die zu Fuß hielten, hacken durch Schultern.
Mancher lag in Ohnmacht, von der Schärfe getroffen,
Und ſtarb darauf den Tod nach einer kurzen Weile.
Da wurden Häupter entblößt, Helme gelüftet,
Harte Schilde, zerſpalten, ſtoben in Stücke.
Es fallen Roß und Mann, von einem Streich gefället.**)

*) näml. Seraph.

**) Joseph of Arimathie, ed. Skeat, V. 489 ff.

Man kann nicht sagen, daß die einzelnen Momente, aus denen diese Darstellung sich zusammensetzt, sich in unsrer Anschauung zu einem klaren Gesammtbild verbänden. Nur der allgemeine Eindruck wird durch die Menge kraftvoll gezeichneter Einzelzüge, die sich auch wohl wiederholen, gesteigert und auf die Höhe der Situation gebracht. Zum Glück handelt es sich hier um ein Schlachtgetümmel, ein Durcheinander, und das Gefühl stürmischer, wirbelnder Bewegung, welches das Bild hervorrufen soll, wird schon durch die Weise des Vortrags erregt. Man ahnt jedoch, wie unzulänglich diese Darstellungsmittel sich anderen Aufgaben gegenüber erweisen müssen.

Unser Dichter hat nun aber den Tact — oder war es blos das Glück, das ihm die richtige Gelegenheit versagte? — sich nicht an Portrait- oder Landschaftsmalerei zu versuchen. Ausführliche Beschreibungen, die unsere Anschauung doch nicht bereicherten, sucht man in dem Bruchstück vergebens.

Allerdings umfaßt es nur 709 Verse; der Anfang, vermuthlich gegen hundert Verse zählend, ist verloren gegangen.

Das erste der beiden Alexanderfragmente erzählt die Dinge, die sich vor des Helden Geburt zutrugen, sowie die Jugendgeschichte Alexanders und bricht mitten in der Belagerung von Byzanz durch Philipp ab. Es beruht auf einer Benutzung verschiedenartiger, theils mehr historischer, theils entschieden romanhafter Quellen. Die Compilation des Radulph von St. Albans († 1151) sowie die Weltgeschichte des Orosius repräsentiren die erstere, die Historia Alexandri de proeliis des Erzpriesters Leo die letztere Gattung. Dieser Herkunft des Stoffes entspricht der Charakter der Darstellung, welche bald in summarischer Kürze nach Art einer Chronik referirt, bald sich in der behaglichen Breite des Romans ergeht. Die Glanzpuncte des Fragments liegen in der Nectanabus-Olympias-Episode. Die Schönheit der macedonischen Königin schildert uns der Dichter von Kopf bis zu Fuß, ohne besseren Erfolg davonzutragen als tausend andere Poeten, die sich in thörichten Wettstreit mit der Malerei einließen. Recht wirksam ist dagegen die Darstellung

von dem Tod des Nectanabus, der ihn durch Alexanders Hand ereilt. — Das zweite Fragment, welches Sprachgebrauch, Stil und Versbau derselben Feder zuweisen, behandelt Alexanders Zug in das Land der Oxydraken und im Anschluß daran seinen Briefwechsel mit Dindimus, König der Brachmanen, deren Identität mit den Oxydraken der Verfasser nicht erkannt zu haben scheint. — Die Diction dieser Fragmente ist kräftig und ausdrucksvoll, der Dichter baut seine Verse mit strengerer Beobachtung der alten Allitterationsgesetze als die meisten Anderen, die sich zu jener Zeit in derselben Form versucht haben. Was uns von seinem Werke erhalten ist, läßt uns bedauern, daß soviel davon verloren gegangen.

Das von dem Verfasser des Alexander gegebene Beispiel blieb nicht ohne Nachfolge. Unter seinem Einfluß — wenigstens in stilistischer und metrischer Hinsicht — steht unverkennbar ein anderer Dichter Namens William, der um 1355 im Auftrag des Grafen von Hertford, Humphrey de Bohun, den französischen Roman von Wilhelm von Palermo in englische Verse übertrug. Das Original, ein roman d'aventures in kurzen Reimpaaren, der gegen den Ausgang des zwölften Jahrhunderts auf Veranlassung der Gräfin Yolande,*) Tochter Balduins IV. von Flandern, entstand, gibt sich selbst für eine Uebersetzung aus dem Lateinischen. Die Fabel, welche sich in normannischen Kreisen in Sicilien oder Süditalien gebildet haben mag, bot für den Geschmack des Mittelalters manches verlockende Moment dar. Ein spanischer Königssohn, der von seiner bösen, zauberkundigen Stiefmutter in einen Werwolf verwandelt wird; ein sicilianischer Prinz — es ist Wilhelm, der Held der Erzählung — dem sein Oheim nach dem Leben trachtet und den der gute Werwolf, um ihm das Leben zu retten, seinen nichts Arges ahnenden Eltern entführt und in die Gegend von Rom bringt; ein römischer Kaiser, der den von einem Kuhhirten gefundenen und auferzogenen Jüngling

*) zuerst Gräfin von Soissons, seit 1177 von St. Paul.

entdeckt, an seinen Hof bringt und seiner Tochter Melior als Pagen zuweist; ein zärtliches Liebesverhältniß, das zwischen Wilhelm und Melior sich entwickelt und in manchen Details an die Weichheit griechischer Romane erinnert; — dazu ritterliche Kämpfe, Verfolgung und hair-breadth escapes der aus Rom geflohenen Liebenden, die sich zuerst in Bären- und dann in Hirschhäute hüllen; endlich glückliches Zusammentreffen aller Betheiligten in Palermo, Entzauberung, Wiedererkennung, Versöhnung und verschiedene Hochzeiten. Das Alles hatte der französische Dichter, zwar nicht ohne gelegentlich in Monotonie zu verfallen, im Ganzen jedoch anmuthig und mit Geschick erzählt.

William, der englische Bearbeiter, macht den Eindruck einer bescheidenen, gutmüthig-naiven, dabei keineswegs unbegabten Natur. Indem er sich in der Hauptsache genau an sein Original anschließt, behandelt er jedoch das Detail mit einer gewissen Freiheit, erlaubt sich Kürzungen, namentlich aber Erweiterungen, und wenn er gelegentlich ein paar Schönheiten seines Vorbildes verwischt, so dürfte er doch im Ganzen genommen den französischen Dichter übertroffen haben. Glücklich in der Darstellung des Kampfes sowohl wie der Liebe, liegt doch seine Hauptstärke in der Ausführung zärtlicher oder naiv-rührender Scenen, und mancher von ihm bei solcher Gelegenheit hinzugefügter Zug bekundet seinen Sinn und glückliche Beobachtung. In der Behandlung des allitterirenden Verses, den er wohl nach dem Vorgang des Alexanderdichters adoptirt hatte, zeigt er große Gewandtheit, und nicht hätte es für die Wahl dieses Metrums der Entschuldigung bedurft, welche er an den Leser richtet und wodurch er uns verräth, daß er sich nicht getraut hätte, in kurzen Reimpaaren zu schreiben:

> Auf diese Weise hat Wilhelm sein Werk vollendet, ganz so wie es das Französische verlangte, und soweit sein Witz reichte, der freilich schwach war. Aber sollte auch das Metrum nicht Jedermann gefallen, macht dem Dichter daraus keinen Vorwurf; er hätte es gern besser gemacht, wenn sein Witz dazu irgend ausgereicht hätte.*)

*) William of Palerne, V. 5521 ff.

Was uns aber in „William of Palerne" vorzugsweise anzieht, ist die Gesinnung des Verfassers, deren Abglanz über das Ganze ausgebreitet liegt und die an einzelnen Stellen deutlich sich ausspricht. Naiv in seiner Auffassung des für einen streng moralischen Standpunct etwas bedenklichen Verhältnisses zwischen Wilhelm und Melior, ist der Dichter zugleich ein Mann voll Pietät und Herzensgüte, der die edleren Regungen der menschlichen Natur zu würdigen weiß und mit Vorliebe darstellt, ein warmer Freund des Tüchtigen in allen Lebenslagen, ein Anwalt der Armen und Schwachen. —

II.

In den nördlicher gelegenen Gebieten des Westens, zumal in Lancashire, scheint für's erste die Stab- und Endreim verbindende Kunstform zu größerer Ausbildung und umfassenderer Verwendung gelangt zu sein. Sie begegnet uns zunächst in Romanen, die sich mit Gawein beschäftigen, dessen dichterischer Cultus, wie überhaupt die Pflege der Artussage, damals namentlich im Norden eine Stätte fand. Cumberland, Westmoreland, die Gebiete zwischen Tyne und Tweed und der ganze Süden des heutigen Schottlands sind reich an Ortsnamen, welche auf eine Localisirung und mehr oder weniger selbständige Ausbildung der Artussage in jenen Gegenden hindeuten. Die lange Dauer der britischen Herrschaft in Strath-Clyde und die Verbindungen, welche diese Briten einerseits mit ihren Stammesgenossen in Wales, andererseits mit den Gaelen Caledoniens unterhielten, vermag jene Erscheinung leicht zu erklären.

Selbständige Weiterbildung bekannter Sagenstoffe begegnet uns unverkennbar in dem kurzen, anziehenden Gedicht The Anturs of Arther at the Tarnewathelan, die Abenteuer Arthurs zu Tarn Wadling, das vermuthlich in Lancashire, vielleicht noch vor der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts*) entstanden ist. In

*) Auf keinen Fall aber lange vor 1350 oder gar noch vor 1300, wie von gewisser Seite vermuthet worden ist.

dunkler, aber maleriſcher Sprache wird eine höchſt einfache Fabel, die zu bedeutungsvollen Stimmungsbildern Anlaß gibt, entwickelt. Der ethiſche Zweck des Dichters beſteht in der Ermahnung zur Mäßigung, zur Beſonnenheit; dabei ahnt man eine mehr direct praktiſche Tendenz, und man iſt verſucht zu fragen, wen der Dichter unter Gawein, der den Mittelpunct des Ganzen bildet, hat darſtellen wollen. Der Stil gemahnt, abgeſehen von einer gewiſſen Amplification, an das Balladegenre. Die metriſche Form bildet eine Strophe, in der neun allitterirende, jedoch zugleich gereimte, Langzeilen vier Kurzzeilen nach ſich ziehen, mit der Reimordnung abababababcdddc. Wie Laurence Minot liebt es der Dichter, den Schluß einer Strophe mit dem Anfang der folgenden durch Identität oder Aehnlichkeit des Wortlauts zu verknüpfen.

Nicht gar lange nach dem Dichter der Abenteuer Arthurs, in den ſechziger oder ſiebziger Jahren des Jahrhunderts, taucht ein anderer ebenfalls namenloſer Dichter auf. Dieſer hat den Stempel ſeiner Individualität mehreren Werken aufgedrückt, ſo daß wir uns ein genaueres Bild von ihm zu machen vermögen. Es verlohnt ſich aber, dies zu verſuchen; denn die Perſönlichkeit war eine bedeutende.

Schwer iſt es zu beſtimmen, welchem Stand er angehört haben mag. Vermuthlich trat er, nachdem er eine Kloſterſchule beſucht, in das Haus eines Adligen, wo er als Schreiber und Vorleſer, vielleicht auch als Dirigent der Spielleute, thätig geweſen ſein wird. Des Lateins und des Franzöſiſchen kundig, in der Bibel wie in der Profanlitteratur ziemlich beleſen, war er auch in die Geheimniſſe der Jagd und anderer ritterlichen Uebungen eingeweiht. Wie ein Ritter bewaffnet wird, wie es in höfiſchen Kreiſen bei Feſten, beim Empfang eines Fremden u. ſ. w. zugeht, weiß er ganz genau; denn er hat es oft genug geſehen. Offenbar hat er auch ſeine Freude an dem glänzenden, heiteren Treiben.

Beſonders aber zieht ihn die Natur an. Von ſinnigem, beſchaulichem Weſen, wie er iſt, liebt er es, ſie in den verſchiedenen Phaſen des Jahreskreislaufs zu beobachten. Dabei ſcheint er ein

bedeutendes Stück des westlichen Englands aus eigener Anschauung zu kennen, mag er es nun in Begleitung seines Herrn oder in dessen Auftrag bereist haben. Auch das Meer kennt er nicht blos aus flüchtiger Betrachtung: er schildert es bei Sturm und Windstille ebenso anschaulich wie den dichtbelaubten Wald oder die rauhe Gebirgslandschaft.

Er ist Epiker. Nun wählt er seine Stoffe und gestaltet sie mit entschiedenster Rücksicht auf die sittlichen Ideen, die er darstellen will. Diese Ideen sind ihm nicht blos unbewußt das, was ihn zu den Stoffen hinzieht und die Art der Formung bestimmt; sie sind seine eigentlichen Zielpuncte, die ihn zum Dichten veranlassen. Wenn er nun nicht ein Didaktiker oder Allegoriker wie hundert andere unter seinen Zeitgenossen geworden ist, so beruht das darauf, daß er in seiner dichterischen Intuition in Natur und Leben eine tiefe Symbolik erkannte.

Nur ein weltliches Gedicht aus seiner Feder ist uns erhalten: Herr Gawein und der grüne Ritter. Die Motive zu demselben entlehnte er großentheils dem „Perceval" (oder Conte del Graal) des Crestien von Troies, so jedoch, daß er das, was in der Quelle blos als Episode auftritt, zum Kern seiner Darstellung macht, in neue Beziehungen einführt und durchaus selbständig umgestaltet. Wenige mittelalterliche Romandichter können mit gleichem Rechte wie er auf Originalität Anspruch erheben.*)

Die Fabel ist höchst einfach. König Artus feiert zu Camelot (in Somersetshire) das Julfest, umringt von den Rittern der Tafelrunde. Vierzehn Tage lang dauert der Festjubel. Der Neujahrstag wird in der Kapelle und in der Halle feierlich begangen, Gaben werden verlangt und gewährt; heiterer Scherz belebt das Gespräch über Gewinn und Verlust. Man setzt sich zu Tisch, jeder an seinen Platz. An dem erhöhten Tisch sitzen der König und Guenever, die schönste der Frauen, in glänzendem Putz; an ihrer

*) Dies steht nicht im Widerspruch zu der Thatsache, daß sein Gedicht zahlreiche Anklänge auch an andere Artusromane enthält.

Seite Gawein, auf der andern Seite Agravein (Agrauayn a la dure mayn); den Ehrenplatz hat Bischof Balduin, neben ihm sitzt Iwein. Der König ist noch nicht zum Essen aufgelegt. Heißblütig und thatendurstig, wie er ist, pflegt er an solchem Tag Speise zu verschmähen, bis ihm irgend ein Abenteuer erzählt oder begegnet ist. Er braucht diesmal nicht lange zu warten. Kaum ist der erste Gang unter Trompetenschall aufgetragen, als eine hünenhafte Gestalt, ein Ritter mit wallendem Haar und langem buschartigen Bart, in grünem Gewand, auf grünem Pferd in den Saal reitet. Er trägt weder Helm noch Panzer, weder Speer noch Schild: in der einen Hand hält er den Zweig einer Steineiche, in der andern eine gewaltige Axt mit scharfer Schneide. Bei der Beschreibung dieses Ritters, seiner Gestalt, seines Anzugs verweilt der Dichter etwas lange. Wenn er aber hier in einen gewöhnlichen Fehler der romantischen Dichter verfällt, so zeigt er im Folgenden, daß er sich auch auf diejenige Art von Malerei versteht, welche der Dichtung einzig angemessen ist, die, welche uns die Gegenstände in fortschreitender Bewegung zeigt. Ohne zu grüßen reitet der Ritter bis an den Ehrentisch und fragt nach dem Herrscher der Versammlung. Gewaltiges Erstaunen hat alle Anwesenden ergriffen; unbeweglich und schweigend sitzen Alle, sei es aus Furcht, sei es aus höfischem Anstand. Der König nimmt das Wort und heißt den fremden Ritter willkommen. Doch dieser ist nicht gekommen, um dort zu verweilen, wenn er auch in friedlicher Absicht kommt. Er sucht den tapfersten Helden, um dessen Tüchtigkeit in einem Scherz zu erproben. Wer den Muth dazu hat, möge ihm mit seiner Streitaxt einen Streich versetzen, er will ihn ruhig aushalten; nach zwölf Monaten und einem Tage wird er dann Revanche nehmen. Auf diese Worte wurde es noch stiller im Saal als zuvor. Der Ritter auf seinem Roß richtet sich im Sattel auf, gewaltig rollt er die rothen Augen, runzelt die stachlichten Brauen, bewegt seinen Bart in der Erwartung, wer sich erhebe. Keiner meldet sich. Da spricht der Held: „Wie, ist dies Artus Haus, dessen Ruf durch so viele Reiche dringt?

Wo ist jetzt eure Siegesüberhebung, euer wilde Zornmuth und eure großen Worte? Nun ist der Lärm (Jubel) und der Ruhm der Tafelrunde durch das Wort eines Mannes zu Boden geschlagen; denn Alles verzagt in Furcht, ehe es zum Kampf gekommen ist." Und er schlägt ein schallendes Gelächter auf. Das Blut steigt dem König in's Antlitz; erzürnt springt er auf und geht auf den Ritter zu: „Dein Verlangen ist thöricht, und da du Thorheit gesucht, sollst du sie finden. Kein Mann hier fürchtet sich vor deiner prahlerischen Rede. Gib mir deine Axt in Gottes Namen, und ich will dir deine Bitte erfüllen." Er ergreift die Axt; der grüne Ritter aber steigt vom Pferd und schickt sich mit kalter Miene an, den Streich zu empfangen.

Da verneigt sich Gawein vor dem König und bittet ihn ehrerbietig um Erlaubniß, die Bank verlassen und die Herausforderung des Ritters annehmen zu dürfen: „Es geziemt sich nicht, scheint mir, daß du es auf dich nimmst, wo so viele tapfere Helden rings auf der Bank sitzen. Ich bin der geringste von Allen, an meinem Leben wäre am wenigsten verloren. Nur als dein Neffe, weil dein Blut in meinen Adern rollt, bin ich edel; und weil dies Geschäft für dich selber zu einfältig ist und ich dich darum zuerst gebeten habe, so vertrau es mir an." Artus gewährt seine Bitte und heißt ihn sich von der Bank erheben. Knieend empfängt der Held aus des Königs Hand das Beil mit dessen besten Segenswünschen und geht auf den grünen Ritter zu. Dieser verlangt zuerst den Namen seines Gegners zu erfahren und läßt sich, nachdem Gawein sich bekannt gemacht, von ihm versprechen, daß er ihn nach Jahr und Tag selbst aufsuchen werde, wo er immer auf der Welt sein möge, um von ihm den Gegenstreich zu empfangen. Dann entblößt der fremde Ritter sich den Nacken; Gawein erhebt die Axt und schlägt ihm mit gewaltigem Streich das Haupt ab. Das Haupt rollt durch die Halle, Mancher stößt es mit dem Fuß von sich, aus dem Rumpf springt das Blut in dicken Strahlen auf. Doch der grüne Ritter wankt nicht; er ergreift seinen Kopf mit der Hand und setzt sich wieder in den

Sattel. Da erhebt das Haupt die Augenlider, öffnet den Mund und spricht: „Sieh zu, Gawein, daß du dich deinem Versprechen gemäß rüstest und mich suchst bis du mich gefunden hast. Gehe zu Fuß nach der grünen Kapelle. Solch einen Streich wie du ausgetheilt, hast du verdient, am Neujahrsmorgen soll er dir vergolten werden. Als der Ritter von der grünen Kapelle bin ich männiglich bekannt; wenn du nach mir forschest, verfehlst du mich nimmer. Darum komm, oder dir gebührt der Name eines Ehrlosen.“ Mit gewaltigem Ruck wandte er die Zügel und jagte zur Thür der Halle hinaus, sein Haupt in der Hand, so daß unter den Hufen des Rosses das Feuer aus dem Kiesel sprang. Artus und Gawein sehen ihm lachend nach; der König beruhigt die Königin und läßt die Axt zum Andenken über dem Tisch aufhängen. Nun hat der König auch Appetit bekommen, man setzt sich zu Tisch, Gawein wird von Allem doppelt vorgesetzt, und beim Spiel der Minstrels lebt man in Saus und Braus, bis der Tag zu Ende ist. — Hier schließt der erste Abschnitt des Gedichts.

Der zweite Gesang hebt also an:

Der Abenteuer Anfang war für Artus dies Wunder,
Als sich im jungen Jahre die Jugendkraft ihm regte.
Wenn Thatenstoff noch fehlte, da sie zu Tisch sich setzten,
Jetzt haben sie die Hände voll Heldenabenteuer.
Gerne hatte Gawein das heit're Spiel begonnen;
Doch wenn das Ende ernst wird, so ist das kein Wunder.
Denn mögen sich auch Männer beim Mahle erfreuen,
In raschem Fluß verrinnt ein Jahr, bringt rastlos das Neue,
Und es entspricht gar selten der Schluß seinem Anfang.
So verging die Julzeit, und das Jahr, das ihr folgte,
In seiner Zeiten Wechsel zog schnell vorüber.
Nach den Festwochen kam die saure Zeit der Fasten,
Wo das kräftige Fleisch vor dem Fisch verschwindet.
Doch da beginnt das Wetter mit dem Winter zu ringen,
Es senkt sich die Kälte, es steigen die Wolken,
In schönen, warmen Schauern erschließt sich der Himmel
Und tränkt die breite Eb'ne, der Blumen entsprießen.
Wiesen und Wälder in grünen Schmuck sich werfen.

Es ſchallt das Lied der Vögel, die ſchaffen an den Neſtern,
Des Sommers ſich freuend, des ſanften, der herannaht
Nun balde.
An's Licht die Blüthe dringt,
In Farben prangt die Halde,
Und lieblicher erklingt
Das Lied aus grünem Walde.

Da kommt der ſüße Sommer mit ſeinem ſanften Hauche,
Leiſe ſäuſelt Zephyr über Saaten und Kräuter,
Wohlig und wonnig wachſen die Sproſſen
Zur Stunde, wo der Thau von den Blättern träufelt,
Des gold'nen Strahles harrend der ſegensreichen Sonne.
Doch da kommt der Herbſt ſchon haſtig im Laufe
Und drängt zur ſchnellen Reife, eh' ſein Reich zu Ende.
Er läßt den Staub den trocknen zu den Wolken ſteigen,
Hoch zum Himmel vor der Heerde fliegen.
Wilde Stürme ringen wüthend mit der Sonne,
Es ſtiebt von der Linde das dürre Laub zur Erde,
Es falbt das Gras der Wieſe, das grün war und ſaftig,
Und Laub und Frucht und Alles reift jetzt und fault.
So kreiſ't es unaufhaltſam, und ſtets wird Heute Geſtern,
Und wieder iſt im Weltlauf der Winter an der Reihe,
Der greiſe.
Als der October nun
Sein Kommen kündet' leiſe,
Ließ Gawein nimmer ruh'n
Die Sorg' um ſeine Reiſe.

Doch feiert er noch den Allerheiligentag an Artus Hof, der ihm zur Ehre ein großes Feſt anrichtet. Alle bemühen ſich, munter zu ſein, obwohl große Sorge um den Helden ſie erfüllt. Nach dem Mahle bittet Gawein ſeinen Oheim um Urlaub; am andern Morgen will er ſeine Fahrt antreten. Der Morgen bricht an. Gawein kleidet ſich und wird in feierlicher Weiſe bewaffnet. In goldſtrahlender Rüſtung hört er die Meſſe und nimmt dann Abſchied von Artus und ſeinem Hof. Sein Roß Gringolet, deſſen Rüſtung gleichfalls wie die Sonne glänzt, wird vorgeführt. Der Held ſetzt den reichgeſchmückten Helm auf und erhält den Schild, der auf rothem Grund ein goldenes Fünfeck und in der anderen Hälfte das Bild der h. Jungfrau trägt. Eingehend erörtert der

Dichter die Bedeutung dieſer Symbole: tadellos war der Held in ſeinen fünf Sinnen, nie verſagten ihm ſeine fünf Finger, in die fünf Wunden Chriſti ſetzte er ſein Vertrauen, aus den fünf Freuden der Gottesmutter ſchöpfte er ſeine Kraft, fünf Tugenden übte er unausgeſetzt: Aufrichtigkeit, Treue, Reinheit, Courtoiſie und Mitleid. — Gawein ergreift ſeine Lanze, ein letztes Lebewohl — er glaubt für immer — und er gibt ſeinem Roß die Sporen. Die Klagen und Thränen der Zurückbleibenden begleiten den davonſprengenden Helden.

Gawein reitet gen Norden, ohne andern Begleiter als ſein Roß, durch öde Strecken. Er erreicht Nordwales und verfolgt den Küſtenweg; bei Holyhead ſetzt er über die Furten bis er in der Wüſte von Wirral anlangt. Ueberall erkundigt er ſich nach dem grünen Ritter; doch erhält er keine Kunde von ihm. Voll Beſchwerden und Gefahren, voll Entbehrung und Kummer iſt ſeine Reiſe. Felſen und Flüſſe ſtellen ſich ihm entgegen, Schlangen, Wölfe, Stiere, Bären und Eber, auch Waldmänner und Rieſen greifen ihn an; ſchlimmer als alles Andere iſt der kalte Winter mit Eis und Schnee und Hagel, der ihn oft beinah erſchlägt, wenn er in ſeiner Rüſtung am Fuße nackter Felſen ſich ſchlafen gelegt hat. Am Tage vor dem Chriſtfeſte befindet er ſich in einem dichten, rauhen Gebirgswald. Er fleht zu Chriſtus und Maria, ſie mögen ihm die Gelegenheit gewähren, am Weihnachtsmorgen Meſſe und Metten zu hören. Kaum hat er ſich im Gebet dreimal bekreuzigt, als er auf einer Anhöhe ein ſchönes, wohlbefeſtigtes Schloß erblickt, von einem großen Park umgeben. Gawein reitet auf das Hauptthor zu, doch ein doppelter Graben zieht ſich um die Mauer, und die Fallbrücke iſt aufgezogen. Auf des Ritters Ruf erſcheint ein Pförtner auf der Mauer, der ſeine Bitte um Einlaß freundlich beantwortet, verſchwindet und bald mit andern Dienern zurückkehrt. Die Zugbrücke fällt, das Thor wird weit geöffnet, und Gawein reitet in die Burg, wo er mit großen Ehren empfangen wird. Man führt ſein Roß in den Stall, Ritter und Knappen eilen herbei, um den Gaſt in die Halle zu begleiten

und ihn seiner Waffen zu entledigen. Da erscheint der Schloßherr, ein stattlicher, starker Held, in hohen Jahren, mit breitem Bart. Er heißt Gawein freundlich willkommen und führt ihn dann in eine Kammer, wo er ihm einen Pagen als Diener zurückläßt. Nachdem Gawein seine Rüstung abgelegt und ein prächtiges Gewand, das man ihm brachte, angezogen hat, kehrt er in die Halle zurück, wo man ihm neben dem Kamin einen Sessel zurechtgestellt hat und ihm einen reich gestickten Mantel überwirft. Nun wird ihm ein Tisch bereitet, und der Held sieht sich auf's trefflichste bewirthet. Ueber dem Wein gibt er sich dem Wirth zu erkennen, und große Freude ist darüber in der Halle, daß Gawein, „der Vater der feinen Sitte", dort weilt. Nach der Tafel begibt man sich in die Kapelle zum Abendgottesdienst, dem auch die Dame des Hauses beiwohnt. Als der Gottesdienst vorüber ist, verläßt die Burgfrau ihren Sitz und nähert sich, von einer alten Dame geführt, dem ritterlichen Gast. Sie selbst ist jung und strahlt in üppiger Schönheit. Gawein geht ihnen mit Erlaubniß des Burgherrn entgegen, begrüßt die Alte dann mit tiefer Verbeugung und küßt die Junge. Der Abend wird beim Weine in munterer Unterhaltung verlebt, bis sich Alles zurückzieht.

Das Weihnachtsfest wird auf dem Schlosse, das manche Gäste beherbergt, fröhlich gefeiert. Bei Tische sitzt Gawein neben seiner schönen Wirthin; sie unterhalten sich gegenseitig auf das angenehmste. Drei Tage lang dauert der Jubel. Am Abend des Sanct Johannistags nehmen viele Gäste, die früh am andern Morgen abreisen wollen, ihren Abschied. Auch Gawein sagt seinen Wirthen Lebewohl, doch der Schloßherr sucht ihn zu längerem Verweilen zu bestimmen. Von dem Reiseziel des Ritters unterrichtet, verspricht er ihm, dafür zu sorgen, daß er es zeitig erreiche: die grüne Kapelle sei nur zwei Meilen von dem Schlosse entfernt, wenn Gawein sich am Neujahrsmorgen auf den Weg mache, werde er dort früh genug eintreffen. Dieser Sorge enthoben, gibt Gawein dem freundlichen Drängen seines Wirthes gerne nach. Bis tief in die Nacht ergötzen sich die Herren in munterem Ge-

ſpräch mit den Damen. Dabei macht der Burgherr ſeinem Gaſte den Vorſchlag, während er ſelbſt am andern Morgen auf die Jagd reiten wolle, ſolle Gawein der Wirthin Geſellſchaft leiſten. Bei ſeiner Rückkehr ſolle dann Jeder von Beiden was der Tag ihm eingetragen, dem Andern ſchenken. Heiteren Sinnes geht Gawein auf den Scherz ein, und lachend beſiegeln ſie den Vertrag durch einen Trunk. Endlich verabſchiedet man ſich und begibt ſich zur Ruhe.

Der dritte Geſang, der jetzt anhebt, ſchildert nun die Ausführung jenes Vertrags, der noch zweimal erneuert wird. So wird darin der parallele Verlauf dreier Tage uns vorgeführt. Jedesmal reitet der Ritter früh morgens auf die Jagd, welche der Dichter mit nationalem Behagen recht maleriſch auf's eingehendſte darſtellt. Am erſten Tag bilden Rehe und Hirſchkühe das Ziel, am zweiten Tag verfolgt man Eber, das letzte Mal handelt es ſich um eine Fuchsjagd. Die Schilderung der Jagd wird nun von dem Dichter jedesmal unterbrochen durch die Darſtellung der Erlebniſſe Gaweins. Unſer Held wird jeden Morgen im Bett durch den Beſuch ſeiner ſchönen Wirthin überraſcht. Die Dame hat offenbar eine tiefe Neigung zu dem Ritter gefaßt und bringt ihn in eine für ſeine Tugend höchſt gefahrvolle Lage. Doch bleibt Gawein der wiederholten Verſuchung gegenüber ſtandhaft: er weiſt die Werbung der Dame ehrerbietig und fein, aber entſchieden zurück. Ihre Küſſe freilich läßt er ſich gerne gefallen und gibt ſie dem heimkehrenden Burgherrn als Entgelt für die reiche Jagdbeute redlich zurück. Gleichwohl bleibt unſer Ritter ſeinem Wort nicht in allen Stücken getreu. Bei der letzten Zuſammenkunft nimmt er von der Dame, nachdem er einen goldenen Ring zurückgewieſen, einen grünen Gürtel an, weil ſie ihm geſagt, daß dieſer Gürtel den Träger vor Tod und Wunden ſichere; und auf ihre Bitte verſpricht er ihr, den Empfang dieſes Geſchenks vor aller Welt zu verheimlichen. So unterliegt der Held, welcher der Verſuchung durch die Sinnlichkeit ſiegreich widerſtanden, in ſchmählicher Weiſe der Furcht vor dem Tode.

Der vierte und letzte Gesang bringt den Ritter endlich an das Ziel seiner Reise. Der Neujahrsmorgen naht heran in Sturm und Schnee. Gawein liegt mit geschlossenen Augen, jedoch schlaflos, im Bett und vernimmt jeden Hahnenschrei. Noch vor Tagesanbruch springt er auf, kleidet und rüstet sich beim Licht einer Lampe und vergißt nicht, sich mit dem Geschenk der Burgfrau zu umgürten. Dann tritt er auf den Schloßhof hinaus, indem er der Dienerschaft für ihre Pflege dankt. Gringolet wird ihm vorgeführt, der gute Pflege erhalten hatte, was der Ritter an seinem Aussehen erkennt. Mit Dankesworten und Segenswünschen für die Bewohner des Schlosses besteigt Gawein sein Roß, nimmt den Schild und reitet davon. Ein Diener begleitet ihn, der seine Lanze trägt und ihm den Weg zeigen soll. Sie durchreiten eine felsige, kalte, neblige Winterlandschaft. Auf einem hohen schneebedeckten Hügel angelangt, machen sie auf die Bitte des Dieners Halt. Sie sind nicht weit mehr vom Ziel, und der Diener versucht nun in letzter Stunde, Gawein zum Aufgeben seiner Absicht zu bestimmen. Er schildert ihm die gewaltige Größe und Stärke des grünen Ritters, der kein Erbarmen übe, sondern Jedem, der an der grünen Kapelle vorüberkommt, möge er nun Bauer, Mönch oder Priester sein, tödte. „Darum, edler Herr Gawein, laßt den Mann allein und reitet um Gotteswillen irgend einen andern Weg. Ich will nach Hause eilen und, so wahr mir Gott und seine Heiligen helfen, das Geheimniß bewahren. Nimmer werde ich sagen, daß ihr vor irgend einem Manne geflohen seid.“ „Großen Dank,“ sprach Gawein, und unwillig fügte er hinzu: „Heil sei dem Mann, der mein Gutes will; ich glaube gern, daß du mir treu das Geheimniß bewahren würdest. Doch wenn ich aus Furcht flöhe, wie du mir räthst, so wäre ich ein feiger Ritter, es gäbe für mich keine Entschuldigung. Was immer geschehen möge, ich will zur Kapelle und mit jenem Mann sprechen, möge Wohl oder Wehe daraus entstehen, wie es das Geschick verhängt. Ist jener auch ein gewaltiger Recke, Gott vermag gar wohl seine Diener zu retten.“ „Bei unserer Frau,“ sprach der Andere, „da du durch-

aus dein Leben verlieren willſt, ſo will ich dich nicht daran verhindern. Hier nimm deinen Helm auf dein Haupt, deinen Speer in die Hand und reite jenen Pfad hinunter am Felsrand, bis du unten im rauhen Thal anlangſt. Dann ſchaue in die Lichtung zu deiner Linken, und du wirſt die Kapelle erblicken und den gewaltigen Helden, der ſie hütet. Nun fahre in Gottes Namen wohl, edler Gawein, um alles Gold in der Welt möchte ich dich nicht begleiten." Mit dieſen Worten wendet der Mann ſein Pferd, gibt ihm die Sporen und ſprengt davon. Gawein iſt allein: „Bei Gott, ſpricht er, ich will nicht weinen noch ſeufzen; zu Gottes Willen bin ich bereit, ihm habe ich mich anvertraut!" Er verfolgt ſeinen Weg und iſt bald im Thale angelangt. Vergeblich jedoch ſieht er ſich nach der Kapelle um; nur hohe Felswände und knorrige Stämme ſtarren ihm entgegen. Zuletzt gewahrt er einen glatten Hügel am Ufer eines Fluſſes, in dem es ſprudelt wie ſiedendes Waſſer. Gawein ſteigt ab, bindet ſein Roß an einen Lindenaſt und unterſucht den Hügel. Er iſt mit Raſen bedeckt und hat drei Eingänge: das Innere iſt ganz hohl. „Sollte dies die grüne Kapelle ſein? ſpricht der Ritter; hier könnte um Mitternacht der Teufel ſeine Metten leſen." Er beginnt zu fürchten, daß er ſich vom böſen Feind in die Falle hat locken laſſen. Nachdem er den Hügel erſtiegen, vernimmt er vom jenſeitigen Ufer her ein gewaltiges Geräuſch, wie wenn Einer an einem Mühlſtein eine Senſe wetzte. Gawein vermuthet, der Lärm komme von ſeinem Feinde her, der ſich zur Begegnung rüſte. Er erhebt ſeine Stimme und ruft: „Wer weilt an dieſem Ort, der mit mir zu reden wünſcht? Jetzt geht hier der gute Gawein, ob irgend ein Mann herbeieilen will, um jetzt oder nie ſein Ziel zu erreichen." „Verzieh, ruft es antwortend aus der Höhe vom jenſeitigen Ufer, und du ſollſt eilig erhalten was ich dir einſt verſprach." Noch einmal ertönt das unheimliche Geräuſch, und dann bricht aus einer Felſenhöhle hervor, eine neue däniſche Axt in der Hand, furchtbar anzuſehen — der grüne Ritter. Auf ſeine Axt geſtützt, ſpringt er über den Fluß und kommt auf Gawein zu. „Willkommen an

dieſem Ort, Gawein; wie ein Ehrenmann biſt du zeitig eingetroffen. Du kennſt unſere Verabredung — wir ſind hier in dieſem Thale allein; lüfte deinen Helm und empfange was dir zukommt. Mache nicht mehr Umſtände als ich that, als du mir mit einem Streiche das Haupt abſchlugſt.“ Gawein erklärt ſich bereit, er beugt das Haupt und zeigt den entblößten Nacken. Der Andere ergreift ſeine gewaltige Waffe und holt zum Streiche aus. Wie die Axt niederſinkt, zuckt Gawein mit den Schultern. Sein Gegner hält inne und wirft ihm ſeine Feigheit vor: er ſelbſt habe in ähnlicher Lage keine Furcht gezeigt. „Ich habe einmal gezuckt, ſpricht Gawein, es ſoll nicht mehr geſchehen; doch wenn mein Haupt zu Boden fällt, kann ich es nicht wieder anſetzen.“ Zum zweiten Male erhebt der grüne Ritter das Beil. Diesmal bleibt Gawein unbeweglich. „Jetzt, da dein Herz ganz iſt, muß ich dich treffen; nimm jetzt deinen Hals in Acht vor meinem Streich, ob er geneſen mag.“ Zornig ſprach Gawein: „Ei, ſchlage zu, du ſtolzer Mann, du drohſt zu lange; ich glaube, dein eigenes Herz iſt verzagt.“ „Traun, erwidert der andere Held, du ſprichſt ſo kühn, daß ich dein Geſchick nicht länger hemmen will.“ Lippen und Brauen runzelnd, holt er zum dritten Male aus und läßt diesmal die Axt auf Gaweins Nacken niederſinken; doch nur leicht verwundet er ihn. Das Blut fließt über des Helden Schultern zur Erde. Als er ſein Blut im Schnee ſieht, ſpringt Gawein zur Seite, bewaffnet ſich mit Helm und Schild, zieht ſein Schwert und ſpricht — niemals ſeit ihn ſeine Mutter gebar, war der Held halb ſo froh —: „Halte jetzt ein mit deinen Streichen, biete mir keine mehr; einen Hieb habe ich an dieſer Stelle ohne Kampf erhalten; wenn du mir noch weitere zutheilſt, werde ich dir ohne Verzug vergelten; denn nach unſerm Vertrag kam mir nur einer zu.“

Der grüne Ritter ſtand, auf ſeine Axt gelehnt, ruhig da und ſah mit Behagen auf den unerſchrockenen Helden. Dann ſprach er mit lauter Stimme: „Kühner Held, ſei nicht ſo zornig; Keiner hat dir hier, ungeſittet, Unrecht zugefügt; nur nach

unſerm Vertrag verfuhren wir. Ich verſprach dir einen Streich, du haſt ihn, gib dich damit zufrieden; was dir ſonſt noch zukommt, erlaſſe ich dir. Wäre ich raſcher bei der Hand geweſen, ich hätte dir Schlimmeres zufügen können. Zuerſt bedrohte ich dich mit einem Hieb, ohne dich zu treffen, wegen des Vertrags, den wir in der erſten Nacht ſchloſſen: du haſt ihn redlich gehalten und mir deine ganze Beute überlaſſen; der zweite Scheinhieb galt dem andern Tag: du küßteſt mein Weib und gabſt mir die Küſſe wieder. Das dritte Mal aber fehlteſt du, und dafür haſt du jenen Streich. Denn mein iſt er, jener gewebte Gürtel, den du trägſt, mein eigenes Weib wob ihn, mir iſt das wohlbekannt. Ich kenne wohl deine Küſſe und deine Sitten, und die Werbung meiner Frau — ich ſelbſt gab Anlaß dazu. Ich ſandte ſie, dich zu verſuchen — bei Gott, mich dünkt, den tadelloſeſten Helden, der je die Welt betrat. Wie die Perle die weißen Bohnen, ſo übertrifft Gaweins Preis den anderer glänzender Ritter. Doch haſt du in dieſer Sache ein wenig gefehlt, ein wenig brachſt du die Treue; aber das geſchah nicht in buhleriſcher Abſicht, ſondern weil du dein Leben liebteſt; um ſo weniger klage ich dich an."

Voll Scham und Reue ſteht Gawein ſtarr da; alles Blut ſteigt ihm in's Antlitz. „Seid verflucht, Feigheit und Habgier beide! in euch iſt Gemeinheit und Sünde, welche die Tugend zerſtört!" Und er nimmt den Gürtel und wirft ihn dem Ritter zu, indem er ſich in den ſtärkſten Ausdrücken ſeiner Treuloſigkeit anklagt. „Feigheit, ſagt er u. a. in einer für den Dichter charakteriſtiſchen Weiſe, Feigheit lehrte mich, mit Habgier mich vertragen und meine Art verleugnen: Großherzigkeit und Treue, die einem Ritter geziemen." Der Herr von der Kapelle meint, Gawein habe ſeinen Fehler durch ſein offenes Bekenntniß hinlänglich geſühnt, durch die erhaltene Wunde aber gebüßt. Er ſchenkt ihm den Gürtel zum Andenken an das Abenteuer und fordert ihn auf, mit ihm nach ſeinem Schloß zurückzukehren und dort die Feſtzeit in Freuden zu beſchließen. „Mit meiner Frau, die eure Feindin war, wollen wir euch ſchon ausſöhnen." Doch Gawein weiſt dies An-

erbieten von der Hand. Er wünſcht ſeinem Gaſtherrn Gottes Segen und läßt ſich den Damen empfehlen, die ihn ſo ſchlau getäuſcht. Doch wie ſollte ein Mann ſich nicht von Frauen täuſchen laſſen? Iſt es nicht Adam, Salomo, Simſon, David ebenſo ergangen? Wie könnte ein Mann die Frauen lieben und ihnen nicht glauben? Den grünen Gürtel nimmt Gawein mit Dank an. Zur Erinnerung an ſeine Schuld, als Schutz gegen Selbſtüberhebung will er ihn tragen. Schließlich bittet er den grünen Ritter, ihm ſeinen Namen zu ſagen. Als Bernlak de Hautdeſert gibt dieſer ſich zu erkennen. Er nennt zugleich als Anſtifterin der ganzen Geſchichte Morgan die Fee, Artus Halbſchweſter, die Schülerin Merlins, welche die Königin Guenever in tödtliche Angſt hat verſetzen wollen. Sie war die alte Dame, welche Gawein in Geſellſchaft der Burgfrau geſehen. Herr Bernlak macht einen letzten, vergeblichen Verſuch, Gawein zum längeren Verweilen in ſeinem Hauſe zu beſtimmen. Dann umarmen ſich die beiden Männer zum Abſchied, und Jeder reitet ſeinen Weg.

Große Freude iſt an Artus Hof über Gaweins Rückkehr. Der Held erzählt mit großer Offenheit — ſeufzend vor Gram — ſein ganzes Abenteuer und zeigt den Gürtel, das Zeichen ſeiner Schmach. Der König aber und ſein Hof ſprechen ihm freundlich Troſt zu und beſchließen, daß zu ſeiner Ehre jeder Ritter der Tafelrunde einen grünen Gürtel tragen ſoll.

Wir waren in der Berichterſtattung über dieſen Roman vielleicht ausführlicher als manchem Leſer lieb geweſen ſein mag. Aber verdient die Dichtung nicht unſre Aufmerkſamkeit im höchſten Grade? Hier zum erſten Male begegnet uns eine mit Bewußtſein entwickelte Kunſt der Compoſition, welche ein größeres Ganze planmäßig und anmuthig zu gliedern weiß. Die Eintheilung des Romans in fyttes (Fetzen, Abſchnitte, Geſänge), von früheren Dichtern faſt immer rein mechaniſch vorgenommen, ergibt ſich hier mit Nothwendigkeit aus dem Organismus der Erzählung. — Ferner, wie weiß dieſer Dichter unſre Aufmerkſamkeit zu erregen, unſre Erwartung zu ſpannen! Wie ſinnlich anſchaulich, wie echt poetiſch

ist seine Darstellung! Der Reichthum seiner Phantasie wie die Feinheit seiner Empfindung zeigt sich namentlich im dritten Gesang, wo er zwei Motive je dreimal mit großer Kunst variirt und eine höchst bedenkliche Situation mit großem Anstand darzustellen weiß.

Diese ganze Kunst endlich steht im Dienste sittlicher Ideen. Man mag es tadeln, daß unser Dichter das Haec fabula docet gar zu deutlich ausspricht. Man mag es bedauern, daß die ganze Prüfung Gaweins ein Werk überlegender Klugheit, nicht der Gewalt der Umstände oder mächtiger Leidenschaften ist, daß sich somit der Leser am Schluß fast der Theilnahme schämt, mit der er Gawein auf seiner gefahrvollen Fahrt begleitet hat. Immerhin ist dieser Roman das Product eines echten Dichters und eines denkenden Künstlers. Man sieht nicht nur die Absicht, gewisse Ideen auszusprechen. Sie finden wirklich einen adäquaten sinnlichen Ausdruck: der Werth dieser Ideen wird uns in concreten Gestalten menschlich zum Bewußtsein gebracht.

In seiner metrischen Form unterscheidet sich „Herr Gawein" dadurch von den „Abenteuern Arthurs", daß die Langzeilen jeder Strophe nur Allitteration, keinen Reim haben, und ihre Zahl keine festbestimmte ist; während die gereimten Kurzzeilen am Schluß durch einen einmal gehobenen Vers eingeleitet werden in der Ordnung ababa. Die oben mitgetheilten Anfangsstrophen des zweiten Gesangs mögen zur Veranschaulichung dienen.

Den Uebergang zu den entschieden religiös gefärbten Schöpfungen unseres Dichters bildet eine Dichtung, welche einen Wendepunct in des Mannes innerem Leben nicht blos erschließen läßt, sondern unmittelbar darstellt. Mit Recht führt sie den Namen „Die Perle."

Der Dichter, den sein Herr zur Belohnung treuer Dienste mit einem eigenen Heim beschenkt haben mochte, hatte sich verheirathet. Ein Kind, ein holdes, im Reiz der Unschuld strahlendes Mädchen beglückte diese Verbindung. Auf dieses Kind concentrirte sich die ganze Zärtlichkeit des Vaters mit einer Ausschließlichkeit, welche uns fast vermuthen läßt, daß die Mutter die Geburt des-

ſelben nicht lange überlebt hatte. In ſeiner Tochter verkörperten ſich dem ſinnigen Dichter ſeine liebſten Ideale. Da raffte ſie im zarteſten Alter die Hand des Geſchicks unbarmherzig hinweg. Wie dem Vater da zu Muthe war, ſagt uns ſeine Dichtung; zugleich aber auch, wie er zur Faſſung gelangte.

In lyriſchem Schwung hebt das Gedicht an mit der Klage über die entſchwundene Perle, deren Schönheit und Glanz in überſchwänglichen Worten gefeiert werden. Wir ſehen den einſamen Vater, von Schmerz und Sehnſucht feſtgebannt, auf dem Grabe verweilen, das ſein Liebſtes birgt. Hier befällt ihn der Schlummer, der ihm eine ſchöne Viſion entrollt. Der Dichter findet ſich in einer lachenden Frühlingslandſchaft: prächtige Bäume und Blumen, ſchöngefiederte Sänger, glänzende Felſen, von denen ihn ein klarer, murmelnder Bach trennt. Am jenſeitigen Ufer erblickt er ſeine entſchwundene Perle, ſchöner, leuchtender, als er ſie jemals geſehen. Vergeblich iſt ſein Bemühen, zu ihr hinüber zu gelangen. Zwiſchen dem trauernden Vater und der verklärten Tochter entſpinnt ſich ein Geſpräch, welches die Bruſt des Vereinſamten bald mit hoher Freude, bald mit bangem Schmerz und Zweifel erfüllt. Doch ſchließlich werden alle ſeine Zweifel gelöſt: er wundert ſich nicht länger über die hohe Ehre, die ſein Kind im Himmel genießt, er lernt die hohe Würde der Unſchuld, die hohe Gnade, im Unſchuldsalter die Welt verlaſſen zu dürfen, ſchätzen; mit eigenen Augen erblickt er ſeine Tochter im Kreiſe derjenigen, welche das apokalyptiſche Lamm umgeben. In der Freude über das Glück ſeines Kindes, in der Bewunderung der göttlichen Weisheit und Liebe löſt ſich ſein Schmerz, und läutert ſich die Sehnſucht zur Ergebung in den göttlichen Willen.

Tief und zart empfunden, ideenreich und aus der Fülle einer ſchöpferiſchen Phantaſie hervorgegangen, ſteht das Gedicht, was die Wahl, Verknüpfung und Ausführung der Motive betrifft, auf's entſchiedenſte unter dem Einfluß der allegoriſchen Dichtung des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts; doch wird durch den Ernſt und die Innigkeit, welche das Ganze durchwehen, durch den

myſtiſchen Zug, der ſich darin bemerklich macht und an einer bekannten Stelle der Apokalypſe einen Anknüpfungspunct findet, die Allegorie hier — ähnlich wie in der göttlichen Komödie — faſt in den Bereich der Symbolik erhoben. Hinſichtlich der Diction und poetiſchen Form folgte unſer Dichter dem Vorbild eines faſt zeitgenöſſiſchen Kunſtbruders aus der walliſiſchen Mark, Verfaſſers eines Song of Merci, eines Song of Deo gracias*) und anderer Dichtungen. Auch hier finden wir eine innige Verbindung von lyriſchen und didaktiſchen Elementen, eine edle Diction, die reichen Gedankeninhalt birgt, und eine Hinneigung zur Allegorie und Symbolik, die allerdings nur mehr gelegentlich hervortritt. Namentlich aber finden wir hier die Strophe vor, deren ſich der Dichter der Perle bedient: zwölf viermal gehobene Zeilen, welche durch den Reim zu folgendem Schema verknüpft werden: abab ababbcbc. Neben dem Reim tritt die Allitteration auf. Die Strophen haben einen refrainartigen Schluß, an den der Anfang der je folgenden Strophe durch Wiederholung eines Worts häufig angeknüpft wird. Alle dieſe Kunſtmittel nun, welche uns an die ältere weſtliche Lyrik, namentlich aber an Laurence Minots Balladen erinnern, werden von dem Dichter der Perle mit großer Conſequenz angewendet. Zugleich aber ſteigert dieſer die Schwierigkeiten der Technik, indem er eine ſymmetriſche Gliederung im Großen durchführt. Zwanzig Theile enthält ſein Gedicht, deren jeder aus fünf Strophen beſteht,**) und wie Schluß und Anfang der Strophen, ſo werden auch die einzelnen Abſchnitte durch Wiederholung deſſelben oder eines verwandten Worts, wohl auch eines

*) Veröffentlicht von Furnivall in Early English Poems and Lives of Saints S. 118 und 124. Demſelben Dichter dürften die a. a. O. S. 130 und 133 abgedruckten Gedichte angehören.

**) In der Ausgabe von Morris (Early English allitterative Poems) hat das Gedicht einundzwanzig Abſchnitte; es iſt jedoch der ſechszehnte mit dem ſiebzehnten zu verbinden. — Ein Abſchnitt übrigens — No. 15 — zählt ſechs Strophen, was jedesfalls nicht auf künſtleriſcher Intention beruht, ſondern entweder auf ein Verſehen des Dichters oder aber auf Interpolation zurückzuführen iſt.

Homonyms, unter einander verknüpft, während die letzte Zeile der Dichtung wiederum an die erste anklingt. In dieser außerordentlich künstlichen, nach unserm Gefühl zu dem Gegenstand wenig passenden, Form bewegt sich nun der Dichter mit vollkommener Leichtigkeit. An seiner Diction wäre höchstens die zu große Fülle, wie an seinen Schilderungen zu großer Glanz und Reichthum zu tadeln.

Zwei Ideen namentlich finden in der Perle Ausdruck, beide, wenn auch nicht mit gleicher Entschiedenheit, bereits im Gawein dargestellt: die Ideen der Unschuld (Reinheit) und der Ergebung in den göttlichen Willen. Jede derselben machte der Dichter später zum Gegenstand eines besondern Werkes: Clannesse und Pacience.

In diesen reifsten Erzeugnissen seiner Kunst bewegt er sich durchaus auf dem Boden der religiösen Didaktik. In beiden Gedichten nimmt er seinen Ausgangspunct in der Bergpredigt des Matthäusevangeliums. Da er jedoch in Anschauungen denkt und in Bildern sich ausspricht, so bietet er uns auch hier echte Poesie. Das subjective Element aber, das in der Perle so mächtig ist, macht sich hier nur gelegentlich geltend, am entschiedensten in der Einleitung zu jedem der beiden Gedichte. Auf objective Darstellung seiner Idee ist hier, wie in „Gawein" das Augenmerk des Dichters gerichtet. Aus der Geschichte des alten Testaments wählt er sich die Stoffe, welche den Werth der Reinheit und der geduldigen Ergebung durch deren Gegensatz zum Bewußtsein bringen sollen. So tritt er in die Reihe der geistlichen Epiker seines Vaterlands ein, und hier erwirbt er sich alsbald eine der ersten Stellen. Männer wie die Verfasser von Genesis und Exodus oder des Cursor mundi lassen sich gar nicht mit ihm vergleichen; mit den besten unter den altenglischen geistlichen Dichtern kann er sich messen. Weicher als der Dichter der Judith, dagegen viel weniger verschwommen als Kynewulf, überragt er den Ersteren an Feinheit und gibt ihm an Klarheit der Composition Nichts nach. In Kraft des Ausdrucks und sinnlicher Frische der Schilderung

wird er von Keinem übertroffen, wenn man die Jugendkraft der Sprache und die Fülle der epischen Tradition in Anschlag bringt, aus der jene älteren Poeten schöpfen konnten. Freilich kommt unserm Dichter wiederum die reichere Erfahrung, die fortgeschrittene Cultur zu gute; doch war diese Cultur bei seinen Zeitgenossen eine so wenig harmonische, daß diese Rücksicht die Bedeutung seiner Individualität eher steigen als sinken macht. Den schließlichen Eindruck dieser Werke bildet einerseits Bewunderung für das Talent des Dichters, andererseits Bedauern darüber, daß er keiner mehr epischen Zeit angehörte oder sonst einer Zeit, welche seiner reicher und zarter entwickelten Art einen angemessenern Kunststil überliefert hätte.

In beiden Gedichten wendet er die allitterirende Langzeile ohne strophische Eintheilung oder Beimischung des Reimes an. Gleichmäßigeren, breiteren Fluß erhält dadurch seine Rede, entschiedener epischen Charakter. Auch in diesen Dichtungen aber bekundet der innere Bau den Künstler, der sich auf Gliederung der Massen versteht. Reicher ist diese Gliederung in Clannesse, wo drei epische Stoffe sich abwechseln: die Sündfluth, der Untergang Sodoms und Gomorrahs und der Fall des Tempelschänders Belsazar. Einfacher und strenger ist sie in Pacience, wo nur die Geschichte des Jonas zur Darstellung kommt.

Das letztgenannte Werk ist vielleicht das vollendetste des Dichters zu nennen. In Bezug auf die Schönheit einzelner Schilderungen steht es weder dem „Gawein" noch der Clannesse nach; vor letzterer hat es größere Geschlossenheit der Composition, gleichmäßigere Ausbeutung der Motive, vor beiden das leicht durchzufühlende mehr praktische Verhältniß des Stoffes zur Persönlichkeit des Autors voraus. Man sieht, in den Geschicken des Jonas stellt dieser sein eigenes Ringen nach innerer Fassung, nach Unterordnung seines Willens unter die Vorsehung dar, und das Proömium enthüllt uns den alternden Dichter, dessen Einsamkeit auch die Leiden der Armuth und Entbehrung kennen gelernt hat.

Auch in diesen letzten Werken verräth sich noch gelegentlich der Mann, der aus der Schule der allegorischen Dichtung hervorgegangen, am entschiedensten in Clannesse, wo das enfant terrible dieser Schule, Jehan de Meun, namentlich erwähnt wird.

Dieser Name und die Leistung, die sich daran knüpft, werden uns bald bei einem Größeren als dem Dichter des „Gawein" begegnen.

Denn wir befinden uns in einer Periode, welche uns nicht, wie die vorhergehende, durch eine Fülle mittelmäßiger Talente zur Zersplitterung unserer Aufmerksamkeit nöthigt, sondern wo das Auftauchen einiger großen, typischen Gestalten aus der sie umgebenden Menge uns zu concentrirter Betrachtung einladet.

III.

Als der Verfasser des „Gawein" seine Clannesse und Pacience schrieb, da war das allitterirende Versmaß bereits durch eine andere Dichtung weit über die Grenzen seiner ursprünglichen Heimath hinaus populär geworden.

Auch diese Dichtung weist zunächst nach dem Westen und zwar nach der wallisischen Mark hin, doch trat sie bald nach ihrer Entstehung — trotz ihrer zwischen westlicher und südlicher Mundart schwankenden Sprache — aus dem Bereich der Provinziallitteratur in den Kreis der Nationaldichtung ein.

Der älteste mittelenglische Dichter, dessen Andenken sich bis in die Neuzeit in weiteren Kreisen lebendig erhalten hat, ist der Verfasser der Visio de Petro Plowman.

Den Menschen lernen wir auch hier nur aus seinem Werke kennen; was eine nicht vollständig beglaubigte, Zweifel und Widerspruch Raum gebende Tradition über ihn berichtet, fügt dem Bilde keinen wesentlichen Zug hinzu.

William Langland (vielleicht richtiger Langley) wurde etwa 1332 — wie es heißt, zu Cleobury Mortimer in Shropshire geboren. Als sein Vater wird Stacy de Rokele (Rokayle) genannt, qui

Stacius fuit generosus. Zwiſchen Wilhelms Familie und einem anſehnlichen Geſchlecht in Shropſhire, den Burnels, ſcheinen frühzeitig Beziehungen beſtanden zu haben. Durch Heirath hatten die Burnels das der edeln Familie le Spenſer gehörige Gut Shipton-under-Wychwood in Oxfordſhire erworben; ein dazu gehöriges Grundſtück erhielt Stacy de Rokele in Pacht, der ſomit mit den Seinigen nach Oxfordſhire überſiedelte. Wilhelm erhielt eine ſorgfältige Erziehung und beſuchte ohne Zweifel eine lateiniſche Schule. Ob auch die Univerſität, iſt nicht ganz ſicher, jedoch in hohem Grade wahrſcheinlich, und bei dieſer Annahme liegt es nahe, an Oxford zu denken. Wie es ſcheint, wurde der lernbegierige, ernſte, hochgewachſene Jüngling für die Kirche beſtimmt; doch dürfte er nur die erſte Tonſur erhalten haben und ſomit zwar clericus, niemals jedoch Prieſter geworden ſein. Nach dem Tode ſeines Vaters und ſeiner Gönner führte Wilhelm ein wechſelvolles Leben und durchwanderte einſam einen großen Theil ſeines Vaterlandes. Aus ſeinem Werke ſehen wir, daß er Leid und Entbehrung kennen lernte. Niemals jedoch ſcheint er ein bürgerliches Gewerbe ergriffen, in's praktiſche Leben den Eintritt verſucht zu haben. Dem Studium und der Betrachtung ergeben, war ihm das Treiben der Welt ein Schauſpiel, das er mit ſcharfem Blick und lebendiger Theilnahme verfolgte, in das er jedoch handelnd einzugreifen keinen Beruf fühlte. Nur im engern Kreiſe, auf Einzelne mag er perſönlich einzuwirken geſucht haben; einen größeren Wirkungskreis erwarb er ſich nur als Schriftſteller.

Sein großes Gedicht zeigt uns den Dichter zunächſt auf den Malvern-Hügeln in Worceſterſhire; ſpäter treffen wir ihn verheirathet zu London, auf Cornhill an. In ſeinen letzten Lebensjahren ſcheint er wieder nach dem Weſten gezogen zu ſein. Er ſtarb vermuthlich nicht lange nach dem Regierungsantritt Heinrichs IV.

Wie Richard Rolle glühte Wilhelm von religiös-ſittlichem Pathos, wie der Eremit von Hampole hat er ſich früh die Frage vorgelegt, was des Menſchen Aufgabe und Beſtimmung ſei, mit

welchen Mitteln das erkannte Ideal erreicht werden könne. Hier trennen ſich jedoch ihre Wege. Zwar wurden Beide Einſiedler und Wanderer, Beide entſagten in gewiſſer Weiſe der Welt und zogen ſich in ihre Innerlichkeit zurück, Beide erlebten und beſchrieben Viſionen; aber die Art, wie ſie das Alles erfuhren und thaten, war eine durchaus verſchiedene. Menſchlicher, auch männlicher, weniger exaltirt als Richard, hat Wilhelm nie einen ſolchen Grad der Asceſe und kirchlichen Heiligkeit erreicht wie jener, ja wohl auch nicht angeſtrebt. Was bei Richard Weltflucht, bange Scheu vor der Berührung mit der Materie iſt, ſtellt ſich bei Wilhelm faſt als philoſophiſche Gleichgültigkeit oder Mäßigung dar. Der ſublunariſchen Welt, welche Richard mit Furcht und Ekel erfüllt, weiß Wilhelm ein äſthetiſches Behagen abzugewinnen. Eine zugleich poetiſche und philoſophiſche Ader läßt ihn die Schönheit dieſer Welt genießen und das Treiben der Menſchen nicht weniger mit dem Gemüth als mit dem Verſtand keck erfaſſen. Die ſatiriſche Stimmung, welche daſſelbe ihm erregt, wird durch einen humoriſtiſchen Zug gemildert und erheitert. Sein religiöſes Ideal findet Wilhelm in dem Leben Chriſti auf Erden und in dem Leben der erſten Chriſten verwirklicht, während Richard ſchon hienieden das himmliſche Jeruſalem zu erreichen ſucht. Bei den Viſionen Richards hat man das Gefühl einer krankhaften Extaſe, bei den Träumen Wilhelms behält man die Empfindung, daß der Dichter ſicher auf feſter Erde ſteht, während ſeine Phantaſie in alle Weiten ſchweift.

Nicht weniger verſchieden iſt auch das Verhältniß, das Beide zur Kirche und zur Menſchheit einnehmen. Richards unmittelbarer Wirkungskreis war ein viel größerer, das Object ſeiner Betrachtung wie ſeiner Wirkung bildeten jedoch nur die Individuen als ſolche. Wilhelm dagegen hat ſtets die Geſammtheit, die in Kirche und Staat lebende Geſellſchaft im Auge, und wie ſein Geſichtskreis umfaſſender iſt, ſo hat auch die von ihm ausgehende Wirkung breitere und tiefere Wurzeln geſchlagen.

Noch ehe er die Mitte des Lebensweges erreicht, hatte Wil-

helm wie Dante erkannt, daß die Welt aus den Fugen war. Auch er ſchaut voll Sehnſucht nach dem Retter aus, der ſie wieder einrenke; auch er ringt mit allen Kräften ſeiner Seele für ſich wie für Andere nach Erkenntniß des Wegs zum Heile; auch er erhebt warnend und drohend ſeine Stimme vor den Großen und Mächtigen der Erde, vor Fürſten und Prieſtern; auch er hält der Welt einen Spiegel vor, in dem ſie ihr eigenes Bild und darüber das Ideal, dem ſie untreu geworden, erblickt.

Aber nicht wie dem italieniſchen Dichter, gelang es Wilhelm, zu einer vollkommen geſchloſſenen und klaren Weltanſchauung zu gelangen, und ſo gelang es ihm auch nicht, das, was er erlebt und geſchaut, zu einem einheitlichen, ſcharf gezeichneten Bild zuſammenzufaſſen, in deſſen Mittelpunct die mächtige Individualität des Dichters ſtände. Die Viſion von Piers Plowman beſteht aus einer Reihe von Bildern, deren Zuſammenhang mehr in der Intention als in der Ausführung liegt, und auf jedem derſelben finden ſich neben ſcharf beleuchteten Partien ſolche, die in Nebel gehüllt ſcheinen, deren Umriſſe wir mehr zu ahnen als zu erkennen vermögen, und andere, wo bleiche Schatten erſt von unſerer Phantaſie Farbe und Leben erwarten.

Ueberallgegenwärtig iſt nur die Stimmung des Dichters, welche das Herz des Leſers ergreift, es zwingt, auf die heimlichen Abſichten der Dichtung einzugehen, und ſo bewährt ſich auch hier — trotz der Menge poetiſch nicht geformten Stoffes — die übermächtige Gewalt germaniſcher Poeſie, welche weder der Muſik der Rede noch des Reizes der Bilder bedarf, um den Weg zum Herzen zu finden, deren Weſen die Unmittelbarkeit iſt.

Wie ſtand es um die Bildung des Dichters, um den litterariſchen Zuſammenhang, in dem ſein Werk zu verſtehen iſt?

Wilhelms Lectüre war nicht unbedeutend, jedoch mehr intenſiv als ausgedehnt, dabei ziemlich einſeitig.

Vor allem in der h. Schrift und in den großen lateiniſchen Kirchenvätern ſcheint er bewandert, von der römiſchen Profanlitteratur kennt er namentlich Satiriker (wie Juvenal) und Mo-

raliſten wie Dionyſius Cato. Da er Franzöſiſch verſtand, mag er den Roman von der Roſe wohl geleſen haben, wahrſcheinlich auch „Das Turnier des Antichriſtes“ von Hüon de Mery (um 1228). Uebrigens lag die Allegorie im Geiſte der Zeit; aus der h. Schrift und den Kirchenvätern hatte ſie die mittelalterliche Theologie überkommen, und die engliſche Litteratur hatte auf geiſtlichem Gebiet ſie bereits häufiger angewandt. Ohne Zweifel kannte Wilhelm auch Gedichte wie das Castel d'amour des Robert Groſſeteſte, wovon es damals vielleicht ſchon zwei engliſche Bearbeitungen gab; die wohlgemeinte, aber höchſt formloſe Nachbildung des Mönches von Sallay iſt wohl ein halbes Jahrhundert älter als Wilhelms Viſion. Im Castel d'amour, welches eine zuſammenfaſſende Darſtellung der religiöſen Geſchichte der Menſchheit bietet, macht ſich die Allegorie namentlich im Kern des Gedichts, der von der Erlöſung handelt, geltend: das Caſtell der Liebe iſt der Schooß der h. Jungfrau. Auf Wilhelm ſcheint aber vor allem der Theil Eindruck gemacht zu haben, wo die vier Töchter des höchſten Königs: Barmherzigkeit, Wahrheit, Gerechtigkeit und Friede*) über die Erlöſung der Menſchheit debattiren.

Unter ſeinen engliſchen Vorgängern verdankt Wilhelm wohl am meiſten den Predigern und Satirikern. In jenem Gedicht auf die Zeit Eduards II. namentlich fand er die Satire auf alle Stände in kerniger, draſtiſcher Darſtellung bereits vertreten. Anderswo fand er Prophezeiungsverſuche, die im engliſchen Mittelalter überhaupt beliebt waren und durch die Noth der Zeiten immer wieder hervorgerufen wurden. Ein gewiſſer Zug zur myſtiſchen Vertiefung lag in der Luft; hiermit war auch die Form der Viſion gegeben, welche Wilhelm den allegoriſchen Romandichtern nicht zu entlehnen brauchte.

Das allitterirende Versmaß war in der walliſiſchen Mark, wo unſer Dichter ſein Werk begann, gerade zu neuer Verwen-

*) Mercy, Sothfastnes, Rightwysnes, Pees. Dieſes Motiv verdankte Groſſeteſte ſeinerſeits einer Homilie des h. Bernhard.

dung gelangt. Mit glücklichem Griff wählte Wilhelm es für seine scharf markirende, zugleich volksthümliche und edle, zugleich freie und gemessene Darstellung.

Im Jahre 1362 setzte er die Feder an. Die Zeitlage, die Stimmung der englischen Bevölkerung war seinem Vorhaben günstig. Im eben verflossenen Jahre hatte die Pest — zum zweiten Male unter Eduards III. Regierung — gewaltig im Königreich gewüthet. Die geängstigten Gemüther waren dann am 15. Januar 1362 durch einen verheerenden Sturmwind, der den jüngsten Tag einzuleiten schien, mit Schrecken erfüllt worden. Es war der rechte Augenblick für das Auftreten eines Bußpredigers und Propheten.

Treten wir endlich der Dichtung näher.

„Zu einer Sommerzeit, (so hebt Wilhelm an) als die Sonne mild war, bekleidete ich mich einem Schafe gleich; im Gewand eines Eremiten, von unheiligem Wandel, wanderte ich weit in die Welt, Wunder zu erfahren. Doch an einem Maimorgen auf den Malvern-Hügeln begegnete mir ein Wunder, das mich elfenhaft dünkte. Ich war müde vom Wandern und legte mich zur Ruhe am Fuß einer breiten Anhöhe am Ufer eines Bachs. Und wie ich lag und ruhte und auf die Wasser blickte, gerieth ich in Schlummer, — es rauschte so lieblich. Da überkam mich ein wunderbarer Traum. Ich war in einer Wüste, ich wußte nicht wo. Und als ich nach Osten blickte hoch gegen die Sonne, sah ich einen Thurm auf einem Hügel, kunstvoll erbaut; und unten sah ich eine tiefe Schlucht, darin einen Zwinger mit tiefen, dunkeln Gräben, schrecklich anzusehen. Ein schönes Gefilde lag zwischen beiden, voll Menschen von jeder Art, die arbeiteten und wanderten, wie die Welt es verlangt. Einige griffen zum Pflug und gönnten sich gar selten Erholung, thaten harte Arbeit im Pflanzen und Säen und erwarben was Verschwender in Ueppigkeit verzehren. Und Einige wandten sich zur Hoffart und kleideten sich darnach, seltsam vermummt in ihrem Anzug. Manche wandten sich dem Gebet und der Buße zu, führten ein hartes Leben um Gottes willen in der Hoffnung, das Heil des Himmels zu erwerben ...." *)

So ziehen die verschiedensten Stände und Berufsklassen an dem Dichter vorüber: Kaufleute, Minstrels, Spaßmacher; Bettler, die in Ueppigkeit leben; Pilger, welche nach Santiago oder nach Rom ziehen, die „mit manchen weisen Reden sich auf den Weg

*) Piers Plowman, ed. Skeat, Text A, V. 1—27.

machen und für ihr ganzes ferneres Leben die Erlaubniß haben zu lügen"; Bettelmönche aller vier Orden,*) „die ihrem Bauch zu liebe dem Volk predigen und das Evangelium erklären, wie es ihnen beliebt", ein Ablaßkrämer, der eine mit bischöflichen Siegeln versehene Bulle producirt und von den Tölpeln, die sie knieend küssen, Ringe und Busennadeln einheimst; Pfarrer, welche sich von ihren Bischöfen die Erlaubniß ausbitten, ihre durch die Pest verarmten Kirchspiele verlassen und nach London ziehen zu dürfen, um dort „für Simonie zu singen, denn Silber ist süß"; sergeants at law, deren Mund sich nur für baare Münze öffnet; Bischöfe und Diakonen, welche in Dienst des Staates und des Hofes treten; Barone und Bürger; Handwerker von jeder Zunft.

Daß jenes schöne Feld voll Menschen diese irdische Welt vorstelle, ist ohne Weiteres klar. Was der Thurm auf dem Hügel und was die tiefe Schlucht bedeute, erfahren wir zugleich mit dem Dichter von einer schönen, in Leinwand gekleideten Frau, welche von dem Hügel zu ihm heruntersteigt. Sie selbst ist die „heilige Kirche"; der Thurm ist der Wohnort der Wahrheit d. h. Gottes, die Zwingburg in der Tiefe ist das Castell des Kummers, der Herr desselben ist Unrecht, der Vater der Lüge. Auf seine Fragen erfährt Wilhelm nun Näheres über das Wesen der Wahrheit, des höchsten Schatzes. Ihre Stimme rede vernehmlich in jedes Menschen Brust und sage ihm, wie Liebe der bereitete Weg zum Himmel sei.

Wilhelm bittet nun weiter: „Um Mariens willen, welche das gebenedeite Kind trug, das uns am Kreuze erkaufte, lehre mich die Kunst, die Lüge kennen zu lernen." „Blicke zu deiner Linken" lautet die Antwort, „und sieh wo sie steht, sowohl Lug als Trug und ihr ganzes Gefolge!" Der Dichter folgt ihrer Weisung, und sein Blick bleibt in der Gruppe an einem prächtig und auffallend geschmückten Weibe haften. „Wer ist jenes seltsam gekleidete Weib?" Es ist die Jungfrau Gabe (Meede, Lohn, Bestechung),

*) näml. Dominicaner, Franciscaner, Carmeliter, Augustiner.

welche mir oft Schaden zugefügt und meine Lehre verunglimpft hat; in des Papstes Palast ist sie ebenso zu Hause wie ich selber; und das sollte nicht so sein, denn Unrecht war ihr Vater. Ich sollte höher stehen als sie, denn ich bin besserer Herkunft. Morgen wird Gabe mit Lug vermählt. Trug hat sie mit schöner Rede zusammengeführt, und Täuschung hat die Maid so überredet, daß sie ihr (engl. „ihm") ganz zu Willen ist. Morgen wird die Trauung vollzogen; wenn du willst, wirst du erfahren können, was es alles für Leute sind, die zu jener Herrschaft gehören. Erkenne sie, wenn du es vermagst, und hüte dich vor ihnen allen, wenn du mit Wahrheit in ihrer (engl. „seiner") Seligkeit zu wohnen begehrst. Ich kann nicht länger weilen, unserm Herrn empfehle ich dich; und werde du ein braver Mann, der Habgier zum Trotz." Die h. Kirche verläßt jetzt den Dichter, der nun den Vorbereitungen zur Hochzeit zuschaut und die weitere Entwicklung der Sache erlebt. Eine große Menge ist zur Feierlichkeit zusammengeströmt, zehntausend Zelte sind errichtet, um sie unterzubringen. Sir Simonie und Civil, der Repräsentant des Staatsbeamtenthums, verlesen die Urkunde über die Ausstattung der beiden Brautleute; das Actenstück wird dann untersiegelt und unterzeichnet. Theologie aber widersetzt sich der Vermählung und bestreitet ihre Gesetzmäßigkeit. Man kömmt überein, nach Westminster zu gehen und von des Königs Gericht die Sache entscheiden zu lassen. Nun fehlt es an Pferden; doch für diesen Fall wird bald Rath geschafft. Gabe reitet auf dem Rücken eines Sheriffs, Lug auf dem eines Marktvogts, Trug auf schöner Rede, und ähnlich wird für das Gefolge gesorgt. Geführt wird die ganze Schaar von Täuschung. Bevor sie jedoch den Hof erreichen, langt Wahrhaftigkeit dort an und erzählt Gewissen den Fall, das (engl. „der") dem König davon Mittheilung macht. Der König, in dem man zunächst Eduard III. erkennen muß, schwört Lug und Trug sowie ihrer Sippschaft Rache. Furcht steht an der Thüre und warnt die Bedrohten, welche schleunigst Reißaus nehmen. Lug flieht zu den Bettelmönchen, Täuschung findet ein Unterkommen

bei den Kaufleuten, denen er als Ladenjunge dient. Lügner, von aller Welt verfolgt, wird endlich von Ablaßkrämern aufgenommen, die ihn waſchen und kleiden und mit Ablaßbriefen in die Kirchen ſchicken. Darauf bemühen ſich Aerzte, Spezereihändler, Minſtrels um ihn. Schließlich wiſſen auch ihn die Bettelmönche für ſich zu gewinnen. Inzwiſchen wird Gabe nach Weſtminſter gebracht. Sie iſt in großer Furcht; doch findet ſie bei Hofe manchen guten Freund. Richter und Schreiber weiß ſie durch Geſchenke und Verſprechungen ſich günſtig zu ſtimmen. Ein Beichtvater in der Kutte eines Bettelmönchs, dem ſie ihre Sündenbekennt, abſolvirt ſie für einen Nobel und verſpricht ihr das ewige Heil, wenn ſie für den Orden ein koſtſpieliges Fenſter mit Glas verſehen will. Vor den König geführt, hält dieſer ihr ihr ſchlechtes Benehmen vor, verſpricht ihr jedoch Verzeihung, wenn ſie ſeinen Ritter Gewiſſen heirathen will. Gabe iſt gerne dazu bereit; jedoch Gewiſſen proteſtirt auf's eifrigſte gegen dieſe Verbindung und hält eine ſehr energiſche Diatribe gegen die Jungfer, welche Adams Fall verurſacht, Päpſte vergiftet habe und die heilige Kirche verderbe. Gabe ſucht ſich zu vertheidigen und greift ihrerſeits den Gegner an; doch dieſer widerlegt ihre Argumente, erläutert die Folgen der Habgier an dem Beiſpiele Sauls und prophezeit eine Zeit, wo Vernunft in der Welt herrſchen werde und mit ihr Liebe, Demuth und Redlichkeit (Leute = Loyalität). „Gabe, ſagt Gewiſſen, macht aus Verbrechern ſo reiche Leute, daß Law (Jurisprudenz = die Juriſten) Herr geworden und Redlichkeit arm iſt ... Aber der natürliche Verſtand wird wiederkehren, und mit ihm Gewiſſen, und Law zu einem Tagelöhner machen (d. h. die Juriſten um ihr Brod bringen): ſo große Liebe wird entſtehen."

Der König beharrt bei ſeiner Abſicht, Gabe mit Gewiſſen zu vermählen, Gewiſſen will jedoch nur gehorchen, wenn Vernunft ihm dazu räth. Vernunft wird darauf entboten und erſcheint, begleitet von Weisheit und Witz. Zur ſelben Zeit kommt Friede mit einer Klage gegen Unrecht. Unrecht gelingt es mit

der Hülfe von Gabe, Weisheit und Witz für sich zu gewinnen, und Friede selbst wird von Gabe mittelst eines Geschenks bewogen, die Klage zurückzuziehen. Vernunft jedoch bleibt unbeweglich und räth dem König, strengste Gerechtigkeit zu üben. Der König erklärt sich bereit, ihr (engl. „ihm") zu folgen, und fordert sie auf, bei ihm zu bleiben. „Ich will für immer bei dir bleiben, spricht Vernunft, wenn Gewissen unser Rathgeber ist." „Das gewähre ich mit Freuden, sagt der König, Gott verhüte, daß der uns fehlen sollte. So lange ich lebe, laßt uns zusammen bleiben." Darauf begibt sich der König mit seinen Rittern zur Kirche, und von dort zum Mahl. In diesem Augenblick erwacht der Dichter, und damit schließt die erste Vision, deren Allegorie hinlänglich durchsichtig ist.

Die zweite Vision zeigt uns zunächst wiederum das Feld voll Menschen. Diesmal steht Gewissen in ihrer Mitte, ein Kreuz in der Hand, und predigt Buße, nicht ohne die Sünder an die Pest und den verheerenden Orkan als Gerichte Gottes zu erinnern. Die Bemühungen Gewissens werden von Reue unterstützt. Das Herz der Sünder wird weich. Der Dichter führt nun die sieben Hauptsünden, theils in farbloser Personification, theils in concreter Verkörperung, vor und läßt sie Buße thun. Dieser Abschnitt ist voll feiner Charakteristik und scharfer Satire. Mit der ihm eigenthümlichen Kunst findet Wilhelm jedesmal einen raschen Uebergang von der Abstraction zum Concreten, von der Allegorie zur Wirklichkeit; dicht neben erhabenen Sentenzen stehen aus dem Leben gegriffene Züge voll pikanter Aehnlichkeit. Als ein vortreffliches Genrebild nach Art der altniederländischen Schule rühmt man mit Recht die Darstellung der Völlerei, welche durch einen dem Trunke ergebenen Handwerker repräsentirt wird. Auf dem Weg zur Kirche wird dieser in ein Wirthshaus gelockt, welches er im traurigsten Zustand verläßt, und erst der Katzenjammer hilft ihn zur Reue stimmen. — Nachdem nun der Zweck der Bußpredigt allseitig erreicht ist und Tausende von Menschen zu Christus und seiner Mutter geweint und gejammert haben, begeben sich die reumüthigen Sünder auf den Weg zu Sanct Wahrheit. Doch wer

iſt des Weges kundig? Nach langem Umherirren begegnen ſie einem Pilger, der aus dem h. Land kommt. „Kennſt du einen Heiligen, den man Sanct Wahrheit nennt?“ fragen ſie ihn. „Nein, ſo wahr mir Gott helfe. Niemals ſah ich einen Pilger ſolchen Heiligen ſuchen bis zu dieſer Stunde.“

Hier tritt nun ein Ackersmann vor — es iſt Piers*) (Peter) — und erklärt ſich bereit, ihnen den Weg zu zeigen. Ihm iſt jener Heilige wohl bekannt, er hat für ihn gearbeitet und reichen Lohn erhalten. Piers beſchreibt nun den Wallfahrern, von denen er Geld anzunehmen ſich weigert, in einer umſtändlichen, jedoch durchſichtigen Allegorie den Weg, den ſie ſuchen. „Das wäre ein ſchlimmer Weg ohne Führer,“ ſagen die Wallfahrer. Da ſprach Piers der Pflüger: „Bei dem Apoſtel Petrus, ich habe an der Heerſtraße einen halben Morgen zu beſtellen; wenn das geſchehen iſt, will ich mit euch gehen und euch den Weg zeigen.“ Auf die Frage einer vornehmen Dame, was denn in der Zeit die Frauen beginnen ſollten, ſchreibt Piers denſelben je nach ihrem Stand verſchiedene nützliche Beſchäftigungen und Werke der Liebe vor. Einem Ritter, der ſich erbietet, Piers bei der Arbeit zu helfen, ſagt dieſer, es genüge, wenn er die h. Kirche und ihn beſchütze, wilde und ſchädliche Thiere jage, Arme und Hörige mit Milde behandle. Es wird nun weiter geſchildert, wie Piers ſich an die Arbeit macht, wobei viele Wallfahrer ihn unterſtützen, und wie er die Müßiggänger, die ſich ſeinen Anordnungen widerſetzen, mittelſt des Hungers bezwingt, woran ſich eine recht intereſſante nationalökonomiſche Allegorie ſchließt. Auf dieſe läßt der Dichter die Prophezeiung einer Hungersnoth folgen.

Mit Rückſicht auf dieſe bevorſtehende Plage läßt Wahrheit Piers zu erneuerter Arbeit auffordern und verleiht ihm für ſich und ſeine Erben vollkommnen Ablaß, an dem alle diejenigen Theil haben ſollen, welche ihm bei ſeiner Arbeit helfen. Ein Prieſter wünſcht jenen Ablaßbrief zu ſehen. Piers entfaltet die

*) Andere Formen des Namens ſind Pers, Pierce.

Bulle, sie enthält Nichts als die Worte: Et qui bona egerunt, ibunt in vitam eternam; qui vero mala, in ignem eternum. „Darin kann ich keinen Ablaß erkennen," sagte da der Priester, „das heißt nur: Thu Gutes und erfahre Gutes, thu Böses und erfahre Böses." Voll Verdruß zerreißt Piers die Bulle und sagt: „Künftig will ich weniger mit dem Pflug arbeiten und weniger um meine leibliche Nahrung sorgen! Gebet und Buße sollen fortan mein Pflug sein.... Ne solliciti sitis, heißt es im Evangelium... Die Vögel in der Luft, wer sorgt für sie im Winter? Wenn es friert, bedürfen sie der Nahrung und haben keinen Speicher, wohin sie gehen; doch Gott sorgt für sie alle." Ueber dem Disput zwischen Piers und dem Priester, der sich hieran schließt, erwacht der Dichter und findet sich auf den Malvern-Hügeln ohne Speise und ohne Geld; die Sonne steht im Süden. Lange sinnt Wilhelm über den Inhalt seines Traumes nach, über Piers den Pflüger und seinen Ablaßbrief und über seinen Streit mit dem Priester. Er gelangt zu dem Resultat, daß Thugut (gut handeln, Dowel) besser ist als Ablaß. „Der Papst," sagt er, „hat die Macht, Ablaß zu verleihen, den Menschen ohne Buße zur Freude zu verhelfen; das ist ein Theil unsres Glaubens, wie gelehrte Männer uns lehren: Quodcunque ligaveris super terram, erit ligatum et in coelis. Und das glaube ich aufrichtig (Gott verhüte das Gegentheil), daß Ablaß und Buße und Gebet solche Seelen retten, welche siebenmal tödlich gesündigt haben. Jedoch auf Triennialien zu vertrauen ist, dünkt mich, fürwahr nicht so sicher für die Seele als Gutes thun. Daher rathe ich euch, Männer, die ihr reich seid auf Erden, erkühnt euch im Vertrauen auf euren Schatz, der euch Triennialien verschaffen kann, um Nichts eher, die zehn Gebote zu übertreten. Und namentlich ihr Mayors, und ihr Oberrichter, die ihr den Reichthum dieser Welt besitzt und für weise Leute gehalten werdet, weil ihr euch Ablaß erkauft und päpstliche Bullen: am schrecklichen Tage des Gerichts, wo die Todten auferstehen werden und alle vor Christus treten und Rechenschaft ablegen...., hättest du da einen Sack voll

Ablaß- und Provinzialbriefe, gehörteſt du einer Bruderſchaft an unter den vier Orden und hätteſt gedoppelten Ablaß — wenn Thugut dir nicht hilft, ſo gebe ich für deinen Ablaß keinen Elſterſchwanz. Daher rathe ich allen Chriſten, zu Chriſtus um Erbarmen zu rufen und Maria ſeine Mutter um ihre Vermittlung anzuflehen, auf daß Gott uns Gnade verleihe, vor unſerm Verſcheiden ſolche Werke zu üben, daß nach unſerm Tode Thugut am Tage des Gerichts verkünden möge, wir hätten gehandelt wie er befahl."

Hier ſchließt die visio Willelmi de Petro Plowman im engern Sinne. Der folgende Theil der Dichtung bewegt ſich um das Problem, welches der Schluß des erſten Theils hat entſtehen laſſen, nämlich: was iſt Thugut, und was iſt Thubeſſer und Thu-am-beſten? Was iſt Tugend auf den verſchiedenen Stufen ihrer Vollkommenheit?

In ſeinem Forſchen nach Thugut gelangt Wilhelm in einer Viſion zu verſchiedenen allegoriſchen Perſönlichkeiten, zu Gedanke, zu Witz und deſſen Gattin Lernbefliſſenheit, zu Gelehrſamkeit, welche — die Allegorie verlangt „welcher" — Schrift zur Frau hat. Stufenweiſe erfährt er von jedesmal verſchiedenem Geſichtspuncte aus Näheres über den Aufenthaltsort und das Weſen vom Thugut, Thubeſſer und Thu-am-beſten und hört zugleich manche epiſodiſche Erörterung über die Ehe, über ſpitzfindige Streitfragen und Spielereien der Theologen, über den Reichthum des Klerus. Immer aber bleiben Bedenken und Zweifel zurück und tauchen neue Probleme auf. Mit Gelehrſamkeit geräth Wilhelm in einen Streit über den Werth des Wiſſens mit Beziehung auf das letzte Ziel des Menſchen, den Himmel, und Wilhelm iſt der Anſicht, daß ungelehrte Redlichkeit mehr Ausſicht habe, das ewige Leben zu erwerben, als Gelehrſamkeit.

An dieſer Stelle etwa erfuhr Wilhelms Arbeit an ſeinem Gedicht eine lange Unterbrechung. Das Fragment einer Fortſetzung,*) welches uns erhalten iſt, ſpäter jedoch von dem Dichter

) ed. Skeat, A-text, passus XII. S. 137 ff.

verworfen wurde, zeigt uns, daß er geschwankt hat, wie er den Faden seiner Dichtung weiter spinnen solle. Erst im Jahre 1377 scheint er die nöthige Klarheit zugleich mit der nöthigen Muße zur Vollendung seines Werks erlangt zu haben.

Die vorhandenen Theile des Gedichts unterzog er einer sorgfältigen Umarbeitung, welche namentlich als Erweiterung sich darstellt, und führte dann seine Visio de Dowel, Dobet et Dobest secundum Wit et Resoun weiter.

In drei Visionen gelangt zunächst das Wesen von Thugut zur Entfaltung. Die Darstellung zeigt uns hier Lehre und Anschauung, subjectiv Erlebtes und objectiv Geschautes in dem Grade verschlungen, daß eine Erörterung des Einzelnen in seinem Zusammenhang großen Raumaufwand erfordern würde. Am klarsten wird die Absicht des Dichters wohl in dem Bilde von Haukin, einem Minstrel und Waffelverkäufer, der das thätige Leben darstellt, dessen Rock aber mit den Schmutzflecken der sieben Hauptsünden bedeckt ist. Gewissen und Geduld gelingt es, ihn zur Einkehr und Reue zu bewegen. Als den Kern der Idee von Thugut dürfen wir die auf die Furcht Gottes gegründete Gerechtigkeit in Handel und Wandel bezeichnen.

Den Kern von Thubesser bildet die Liebe. Daher finden wir in der ersten hierher gehörigen Vision den Dichter im Gespräch mit Anima (der Seele), welche ihm das Wesen der Liebe auf Grund des ersten Korintherbriefs (Cap. 13) und anderer Stellen der h. Schrift erklärt. Als Wilhelm den Wunsch ausspricht, die Liebe kennen zu lernen, antwortet Anima, dies könne nur durch die Hülfe Piers des Pflügers geschehen: Kleriker vermöchten nur aus Worten und Werken zu erkennen, Piers aber sehe tiefer und erkenne den Willen. — Weil die Liebe der Welt abhanden gekommen ist, weil man mit dem bloßen Glauben auszukommen meint, ist die Welt aus den Fugen gerathen. Habgier beherrscht jetzt alle Herzen; weltlicher Besitz hat die Diener der Kirche vergiftet. „Als Constantin in seinem Wohlwollen die h. Kirche mit Land und Leuten, Herrschaft und Renten ausstattete,

da hörte man zu Rom einen Engel laut ausrufen: Dos ecclesiae hat heute Gift getrunken, und Alle, welche Petri Gewalt haben, ſind vergiftet.*)

In der folgenden Viſion erblickt Wilhelm den Baum der Liebe ſelber; drei Pfähle ſtützen ihn, die drei Perſonen der Gottheit. Piers der Pflüger iſt der Gärtner des Baums und erklärt Wilhelm ſeine Bedeutung. Die Aepfel aber, welche er auf Wilhelms Wunſch vom Baum ſchüttelt, ſammelt der Satan und bringt ſie im Limbus der Hölle unter. Da ruft Piers den Sohn und den h. Geiſt an, dem Teufel die Früchte zu nehmen, — und nun ſchaut Wilhelm in raſcher Folge den ganzen Verlauf des Myſteriums der Menſchwerdung und Chriſti Leben auf Erden bis zum Augenblick, wo er durch Judas verrathen wird.

Der Dichter erwacht und ſucht voll Sorge und Sehnſucht nach Piers dem Pflüger. In einer neuen Viſion begegnet er Abraham, der den Glauben darſtellt, und weiterhin Spes, der Hoffnung, die ebenfalls Piers ſucht. In ihrer Begleitung reiſt Wilhelm nach Jeruſalem; unterwegs erblicken ſie in ihrer Nähe einen Samaritaner, der deſſelben Wegs reitet. Bald darauf finden ſie einen verwundeten Mann am Wege liegen. Glaube und Hoffnung gehen vorüber, aber der Samaritaner nimmt ſich ſeiner an, verpflegt ihn und bringt ihn in ein Gaſthaus, das den Namen Lex Christi führt. Wilhelm erbietet ſich, der Diener des Samaritaners zu werden. „Habe großen Dank, ſagt dieſer ablehnend; aber in der Noth wirſt du an mir einen Freund und Gefährten finden.“ Im weiteren Geſpräch unterrichtet der Samaritaner Wilhelm in den höchſten Geheimniſſen des Glaubens und ſagt ihm, wie er Glauben und Liebe verbinden ſolle.

Die letzte Viſion des Thubeſſer ſtellt Chriſti Einzug in Jeruſalem, ſeine Kreuzigung, ſeinen Tod dar. Chriſtus, in dem die Idee des Thubeſſer, d. h. die Liebe ſich ganz erfüllt, erſcheint in der

*) Man vergleiche hierzu Walther von der Vogelweide und Dante.

Rüstung Piers des Pflügers, d. h. in der menschlichen Natur. — Wir wohnen dem Kampf zwischen Leben und Tod, zwischen Licht und Finsterniß bei und, als Christus im Grabe liegt, dem Streit zwischen Wahrheit und Barmherzigkeit, Gerechtigkeit und Frieden. Es wird dann nach dem Nicodemusevangelium Christi Höllenfahrt und sein Sieg über den Satan dargestellt. Die bösen Geister verbergen sich; man vernimmt der Engel Gesang und Harfenschlag; Wahrheit, Friede und Gerechtigkeit umarmen und küssen sich, Wahrheit stimmt ein Te deum laudamus an, und Liebe singt dazu: Ecce quam bonum et jucundum fratres habitare in unum. Da erwacht der Schläfer über dem Geläute der Osterglocken, er ruft Weib und Tochter und sagt: „Erhebt euch und erzeigt Gottes Auferstehung Ehre, und werft euch vor das Kreuz hin und küßt es als ein Kleinod! Denn Gottes gebenedeiten Leib trug es zu unserm Heil, und es flößt dem Teufel Schrecken ein; denn solche Gewalt hat es, daß kein böser Geist in seinem Schatten schweifen kann."

Durch die Liebe ist die Menschheit erlöst und der Tod überwunden; aber damit die Früchte dieses Sieges der Menschheit zu Gute kommen, ist die Thätigkeit von Thu-am-besten erforderlich: die Vollendung des Guten in der Kraft Christi, die Wirksamkeit der von Christus beseelten Kirche, deren Diener vor allem der Tugend der selbstverleugnenden Demuth bedürfen. Daher schildern die beiden letzten Visionen des Gedichts die Geschichte der Kirche vom ersten Pfingstfest an. Die göttliche Gnade macht Piers zu ihrem Pflüger und gibt ihm vier Ochsen, die Evangelisten, vier Hengste, die großen lateinischen Kirchenväter, und vier Samenkörner, die Cardinaltugenden.

Piers erbaut darauf das Haus der Einheit, die h. Kirche, erhält von Gnade einen Karren, Christenthum genannt, zur Aufladung seiner Garben und zwei Pferde dazu: Reue und Beichte. Das Priesterthum wird darauf als Flurschütz eingesetzt, während Gnade mit Piers, so weit die Welt reicht, Wahrheit zu säen geht. Stolz rüstet sich gegen die Christen zum Angriff. Ge-

wiſſen fordert Alle auf, in dem Hauſe der Einheit ihre Zuflucht zu ſuchen.

Antichriſt erſcheint, rottet die Saat der Wahrheit aus und pflanzt Unkraut. Bettelmönche erweiſen ihm Ehre; Hunderte folgen ſeinem Banner, welches von Stolz getragen wird. Gewiſſen ruft die Hülfe der Natur an, und dieſe ſendet verheerende Krankheiten aus; der Tod ſchreitet einher mit dem Alter als Bannerträger in der Vorhut: Könige und Ritter, Kaiſer und Päpſte, Gelehrte und Ungelehrte ſchlägt er zu Staub. Auf Gewiſſens Bitte hält Natur ein, um der Menſchheit Zeit zur Beſſerung zu gewähren. Alsbald beginnen Fortuna, Wolluſt, Geiz, Simonie wieder ihre Thätigkeit zu entfalten. Leben vermählt ſich mit Fortuna, und dieſe gebiert ihm Trägheit, die ſich mit Verzweiflung verbindet und Gewiſſen bedrängt. Da ruft Gewiſſen die Hülfe des Alters an. Das Alter kämpft nun mit dem Leben, welches flieht und zu den Aerzten ſeine Zuflucht nimmt; als es aber ſieht, daß der Tod auch dieſe nicht ſcheut, übergibt es ſich dem Leichtſinn. Auch der Dichter wird jetzt vom Alter angegriffen, des Gehörs, der Zähne und des freien Gebrauchs ſeiner Gliedmaßen beraubt. Er ſieht den Tod ſich ihm nähern und ſucht im Hauſe der Einheit ſeine Zuflucht.

So ſehen wir denn Wilhelm mit der Chriſtenheit in der Feſte, deren Conſtabel das Gewiſſen iſt, bedrängt von ſieben Rieſen (den Todſünden), die der Sache des Antichriſtes dienen, und deren Bundesgenoſſen. Gefährlich erweiſen ſich vor allen Neid und Heuchelei. Die von der Heuchelei Verwundeten werden von der Beichte geheilt, allein ſie ſehnen ſich nach einem ſanfteren Arzt. Sie verlangen nach Schmeichler, einem Bettelmönch, und Gewiſſen iſt ſchwach genug, dieſem den Eintritt zu geſtatten. Bruder Schmeichler ſoll Zerknirſchung (des Herzens) heilen, und dieſes gelingt ihm ſo gut, daß ſeine Patientin das Schreien und Weinen ganz verlernt und in tiefen Schlaf verſinkt. Trägheit und Stolz eröffnen jetzt einen neuen Angriff. Vergeblich ruft Gewiſſen Zerknirſchung zur Hülfe auf; die Medicin des Bruders Schmeichler

zeigt ihre Wirkung. Da ruft Gewiſſen: „Bei Chriſtus, ich will ein Pilger werden und die weite Welt durchſuchen, bis ich Piers den Pflüger finde, der den Stolz vernichten kann ... nun räche mich Natur und ſende mir Glück nnd Heil, bis ich Piers den Pflüger habe!“ „Und er weinte um Gnade bis ich erwachte.“

So ſchließen Wilhelms Viſionen ab — in höchſter Noth und banger Erwartung. Die letzten Worte der Dichtung gemahnen uns wie ein Aufſchrei des germaniſchen Gewiſſens über den Gegenſatz zwiſchen dem Ideal und der Wirklichkeit. Aus ſolcher Gewiſſensangſt wurde ſpäter die deutſche Reformation geboren.

Die Frage, die ſich zunächſt aufdrängt, nämlich: wer oder was iſt Piers Plowman? iſt faſt eben ſo ſchwer zu beantworten wie die häufiger aufgeworfene Frage: was iſt das Dantiſche veltro?

So viel iſt von vornherein klar: Piers Plowman iſt der Retter aus den Feſſeln der Sünde, des Irrthums und des Todes, und ſomit iſt er in höchſter Potenz, wie aus der Vita de Dobet ſich ergibt, die in Chriſtus mit der Gottheit vereinigte menſchliche Natur. In Dobest dürfte man ihn als das von Chriſtus auf die Kirche übertragene Lehr- und Richteramt bezeichnen können, wenn man will: als die Kirche ſoweit Chriſtus wirklich in ihr lebt und wirkt, als die ideale Kirche im Gegenſatz zur ſichtbaren. Aehnliche Bedeutung ſcheint Piers Plowman bei ſeinem erſten Auftreten zu haben; doch tritt dort das individuell-menſchliche Moment mehr hervor: Piers ſtellt dort gleichſam die von Gott begnadigte menſchliche Natur dar, welche im Gewiſſen Gottes Stimme vernimmt und in Einfalt des Glaubens und in guten Werken ihre Lebensaufgabe erfüllt.

Was den Namen des Helden betrifft, ſo knüpft er an den erſten Korintherbrief (X, 4) an, wo von dem geiſtlichen Felſen die Rede iſt, aus dem die von Moſes geführten Israeliten tranken — „und jener Fels war Chriſtus“. Petrus id est christus, heißt es auch in unſerm Text (B XV, 206). Die Eigenſchaft Piers als Ackersmann erklärt ſich hinreichend aus der Allegorie in Dobest. Es leuchtet übrigens ein, wie die Wahl eines ſo beſcheidenen und

ehrwürdigen, vielfach verachteten Standes für seinen Helden auch in andrer Rücksicht dem Dichter sich empfehlen mußte.

„Piers Plowman" gehört zu denjenigen Dichtungen, welche die Arbeit eines Lebens darstellen. Noch in seinem späteren Alter, um 1393, kehrte Langland zu seinem Werke zurück, um es einer neuen Bearbeitung zu unterziehen. Das Resultat derselben zeigt einen im Einzelnen vielfach erweiterten Text, in dem einige Partien ihre Stelle gewechselt haben, manche Unebenheit beseitigt, manche Härte gemildert, zugleich freilich auch die Energie der Darstellung an einigen Stellen abgeschwächt worden ist.

Zwischen den drei Bearbeitungen liegt eine ereignißvolle, höchst bewegte Zeit, und wie die Dichtung selbst nicht ohne Einfluß auf die Entwicklung der Zeitereignisse geblieben ist — hiervon wird später zu reden sein —, so spiegelt andrerseits das Werk in seinen verschiedenen Phasen manche Seite jener Entwicklung wieder.

Der mittlere Text gemahnt uns durch eine in den Prolog eingeschaltete Thierfabel an die erste Zeit von Richards II. Regierung und die allgemeine Unzufriedenheit, welche der von seinem Oheim Johann von Gent auf ihn geübte Einfluß erregte. Die rasche Abnahme der Popularität des Königs, seit etwa dem Jahre 1392, spricht sich in den Worten aus, die Langland im jüngsten Text (IV, 208 ff.) an den König richtet: „Ungebührliche Nachsicht, Schwester der Bestechung, und diese selbst haben es beinah dahin gebracht, wenn nicht Maria dir hilft, daß kein Land dich liebt, und am wenigsten dein eigenes."

Auch der Fortschritt der religiösen Bewegung reflectirt sich in der Entwicklung des Gedichts. In bedeutsamer Weise mehren sich im mittlern Text die Stellen, welche prophetisch in die Zukunft weisen, mögen sie nun ein Reich des Friedens oder Reformirung der Ordensgeistlichkeit durch einen energischen König ankündigen. Allbekannt ist die merkwürdige Stelle, wo es heißt:*) „Da wird

*) B X, 317 ff.

ein König kommen und euch, Ordensgeistlichen, die Beichte abnehmen und euch schlagen, wie es in der Bibel heißt, weil ihr eure Regel gebrochen ... Und dann wird der Abt von Abingdon und seine ganze Nachkommenschaft für immer einen Stoß von einem König erhalten, so daß seine Wunde unheilbar ist."

Hier drängt sich die Frage auf, wie Langland sich zu Wiclif und der von ihm vertretenen Richtung stellte.

In allen praktischen Fragen, darf man behaupten, sind Langland und Wiclif einer Ansicht. Bei Beiden finden wir dieselbe ethische Grundrichtung, dieselbe Entrüstung über die Zerrüttung der Kirche, über die Habgier des Klerus, über das Treiben der Bettelorden, der Ablaßkrämer und der Pilger. Beide unterscheiden die Kirche Christi von ihrer äußern Darstellung in der Hierarchie. Manche Lieblingsideen, Bilder und Anspielungen sind Beiden gemeinsam; einige mag Wiclif sogar Langland entlehnt haben. Bei dem Allen bleibt aber der große Unterschied bestehen, daß Langland nirgendwo eine Meinung ausspricht, welche ihn in entschiedenen Widerspruch mit der damaligen katholischen Lehre gebracht hätte. Charakteristisch für ihn ist bei aller Kühnheit ein gewisser conservativer Zug, der sich mit den Jahren steigert, eine gewisse Vorsicht, die ihn zuweilen das letzte Wort nicht aussprechen, ein andermal einen bestimmten Schluß nicht ziehen läßt. Dem Papstthum gegenüber beobachtet er immer eine große Rücksicht: er leugnet keines seiner Prärogative, wenn er es auch für sicherer hält, sein Heil auf Thugut als auf einen päpstlichen Ablaß zu gründen.

Gleichwohl hat Langland wie ein Reformator gewirkt, und die englischen Reformatoren des sechszehnten Jahrhunderts hatten nicht Unrecht, als sie in ihm einen Vorläufer erblickten.

In Langland kommt das puritanische Element, welches der englischen Sitte und Litteratur im siebzehnten Jahrhundert so energisch sein Gepräge aufdrücken sollte, zum ersten Male zum Durchbruch. Einer der größten in der stattlichen Reihe von englischen Dichtern, deren Muse sich von den höchsten, den religiösen Inter-

eſſen der Menſchheit begeiſtern ließ, iſt er der würdige Vorgänger ſowohl eines Milton als eines Bunyan. An ſpecifiſch poetiſcher, noch mehr an künſtleriſcher Begabung kommt er wohl dem Dichter des „Gawein“ nicht gleich. Die Kraft, plaſtiſch zu geſtalten, zeigt er eigentlich nur auf dem Gebiet des Genrebilds. Dagegen übertrifft er ihn an Weite des Blicks, an Fülle und Tiefe der Gedanken, an Gewalt des Pathos. Aus etwas derbern Stoffen als jener hat er ſich einen Stil geſchaffen, deſſen Würde, Energie und Volksthümlichkeit auch neben der vollendetern Kunſt ſpäterer und größerer Dichter ihre Wirkung behaupten.

Berichtigungen und Zusätze.

Zu S. 7. Z. 16 v. u. lies scîr.

Zu S. 48. Z. 8 v. o. lies „mit der" oder „womit". In der folgenden Zeile lies „legte".

Zu S. 51. Z. 15 v. o. lies „Verneinung".

Zu S. 62. Z. 5 v. o. lies „an den Leichnam".

Zu S. 64. Z. 12 v. u. tilge „zu".

Zu S. 93, Anmerkg. 2. Statt 993 lies 893.

Zu S. 99. Z. 11 v. o. lies „den Gleichmuth".

Zu S. 104. Z. 3 v. u. lies „und zwar ist es".

Zu S. 111. Z. 3 v. o. lies „Den Kern".

Zu S. 146. Z. 8 f. v. u. lies „Schwierigkeiten".

Zu S. 170. Z. 9 und Z. 3 f. v. u. lies „Legendendichtung".

Zu S. 171. Z. 5 v. o. lies „sobald man zu lesen und zu sagen begann". Z. 10 f. v. u. lies „namhaft gemachte".

Zu S. 185. Z. 10 v. o. tilge „anderen".

Zu S. 206. Meine Angabe über die Entstehungszeit des Pseudokallisthenes bezieht sich, wie man leicht erkennen wird, nur auf die älteste Gestaltung des Ganzen, nicht auf die der einzelnen Theile, deren einige in eine erheblich frühere Epoche zurückgehen.

Zu S. 211. Die hier gegebene Darstellung der Troilusepisode bei Benoit ist insofern ungenau, als im Roman de Troie Briseida nicht gegen Antenor ausgewechselt, wenn auch freilich im Zusammenhang der durch Antenors Gefangennahme veranlaßten Auswechslung von ihrem Vater zurückgefordert und ihm wiedergegeben wird.

Zu S. 248. Z. 12 f. v. u. lies „ahmt ihm mit Glück nach".

Zu S. 265. Z. 13 v. u. lies „Walther".

Zu S. 267. Z. 15 v. o. hätte ich, statt „die nationale Litteratur", richtiger gesagt „die nationale Dichtung", da die englische Homiletik in Prosa wohl ebenso früh oder gar früher als die französische Poesie diesen Stoff verwerthet hatte.

Zu S. 276. Z. 7 v. o. lies „i. J. 1258".

Zu S. 305. Z. 1 v. u. lies „eine Steigerung".

Zu S. 306. Das „sehr bezeichnende Motiv", von dem Z. 3 ff. v. u. die Rede ist, läßt sich kurz als die Verführung christlicher Helden durch heidnische Weiber bestimmen.

Zu S. 309. Z. 13 v. o. lies „Im Triumpf".

Zu S. 313. Z. 11 v. u. lies „der sich ausdrücklich".

Zu S. 318. Z. 12 v. o. lies „einer der ältesten Versuche".

Zu S. 331. Die Legende von der Himmelfahrt Mariä war, wie besonders die Publication der Blickling-Homilien gelehrt hat (vgl. in Morris Ausgabe S. 137 ff.), auch der altenglischen Litteratur keineswegs fremd.

Zu S. 338. Z. 13 statt „unzweifelhaft" lies „zur Hälfte". Die Legende von der Erscheinung des h. Michael auf dem Berg Tumba (Mont Saint-Michel) ist, wenn nicht Alles trügt, von den Normannen ausgebildet und zur Erscheinung auf dem Berg Gargan in Parallele gesetzt worden. Wie

aus Odos von Glanfeuil Historia translationis s. Mauri (um 868) sich ergibt, war allerdings im Gebiet von Avranches schon in vornormannischer Zeit eine Localüberlieferung vorhanden, welche den Namen des Erzengels an jenen Ort knüpfte (de loco sancti angeli Michaelis qui Ad duas vocatur Tumbas, Acta SS. Jan. 15. I, 1052). Welcher Art jedoch jene Ueberlieferung gewesen, ist unbekannt, und die Schriftsteller des neunten Jahrhunderts, welche der Erscheinung auf dem Berge Gargan gedenken, erwähnen mit keinem Wort jener andern Erscheinung — auch solche nicht, denen der Ort, wo sie stattgefunden haben soll, nahe lag. — Der Theil der Legende, der an den Berg Gargan anknüpft, war der altenglischen Kirche schon zu Bedas Tagen wohlbekannt. Die älteste vorhandene Darstellung desselben in englischer Sprache gewähren wohl die Blickling-Homilien S. 197 ff.

Zu S. 345. Z. 7 v. o. lies „Rievaux".

Zu S. 380. In dem Gedicht Dum ludis floribus V. 3 steht bei Wright, Specimens of Lyric Poetry S. 64 statt Morir m'estuet, wie ich emendiren zu müssen glaubte, — Merour me tient.

Zu S. 383 u. Der Eingang des Liebeslieds When the nyhtegale singes, wäre vielleicht richtiger so übersetzt: „Wenn die Nachtigall singt, die Wälder grünen, Laub und Gras und Blumen hervorsprießen, — es war, dünkt mich, im April, da ist Amor zu meinem Herzen gekommen" u. s. w.

Zu S. 390. Zur Rechtfertigung der von mir in der ersten Strophe des Osterlieds beobachteten Reimordnung sei bemerkt, daß im Original V. 7 is funde in me fint (man findet) zu bessern ist.

Zu S. 410 o. Daß in einzelnen parlamentarischen Formeln das Französische sich bis auf die Gegenwart erhalten hat, darf ich wohl als bekannt voraussetzen.

Zu S. 418. Der Briefwechsel zwischen Alexander und Dindimus bildet eine selbständige lateinische Schrift, die nicht unmittelbar auf den Pseudokallisthenes zurückzuführen ist, und die dem Dichter des englischen Fragments oder seiner Vorlage neben der Darstellung des Erzpriesters Leo vorgelegen haben muß. — Z. 17 v. o. statt „Hertford" lies „Hereford".

Zu S. 422. Solange keine kritische Ausgabe des Conte del Graal vorliegt, läßt es sich nicht mit Bestimmtheit entscheiden, ob die hier in Betracht kommende Episode — die Geschichte von Carados — von Crestien selbst oder von irgend einem Ueberarbeiter seines Romans herrührt.

Zu S. 446 u. Mit „Lug und Trug" habe ich, die Allitteration durch den Reim ersetzend, die englischen Namen Fals und Fauvel — freilich sehr ungenügend — wiedergegeben. „Falschheit und Schmeichelei" würde schon wegen des grammatischen Geschlechtes nicht gepaßt haben. In „Fauvel" haben wir übrigens bei Langland die speciellere Anwendung eines ursprünglich umfassendern allegorischen Begriffs zu erkennen. Fauvel, wörtlich etwa = „Falbling" ist ein altfranzösischer und mittelenglischer, von der Farbe hergenommener Thiername, der häufiger ein Pferd bezeichnet. Im Roman de Fauvel aber bezeichnet er ein Thier, das die in Kirche und Gesellschaft herrschenden Laster in allegorischer Weise verkörpert. Die „couleur fauve" der Bestie wird hier noch entschieden hervorgehoben, obwohl der Name als aus fauls und vel bestehend erklärt wird. Als Sprößlinge Fauvels werden Flaterie, Avarice, Vilenie, Varieté, Envie und Lascheté genannt, deren Namensinitialen zusammen das Wort FAUVEL bilden. Vgl. Jahrbuch für romanische und englische Litteratur VII, 321. — Da ich Fauvel durch „Trug" übersetzte, blieb mir für Gyle nur „Täuschung" übrig. „Arglist" hätte in den Zusammenhang nicht gepaßt.

Inhalt.

Seite

Vorwort VII

Erstes Buch.

Vor der Eroberung.

I. Ursprüngliche Heimath der englischen Stämme. Sage von Beowa. Kriegs- und Raubfahrten. Britannien unter den Römern. Englische Ansiedlung auf britischem Boden. Reiche der Jüten, Sachsen und Angeln. Königthum. Das Gefolgschaftswesen in seiner politischen und ethischen Bedeutung. Gefühlsweichheit der alten Engländer. Religiöse Vorstellungen . 3—12

II. Charakter der englischen Cultur. Einfluß der Römer und der Kelten. Englische Sprache. Runen. Mündliche Ueberlieferung. Stand der Sänger. Widsith. Der Einzelne und die Gesammtheit. Hymnische Poesie bei den Germanen. Entwicklung der Epik. Epische Lieder. Fortschritt zum Epos bei den englischen Stämmen. Das Ziel nicht ganz erreicht. Epischer Stil. Episches Versmaß . . . . . 12—29

III. Allmähliche Entstehung der epischen Dichtungen. Raubzug des Hygelak nach dem Niederrhein. Entwicklung der Sage von Beowulf aus dem Beowamythus. Entstehung des Epos von Beowulf bei den englischen Stämmen in Britannien. Kernmomente und Zuthaten. Einführung des Christenthums. Schriftliche Fixirung des Beowulfepos. Würdigung desselben. Der Kampf zu Finnsburg. Waldere . . . . . 29—40

IV. Das Christenthum bei den englischen Stämmen. Religiöse Begeisterung. Kirche und Cultur. Bedeutung von Canterbury, Malmesbury, Wearmouth, Yarrow, York. Aldhelm und Beda. Christliche Dichtung. Ihr Verhältniß zum Nationalepos. Sage von Kädmon. Kädmons Hymnus. Die ältere Genesis vielleicht ein Werk desselben Dichters. Inhalt und Stil der Genesis. Exodus. Daniel. Judith. Metrische Licenzen bei den geistlichen Dichtern . . . . . 40—60

Seite

V. Legendendichtung. Geiſtliche Lyrik: Pſalmen, Gebete. Didaktiſche und beſchreibende Poeſie. Einfluß der lateiniſchen homiletiſchen Litteratur. Thierſymbolik. Fragment eines altengliſchen Phyſiologus.— Blüthezeit der altengliſchen geiſtlichen Dichtung. Kynewulf. Seine Räthſel. Seine Viſion vom Kreuz. Sein Chriſt. Seine Höllenfahrt Chriſti. Sein Phönix. Kynewulf als geiſtlicher Epiker. Guthlak. Juliana. Andreas. Elene. Würdigung dieſes Dichters . . . . . 60—75

VI. Einfluß des Chriſtenthums auf die weltliche Lyrik. Deors Klage. Charakter der altengliſchen Lyrik. Die Ruine. Der Wanderer. Der Seefahrer. Die Frauenliebe in der altengliſchen Poeſie. — Gnomiſche Dichtung. Urſprüngliche Form der Spruchgedichte. Jüngere Formen. Lehren des Vaters an ſeinen Sohn. Das Runenlied. Beſchwörungsformeln. Heidniſches und Chriſtliches . . . . . 76—84

VII. Bedeutung der angliſchen Gebiete für die Entwicklung der altengliſchen Poeſie. Die Blüthe der Proſa und die Hegemonie Weſtſachſens. Ecgberht. Däniſche Invaſionen. Aelfred der Große. Sein Verdienſt um die Hebung von Sitte und Bildung in ſeinem Reich. Werferth, Plegmund, Grimbald, Johann, Aſſer. Aelfred als Schriftſteller. Anfänge engliſcher Proſa: Geſetze, Urkunden u. ſ. w. Nationale Annaliſtik. Die Annalen von Wincheſter. Aufſchwung der nationalen Geſchichtſchreibung unter Aelfred. Aelfreds Oroſius. Sein Beda. Sein Boetius. Die Metren des Boetius. Aelfreds Gregorius. Werferths Bearbeitung der Dialoge Gregors. Aelfreds letzte Regierungsjahre. Die Annalen von 894 bis 924 85 –105

VIII. Ausländiſche Einwirkung auf die engliſche Poeſie. Die jüngere Geneſis. Das Reimlied. Die einheimiſche Tradition geiſtlicher Dichtung. Die gefallenen Engel. Höllenfahrt und Auferſtehung. Die Verſuchung Chriſti. Dialogiſche Gnomik. Salomo und Marculf. Salomo und Saturn. Verfall der poetiſchen Form. Pſalmenüberſetzung. — Hiſtoriſche Dichtung. Das Lied von Brunanburh. Andere Lieder in den Annalen von Wincheſter. Das Menologium. Volkspoeſie: Byrhtnoths Tod. Auflöſung der alten Versform. Jüngere Gedichte in den Engliſchen Annalen . . . . . 105—124

IX. Die Proſa. Mediciniſche und naturwiſſenſchaftliche Litteratur. Geiſtliche Proſa des zehnten Jahrhunderts. Nordhumbriſche Interlinearverſionen. Verfall der kirchlichen und klöſterlichen Zucht. Dunſtan und ſeine Reformen. Aethelwold. Seine Uebertragung der Regel des h. Benedict. Die Homilien der Blicklinghandſchrift. Aelfrik. Die Homiliae catholicae. Aelfriks grammatiſche und naturwiſſenſchaftliche Schriften.

Seite

Die Passiones sanctorum. Der Heptateuch. Der Hirtenbrief an die Prieſter der Diöceſe Sherborne. Aelfrik Abt zu Ensham. Seine ſpäteren Schriften. Aelfriks Verdienſte um die Hebung der Bildung und Litteratur. Populärer Charakter der geiſtlichen Litteratur des elften Jahrhunderts. Wulfſtan und ſeine Predigten. Ueberſetzung der Evangelien. Ueberſetzung des Evangelium Nicodemi. Schriftſtellerei in lateiniſcher Sprache. Fabius Quäſtor Ethelwerdus. Nationale Annaliſtik. Canterbury. Die Annalen von Worceſter. Aufſchwung der Hiſtoriographie unter Eadward dem Bekenner. Die Annalen von Abingdon. England unmittelbar vor der Eroberung. Charakter der Litteratur. Vorboten einer neuen Zeit. Apollonius von Tyrus. Brief Alexanders an Ariſtoteles. Von den Wundern des Orients 124—146

Zweites Buch.

Die Uebergangszeit.

I. Die Normannen und die Normandie. Staat, Kirche, Schule. Pilger- und Eroberungszüge. Bündniß mit dem Papſtthum. Kirchlicher und ritterlicher Geiſt. Die Eroberung Englands und ihre Folgen . . . . . 149—152

II. Das Rolandslied. Einfluß der Normannen auf die Entwicklung des franzöſiſchen Nationalepos. Geiſt des Rolandsliedes. Versmaß und Stil. Fortentwicklung der Epik unter dem Einfluß der Kreuzzüge. Thätigkeit der Jongleurs. Stoffkreiſe der chanson de geste. Veränderte Stellung der Normannen und Anglonormannen zur franzöſiſchen Epik. Der Charlemagne. — Wiſſenſchaft und Litteratur im anglonormanniſchen England. Beziehungen zu Frankreich. Lanfranc. Anſelm. Ascetiſche und erbauliche Litteratur. Heiligenleben. Ailred von Rievaux. Mathematiſche und naturwiſſenſchaftliche Litteratur. Athelard von Bath. Lateiniſche Poeſie. Godfrid von Wincheſter. Reginald von Canterbury. Laurence von Durham. Geſchichtſchreibung. Normanniſche Hiſtoriographen. Hiſtoriſches Intereſſe beim anglonormanniſchen Klerus. Eadmer von Canterbury. Ordericus Vitalis. Florenz von Worceſter und Simeon von Durham. Wilhelm von Malmesbury. Heinrich von Huntingdon. Galfrid von Monmouth. Britiſche Königsmärchen und Arthurſage. Alfred von Beverley . . . . 152—170

III. Normanniſche klerikale Poeſie. Versform. Philipes von Thaun Comput und Bestiaire. Die Brandanlegende. Hiſtoriſche Dichtung. Geffrei Gaimar. Wace. Seine Legenden. Der Roman de Brut. Fortbildung der Artusſage. Der

Seite

Roman de Rou. Wace als Repräsentant der älteren normanniſch-klerikalen Poeſie . . . . . 170—179

IV. Die engliſche Sprache im Hintergrund. Letzte Schickſale der Engliſchen Annalen: Canterbury, Worceſter, Peterborough. Theologiſche und wiſſenſchaftliche Proſa. Veränderungen in der engliſchen Sprache . . . . . 179—184

V. Engliſche Volkspoeſie. Fortleben der epiſchen Sage. Mythologiſche Vorſtellungen. Woden und Robin. Volkshelden. Gesta Herewardi Saxonis. Sagen von Horn und Havelok. Guy von Warwick und Bevis von Hampton. Waltheof. Erinnerungen an Aelfred. Sprüchwörter Alfreds. Entwicklung eines kurzen Reimpaars aus der allitterirenden Langzeile . . . . . 184—191

VI. Geiſtliche Dichtung. Neue Versformen. Poema morale. Der katalektiſche Tetrameter. Erklärung des Paternoſters. Das kurze Reimpaar nach fremdem Muſter . . . . . 191—195

VII. Das Reich der Plantagenets und die internationale Cultur. Südfranzöſiſche Kunſtlyrik. Ihre Vorausſetzungen. Ihr Geiſt. Formen und Gattungen. Aeſthetiſcher Charakter. Sprache und Stil. Träger der provenzaliſchen Kunſtlyrik. Die älteſten Troubadours: Guilhem von Poitiers, Cercalmon, Marcabru, Jaufre Rudel. Bernart von Ventadorn. Beziehungen zum Hofe der Plantagenets. Bertran von Born. Richard Löwenherz. Einwirkung auf das nördliche Frankreich. Die nordfranzöſiſche Lyrik im Gegenſatz zur provenzaliſchen. Gebiete, wo erſtere namentlich blühte. Die Kunſtlyrik bei den Anglonormannen . . . . . 195—205

VIII. Entwicklung der franzöſiſchen Kunſtepik. Fremde Stoffe. Die Alexanderſage. Pſeudokalliſthenes. Julius Valerius. Der Erzprieſter Leo. Alberic von Beſançon. Lambert der Krumme und Alexandre von Paris. Vergils Aeneide und ihr Bearbeiter. Die Trojaſage. Dares und Dictys. Neue Elemente in Dares. Joſeph von Exeter. Benoit von Sainte More. Epiſode von Troilus und Briſeida. Charakter Benoits. — Der Abenteuerroman. Spätgriechiſche und byzantiniſche Stoffe und Motive. Keltiſche Stoffe. Fortbildung der Artusſage. Die Graalſage. Ihre Vorausſetzungen. Die Legende von Joſeph von Arimathia. Le petit saint Graal. Le grand saint Graal. La queste del saint Graal. Creſtiens von Troies Conte del Graal. Wolframs Parzival. Die Triſtanſage. — Form, Stil und Geiſt des höfiſchen Romans. Creſtien von Troies. — Die poetiſche Novelle und ihre Arten. Stoffkreiſe. Das orientaliſche Märchen und die Art ſeiner Verbreitung. Das Buch von den ſieben weiſen Meiſtern. Die

Seite

Disciplina clericalis. Stellung der französischen Litteratur zu diesen Stoffen. Charakteristik der Lais, Fabliaux und Dits 206—225

IX. Betheiligung der Anglonormannen an der französischen Kunstepik. Anglonormannische Novellendichter. Marie de France. Verderbniß der anglonormannischen Sprache und Metrik. Historische Dichtung unter Heinrich II. Benoits Chronik. Jordan Fantosme. Normannische Bearbeitungen englischer oder anglodänischer Ueberlieferungen. Stoffe aus der anglonormannischen Geschichte. — Die Renaissance unter Heinrich II. Beziehungen zu Frankreich. Johann von Salisbury. Walter Map. Peter von Blois. Wilhelm von Newbury. Gervasius von Tilbury. Gerald de Bary. Richard Fitz Nigel. Lateinische Poesie. Alexander Neckam. Joseph von Exeter. Galfrid von Vinsauf. Vagantenpoesie. Studentenleben. Speculum stultorum . . . . . 225—234

X. Rückkehr zur englischen Litteratur. Layamon. Seine Bildung und sein Charakter. Sein Brut und dessen Quellen. Versform, Stil und Behandlung des Stoffes. Mündliche Ueberlieferung. Erweiterung der Artussage. Layamons ästhetische und historische Bedeutung . . . . . 234—241

XI. Die englische Litteratur und der normannisch-französische Einfluß. Spielleute und Kleriker. Die anglischen Gebiete. Das nordöstliche Mercien. Orm. Sprache und Bildung. Das Ormulum. Vers und Stil. Schreibung. Ostangeln. The Bestiary. Die Genesis. Die Exodus . . . . . 241—249

XII. Die Litteratur des Südens. Allitterirende Heiligenleben. Allitterirende Homilie. Die Gottesminne. Aufschwung der Prosa. Ancren Riwle. Charakter des Verfassers. Inhalt und Eintheilung des Werkes. Darstellung. Wohunge of ure Lauerde. Sawles Warde. Ort und Zeit der Entstehung dieser Schriften 249—257

XIII. Entwicklung der geistlichen Lyrik. Gottesminne. Gebet an die h. Jungfrau. Einfluß des Poema morale. Einfluß französischer und mittellateinischer Dichtung. Neue Strophenformen. Die Liebesweise des Thomas de Hales . . . . . 257—264

XIV. Poetische Predigt: Satire auf alle Stände. Kirchliche Epik. Die Vision des h. Paulus. Spruchpoesie. Die Eule und die Nachtigall. Poetische Gattung. Inhalt und Idee des Gedichts. Charakter des Verfassers. Verhältniß zur geistlichen Lyrik . . . . . 264—273

XV. Steigerung des englischen Nationalgefühls. Verschmelzung von Angeln und Normannen. Verfassungskämpfe unter Heinrich III. Simon von Montfort. Die Proclamation vom 18. October 1258. Die politische Freiheit und der nationale Wohlstand . . . . . 274—277

Drittes Buch.

Von Lewes bis Crecy.

Seite

I. Fortentwicklung der engliſchen Sprache. Einflüſſe, welche das Eindringen romaniſcher Elemente begünſtigten. Epiſche Dichtung. Vergleichung zwiſchen Frankreich und England. Das Lied von König Horn. Analyſe deſſelben. Charakter und Heimath. Das Gedicht von Havelok dem Dänen. Gegend, wo es entſtanden. Analyſe und Charakteriſtik. Vergleichung mit König Horn . . . . . 281—292

II. Ueberſetzung franzöſiſcher Romane. Entſtehung, Fortpflanzung und Umbildung ſolcher Nachdichtungen. Floriz und Blancheflur. Triſtan und Iſold. Dichter des Sir Triſtrem. Roman und Ballade. Strophe des Sir Triſtrem. König Alexander. Richard Löwenherz. Artusſage. Roman von Arthur und Merlin. Karlsſage. Rolandslied. Sire Otuel. Karl der Große und Roland. Nationale Sage. Guy von Warwick. Bevis von Hampton. Formen der Romanpoeſie. Das kurze Reimpaar. Die ryme couee. Höfiſche und bürgerliche Dichtung. Amis und Amiloun. Der König von Tarſus. Sire Degarre. Charakter des altengliſchen Romans . . . 293—316

III. Roman und Novelle nach Form und Inhalt. Aelteſte Novellenſtoffe. Franzöſiſche Kunſtform. Engliſche Novellendichtung. Das Fabliau von Frau Siriz. Fuchs und Wolf. Die Thierſage in England. Abarten des Fabliau. Das Land von Cokaygne. Debate of the carpenters tools. — Das Lai von der Eſche. Orpheus und Eurydice. Wie ein Kaufmann ſein Weib betrog. — The proces of the sevyn sages. Entſtehung der Gesta Romanorum. Bedeutung der Novelle für die letzten Jahrhunderte des Mittelalters . . 316—330

IV. Legendendichtung. Alte und neue Stoffe. Himmelfahrt Mariä. Kindheit Jeſu. Legende vom h. Kreuz. Gregoriusſage. Contes dévots. Marialegenden. Vortrag gereimter Heiligenleben in der Kirche. Versformen der Legende: der Schweifreim, das kurze Reimpaar, der mittelengliſche Alexandriner. Südlicher Legendencyclus. Entſtehungsort. Quellen. Verhältniß zu Jacobus a Voragine. Charakteriſtik des Legendencyclus. Aberglaube und Kritik. Rolle des Teufels. Legende vom h. Dunſtan. Sanct Chriſtophorus. Sanct Michael. Dämonologiſcher Excurs. Kosmologiſcher Excurs. Sanct Brandan. Engliſche Nationalheilige. Thomas von Canterbury. Judas und Pilatus. Darſtellung im Legendencyclus. — Nationale Hiſtoriographie. Robert von Gloucester. Seine Chronik. Inhalt und Quellen derſelben. Darſtellung. Roberts Patrio-

Seite

tismus. Seine Beſchreibung Englands. Roberts Verhältniß zur normanniſchen Eroberung und zum Bürgerkrieg unter Heinrich III. Robert und der Legendencyclus. Wiederaufleben des Intereſſes an der Nationalgeſchichte . . . . . 330—349

V. Die Predigt und der religiöſe Tractat in Verſen. Stoffe und Quellen. Darſtellungsformen. Vermiſchung von Lyrik und Didaxis. William von Shoreham und ſeine Dichtungen. — Kentiſche Proſa. Homilien. Dan Michel von Canterbury und der Ayenbite of Inwyt. Zuſammenhang mit der älteren ſüdlichen Proſa . . . . . 349—356

VI. Die nördlichen Gebiete. Nordhumbriſche Pſalmenüberſetzung. Nordhumbrien und die franzöſiſche Cultur. Geiſtliche Dichtung in Nordhumbrien. Versform und Stil. Der Cursor mundi. Inhalt. Quellen. Darſtellung. Nordhumbriſcher Homiliencyclus. Nordhumbriſcher Legendencyclus. Richard Hampole. Sein Leben und ſein Charakter. Seine theologiſche Richtung. Seine Werke. De incendio amoris. Richard und Margaret Kirkby. Der Prick of Conscience. Robert Mannyng. Sein Charakter. Vergleichung mit Robert von Glouceſter. Mannyngs Handlyng Synne. Seine Reimchronik. Verwiſchung der Grenzlinie zwiſchen Fabel und Geſchichte. Vers und Stil in Mannyngs Chronik. Mannyngs Einfluß auf Sprache und Litteratur . . . . . 356—379

VII. Die Lyrik. Die fahrenden Kleriker. Sprachmiſchung. Engliſche Liederpoeſie. Verſchiedenartige Einflüſſe. Einfluß des Volkslieds. Das Kukukslied. Charakteriſtik der erotiſchen Lieder der Kleriker. Verſchiedene Dichterindividualitäten. Dialogiſches Gedicht. Lied auf Alis. Streitgedicht. Droſſel und Nachtigall. — Einfluß der weltlichen Lyrik auf die geiſtliche. Beziehung zum Leben der Natur. Romanze von der Reue. Winterlied. Oſterlied. Geiſtliche Lieder in dialogiſcher Form. — Spruchdichtung. Sprüchwörter Hendyngs . . 379—392

VIII. Politiſche Lyrik. Spielmannslieder. Schlacht bei Lewes. Schlacht bei Courtrai. Kriege mit den Schotten. Hinrichtung des Sir Simon Fraſer. Darſtellung und Versform der Spielmannslieder. — Die ſociale Satire. Spielmannslied auf die Diener vornehmer Leute. Die Satire in den Händen der Kleriker. Lied über die Verderbniß und Sklaverei der Kirche. Klage des Landwirths. Wolf, Fuchs und Eſel. Geiſtlicher Gerichtshof. Putzſucht der Frauen. Nego, dubito, concedo. Macht iſt Recht, Licht iſt Nacht und Kampf iſt Flucht. Satire auf alle Stände. — Klagelied auf den Tod Eduards I. Klage des gefangenen Ritters. — Viſionen von Adam Davy. — Laurence Minot

Seite

und ſeine Balladen. Metrik und Stil. — Schluß des dritten Buchs . . . . . 393—406

Viertes Buch.

Vorſpiel der Reformation und der Renaiſſance.

I. Das Anglonormanniſche um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts. Die engliſche Sprache und Litteratur. Der engliſche Volksgeiſt. Neuer Aufſchwung der Allitterationspoeſie. Weſtengliſche Romane. Allgemeine Charakteriſtik derſelben. Joſeph von Arimathia. Alexanderfragmente. Wilhelm von Palermo . . . . . 409—420

II. Lancaſhire. Die Abenteuer Arthurs zu Tarn Wadling. Der Dichter des „Herr Gawein und der grüne Ritter". Analyſe des Romans. Würdigung der Kunſt des Dichters. Die Perle. Form des Gedichts und Beziehung zu ältern weſtengliſchen Dichtungen. Clannesse und Pacience . . 420—440

III. William Langland. Sein Leben. Langland und Hampole. Langland und Dante. Bildungsquellen und Vorläufer. Die Viſion von Peter dem Pflüger. Die Viſion von Thugut. Unterbrechung und Fortſetzung. Zweite Redaction des Gedichts. Thugut, Thubeſſer und Thu-am-beſten. Deutung der Allegorie. Dritte Bearbeitung des Gedichts. Politiſche und religiöſe Anſpielungen. Langland und Wiclif. Langlands Stellung in der engliſchen Litteratur . . . . . 440—460

Berichtigungen und Zuſätze . . . . . 461—462

Verlag von **Robert Oppenheim** in Berlin.

Bulwer, Sir Henry Lytton, Lord Palmerston's (Henry John Temple's) **Leben.** Frei nach dem Englischen von Arnold Ruge. Erster Theil, den Inhalt von Bd. I und II der englischen Ausgabe umfassend. gr. 8°. IV und 402 Seiten. Preis Mark 6,00.

Augsburger Allg. Zeitung. Eine Biographie in einem Grade wie schwerlich eine zweite geeignet sich zu einem vollen Zeitgemälde zu erweitern.

Magazin für die Literatur des Auslandes. Dieses Werk bildet eine wünschenswerthe Vermehrung unserer zeitgeschichtlichen Literatur, wir erkennen in Lord Palmerston nicht nur (zum Theil vielleicht zu unserer nicht geringen Ueberraschung) einen humanen, aufgeklärten, ja weisen Staatsmann, nicht nur erhalten wir Kenntniß von den innersten Motiven der von ihm vertretenen englischen Politik, sondern wir gewinnen auch einen Einblick in die Manöver der französischen Diplomatie, welcher nach den neuesten Ereignissen einen bedeutenden Zuwachs an Interesse erhält.

Burns, Robert, Lieder und Balladen. Deutsch von Ad. Laun. Velinpapier. 8°. Preis geh. Mark 2,00, fein in Goldschnitt geb. Mark 3,00.

Ueber Land und Meer. Von Burns frischen und ursprünglichen Liedern ist eine sehr gelungene und deutsche Uebersetzung von A. Laun erschienen. In einer interessanten Einleitung entwickelt der Uebersetzer uns das Leben und den Charakter des originellen schottischen Dichter-Bauern und seinen bedeutsamen Einfluß auf die ganze englische Poesie.

Roman-Zeitung. A. Laun macht dem Publicum ein Geschenk mit der Uebertragung sämmtlicher Lieder und Balladen von R. Burns, und wir stehen nicht an, diese Arbeit der Freiligrath's der bekanntlich einige Gedichte von Burns mit der ihm eigenen Meisterschaft übertragen hat, ebenbürtig an die Seite zu stellen.

Nationalzeitung. Laun ist einer der besten modernen deutschen Uebersetzer englischer Poesie, und seine Uebertragung der Burns'schen Lieder rechtfertigt auf's Neue diesen Ruf. Es ist ihm meist vortrefflich gelungen, die Zartheit und Originalität der Ausdrucksweise des großen schottischen Dichters in unserer Sprache wiederzugeben; diese Lieder lesen sich wie Originale.

Athenaeum. Burns songs are exquisitely rendered in German by Mr. Laun. Text and tune are singularly well kept together.

Elze, K., Lord Byron. 8°. Preis Mark 6,00.

Preußische Jahrbücher. Es wird dies sorgsame Werk des verdienten Literaturhistorikers durch seine klare, einem Guß entstammende Darstellung sowohl das größere Publicum zu fesseln wissen, wie es eine Fundgrube für den Forscher ist.

Magazin für die Literatur des Auslandes. Herr Karl Elze, einer der feinsten Kenner der englischen Poesie, hat unsere Literatur durch eine übersichtliche, auf dem sorgfältigsten Quellenstudium beruhende, völlig unparteiische Biographie Byron's bereichert.

Blätter für literar. Unterhaltung. Elze erzählt gut und fließend; seine durch fleißige Quellenforschung unterstütze Wahrheitsliebe entkleidet freilich manchen Abschnitt in Byron's Leben seines novellistischen Reizes.

Honegger, J. J., Kritische Geschichte der französischen Cultureinflüsse. gr. 8°. Preis Mark 7,50.

Deutsche Rundschau. Das Werk ist mit Fleiß, selbständigem Denken und in tüchtiger, gesunder, deutscher Gesinnung zusammengestellt.

Europa. Eine Lectüre für den wissenschaftlich gebildeten Leser, den die leichte und lebendige Art der Schilderung in hohem Grade fesseln wird.

Kinkel, Gottfried, Mosaik zur Kunstgeschichte. gr. 8°. Preis Mark 9,00.

F. Weber in „Jenaer Literaturztg." Das Mosaik, wie es der Verf. in seiner Essaysammlung bietet, besteht fast durchweg aus sehr edlen Steinen; von den elf Abhandlungen, aus welchen es zusammengesetzt ist, entbehrt keine der Echtheit der Originalität, wie des Lustre eines formgewandten, stylistischen Schliffes, so daß sie nicht blos höchst belehrend, sondern auch äußerst anregend erscheinen.

Kunstchronik, Beiblatt z. Zeitschr. f. bildende Kunst. Eine Reihe farbig und glänzend geschriebener Aufsätze kunstgeschichtlichen Inhalts von umfassender Gelehrsamkeit und feiner Beobachtung zeugend, ebenso vollendet in der Form, wie originell im Grundgedanken.

Laun, Adolf, Washington Irving. Ein Lebens- und Charakterbild. 8°. 2 Bde. Preis Mark 7,00.

Preußische Jahrbücher. Man wird die gefällige, leichtfließende Darstellung Laun's mit Spannung und Genuß in sich aufnehmen. Vorzüglich interessant ist das Kapitel über Irving's Gesandtschaftsposten in Madrid (1841—1846), zumal durch die damit verwebten ausführlichen Briefes des Gesandten, die das Drama der Revolution, die Katastrophe Espartero's mit einer Anschaulichkeit und Klarheit darlegen, die gleichzeitig den Diplomaten und Künstler bekunden.

Verlag von **Robert Oppenheim** in Berlin.

Zwölf Briefe eines ästhetischen Ketzers. 2. Auflage. 16°. Auf feinstem Velinpapier. Preis geh. Mark 2,00. Fein geb. Mark 3,00.

Blätter für Kunstgewerbe. Fesselnd und in jeder Beziehung anregend sind diese Aufsätze, die eine große Zahl geistvoller Aperçus enthalten, und deren Lektüre als ebenso angenehm wie anregend zu empfehlen sind.

Literarisches Centralblatt. Das geistreiche „Geplauder" enthält namentlich in dessen polemischem Theile des Treffenden so viel, daß die Beherzigung dieser „Ketzerei" der modernen Kunstorthodoxie nur empfohlen werden kann.

Lewes, G. H., Geschichte der alten Philosophie. gr. 8°. X und 533 Seiten. Preis Ma 8,00.

Im neuen Reich. Das Werk mit angenehmer Klarheit und fast populärer Darstellung geschrieben, correct und geschmackvoll übersetzt, hat in Deutschland mannigfache Chancen, ein Lesepublicum zu finden, und namentlich verdienen die ersten 107 Seiten, die Einleitung, bei der geringen Bekanntschaft der meisten mit der Lehre Comte's eine warme Empfehlung.

Magazin für die Literatur des Auslandes. Derselbe Reiz für die individualisirenden Darstellung, der klaren und leichtverständlichen, die schöne Form und den gedanklichen Inhalt stets in gleicher Weise beachtenden Kritik, der uns in der Goethe-Biographie von Lewes so fesselt, macht auch seine Geschichte der Philosophie zu einem der anziehendsten Werke für gebildete Laien.

Protestantische Kirchenzeitung. Sind in einem Manne so wichtige Vorbedingungen für die philosophie-geschichtliche Arbeit vorhanden, wie die Gabe scharfer Auffassung der concreten Eigenthümlichkeiten in verschiedenen Geistern und Zeiten und das nachhaltige Interesse, die Ergebnisse der mannigfaltigsten Forschungsarten unter dem Gesichtspunkte des bleibenden wissenschaftlichen Werthes kritisch zu begreifen: so ist es nicht nur Genuß, sondern Pflicht mit Aufmerksamkeit seiner Darstellung zu folgen.

Neue Evangel. Kirchenzeitung. Man findet in diesem Werke, das von Neuem das große schriftstellerische Talent des Verfassers bekundet, nicht nur die alten griechischen Systeme, sondern in der Art ihrer Behandlung auch ein Stück des jetzigen philosophischen Lebens in England.

Sonntagsblatt für Jedermann aus dem Volke. Die Vorzüge, welche der classischen Lebensbeschreibung des großen deutschen Dichters (Goethe's Leben und Schriften) so viele Freunde in Deutschland verschafft haben, Geistestiefe, feines Verständniß für die geistigen Bestrebungen Anderer, vollendete Form des Ausdruckes zeichnet auch Lewes' Geschichte der Philosophie aus und insbesondere verdienen die Abschnitte über Plato und Aristoteles die größte Anerkennung. Die Uebersetzung ist leicht und fließend und meinen wir mit Empfehlung dieses vorzüglichen Werkes Anspruch auf den Dank unserer Leser zu erwerben.

Roman-Zeitung. Da Lewes nicht für Fachmänner schreibt und der Uebersetzer seine Sprache von dem Rothwelsch unserer modernen deutschen Philosophie freizuhalten gewußt hat, so dürfen wir das Buch jedem empfehlen, der sich mit der Geschichte der Philosophie und deren Streben nach Wahrheit vertraut machen will.

Kölnische Zeitung. Die lebhafte Schreibweise und die geschickte Verwerthung biographischer Einzelheiten werden den Leser fesseln.

Blätter für Schule und Haus. Beilage zu „Der Israelit". Wir empfehlen das Buch allen Freunden einer lehrreichen und zugleich anmuthvollen Lectüre. Die Uebersetzung ist gewandt und fließend und die Verlagsbuchhandlung hat alles gethan, um das gehaltvolle Werk dem Publicum in splendider Ausstattung in die Hände zu geben.

Lewes, George Henry, Geschichte der neueren Philosophie. gr. 8°. VIII und 811 Seiten. Preis Mark 13,00.

Kölnische Zeitung. Lewes ist Meister einer leicht faßlichen, individualisirenden Darstellung und hat bei der erwachten Theilnahme an philosophischen Arbeiten Anwartschaft, auch in Deutschland ein dankbares Publicum zu finden. Die Uebersetzung ist vortrefflich.

Monatschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judenthums. Eine äußerst elegante Diction, eine kleine Darlegung des Kerns jeder einzelnen Philisophie, geschickt eingeflochtene und meisterhaft ausgeführte Biographien der einzelnen Träger philosophischer Systeme und zugleich strenge Wissenschaftlichkeit, das sind Vorzüge, die ein philosophisches Werk in unserer Zeit selten vereinigt.

Jenaische Literat.-Ztg. Das Buch hat seine eigenthümlichen Vorzüge, durch welche es sich von unsern deutschen Compendien vortheilhaft unterscheidet. Es ist nicht im schulmeisterlichen Tone und schwer einherwandelnden Stil deutscher Gelehrsamkeit, sondern in allgemein verständlicher und zugleich doch fesselnder Weise geschrieben. —

Literarisches Centralblatt. Das vorliegende Buch hat ebenso wie die Geschichte der alten Philosophie desselben Verfasser's manche Vorzüge, durch die es sich auch in Deutschland einen weiteren Leserkreis verschaffen wird. Es gehört zu diesen Vorzügen die leichte und faßliche Darstellung der behandelten Lehren, die besondere Rücksichtnahme auf das Biographische, durch die wir bei einzelnen Philosophen wirkliche Lebensbilder derselben bekommen; endlich das Eingehen auf viele im geschichtlichen Verlaufe vorgeführte Probleme, wodurch manche Abschnitte beinahe den Charakter von Essays erhalten. Zugleich hat der zuletzt Erwähnte den Vortheil, daß die Fragen dem Leser selbst nahe gelegt werden und er sich zum eigenen Denken leicht angeregt fühlt. —

Verlag von H. Hartung & Sohn in Leipzig.

Erinnerungen an Italien von Emilio Castelar. Deutsch von Julius Schanz. Autorisirte Ausgabe. Mit einer Vorrede des Verfassers. 8°. Preis: geheftet 4 Mark, gebunden 5 Mark.

Inhalt:

Ankunft in Rom — Die große Ruine — Das unterirdische Rom — Die Sixtinische Kapelle — Der Campo Santo in Pisa — Venedig — Auf den Lagunen — Der Gott des Vaticans — Das Ghetto — Die große Stadt — Parthenope.

Die **„Blätter für literarische Unterhaltung"** beginnen eine Besprechung in der Länge von 10 Spalten:

Julius Schanz hat sich ein entschiedenes Verdienst erworben, indem er dem großen deutschen Publikum ein Werk zugänglich machte, das nicht nur im Vaterlande des Autors, sondern auch in Italien Aufsehen erregt und in Frankreich und England wie jenseits des Oceans großen Beifall gefunden hat.

Die **„Europa"** sagt unter Anderem:

Das Buch rechtfertigt seinen Ruf eines glänzenden, farbenprachtigen, geist- und schwungreichen, aber aus gediegener und vielseitiger Bildung, aus tiefen und ernsten Anschauungen erwachsenen Lobhymnus auf Italien.

Der **„Hamburgische Correspondent"** sagt unter Anderem:

Ist dies Werk schon nach den obigen kurzen Anführungen der hohen Beachtung auch in deutschen Kreisen würdig, denen dasselbe durch die vorzügliche Uebersetzung aus der Feder des Prof. Schanz überall erst zugänglich gemacht worden ist, so bietet namentlich auch das Vorwort, mit welchem der Verf. die Uebersetzung bei den deutschen Lesern selbst einführt, ein hohes Interesse durch die unparteiische Würdigung, die der Verf. der vielfach ventilirten Frage über den Vorzug der lateinischen oder germanischen Race angedeihen läßt.

Die **„Deutsche Zeitung"** sagt unter Anderem:

Man wünscht jede Seite doppelt so lang, um all' diesen Genuß in sich einzuschlürfen. Jedes der elf Capitel enthält solche Kostbarkeiten, die über den Pisaner Campo Santo und über Neapel lesen sich wie Gedichte und sind wie in schönheitstrunkenem Taumel geschrieben. — Castelars Buch sollte in keiner Hausbibliothek fehlen.

Das **„Neue Wiener Abendblatt"** sagt unter Anderem:

Seine Reiseerinnerungen sind in der That von zauberhafter Schönheit, alles getragen von seinem glühenden Enthusiasmus für Italien, blendender Darstellung, gründlichster Sachkenntniß, trefflichstem Urtheile. Prächtig ist sein Portrait Pius' IX., wundervoll die Sixtinische Kapelle, der Campo Santo in Pisa, Venedig, die Lagunen.

Eine große Zahl anderer Journale spricht sich in gleichem Sinne aus.

Transalpinische Studien von Wilhelm Lang. 2 Bände. 8°. Preis: geheftet 6 Mark, gebunden 7 Mark 50 Pf.

Inhalt:

Die Petrussage — Dante — Savonarola — Die Gedichte Michelangelo's — Alessandro Manzoni — La Farina und der italienische Nationalverein — Niccolini — Cavour und die freie Kirche im freien Staate — Deutsche und italienische Einheit.

Aus der großen Zahl anerkennender Besprechungen, die das Werk in der Presse erfahren hat, wählen wir diejenige der **„Kölnischen Zeitung"**:

Die „Preußischen Jahrbücher", die „Grenzboten" und die Wochenschrift „Im Neuen Reich" haben im Laufe des letzten Jahrzehnts gar manche treffliche Abhandlungen aus Lang's kräftiger Feder über italienische Literatur und Geschichte gebracht. Der Wunsch, dieselben gesammelt zu sehen, war um so mehr gerechtfertigt, als sie, ob schon mannigfaltigen Inhalts, doch durch ein geistiges Band untereinander verbunden waren. Jetzt liegen ihrer neun in neuem Abdruck ohne erhebliche Aenderungen vor; nur hier und da sind Erweiterungen und Berichtigungen nothwendig gewesen. Die Abhandlung über die Petrussage ist keine kritische Analyse jener von einer Partei in der Kirche erfundenen Fabel, auf der sich das Papstthum aufgebaut hat; denn einer solchen Zergliederung bedarf es nicht mehr; wol aber untersucht Lang, wie es möglich geworden ist, daß diese Erfindung localen Parteihasses in die Reihe der weltgeschichtlichen Mächte eintreten und eine so ungeheure Lebenskraft hat entwickeln können. Auch in dem Aufsatz über Dante stellt er sich durchaus auf den Boden der Geschichte, um den großen Dichter, dessen zorniges Lied seit

Jahrhunderten mit allen Pfiffen und Kniffen theologischer Fälschung ins schiere Gegentheil umgedeutet worden ist, aus den Wehen und Kämpfen des abscheidenden Mittelalters zu verstehen. Die „göttlich Komödie" ist eine so schneidige Waffe gegen das Papstthum (Dante hat keinen einzigen der „Unfehlbaren" ins Paradies erhoben, dagegen drei von ihnen in die Hölle versetzt), daß man sich wundern muß, dieselbe so wenig gehandhabt zu sehen. Sodann beschäftigt Lang sich eingehend mit dem Ketzer Savonarola und mit den Gedichten Michelangelo's, für dessen kirchliche Rechtgläubigkeit die katholischen Schriftsteller sich noch immer ins Zeug legen. Ein vortrefflicher Aufsatz über Manzoni und dessen Stellung zur Kirche eröffnet den zweiten Band; daran schließen sich politisch gefärbte Abhandlungen über La Farina und den italienischen Nationalverein, über Niccolini und Cavour. Der Schluß bildet eine Vergleichung der deutschen und der italienischen Einheit. In beiden Ländern waren die Verhältnisse vielfach ähnlich, dennoch trat in dem Entwickelungsgang hüben und drüben die tiefe Verschiedenheit scharf hervor. Jedes Volk ist seinen eigenen Weg gegangen, aber beide haben von einander gelernt. In kräftiger Schreibweise hat Lang so den Ertrag seiner gründlichen Studien und die Fülle seiner eigenen Gedanken über das Verhältniß zwischen Staat und Kirche dargelegt. Mit Eifer tritt er für die religiöse und politische Befreiung Italiens von dem Joche der Papstherrschaft ein, mit Vorliebe verweilt er bei den entscheidenden Momenten des Kampfes und weiß nach allen Richtungen hin anzuregen und zu belehren.

Verlag von Robert Oppenheim in Berlin.

Hillebrand, Karl (Florenz), Zeiten, Völker und Menschen. I. Band. Frankreich und die Franzosen. Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage. 8°. XVI u. 384 S. Preis M. 5,00.

Grenzboten. Selten ist ein Volk von den Angehörigen einer andern Nation mit soviel Sachkenntniß und, was unmittelbar nach dem furchtbaren Kriege noch mehr sagen will, mit soviel Unparteilichkeit geschildert worden.

Vossische Zeitung. Wir empfehlen diese Culturstudien, weil sie durchweg den Stempel der Gewissenhaftigkeit an sich tragen und vom Geiste der Versöhnung erfüllt sind.

Nationalzeitung. Das Werk sei der gebildeten Leserwelt als eines der besten und belehrendsten über Frankreichs Zustände angelegentlich empfohlen.

Weser-Zeitung. Sollte es uns gelungen sein, manche Leser der W.-Z. nicht nur auf die Schrift Hillebrand's aufmerksam gemacht, sondern sie zur Lektüre des ganzen Buches veranlaßt zu haben, dann, glauben wir, haben wir ein gutes Werk nicht nur empfohlen, sondern auch ein solches selbst gethan.

— — II. Band. **Wälsches und Deutsches.** 8°. XII u. 463 Seiten. Preis M. 6,00.

Augsburger Allgemeine Zeitung. Wir können von diesen Aufsätzen nur den wohlthätigsten Einfluß auf Bildung und Gesinnung erwarten. Jedes Wort ist bei Hillebrand der Ausdruck lebendigen Sinnes für das Edle, Schöne, Große, und er steht nicht an seine Anschauungen mit aller Freimüthigkeit vorzutragen, selbst wenn sie einer großen Menge von Zeitgenossen für den ersten Augenblick paradox klingen mögen.

Magazin f. d. Literatur d. Auslandes. Man wird nicht einen Artikel aus der Hand legen, ohne Stoff zu anregender Unterhaltung und Fortsetzung der Gedanken des Schriftstellers zu finden.

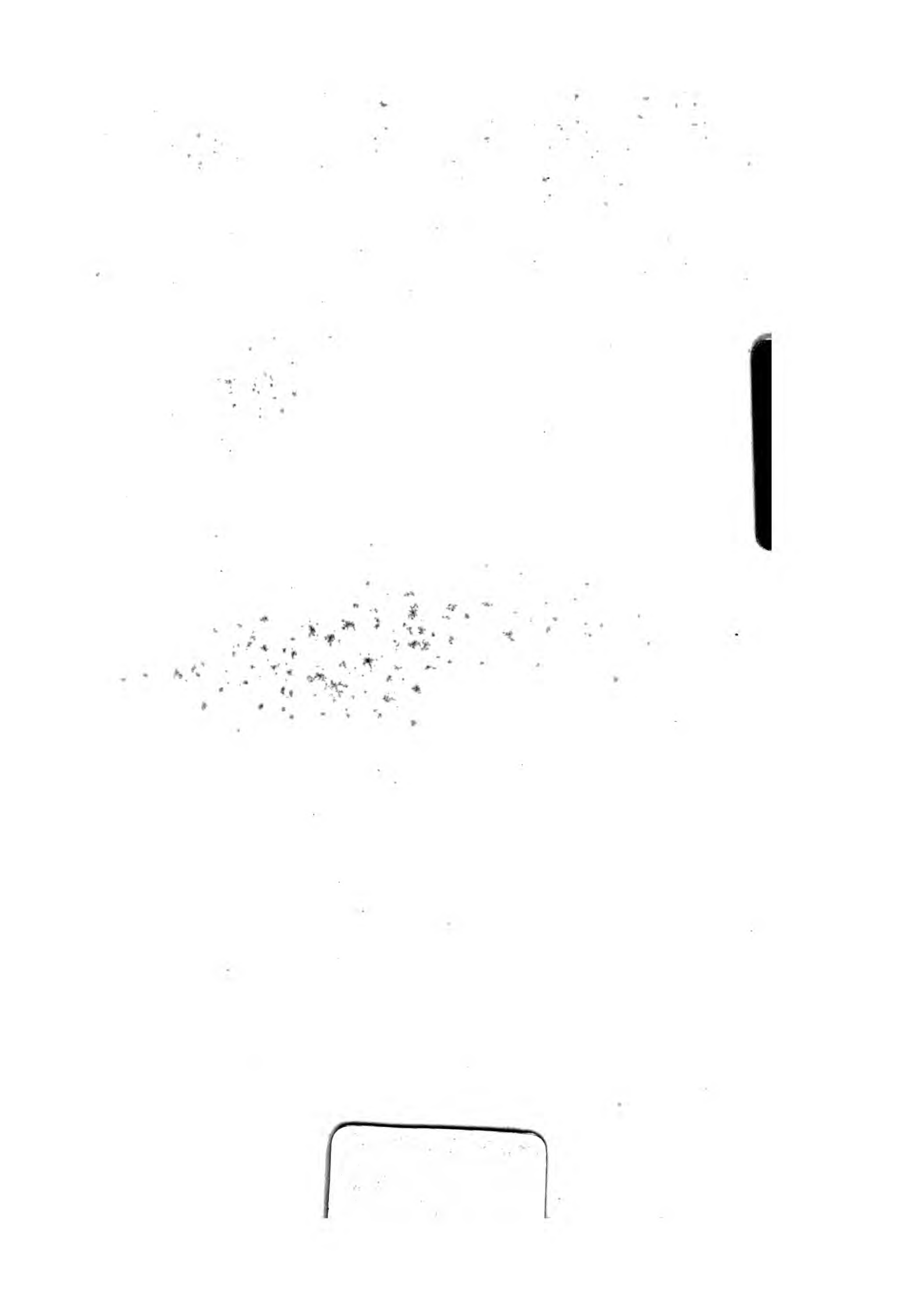
— — III. Band. **Aus und über England.** 8°. XX u. 340 Seiten. Preis M. 6,00.

Nationalzeitung. In dem Widerstreit der beiden Weltanschauungen, von denen die eine die unendliche Bahn des Fortschrittes der menschlichen Gesellschaft eröffnet sieht, die andere dagegen die im Ganzen und Großen unveränderliche Natur des Menschen behauptet, tritt Karl Hillebrand entschieden auf die Seite der letzteren. Ihm geht dieser Widerstreit in dem Gegensatz romanischer und germanischer Weltanschauung auf, und die Betrachtung dieses Gegensatzes zieht sich wie ein rother Faden durch die neueste Sammlung von Essays, welche er als dritten Theil seines Werkes: Zeiten, Völker und Menschen unter dem Titel: „Aus und über England" hat erscheinen lassen.

Magazin f. d. Literatur d. Auslandes. Es ist dem Verfasser und seiner feinen Beobachtung gelungen, allerhand Neues und noch nicht Geschriebenes in seinem Buche zu vereinigen. Namentlich verdienen in dieser Beziehung die Rapporte des Volks- und geistigen Lebens zwischen England und Frankreich hervorgehoben zu werden.

Revue critique. Les remarques de M. Hillebrand sont dignes d'attention. On trouve dans son livre tout à fois l'Angleterre, jugée par un Allemand, et la France jugée par des Anglais, c'est-à-dire, en réalité, trois nations peintes en un seul tableau, avec leurs qualités, leurs défauts, et surtout leurs préjugés.

Augsburg. Allgem. Ztg. Sein Versprechen, den mit großem Beifall aufgenommenen Schilderungen französischer und italienischer Zustände, welche den ersten und zweiten Band dieses durch persönliche Anschauung und Erfahrung angeregten culturgeschichtlichen Werkes füllen, solche über England, mit dessen Verhältnissen er sich ebenfalls durch persönliche Anwesenheit hatte bekannt machen können, folgen zu lassen, hat Karl Hillebrand in diesem dritten Bande in der dankenswerthesten Weise gelöst. Er weiß uns das innere Leben unserer mächtigen Nachbarn im Westen, Süden und Norden aufzuschließen und die Erkenntniß unserer eigenen Culturaufgaben bei uns zu fördern.

Literarisches Centralblatt. Nirgends mehr als in diesem dritten Bande hat uns das eigenartige Talent Hillebrand's mit Bewunderung erfüllt.

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.